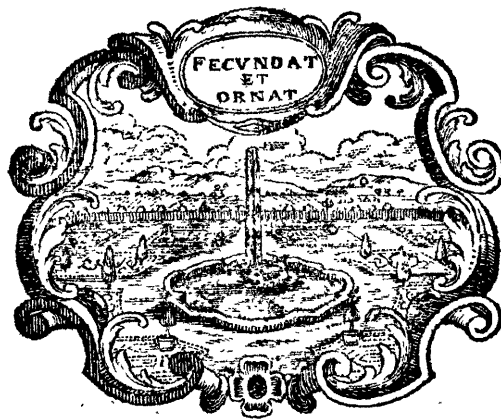


# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

Der erste Band  
auf das Jahr 1814.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1814

by unknown author

Göttingen; 1812

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

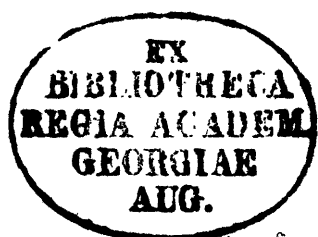
Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)





EX  
BIBLIOTHECA  
REGIA ACADEM  
GEORGIAE  
AUG.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

1. Stück.

Den 1. Januar 1814.

---

## Hamburg (Stockholm).

Sur le système continental et sur les rapports avec la Suède. 1813, au mois de Février. VI und 94 Seiten in Octav.

RARA TEMPORUM FELICITAS, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licet. Seit sieben langen Jahren ist uns in der That nicht vergönnt gewesen eine freye Stimme zu vernehmen über das Interesse der Staaten und der Europäischen Menschheit. Einseitig und nach den Absichten der einen Partey, mußten früher solche Gegenstände abgehandelt werden; nur die Sprecher der demahls herrschenden Macht wurden zur Rednerbühne zugelassen. Alles übrige schwieg und ward gezwungen seine Meinung zu verschließen in tief gepreßter Brust. Eine drohende Wache stand vor dem Heiligthum des Denkens; überall verbreitete Bedienten einer neuen Hermandad waren die Auspäher dieser geistigen Mauth.

Man verzeihe uns diese wenigen Worte des erleichterten Gefühls in einem Blatte, das für sich

H (1)

unparteyisch und streng = wissenschaftlich immer bleiben soll. Es war nicht in unserer Gewalt sie zurückzuhalten, bey der zu beginnenden Anzeige eines geistreichen, mit überraschender Freyheit geschriebenen Werkes, über die politisch - historische Lage der Gegenwart, oder dessen was noch vor wenigen Wochen unsere Gegenwart war, und so rasch vor unsern Augen verschwand! Die ewig denkwürdige Umwälzung, die wir jetzt erleben, kann nicht ohne Einfluß auf die Litteratur bleiben. Die intellectuelle Negsamkeit, der deutschen Nation zumahl, wird sich gewiß tausendfach offenbaren, und wenigstens einige gewichtvolle, nicht zu übersehende Schriften hervorbringen. England, Holland, Schweden, Italien, die französische Schweiz, u. a. werden uns in fremden Zungen uns beynahе fremd gewordene Meinungen und Thaten vortragen. Von dem allen sind wir schuldig, unserm Publicum Bericht abzustatten. Wo wird aber die Möglichkeit für uns seyn, für uns die wir auch in der Gegenwart leben, beständig mit der Kälte zu verfahren, die spätern Forschern gebührt? Nicht - Partey - nehmen ist meistens ein Unding in Zeiten, wo das Gute gegen das Böse, das Wahre gegen die Lüge, die Freyheit gegen die Unterdrückung im Kampfe begriffen sind. Bey solchen Gegensätzen, die keinen wirklichen Indifferenzpunct zulassen, ist Parteylosigkeit gar zu oft nichts anderes als das heuchlerische Vornehmthun eines lauen Indifferentismus. Leute dieser Denkungsart setzt Dante (Canto III.) in die Vorhalle zu seiner Hölle, mit denjenigen gefallenen Engeln die weder für, noch wider Gott in dem großen Kampfe waren. (*La setta de' cattivi a Dio spiacenti, et a nemici sui. Questi sciaurati, che non mai fur vivi.*) Darum, in einer Epoche wo alle Gemüther bewegt sind, sey es uns nicht

falsch gedeutet, und als eine Umlenkung in dem Tone dieser ruhig = bescheidenen Blätter angesehen, wenn hie und da, nach der individuellen Stimmung des einen oder des anderen unserer Mitarbeiter, eine scharf bestimmte Meinung, ein mit ungewöhnlicher Wärme vorgetragenes Gefühl etwan vorkommen sollte. Gegenwärtiges Werk ist frenlich ganz geeignet Veranlassung dazu zu geben. Es schildert mit rascher Uebersicht und lebendigen Zügen die Nachteile, welche das so genannte Continentalsystem, und die allgemeine Sperre des Außercontinental-Handels für alle Staaten des festen Landes von Europa hatte. Wir vernehmen hier nicht ohne Bewunderung, in reiner französischer Sprache, sachkundige Urtheile über Politik und Staatsöconomie von einem deutschen Schriftsteller (wie man behauptet), den wir bisher gewohnt waren, bloß in den Fächern der Poesie, Critik und Kunstphilosophie, unter großen Beyfall sprechen zu hören. Die beredte und witzige Vorrede hebt mit folgenden Worten an: "Les événemens marchent avec une telle rapidité, que dans le court espace de temps que j'ai mis à composer l'écrit qu'on va lire, l'Europe a changé de face." Dieß darf man nicht vergessen, wenn man das Buch selbst liest. Es ist alles darauf berechnet, den Druck fühlbar zu machen, der so eben noch auf ganz Europa lastete. Heute, da das verderbliche Unwesen verschwunden ist, und die Ermahnungen dawider nicht mehr so sehr Noth sind, liest man doch mit dem größten Interesse, was ein Mann von Geist und Muth vor bald einem Jahre darüber dachte und schrieb.

Nach einigen treffenden Betrachtungen über die damalige Lage der Dinge, sucht der Verf. zu beweisen (S. 5 - 14), daß der französische Kaiser

(den er durchgängig bloß durch seinen Familiennahmen bezeichnet) den Thron unter den günstigsten Verhältnissen errang, um ein Friedensstifter und Beglückter des Menschengeschlechts zu werden. Daß und wie er es nicht ward, entwickelt das folgende auf das bestimmteste und deutlichste, historisch, durch klare, oft überraschende Betrachtung des Geschehenen; und durch Entwicklung der Pläne sowohl als der Gemüthsart des so lange gefürchteten französischen Herrschers. Erst, wird der Bruch des Friedens von Amiens (May 1802) entschuldigt, durch die, mitten im Frieden, von Frankreich verübten Usurpationen, oder so genannten Vereinigungen von Piemont, Parma, Piacenza und der Insel Elba; durch die eigenmächtig verlängerte militärische Occupation der beiden Republiken, Holland und die Schweiz, wovon letztere selbst das Walliser Land gewaltsam von sich getrennt sehen mußte. Kampf zur See gegen Großbritannien, von Frankreich ohnmächtig geführt. Daher der negative Krieg gegen den brittischen Handel, und die gegen ihn verfügte Sperrung aller Europäischen Häfen, die unter französischer Nothmässigkeit standen. Die zwey berühmtesten Decrete von Mayland und Berlin wurden als bindende Gesetze für alle Staaten des festen Landes, als die neuen Grundlagen des europäischen Völkerrechts proclamirt. Doch war auf den Luneviller Friedensschluß (9. Febr. 1801) eine mehr als vierjährige Waffenruhe auf dem festen Lande gefolgt; eine Periode von Furcht und dumpfer Unterwürfigkeit, während welcher Frankreich ein neues Kaiserreich wird, und Alles sich dort zur Entwicklung innerer Kraft, und zur allgemeinen Vermahnung der Welt organisirt und bereitet. Unterdess geschehen Neuerungen der furchtbarsten Art. Das

neutrale Hannover wird von französischen Truppen besetzt (Jun. 1803); der junge und edle Herzog von Enghien wird (März 1804) auf dem befreundeten badischen Boden, wo er, selbst mit Garantie und Erlaubniß von Frankreich, lebte, verrätherisch aufgehoben, nach Vincennes geschleppt und ermordet. (Hierbey wird eine herzerhebende Anekdote erzählt von dem menschenfreundlichen Helden, dem jetzigen Kronprinzen von Schweden, der, fünf Jahre früher Kriegsminister in Paris war, als sich derselbe Herzog von Enghien, verkleidet, bis dahin gewagt hatte, sich dem erwähnten Helden anvertraute, der das Geheimniß des bedrängten Enkels des Großen Condé treu bewahrte, und ihm Zeit und Wink zur Rettung gab. Welch eine Zusammenstellung!) Endlich, die neue italienische Krone, das Verschlingen der zwey alten Freestaaten Lucca und Genua; und dann, Krieg gegen das tiefgefränkte Oesterreich, 1805! Von diesem verderblichen Kriege an, wo man Deutsche, durch die gräulichsten Ränke verblindet, deutsches Blut für fremde Herrschsucht vergießen sah, sind die von nun an so beklagungswerthen Begebenheiten der neuern Geschichte allen unsern Mitlebenden so bekannt, daß die trockne Aufzählung derselben ein nutzloses Geschäft hier wäre. Das Unglücks-Jahr 1806 erschüttert Deutschland in seinem Grundsystem, und scheint es auf ewig auflösen zu wollen. (Doch lebte der deutsche Geist unter dem Schutte; er schlummerte nur sieben Jahre. Eben so hatte der Spanische Geist geschlummert, bis eine freche Treulosigkeit an seinem Königshause ihn gewaltsam weckte.) Ueberhaupt, wie der Verf. sehr scharfsinnig bemerkt, wußte Frankreich die Friedenszeiten immer schicklicher noch zu Eroberungen zu benutzen,

als selbst den Krieg. Darum heißt es: "Nous ne faisons pas ici l'histoire des guerres de N., nous esquissions plutôt celle de ses paix." Nach den blutigsten Kriegen wurden schimpfliche Tractate eingegangen, die das schreyende Unrecht gleichsam rechtmäßig machten, und die Ueberwundenen sogar außer Stand setzten, gegen neues Unrecht Einspruch zu thun. "Entre - autres inconvénients qu'entraînaient les paix par lesquelles on reconnaissait la légitimité des nouvelles autorités françaises, on s'était mis presque dans l'impossibilité de faire de bons manifestes. Les plumes aussi - bien que les épées étaient émoussées par le souvenir d'une soumission trop facile aux circonstances." Und so stand denn wirklich Europa in seiner tiefsten Erniedrigung, beherrscht überall von Frankreich, das nun sein unmittelbares, ungeheuer - gestaltetes Territorium von der Ostsee bis Rom erstreckte. Was das Völkerrecht in diesem chaotischen Staatenbunde war, ist oben bemerkt worden; was das politische Recht der mit Frankreich verbündeten Fürsten war, enthalten die an den jungen Groß - Herzog von Berg gerichteten Worte: merkwürdige, fattsam bekannte Worte, die aber nicht genug beherzigt werden können, und welche die künftige Geschichte sorgsam aufbewahren muß: "Souvenez - vous toujours que vos premiers devoirs sont envers MOI, les seconds envers la France, les troisièmes envers le peuple confié à votre gouvernement." Ein solcher Uebermuth, von einer wirklichen Uebermacht unterstützt, mußte selbst Hand daran legen, um seinen Untergang zu bereiten. Bis 1812 hatte der französische Kaiser Rußland nur als Hülfsmacht, und außer seinen Grenzen kennen gelernt. Nun faßte er den Ent-

schluß das riesenhafte Rußland selbst in seinem furchtbaren Inneren anzugreifen: und da war sein Ziel; da fand er sein Verderben. Prophetisch scheint der französische Dichter Racine, in seinem Trauer- und Heldenspiel Alexander, gesprochen zu haben, in folgendem Distichon:

“Mais un Roi l'attendait au bout de  
l'univers,  
Par qui le monde entier a vû briser ses  
fers.”

Nun läßt der Verfasser den historischen Faden sinken, und beleuchtet, Seite 53 – 70, den seit mehr als sieben Jahren zum Wahlspruch der französischen Regierung gewordenen Satz von der *Freiheit der Meere*. Mit treffenden Gründen zeigt der Verfasser die Wichtigkeit und Verkehrt- heit dieses politischen Phantoms. Das friedliche Joch der Handelsbetriebsamkeit tragen alle Völker gern, bis sie durch eigene Geschicklichkeit das Gleichgewicht auch hierin herzustellen wissen, welches ohne Schwertschlag geschieht. — Dann noch etwas schön gedachtes und gesagtes, über die Nachteile der politischen Verbindung mit Frankreich in diesen letzten Zeiten bis S. 74, wo endlich eine gedrängte Inhaltsdarstellung steht, die vielleicht für sich allein eine hinreichende Recension des Werks abgibt: “Résumons. Les suites infaillibles du système continental pour chaque état qui s'y livre, sont: la ruine du commerce et de l'industrie; des impôts accablans; le renversement de toutes les formes constitutionnelles; des guerres interminables pour le compte d'autrui, aussi dispendieuses que meurtrières; des armées devenues étrangères à leur patrie, et toutes prêtes à tourner leurs armes contre leurs concitoyens;



des princes incapables de protéger leurs sujets, doués d'un pouvoir sans bornes pour les opprimer, et tremblant à leur tour devant le maître; enfin au milieu de la terreur, de la misère, de l'ignominie, l'obligation d'ériger des arcs de triomphe, et de chanter les hymnes de l'adulation."

Die letzten zwanzig Seiten sind der Prüfung der Verhältnisse zwischen Schweden und Frankreich gewidmet. Es galt ehemals als ein politisches Axiom, daß "Frankreich der natürliche Bundesgenosse von Schweden wäre." Mit großem Rechte macht der Verf. dagegen aufmerksam, daß es heute durchaus nicht mehr gelten kann, da die ehemalige Lage der Welt verschwunden ist, und es nicht mehr dasselbe Europa, nicht mehr dasselbe Frankreich, noch dasselbe Schweden ist. Die Staaten, die Grenzen, die Interesse, alles ist verändert und verrückt. Das alte Frankreich bezahlte Schweden Subsidien; das neue fordert Brandschatzungen, u. s. w. — u. s. w. Schon der Canzler Bened. Oxenstierna hat in einem besondern Mémoire, 1692, die Verbindung Schwedens mit Frankreich abgerathen. (Man sehe gedachtes Mémoire in dem Werke: Recherches sur les alliances entre la France et la Suède" von Rouffet. 1745). Bey dieser Gelegenheit, wird das Verfahren der dänischen Regierung gerügt, um die Ansprüche Schwedens auf Norwegen geltend zu machen; welches an ein anderes Werk desselben Verfassers erinnert, worin diese Streitfrage weiter ausgeführt wird: Betrachtungen über die Politik der dänischen Regierung, von einem Deutschen. Im Jun. 1813. 40 Seiten in Octav. Auch seitdem mehrmahls wieder gedruckt.

---

9

**Göttingische  
gelehrte Anzeigen**  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

2. Stück.

Den 1. Januar 1814.

---

London.

Ben Black, Parry und Comp. *The Ramayana of Valmeeki*, translated from the *Original Sungskrit*, with explanatory notes, by *William Carey and Joshua Marshman*. Vol. I. containing the *first book*. 1808. 449 Seiten in Octav. (Wird verkauft zum Besten der Baptist Missionary Society.)

Durch den langen Umweg über Frankreich, den die Umstände vor der Wiederherstellung der glücklichen Verhältnisse nothwendig machten, ist dieses merkwürdige Buch ein wenig spät zu uns gekommen. Wahrscheinlich ist es, um derselben Ursache willen, in Deutschland noch fast unbekannt. Wir machen uns also um so mehr zur Pflicht, durch eine ausführliche Anzeige das Unfrige beizutragen, daß es bekannter werde, da seit geraumer Zeit die noch immer dürftige Kenntniß der bewundernswürdigen Sanscrit-Litteratur in Europa keinen so ausgezeichneten Zuwachs erhalten hat, als durch diese Uebersetzung eines der berühmtesten indischen Heldengedichte. Wir wollen zuerst unsern Lesern

B (1)

aus der Vorrede die Nachrichten von der Entstehung dieser Uebersetzung mittheilen, dann den Inhalt des Gedichts darlegen und den Geist desselben zu bezeichnen suchen, und endlich auch Etwas zur Beantwortung der Frage mitnehmen: wie viel, oder wenig, unsre Kenntniß der alten indischen Mythologie und Geschichte durch die Bekanntschaft mit diesem Werke gewinnt?

Der verstorbene Präsident der asiatischen Societät zu Calcutta, Sir John Anstruther, hatte den trefflichen Gedanken, die Errichtung einer besondern Committee zu bewirken, die sich zum Geschäft machen sollte, die Uebersetzung der merkwürdigsten Schriften aus der Sanscrit-Litteratur in das Englische durch sprach- und sachkundige Männer nach einem verständigen Plane anzuordnen und zu leiten. Er wandte sich deshalb an die Gesellschaft der Missionäre zu Seramgore, aus deren Mitgliedern die Uebersetzer gewählt werden sollten. Die ernannte Committee von Mitgliedern der asiatischen Gesellschaft und des Collegiums zu Fort-William sollte die Wahl der zu übersetzenden Werke treffen. Ein Circularschreiben an mehrere gelehrte Gesellschaften in Europa gab dem Unternehmen die nöthige Celebrität. Die ganze Anstalt kam glücklich zu Stande. Zur Bestreitung der erforderlichen Kosten, zur Anschaffung der Handschriften und zur Entschädigung der Uebersetzer, wurden monatlich dreihundert Rupien ausgezahlt. Unter den zur Uebersetzung bestimmten indischen Schriften fiel die Wahl zuerst auf das vor uns liegende epische Gedicht, das von allen gelehrten Bekennern der brahmanischen Religion als eines der ersten Meisterwerke der alten indischen Dichtkunst gepriesen wurde, und noch jetzt als eines der heiligen Bücher der Nation verehrt wird. Die auf dem Titel ge-

nannten Uebersetzer, Carey und Marshman, versichern, daß sie sich bemüht haben, so weit es die Verschiedenheit der Sprachen irgend erlaubte; das indische Original ganz unverändert, und ohne Rücksicht auf die besondern Forderungen des europäischen Geschmacks, in seiner ganzen echt asiatischen Originalität wieder zu geben. Da hätten wir also endlich einmahl wieder ein indisches Buch, gegen dessen Echtheit kein vernünftiger Zweifel erhoben werden kann. Welche Schätze sind auf diesem Wege noch zu erwarten!

Ein Beweis der Ehrlichkeit, mit der die Uebersetzer zu Werke gegangen sind, findet sich in ihrer Arbeit selbst. Sie sind, was sich an der Leine so gut, als am Ganges, bemerken läßt, auf ein Manuscript gerathen, dem zu Anfang allerley angeheftet ist, das zum Gedichte selbst offenbar nicht gehört, aber doch, als ob es dazu gehörte, in die ersten Abtheilungen des Gedichts aufgenommen ist. Nach der Uebersetzung, also ohne Zweifel auch nach dem Manuscript, aus welchem übersetzt wurde, fängt das Kamayuna, das Lied von Rama, einem der berühmtesten Helden der mythischen Vorzeit der Indier, gedichtet von Valmiki (Balmeeki), da an, wo hier die erste Abtheilung des ersten Buchs bezeichnet ist. Aber diese erste Abtheilung sowohl, als die zweite, dritte, vierte, und noch der Anfang der fünften, enthalten nichts als Vorworte und Inhaltsanzeigen, allem Ansehen nach von mehreren Verfassern, unter denen der Dichter Valmiki selbst nicht ist. Man könnte diese ersten Abtheilungen Präliminargefänge nennen; denn sie sind wenigstens zum Theil wahrhaft poetischer Natur und ohne Zweifel auch in Versen geschrieben. Großen Theils verkündigen sie das Lob des Dichters Valmiki. Sie erzählen poetisch die Ent-

Aufhebung des Ramayana. Aber einen ganz andern Ton und Schwung nimmt die Sprache auch in der Uebersetzung da, wo in der fünften Abtheilung das wirkliche Gedicht Ramayana anfängt. Daß wir uns hier nicht irren, bezeugen die klaren Worte zum Beschlusse der Abtheilung, die als die fünfte überschrieben ist; denn da heißt es ausdrücklich: *The end of the first section of the first book containing the Ramayana*; und doch ist die folgende Abtheilung, fortlaufend mit den vorhergehenden, in der Ueberschrift, als die sechste bezeichnet. In einer Anmerkung sagen die Herausgeber selbst, daß die Abtheilungen in den indischen Manuscripten sehr von einander abweichen. Wir würden uns bey dieser geringfügigen Verwirrung der Abtheilungen nicht aufgehalten haben, wenn sie nicht zum Beweise diene, daß die Uebersetzer aus dem Gedichte nichts machen wollten, und daß sie ihr indisches Manuscript treulich übersehten, wie es vor ihnen lag. Aber die eben genannten Präliminalgesänge haben jetzt, da wir nur das erste Buch der Uebersetzung in diesem Bande vor uns haben, noch den besondern Werth für uns, daß sie uns, wenn auch nur in einem sehr unvollkommenen Abrisse, den Inhalt und Umfang des ganzen großen Gedichts kennen lehren, das aus sieben Kanda's oder Büchern besteht, deren jedes wieder in Abtheilungen oder Gesänge zerfällt. Das Ganze umfaßt sechshundert und zwanzig solcher Abtheilungen oder Gesänge in vier und zwanzig tausend Versen (Zeilen, oder Strophen?). Vielleicht haben diese Summen eine Beziehung auf die bekannte Zahlenmystik der Indier. Doch darüber geben die Anmerkungen keine Auskunft. Ein trockner Auszug aus der Inhaltsanzeige, die sich in den Präliminalgesängen findet, würde den Lesern unserer Blät-

der kaum einen oberflächlichen Begriff von der Composition des Ganzen geben können. Wir wollen also lieber, jener Inhaltsanzeige gemäß, das epische Thema des Ramayana zuerst nur seinem Stoffe nach bezeichnen. Rama, der Held, von dem das Gedicht den Namen hat, ist einer der fabelhaften indischen Heroen aus den Zeiten, da die Götter noch zu den Sterblichen herabstiegen. Der Dichter Valmiki gehört demselben Zeitalter an. Damahls dauerten, nach der Dichtung, der urälte Kampf der guten Götter mit den bösen Dämonen und Ungeheuern der indischen Fabelwelt, und die Verwandlungen des Gottes Wischnu sichtbar auf Erden noch fort. Aber Brahma's Reich des Guten auf der Erde war doch durch die himmlische Gesetzgebung längst begründet. Die indischen Staaten, nach dem brahmanischen Glaubenssystem geordnet, waren da. Nur gab es unter den Menschen Helden, Weise und Heilige, wie es schon lange keine mehr gibt. Wo gute Fürsten herrschten, da war ein irdisches Paradies, ein goldnes Zeitalter, so vollkommen, wie keine Dichterphantasie im Abendlande es jemahls idealisirt hat. Damahls wurde, durch eine der Verwandlungen Wischnu's in menschliche Gestalt, aus einem der frömmsten und mächtigsten Fürstenhäuser der Held Rama geboren, mitten unter den Segnungen eines irdischen Paradieses. Von feindseligen überirdischen Mächten verfolgt, macht Wischnu, als Rama, die ganze Schute eines strengen Schicksals durch, bis er endlich, nach ungeheuren Thaten und Wundern; über alle Hindernisse triumphirt, ein überirdisches Reich der Finsterniß zerstört, und das väterliche Reich auf Erden im vollen Glanze des goldenen Zeitalters wieder herstellt. Der Plan des Gedichtes im Allgemeinen

ist also groß und episch genug. Aber die Ausführung dieser Idee und die ganze Composition des Gedichts haben mit der Regeln der strengeren Kunst nach den europäischen Begriffen, die von dem griechischen Epos abstrahirt sind, wenig gemein. Im asiatischen Geschmacke fängt das Gedicht nicht einmahl mit der Geburt des Helden an; es geht weit zurück zu den merkwürdigsten Begebenheiten, die sich schon vorher im väterlichen Hause und in der Geisterwelt ereigneten, wo gewaltige Anstalten, die feindseligen überirdischen Mächte zu überwinden, nöthig waren, damit der Held für's Erste nur geboren werden konnte. Dann greift die Erzählung immer weiter um sich. Auf ihrem langen Wege nimmt sie alles mit, was dem Dichter interessant und würdig schien, die Phantasie und das Gemüth religiös und ästhetisch zu fesseln. Doch bleibt dem Ganzen immer in dieser fast undurchdringlichen Mannigfaltigkeit eine unverkennbare epische Einheit. So weit läßt sich, nach der ziemlich umständlichen, aber nicht sehr klaren Inhaltsanzeige urtheilen, die in den Präliminaranfängen enthalten ist. Ferner lernen wir aus diesen Anfängen die fabelhaften Sagen von der Entstehung des Gedichts und von seinen ästhetischen und moralischen Wirkungen kennen. Der Dichter, Weise und Heilige, Balmiki, in dessen Lobe die poetischen Vorredner unerschöpflich sind, fühlt sich begeistert, das Leben eines der vollkommensten Fürsten und Helden zu besingen. Narada, ein überirdisches Wesen, nennt ihm den Rama, gibt ihm eine kurze Nachricht von dessen Lebensgeschichte, und kehrt darauf zum Himmel zurück. Da erblickt der Dichter zwey Vögel, ein Pärchen, von denen einer, mitten im Genusse der Liebesfreuden, vom Pfeile eines Jägers getroffen wird. Dieser An-

Blick erfüllt ihn mit einem Schmerze, der sich plötzlich in einem höchst melodischen Verse ausdrückt. Erfreut über diesen, das tiefe Gefühl und das Talent des Dichters bezeugenden Ausruf, steigt Rama selbst vom Himmel herab, und gibt dem Valmiki Anleitung, die Thaten Rama's in derselben Versart zu besingen, in der er unwillkürlich das Schicksal des getödteten Vögelchens beklagt hat. Ueber diese, das indische Ohr bezaubernde Versart erhalten wir aber in den Anmerkungen nicht die gewünschte Nachricht. Auf das Characteristisch Indische der Erzählung von dieser Entstehung des Gedichts haben wir wohl nicht nöthig aufmerksam zu machen. Sie harmonirt mit dem Ansehen von Heiligkeit, in der das Ramayuna bey den Indiern steht. Um dieser Heiligkeit willen wird es seit uralter Zeit in feyerlichen Versammlungen, nach bestimmten Vorschriften, von einem Braminen vorgelesen. Rama selbst, fügt die Sage hinzu, stieg ein Mal, nachdem er schon verklärt worden, mit den Seintgen vom Himmel herab, um auf diese Art das Lob seiner Tugenden und Thaten vorlesen zu hören. Und wer, heißt es, dieses göttliche Gedicht mit der nöthigen Empfänglichkeit vernimmt, der wird dadurch so veredelt und befeeligt, daß keine Tugend und kein frommer Lebensgenuß ihm fremd bleibt. Mehr konnten wohl die poetischen Vorredner zur Verherrlichung des Valmiki nicht sagen.

Vergleichen wir nun diese enthusiastischen Lobpreisungen des Ramayuna mit dem Gedichte selbst, so weit es uns in diesem ersten Bande der Uebersetzung aufgethan ist, so kann freylich die europäische Critik sich nicht ganz so, wie die indische, darüber vernehmen lassen. Dieß beweiset nur im Allgemeinen wenig gegen die Vortrefflichkeit des



Gedichts, da uns Europäern alle die feineren Beziehungen einer indischen Dichtung auf den indischen Religionsglauben fremd sind, und überdieß der Reiz der metrischen Sprache in einer Uebersetzung, wie die vor uns liegende, verloren geht. Darum soll auch unser Urtheil dem der Leser nicht vorgreifen. Ueber die moralische Kraft des Ramayuna möchte sich die europäische Critik mit der indischen wohl zum Theil, aber nur unvollkommen, verstehen. Denn wirklich athmet das Gedicht ein reines und schönes moralisches Gefühl, aber ganz nach indischen Religionsbegriffen. Daher wird auch unter den Tugenden der Fürsten immer mit besonderer Emphase die Demuth gepriesen, mit der sie die Braminen ehren und bey jeder Gelegenheit zu Rathe ziehen, und die Freygebigkeit, mit der sie diese Priester und Glaubenslehrer beschenken. Auch die schwärmerische Moral der Büßer in den Wüsten findet in dem Ramayuna ein laut tönendes Organ. Die häufigen Wiederholungen einer und derselben Art von moralischen Aussprüchen und Lobpreisungen von Tugenden verstärken gerade nicht die ästhetische Wirkung des Gedichts. Dennoch reißt es selbst durch diese, wie durch andere monotone Partien unser Interesse hin. Es versetzt uns in eine Welt, wo wir, wenn auch nicht gerade einheimisch werden möchten, doch in ununterbrochener Bewunderung gern verweilen. Schon die sinnreiche Composition ergreift uns, wenigstens in diesem ersten Buche, mit einer solchen poetischen Kraft, daß man das Werk ein Gedicht im eminentesten Sinne nennen müßte, auch wenn die Ausführung weniger den epischen Ideen entspräche. Deswegen glauben wir den Inhalt dieses ersten Buchs noch genauer anzeigen zu müssen.

Daß das ganze Gedicht eine Art von indischer *Messias* ist, wenn wir uns diesen Ausdruck erlauben dürfen, offenbart sich nicht soaleich beim Anfange der Erzählung. Es eröffnet sich mit einer mahlerischen Beschreibung der prächtigen Stadt *Udhya* im alten Königreiche *Koschula* an den Ufern des Flusses *Surunoo*. In dieser Stadt, die von *Munoo* (dem bekannten Gesetzgeber, sonst *Menu* genannt) selbst erbauet ist, herrscht der fromme und weise König *Duscha-rutha*, dem zur Vollendung der irdischen und himmlischen Freuden seines Lebens nichts weiter fehlt, als ein Sohn. Er theilt sein Verlangen, diese Lücke in seinem Glück ausgefüllt zu sehen, seinen verehrten *Draminen* mit, die um so weniger bezweifeln, daß die Götter seine Bitte erhören werden, da sein Reich schon ein irdisches Paradies ist, wo alle Tugenden geübt werden, alle Laster unbekannt sind, und jeder Sterbliche ein Alter von wenigstens tausend Jahren erreicht. Der fromme König selbst ist gegen neuntausend Jahre alt. Seine, unter diesen Umständen bedenkliche Hoffnung erhält einen neuen Schwung durch eine alte Prophezeiung, die ihm einer der Weisen an seinem Hofe mittheilt. Durch diese Prophezeiung wird kunstreich ein anderer Faden der Begebenheiten, die das epische Ganze bilden, an das vorher Erzählte angeknüpft. Es entdeckt sich, daß der König eine geliebte Tochter, die schöne *Schanta*, abgetreten hat an einen andern frommen Fürsten, für dessen Tochter sie allgemein gehalten wird. Wir erfahren weiter, daß diese schöne *Schanta* das Mittel werden muß, das Reich des Fürsten, der sie an Kindes Statt angenommen hat, von einer Alles verderbenden Dürre zu befreien, indem sie an einen jungen Heiligen vermählt wird, der, mit allen sinnlichen Lüste

unbekannt, in einem Walde hauset. Sehr anziehend ist die Beschreibung der Art, wie dieser junge Heilige durch verkleidete üppige Mädchen seiner Einsiedelei entlockt, und dem königlichen Hofe zugeführt wird. Nun bringt weiter die mythische Verkettung der Begebenheiten mit sich, daß eben dieser junge Mann, jetzt ein Prinz, als Vermählter der schönen Schanta zurückgeführt werden muß an den Hof des wirklichen Vaters seiner Gemahlinn. Anders, als durch die Mitwirkung dieses Prinzen, konnte das Wunder der Geburt des Rama nicht bewirkt werden. Dieses Wunder, von welchem aber der König Duscha-rutha selbst nichts ahndet, zur Vollendung zu bringen, werden lange und erstaunliche Anstalten erfordert. Die Hauptsache dabey sind zwey der feyerlichsten und schwierigsten Opfer, die den indischen Göttern gebracht werden können. Man kann denken, wie umständlich und pünctlich sie hier beschreiben sind; denn wenn dabey nur die geringste Kleinigkeit versehen wäre, hätte, nach dem indischen Aberglauben, das Opfer nicht den gewünschten Erfolg haben können. Die Anstalten dazu nehmen mehrere Jahre weg, so daß also die Geschichte hier sehr langsam vorrückt. Zur Feyer des Opfers werden Fürsten und Braminen weit aus der Ferne eingeladen. Nach indischen Begriffen erhält dieses Opfer die höchste, an das Furchtbare gränzende Feyerlichkeit noch dadurch, daß es zu den wenigen blutigen Opfern gehört, die der indische Cultus nur bey außerordentlichen Gelegenheiten zuläßt. Ein geweihtes Pferd ist unter den Opfertieren hier von entscheidender Bedeutung. Und doch muß einige Zeit nachher noch ein anderes feyerliches Opfer von dem jungen Heiligen selbst, der mit des Königs Tochter vermählt ist, den höchsten Göttern gebracht

werden, bis endlich das große Mysterium sich entwickelt. Nun versetzt uns der Dichter in den Himmel. Die höchsten Götter, unter ihnen Brahma und Wischnu, kommen zusammen. Wischnu wird gebeten, das Geisterreich und die Erde von den gewaltigen, an Macht den Göttern gleichen, und überall Unheil stiftenden Dämonen zu befreien, die hier die Rakichus oder Kulsichus genannt werden, deren Oberhaupt Navuna heißt. Kein Gott oder guter Dämon konnte diesen unseeligen Störern des himmlischen Friedens etwas anhaben, weil ihre Gewalt sich auf ein Versprechen der Unverletzbarkeit gründete, das sie von den Göttern selbst erhalten hatten. Ein Mensch mußte es sehn, der dieses Reich der Finsterniß überwältigte, weil bey der Aufzählung der Wesen, gegen die sich die Rakichus Unverletzbarkeit erworben hatten, an den Menschen, als eine harmlose Kleinigkeit, nicht gedacht war. Wischnu beschließt also, zur Erreichung des großen Zwecks menschliche Natur anzunehmen, und dadurch zugleich das Gebet des frommen Königs Duscha-rutha zu erhören. Aber in den Körper eines einzigen Menschen will er nicht übergehen. Er läßt also sein göttliches Wesen in vier Theile sich zerlegen. Die vier Theile emaniren in einen Wundertrank, den ein Gott, der auf dem Opferaltare majestätisch erscheint, dem Heiligen überreicht. Die Frauen des alten Königs nehmen diesen Trank ein, und werden schwanger. Diejenige, die die erste Portion getrunken, gebiert den Rama, eine andere den Lulschmuna, und eine dritte die Zwillinge Schuroogna und Whuruta. So kommt, in der funfzehnten Abtheilung des ersten Buchs, der Held des Gedichts endlich an das Tageslicht. Hier erwartet nun die europäische Critik einen rascheren Fortgang der Be-

gebenheiten. Aber die Erzählung rückt nur als Biographie sehr schnell vor, indem sie von der Erziehung des Wunderprinzen fast gar nichts meldet. Dagegen wird schon in der sechszehnten Abtheilung eine andere, nach unsern Begriffen höchst seltsame Wundergeschichte mitgetheilt, deren Beziehung auf die Thaten des Rama man an dieser Stelle noch nicht einseht. Die Rede ist von dem Reiche der fabelhaften Affen, in welche sogleich nach der Entstehung des Rama eine ungeheure Anzahl von Göttern emaniren mußten, um dem Rama behülflich zu seyn, das Reich der bösen Rakshus zu zerstören. Die indische Phantasie nimmt an diesen Göttern in Affengestalt und ihrem Oberhaupte, dem großen Affengotte Hanuman, bekanntlich kein Aergerniß. Welchen Nutzen sie aber dem Rama leisten, werden wir, laut der Inhaltsanzeige in den ersten Gesängen, erst durch die folgenden Bände genauer erfahren. Unter dessen ist der Held Rama in der folgenden Abtheilung schon sechszehn Jahre alt geworden, und zu großen Thaten reif. Ein sehr ehrwürdiger, weiser und heiliger Bramine, Wischwa-Mitra kommt zu dem Könige Duscha-rutha, beklagt sich über die Unthaten der Rakshus, und bittet den König, ihm den jungen Rama anzuvertrauen, der von Himmel bestimmt sey, die Rakshus zu überwinden. Anfangs kann sich der König nicht entschließen, seinen Liebling zu missen. Die Stelle, wo seine väterliche Zärtlichkeit bey dieser Gelegenheit sich ausdrückt, ist voll rührender Schönheit. Er muß nachgeben, weil ihn der Bramine mit dem schweren Dorne des Himmels bedroht. Unter der Führung dieses Braminen Wischwa-Mitra, der bis zu Ende des Bandes als eine Hauptperson erscheint, tritt nun der junge Held seine abenteuerliche Reise an.

Sein Bruder und zum Viertel verkörperter Mithrasgott Lufschmuna begleitet ihn. Aber hier dürfen wir in unsern Blättern nicht beide wandernde Brüder durch alle Abenteuer, die sie selbst erleben, und noch weniger durch die vielen Wundergeschichten, die ihnen unterwegs erzählt werden, Schritt vor Schritt begleiten. Durch die Menge der eingewebten Erzählungen, die den größten Theil der folgenden Abschnitte einnehmen, wird, nach den Grundsätzen der europäischen Critik, das epische Interesse sehr geschwächt. Nach indischen Begriffen ist dabey wenig verloren, da alle diese Geschichten in einen und denselben Mythencycclus gehören, den das große Gedicht, als Religionsbuch, erschöpfen zu sollen scheint. Die einzige Heldenthat, die der junge Rama in diesem Bande noch selbst vollbringt, ist die wunderbare Erlegung des weiblichen Dämons Laruka, eines gewaltigen Ungeheuers aus dem Geschlechte der Rakshus. Hierauf werden die wandernden Brüder durch die Besorgung ihres Führers mit Wunderwaffen ausgestattet, die hier mit ihren mythischen Nahmen genannt werden. Sie gehen nun größeren Thaten entgegen, auf die sich die vielen nun folgenden episodischen Erzählungen vielleicht voraus beziehen. Alle diese Erzählungen, die eine Menge von Specialien aus der indischen Mythologie enthalten, werden veranlaßt durch die merkwürdigen Gegenden, welche von den wandernden Heldenjünglingen und ihrem Führer berührt werden, oder durch die merkwürdigen Gegenstände, die ihnen in's Auge fallen, und durch die Personen, bey denen sie eintreten. Unter diesen Personen ist denn auch der König Junuka, der sich im Besitze eines ungeheuren Bogens befindet, der durch keine menschliche Kraft gespannt werden kann. Rudra selbst (sonst auch Rudr genannt, oder Schima) der furchtbare Ver-

nichtungsgott, hatte ein Mahl im Kampfe mit andern Göttern diesen Bogen gebraucht. Der König, in dessen Besitz der Bogen gerathen, hat ihn demjenigen angelobt, der ihn zu spannen vermögend seyn wird. Eben dieser Stärke soll ein Wundermädchen, die schöne Seeta, die von Pflügeru in der Erde gefunden und von dem Könige als Tochter angenommen worden, zur Gattinn erhalten. Bey dieser Gelegenheit eine Probe von den indischen Hyperbeln, die im Ramayuna häufig vorkommen. So schwer ist der Bogen, daß achthundert große und starke Männer nöthig sind, um den achträdri gen Kasten, in welchen er liegt, herbeizuschaffen. Rama hebt ihn, zu nicht geringer Verwunderung der Zuschauer, mit Einer Hand auf, und spannt ihn mit solcher Kraft, daß der Bogen mitten durch bricht, mit einem Krachen, als ob ein Gebirge einstürzte. So kommt der göttliche Jüngling zu einer Gattinn, deren wunderbare Geburt aus der Erde sichtbar auf eine überirdische Abkunft hindeutet. Boten eilen nun mit der frohen Nachricht zu dem alten Duscharutha, Rama's irdischem Vater. Ein großes Hochzeitsfest wird veranstaltet. Lufschmuna, Rama's Bruder, erhält eine zweyte Tochter des Junuka zur Gemahlinn. Dann folgt ein Stammregister, hierauf die Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten, und zuletzt die Veranstaltungen, den jungen Rama auf den Thron seines Vaters zu erheben. So weit führen uns die vier und sechzig Abtheilungen, aus denen das erste Buch des Gedichts besteht. Aber erst mit dem folgenden Buche fängt, wie die Inhaltsanzeige beurkunden, die Reihe der unverschuldeten Leiden und der wichtigsten Thaten des Rama an. Wir werden nicht verfehlen, sobald wir den folgenden Band erhalten, ihn anzuzeigen. Eine ausführliche Darlegung des Inhalts war aber.

nur bey der Anzeige des ersten Bandes nöthig, um unsern Lesern eine nicht gar zu dürftige Ansicht von einer so seltenen Erscheinung zu geben, wie ein indisches Heldengedicht in Europa ist. Einige Bemerkungen über die in diesem Buche enthaltenen neuen Beyträge zu unsrer Kenntniß der indischen Mythologie und Geschichte legen wir zurück für eines der nächstfolgenden Blätter.

### Leipzig und Züllichau.

Den Darmmann: Joh. Christ. Fr. Meisters Königl. Preuß. Criminalraths und öffentl. ordentl. Lehrers der Rechte (zu Breslau) Letzte Studien über Aulus Persius Flaccus. 1812. XVI und 112 Seiten in Octav.

Die vorigen drey Schriften des Verf. über den Persius sind in diesen Blättern zu ihrer Zeit mit dem verdienten Beyfalle angezeigt worden, und wenn wir uns freuen, wiederum ein Werkchen desselben, eben so gelehrten als scharfsinnigen und menschenfreundlichen, Verfassers ankündigen zu können, so bedauern wir zugleich, daß dieß das letzte listerische Opfer seyn soll, das er den Manen seines lieben Persius zu bringen denkt. Persius, dieser tugendhafte hochherzige Persius, von dem noch so viele Leser mit dem heiligen Hieronymus denken, si non vis intelligi, non debes legi, wird, wenn den Verklärten noch eine Theilnahme an dem bleibt, was hier vorgeht, gewiß mit Betrübniß den Entschluß des Verf. vernehmen, daß er mit diesen letzten Studien seine geistvollen Erläuterungen beschließe. Doch wir hoffen, daß es ihm damit nicht ganz Ernst sey, da er, wiewohl bedingungsweise, noch Hoffnung zu einer Ausgabe des Dichters macht. Hierzu ermuntern wir ihn angelegentlich, auch wenn H. Passow seine Arbeit fortsetzen sollte. Persius verdiente es wohl, daß zwey genialische Köpfe sich



feiner, wenn auch zu gleicher Zeit, annehmen: er wird immer dabey gewinnen, am meisten seine Leser, denen es ein wahrer Ernst ist, diesen strengen Geiseler des Lasters aus Nero's Zeit gehörig kennen zu lernen und zu verstehen. Die schlichte profaische Uebersetzung nebst einem fortlaufenden Commentare, die er in diesem Falle verspricht, wird uns sehr willkommen seyn. Eben so gern wird das Publicum von ihm den Commentar über die bekannte Lucretiussche Schilderung der Seuche zu Athen, und die Vorlesung über die Topica von Cicero, womit er sich beschäftigt, aufnehmen. Diese letzten Studien haben uns vieles Vergnügen gemacht. Sie sind gelehrt, wohlwollend und menschenkenntlich abgefaßt.

1. Der wahre Sinn des authentischen Urtheils eines Aulus Persius Flaccus über sich selbst. Sat. 1, 12. *Cachinno* nimmt er für das *verbum*, ich lache wild und sarcastisch. Ohne Zweifel richtig. Er übersezt die Stelle: ich bin von stets und heftig gereizter Milz: ergieße mich unwillkürlich in Sarcasmen. Unwillkürlich liegt nicht in *cachinno*. (Bey Isidor. hispal. Origg. XI, 1, ist wohl *quem quidem*, nicht *quidam* zu lesen.)
2. Ueber das große Talent eines Aul. Persius Flac. den Darstellungen der Charaktere, Leben und Individualität mitzutheilen. S. 30-43. Wir unterschreiben diese Ausführung gern.
3. Beweis, daß die vierte Satire allerdings auf den Kaiser Nero bezogen werden muß. S. 44-81. Gegen diesen Beweis ist schwerlich etwas Bedeutendes anzuführen. Die ersten fünf Jahre des Nero erscheinen hier ziemlich verdächtig.
4. Mancherley Anmerkungen, oder mit den Worten des Verf. eine Reihe *Subseciv*: Anmerkungen wie sie "REPETITA PRAELECTIO" meines Persius in mir veranlaßt hat. Auch diese haben unsern ungetheilten Beyfall.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

Den 3. Januar 1814.

Göttingen.

Wir haben noch die Anzeige einer kleinen vom Prof. Gauß am 10. September des vorigen Jahrs der königl. Societät überreichten Abhandlung nachzuholen, überschrieben: *Observationes cometæ secundæ a. 1813 in observatorio Göttingensi factæ, adjectis nonnullis adnotationibus circa calculum orbitarum parabolicarum.* Dieser Comet wurde bekanntlich am 3. April des vorigen Jahrs von unserm Hrn. Prof. Harding im Poniatovskischen Stier entdeckt: die auf der hiesigen Sternwarte angestellten Beobachtungen desselben gehen vom 7. bis 25. April. Man findet sie in der Abhandlung vollständig: da indessen der größere Theil derselben auch schon an einem andern Ort bekannt gemacht ist, so übergehen wir sie hier mit Stillschweigen, und heben aus der Abhandlung nur die parabolische Bahn aus, welche Prof. Gauß den Hrn. Dr. Gerling in Cassel nach den hiesigen und einigen Bremer und Pariser Beobachtungen zu berechnen veranlaßte:

C (1)

Durchgangszeit durch die Sonnennähe

1813 May 19. 10<sup>h</sup> 24' 5''

M. 3. in Göttingen

Länge der Sonnennähe . . . . .	197° 43' 7'' 7
Länge des aufsteigenden Knoten . . .	42 40 15,2
Neigung der Bahn . . . . .	81 2 11,8
Logarithm des kleinsten Abstandes . .	0,0849212

Bewegung, rückläufig.

Noch vor wenigen Jahrzehnden war die Anzahl der Personen in ganz Europa, die eine Cometenbahn zu berechnen im Stande waren, nur klein: gegenwärtig ist dieses Geschäft durch vervollkommnete Methoden so erleichtert und vereinfacht, daß ein sonst fähiger Kopf sich ohne Schwierigkeit damit vertraut machen, und in weniger Stunden, als sonst Tage erforderlich waren, eine Cometenbahn bestimmen kann. Zur ersten Berechnung einer Bahn aus drey Beobachtungen läßt die bequeme Methode des Hrn. Dr. Olbers fast nichts zu wünschen übrig, wenn man andere Beobachtungen wählen kann, bey welchen die Richtung der geocentrischen Bewegung nicht zu nahe an die Richtung des größten Kreises fällt, welcher durch den mittelsten geocentrischen Ort des Cometen und den entsprechenden Sonnenort auf der Himmelstugel gezogen wird. Der zweyte Theil der vorliegenden Abhandlung hat zum Zweck, einige Puncte dieser schönen Methode noch etwas mehr zu vereinfachen, und zur numerischen Berechnung noch etwas bequemer zu machen. Dieser Versuch betrifft das indirecte Verfahren, wodurch genäherte Werthe der Abstände des Cometen von der Sonne und der Chorde zwischen den beiden äußern Oertern bestimmt werden. Daß dieß Verfahren indirect ist, könnte nur ein im astronomischen Calcul Unerfahrer der Methode zum Vor-

wurfe machen: aber die Einrichtung, welche ihm Olbers gegeben hat, ist mit der Unbequemlichkeit verbunden, daß in den meisten Fällen, auch wenn man übrigens, wie billig bey einer ersten Näherung, nicht die äußerste Schärfe in die Rechnung legen will, doch die kleinern Tafeln mit fünf Decimalen dabey zu große Fehler hervorbringen würden, weil mehrere ihrer Natur nach sehr kleine Größen in der Form von Differenzen anderer, welche beynähe gleich werden, erscheinen. Prof. Gauß suchte dieser Unbequemlichkeit dadurch zu begegnen, daß er durch Einführung mehrerer Hilfsgrößen, welche vermittelst der kleinen Tafeln immer hinreichend genau bestimmt werden können, den Formeln für die Abstände von der Sonne und die Chorde eine andere Gestalt gab, bey welcher auch die nachmahligen Versuche der indirecten Auflösung noch etwas an Bequemlichkeit zu gewinnen scheinen. Einen Auszug vertragen diese Umformungen nicht, wenn wir nicht diesen Theil der Abhandlung hier ganz abschreiben wollen; wir verweisen also auf den nächstens erscheinenden zweyten Band der Commentationen der Societät, in welchem die ganze Abhandlung bereits abgedruckt ist.

Der Verf. glaubte manchem einen Dienst zu erweisen, wenn er mit den ihm hier eigenthümlichen Abänderungen zugleich eine gedrängte Uebersicht der sämtlichen übrigen Operationen verbinde, die zur ersten Bestimmung einer Cometenbahn erforderlich sind. Wir bemerken dabey, daß auch einige der andern Formeln hier in einer von der sonst gewöhnlichen verschiedenen Gestalt erscheinen, bey welcher man aber nur in der Voraussetzung noch etwas an Kürze gewinnt, daß man sich dabey davon dem Verf. vor einem Jahre bekannte gemachten

Tafel zur unmittelbaren Berechnung der Logarithmen von Summen und Differenzen bedient. Man hat auf diese Weise hier auf zwey oder drey Seiten alles beisammen, was außer den Tafeln zu der Berechnung einer Cometenbahn nöthig ist, und alles ist zugleich durch ein Beyspiel an dem letzten Cometen erläutert, wo der Verfasser aus seinen Beobachtungen von 7., 14. und 21. April Elemente ableitet, welche von den oben mitgetheilten und auf die gesammten Beobachtungen gegründeten nur unbedeutend verschieden sind.

### Paris.

• Bey Maquignon-Marvis: *Doctrine générale des maladies chroniques*. pour servir de fondement à la connaissance theorique et pratique de ces maladies; par *Charles-Louis Dumas*, Conseiller ordinaire de l'Université impériale, Professeur d'Anatomie et de Physiologie &c. 1812. 683 Seiten nebst einem Anhange von 44 Seiten in Octav.

In der Einleitung dieses wohl als classisch anzusehenden Werks redet der Verfasser von der Art, chronische Krankheiten zu beobachten, und zu studieren, und von den Hindernissen, die sich hiebey dem Arzte entgegensetzen. Zu letztern gehören vorzüglich die unmerkliche Bildung und Entwicklung der Krankheiten, die betriegerische Aehnlichkeit verschiedener Krankheiten, und die Schwierigkeit, die eigenthümlichen Charactere einer jeden anzufassen. Er gibt nun Mittel an, diese Schwierigkeiten zu besiegen, und fordert vor allen die Beobachtungskunst. Die Hospitäler sind die vorzüglichsten Orte, wo man sich ein reines Bild einer

gegebenen Krankheit mit allen Abweichungen entwerfen kann. Eine jede Krankheit muß man durch die Analyse zerlegen, und die verschiedenartigen Phänomene von einander trennen, woraus verschiedene Reihen derselben hervorgehen, die ein Verhältniß gegen einander, und gegen eine im Körper befindliche Ursache zeigen. Durch diese Analyse werden wir auf die Ursache und den Heilplan geleitet. — Das ganze Werk zerfällt in vier Theile. Der erste enthält die essentiellen Erscheinungen der chronischen Krankheiten. Zuerst stellt der Verfasser eine Vergleichung zwischen den acuten und chronischen Krankheiten an, und zeigt zwar die allgemeinen Verschiedenheiten beider, behauptet aber mit Recht, daß zwischen beiden Classen keine strenge Gränzlinie gezogen werden könne. Alle wesentlichen Erscheinungen der chronischen Krankheiten bringt er unter drey Ordnungen. Die eine enthält diejenigen, welche sich auf einmahl oder allmählig während des ganzen Laufs einer chronischen Krankheit darstellen, und keine wahren Intermissionen zeigen; die andere diejenigen, welche bloß während der Anfälle bemerkt werden, und dann verschwinden; die dritte diejenigen, welche zufällig durch irgend einen Aufruhr im Körper herbeigeführt werden. Nun untersucht der Verfasser den allgemeinen Lauf der chronischen Krankheiten, ihre Veränderungen, Krisen und Ausgänge. Zu den merkwürdigsten Umänderungen rechnet er freywillige Blutflüsse, und andere Ausleerungen, Erzeugung eines Geschwürs, oder einer Metastase, und allgemeine Umänderung einer Krankheit in eine andere. — Der zweyte Theil umfaßt die Bildung der chronischen Krankheiten, ein Abschnitt von der größten Wichtigkeit, und in diesem Werke weit-

läufiger bearbeitet. Eine jede chronische Krankheit entspringt nach des Verfassers Ansichten aus einer, oder mehreren einfachen Affectionen, aus welchen die verschiedenen Ordnungen der Erscheinungen hervorgehen. Jene nennt er die Elemente einer chronischen Krankheit und rechnet hieher den Schmerz, den Krampf, die Abweichungen der Sensationen, Schwäche, Fieber u. s. w. Diese Affectionen sind andern Principien untergeordnet, welche ihnen mehrere Stärke und Hartnäckigkeit verleihen, als verborgene Entzündung, Verstopfung, Säfteausartung, rheumatischer oder gichtischer Zustand, der scrophulöse und venerische Saft. Endlich redet er von den Symptomen der chronischen Krankheiten, und gibt die unterscheidenden Merkmale zwischen ihnen und den Elementen an. (Merkmal muß gesehen, daß es ihm so vorkomme, als habe der Verfasser den Begriff des Symptoms, der Affectionen, der Elemente, überhaupt der Ursache und Wirkung mit einander verwechselt.) Er ordnet nun alle Elementaraffectionen unter drey Classen. Die eine enthält die wesentlichen Affectionen, welche durch die Umstimmung der Lebensthätigkeit erzeugt werden, nämlich durch Vermehrung, Verminderung und Anomalie; die andere begreift in sich die allgemeinen Veränderungen der festen und flüssigen Theile; die dritte die eigenthümlichen Umänderungen, welche aus specifischen Principien, als venerischem scrophulösem u. s. w. hervorgehen. Er prüft alsdann die verschiedenen Systeme und Organe, in welchen sich die chronischen Krankheiten am allgemeinsten bilden, und die Wirkungen, welche aus den wesentlichen Affectionen hervorgehen; eine Untersuchung welche vortrefliche Ideen enthält, nur ist der Vortrag zu weiterschweifig. — Der dritte

Theil gibt die allgemeine Verhältnisse an, welche zusammentreffen; um chronische Krankheiten zu erzeugen, und abzuändern. Es werden hier also die entfernten Causalverhältnisse entwickelt. Hierher gehören von der einen Seite die prädisponirenden, von der andern die äußern einwirkenden Ursachen und Schädlichkeiten. — Der vierte Theil begreift die allgemeine Behandlungsart der chronischen Krankheiten in sich. Zuerst gibt der Verfasser die Quellen an, aus welchen die Indicationen fließen. Aus der ersten schöpfen wir alle Umstände, welche die Krankheit vorbereiten, und als äußere Momente einwirken; aus der andern alle diejenigen, welche unmittelbar auf die Entstehung der Krankheit Einfluß haben. Hierher gehören die Untersuchung des angegriffenen Organs, und die analytische Kenntniß der Elementaraffectionen. Dann folgen die allgemeinen Methoden, als Behandlungsart, welche auf die natürlichen Bewegungen und Crisen einwirkt; welche Bezug hat auf die verschiedenen Elementaraffectionen, auf die Lebenshätigkeit, den Schmerz, die chronische Entzündung; welche bloß empirisch ist, ohne daß wir uns von der Art der Einwirkung Rechenschaft geben können. Das Capitel von der Behandlung nach den verschiedenen Perioden möchte wohl das unfruchtbarste seyn. Sehr wichtig hingegen ist die Behandlungsart der erblichen Krankheiten, besonders in ihrem ersten Zeitraum, und vortreflich vom Verfasser durchgeführt. Zum Schluß folgt die Behandlung der unheilbaren Krankheiten. Diesem Werke ist noch ein eigener Anhang beygefügt, der sich mit einigen einfachen Affectionen beschäftigt, die als Elemente der chronischen Krankheiten angesehen werden müssen.



## Frankfurt am Main.

Historisches Gemälde der Politik des römischen Hofes, seit dem Ursprunge seiner weltlichen Macht bis zu unsern Zeiten. Mit vorzüglicher Hinsicht auf die neuesten Kirchenangelegenheiten. Aus dem Französischen übersezt, und mit eigenen Bemerkungen durchwebt, von Dr. P. A. K. (Koch). In der Andráischen Buchhandlung. 1813. 167 S. in Octav.

Von einem andern Rec. ist das Originalwerk früher angezeigt worden, (s. Jahrg. 1810. 3. Dec. Seite 1922 folg.); und mit Auszeichnung behandelt. Zur Bekräftigung dessen was dort gleich im Anfange der Recension angedeutet ist (nämlich daß dieß eine von der Regierung wegen damaliger Verhältnissen mit dem Pabst bestellte Arbeit sey), kann noch angeführt werden, daß das Buch, wie der erste Blick es lehrt, in der Kaiserlichen Officin gedruckt ist, obgleich keine Anzeige davon vorkommt. Gegenwärtige Uebersetzung rührt von dem trefflichen catholischen Gelehrten her, von welchem eine andere (juristische) Schrift ohnlängst in diesen Blättern gerühmt worden ist (St. 193, 1813); daß sie vollkommen richtig und fehlerfrey ist; versteht sich von selbst; sie ist aber außerdem leicht, elegant, trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit, und liefert sich wie ein Original. Die, leider, viel zu sparsam eingewebten Bemerkungen des Hrn. Uebersetzers sind lehrreich und ergänzend; und wohl hätten wir gewünscht, daß Er wirklich hie und da den Urtext noch mehr bereichert hätte; das Werk hätte unter seiner geschickten Hand an Werth nur gewinnen können. Schon ist indeß genug geschehen, um dem deutschen Lesenden den Vorzug über den französischen zu sichern.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 6. Januar 1814.

**Hannover.**

Unter dem Druckjahre 1814, und ohne daß auch nur, etwa aus dem Datum der Vorrede, der hier, wie gleich weiter gezeigt werden soll, gewiß nicht unbedeutende Umstand sich ergäbe, das Buch sey schon im December 1813 erschienen, bey den Gebrüdern Hahn: Ueber den Code Napoleon und dessen Einführung in Deutschland, von A. W. Rehberg, K. Gr. V. Hofr. und Mitglied der Ges. der Wiss. zu Göttingen. XVI und 319 Seiten in Octav.

So lange der Eroberer, dessen Nahmen der Code mit weit mehr Recht führt, als unser Codex den von Justinian oder der Codex Fridericianus den von Friedrich II., weil Napoleon weit mehr persönlichen Antheil daran genommen hatte, noch Protector (der Titel ist aus der Englischen Geschichte bekannt) des (neuen) Rheinischen Bundes hieß, und so lange noch die Regenten von drey großen deutschen Staaten (in Erwartung des vierten) unter dem harten Joche des Familiengesetzes standen, wie es hier mit Recht heißt, wenn man

D (1)

auf das sieht, was für solche Staaten noch mehr als für andere schon zum voraus, als etwas was sich der Regent gefallen lassen müsse; angekündigt war; so lange ließ sich an eine so freymüthige Beurtheilung des Code, wie die gegenwärtige ist, wohl kaum denken. In den Ländern, die unter dem neuen Gesetze lebten oder nächstens leben sollten, konnte die Achtung, welche jeder Schriftsteller dem positiven Rechte seines Vaterlandes schuldig ist, einigermassen zum Vorwande dienen, und in den Ländern, die den Code nicht angenommen hatten, unter welchen das Königreich Württemberg ein so merkwürdiges Beispiel ist; konnte es Schonung der Nachbarn scheinen, was allen Tadel ersticht. Im Grunde war es aber wohl in beiden mehr nur eine in der That zu weit getriebene Furchtsamkeit der Einzelnen, welche, wie es schon früher genannt worden ist, zuletzt "Lobpreisungen alles dessen, wovon man auch nur glaubt, daß der Kaiser es angeordnet habe," hervorbrachte. Man sah hieran, wie an so vielem andern; die Freyheit sey aus der gelehrten (als einem Theile der moralischen) Welt eben so und eigentlich noch früher verschwunden, als aus der politischen. Rec. erinnert sich nur, daß der gute Joh. Müller schon 1807 in der Jenaischen A. L. Z. davon sprach, man könne und werde den fremden Code etwa "aus Gefälligkeit" annehmen, es sey aber nicht gut; daß nächter ein Recensent in den Heidelberger J. B. den deutschen Schriftstellern über den Code die Freymüthigkeit auch nur der französischen Advocaten empfahl, von welcher auch hier, von S. 315 an, eine Probe vorkommt; und dann erinnert er sich, mit einem hoffentlich erlaubten Stolze, daß hier in Göttingen, damahls nur fünf Meilen von Cassel, als dem Sitze einer Napoleonischen

Regierung und einer hohen Polizei, der Code in Schriften mehr als eines Verfassers und in Vorträgen ganz eben so unparteyisch beurtheilt worden ist, wie ehemahls das Preussische Landrecht, oder wie andere einheimische Gesetze. Rec. weiß aber auch kein Beispiel, daß irgend jemand wegen solcher Aeußerungen zur Verantwortung gezogen worden wäre, und darum glaubt er, daß auch hier die Schuld fast noch mehr an den unter der Gewalt stehenden, als an den Gewalthabern lag. Die Begierde Ersterer, zu schmeicheln und sich zu empfehlen, ihre Angst vor einer ungleichen Auslegung, geht meistens noch einige Schritte vor dem, was letztere fordern; voraus, statt daß der bloße feste Entschluß: *atqui ego non serviam* hinreicht, unter allen Umständen die Freyheit eines jeden so weit zu erhalten, als seine Würde erfordert.

Seit dem Rückzuge der französischen Armee über den Rhein aber sollte man nun ordentlich bange seyn, daß das Geschrey gegen den Code fast noch allgemeiner werde, als in den letzten sechs Jahren das entgegengesetzte es war, und um deswillen hauptsächlich eilt Rec. mit der Anzeige des gegenwärtigen Buches; um — die Messe ist ja noch um einige Monathe entfernt — unsre tüftigen Codisten wo möglich abzuhalten, daß sie nicht gar zu begierig auf dem neuen oder von Neuem erst frey gegebenen Felde ärnten mögen. Was sich gegen den Code aus gewissen Gesichtspuncten sagen läßt, das ist nun gesagt, und zwar von einem Schriftsteller, dem die Uebrigen weder den Vorzug der Anciennetät, noch den des Verdienstes und Geistes, werden streitig machen wollen. Es ist hoffentlich noch allgemein bekannt, wenigstens bey denjenigen Mitgliedern des gelehrten und lesenden Deutsch-

lands, die damals schon geboren waren, oder gar schon lesen konnten, mit welchem Feuer-Eifer und mit welchem Erfolge die zwey Männer, auf deren Bildung Hörringen und auf deren Anstellung Hannover stolz seyn kann, die zwey Freunde Brandes und Rehberg sich dem Schwindel des Zeitgeistes über die französische Revolution und über so manches andere, widersetzten. Daß Brandes, während der Umwälzungen, die ihn von seinem politischen Posten verdrängt hatten und ihn auf seinem schriftstellerischen einschränkten, heimgewandten ist, ohne die Hoffnungen erfüllt zu sehen, die er mit ins Grab nahm, welcher Freund des Wahren und Guten, der ihn kannte, hat dieß nicht schon laut beklagt! Sein Freund, sein Lobredner, (das so oft gemißbrauchte Wort im edlen Sinne genommen,) blieb als Geschäftsmann und als Schriftsteller gleich thätig, und von seiner Bearbeitung eines bisher nicht unmittelbar zu den feinsten gezählten Faches erhalten wir hier die schönen Früchte. Der Code ist das Product des ältern französischen Rechts und der in der Revolution practisch gemachten philosophischen (aufgeklärten, denn die französische philosophie muß im deutschen durch Aufklärung übersetzt werden) Grundsätze, und in keiner von beiden Rücksichten paßt er für uns Deutsche, denn unser bisheriges Recht ist von dem französischen so verschieden, wie unsre Sitten, unsre Verfassungen und unsre Regierungen, und dann haben wir ja noch keine Revolution gehabt, in Beziehung auf welche manches in Frankreich allenfalls unschädlich, wohl gar noch wohlthätig seyn mochte. Dieß sind die Hauptpunkte, welche der Verf. erst im Allgemeinen ausführt, wo er besonders die auch jetzt wieder, nur gerade umgekehrt, Statt findenden a priori fast

unauf löslichen Schwierigkeiten bey dem Eintreten eines neuen positiven Rechts an die Stelle eines alten, zeigt, und auf diese Punkte nimmt er dann bey den einzelnen Titeln des Code Rücksicht, unter welchen er bey dem ersten Buche am längsten, von S. 101 — 190, verweilt, denen er aber auch noch etwas über den code de procédure, die Wiedergeburt des alten sog. code civil, von Louis XIV., von S. 292 — 304 hinzufügt. Daß diese Beurtheilung des Code ganz rein und unparteyisch sey, und daß ein Mann vom Fache nicht noch manches zur Vertheidigung desselben anführen könne, nicht nur wie es S. 145 heißt "aus dichterischen Vorstellungen, von denen nirgends ein Schatten von Realität zu finden gewesen," sondern selbst aus dem alten Römischen Rechte und aus dem, an dessen Stelle der Code auch bey uns getreten ist, z. B. dem Preussischen, und namentlich der Ehescheidung, die dort ja auch der bürgerliche Richter ausspricht, wird der Verf. selbst am wenigsten behaupten. Es steht dahin, ob er die Unparteylichkeit, die, wie man sagt, auch dem Teufel sein Recht widerfahren läßt, die in keinem Tadel und in keinem Lobe zu weit gehen will, nicht für eine schändliche Gleichgültigkeit, für einen Verrath an der guten Sache, hält. Allerdings kann auch sie (wie im Grunde jede äußere Handlung) aus schlechten Beweggründen herrühren, und die treffliche Stelle S. 32, wo der Verf. den Ton des Appellations-Hofes zu Montpellier, gegen den Entwurf des Code, vertheidigt, läßt sich hier leicht anwenden. Diese Bitterkeit, würde Rec. sagen, von welcher er auch bey dem seligen Brandes Spuren gefunden, unter welcher er selbst, gerade auch bey diesem, gelitten hat, entsteht sehr

natürlicher Weise bey Männern, die es mit ihrem Berufe ernstlich meinen, wenn ihr wahrhaftig nicht tadeloswerther Eifer gegen das, was sie nun einmahl im einzelnen Falle für schlecht halten, durch die Wiederholung dessen, was sie längst eben so gut wissen, was ihnen aber hier nur ein lahmer Gemeinplatz scheint, gestöhret wird. — Allenfalls kann man denn auch eines gegen das andere aufrechnen, denn mancher gegründete Tadel ist auch nicht angeführt, z. B. daß ein Gesetzbuch nöthig sey, wird hier immer zugegeben, ungeachtet es dem Rec. wie mehreren Mitgliedern des Tribunats leicht scheint, zu zeigen, daß zwar juristische Bücher und daß auch Gesetze etwas sehr nöthiges seyen, daß aber ein Gesetz kein Buch und ein Buch kein Gesetz seyn soll. Auch die sehr wahre Bemerkung Maleville's, der Code sey leider in der Zeit gemacht worden, da sich alles zur Monarchie neigte, und man doch die Republik noch immer im Munde führen mußte, er passe weder für die eine noch für die andere Verfassung, ist ein Vorwurf, der dem Code hier geschenkt wird, vielleicht weil der Verf. auf den, der Code rühre aus metaphysischen Speculationen über Freyheit- und Gleichheit her, gar viel Gewicht legt.

Einen Auszug aus diesem Buche zu machen, unternimmt Rec. auch um deswillen nicht, weil er wünscht und hofft, daß gar viele unserer Leser und namentlich alle, für welche diese Anzeige einigen Werth haben kann, es selbst lesen mögen. — Eine einzige Bemerkung hebt er aus, nach der von dem mehrmahls erwähnten Freunde des Verf. eingepägten Regel, daß in Büchern eines Geschäftsmannes die Beobachtungen des wirklichen Lebens einen vorzüglichen Werth hätten, und weil

eine Erinnerung dagegen ihm Gelegenheit zu einer, wie er hofft, nicht unerheblichen und jetzt gerade noch neuen literärhistorischen Nachricht geben soll, die mit dem Code in Verbindung steht. S. 38 kommt etwas vor, was gewiß aus der lebendigsten Anschauung geschrieben ist: „Kein Beruf, keine Beschäftigung, kein Studium erzeugt so unvermeidlich eine gränzenlose Bedenklichkeit über und gegen alles, als die practische Rechtsgelehrsamkeit.“ Der Verf. sagt dieß, um zu erklären, warum über der Abfassung eines Gesetzes so oft Menschenalter verstreichen, wenn man Rechtsgelehrte darüber zu Rathe zieht. Ganz ohne Einschränkung wahr ist es aber doch auch nicht, und Rec. hat einen Mann gekannt, der aus dem Code eine neue Gesetzgebung für einen bedeutenden deutschen Staat gemacht hat, den eben zur Zeit des Umsturzes der Napoleonischen Verfassung in Deutschland (17. Nov. 1813) in einem Alter von etwa sechzig Jahren (die genaue Angabe fehlt in Meusel), gestorbenen Staatsrath Bräuer in Carlsruhe, der hier ein merkwürdiges Beispiel des Gegentheils ist. Den Namen eines practischen Rechtsgelehrten, auch im Civilrechte, wird ihm niemand absprechen, und doch besaß er auch in der Gesetzgebung eine so unfähliche, man könnte sagen unglückselige Fertigkeit, daß mancher nicht unangeübte Schreiber wohl Mühe gehabt hätte, alles das nur ins Reine zu bringen, was Bräuer, neben andern Geschäfts- und schriftstellerischen Arbeiten, als Concipient von Gesetzen nur so hinschrieb, es mochte betreffen was es wollte, ein Organisations-Edict oder ein neues Land-Recht, etwas, wober er bloß alten Sauerteig, oder etwas, wober er seine eigenen frühern Vorschläge hinweg räumte.

Hugo.



## Nürnberg.

Von J. E. C. Lechner: *Hermogenis Progymnasmata graece, recensuit et Heerenii suisque notis illustravit M. Georg. Voesenmeyer*, Professor Gymnasii Ulmani. 1812. 76 Seiten in Octav.

Hermogenes ein berühmter Lehrer der Beredsamkeit aus dem zweyten Jahrhunderte nach Chr. Geb. hinterließ diese Vorübungen, welche unser Hr. Hofrath Heeren in der königl. Bibliothek zu Turin entdeckte, und in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst St. 8. und 9. unter den Ineditis mit Erläuterungen, meist kritischer Art, zum erstenmahl abdrucken ließ. Diese hat der, Hr. Prof. Voesenmeyer in einer Recognition (denn zu einer Recension fehlten ihm die Vergleichen der Handschriften, die sich von diesem Auffage in Madrid und Neapel finden) kritisch und exegetisch bearbeitet, und damit einen neuen und lobenswürdigen Beweis seiner Gelehrsamkeit gegeben. Priscians lateinische Uebersetzung des Werckens, nach der Capperonierschen Ausgabe verglichen, ist dabey eben so nützlich gewesen, als die Benutzung des Aphthonius und seines unedirten Scholasten, wie auch des Theon. Wir hätten gewünscht, daß es ihm gefallen hätte, die lateinische Uebersetzung des Priscianus, die in wenigen Händen ist, mit abdrucken zu lassen. Die Vorrede enthält sehr gute Bemerkungen über diese Art von rhetorischen Schriften, worin Hermogenes Vorgänger hatte; auch sehen wir mit Vergnügen, daß der Herr Prof. mit einer Ausgabe des Aphthonius und Theon sich beschäftige, welcher wir sehr gern entgegensehen. Dieß Werkchen hat durch seine Bearbeitung gewonnen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 8. Januar 1814.

Paris.

In Adrien Egron's Druckerey: *Monumens historiques, relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple et à l'abolition de leur ordre.* Par M. *Raynouard*. 1813. 317 Seiten in Octav.

Das Verbrechen der Tempelherrn waren ihre Reichthümer. Sie fielen in Frankreich als Opfer der schamlosen Politik und des Geizes Philipp's des Schönen, und der Schwäche und des Eigennuzes Clemens V. Schon manche Zeitgenossen der Vernichtung ihres Ordens zogen diese Folgerung aus dem Ausgange, den ihr Proceß außerhalb Frankreich nahm; der Nachwelt ward sie erst fast fünf Jahrhunderte später Gewißheit durch die wenigen Actenstücke, welche der Zufall der vernichtenden Hand ihrer ungerechten Richter entzogen hat, um sie zur Aufdeckung der Nichtwürdigkeiten aufzubewahren, mit welchen ihr Proceß eingeleitet, betrieben und beendigt worden. So richtet die Zeit; selbst die ausgeleerteste Arglist mit ihren Argusaugen kann ihrem Urtheil nicht entgehen.

Aus Acten sich zu unterrichten, ist nicht eines jeden Sache: der Menge müssen sie nach ihrem Inhalt verarbeitet gegeben werden. Eine solche, schon vor 21 Jahren von ihrem Herausgeber mit

der Verheißung großer Aufschlüsse angekündigte Verarbeitung ist bis jetzt ausgeblieben; und wird vielleicht auf immer ausbleiben: ein Ungenannter (in den *Mémoires historiques sur les Templiers*. Par Ph. G\*\*\*. Paris 1805. 8.) hat sie nach den in Deutschland durch Moldenhawer und Münter erschienenen Abdrücken der Actenstücke versucht. Nun tritt Hr. Raynouard, der wegen seines mit großem Beyfall aufgenommenen Trauerspiels, *les Templiers*, ein doppeltes Interesse hatte, die Unschuld des Tempelordens, aus authentischen Acten zu beweisen, mit einem noch vollkommenern Versuch auf, bey dem er sich aber nicht an die deutschen Schriftsteller, sondern bloß an die Handschrift des *Processus contra Templarios* in der Abtey St. Germain des Prés gehalten hat. Was auch vielleicht der critische Forscher und die echte historische Kunst anders wünschen möchte, so hat er doch eine überzeugende, hinreichend beurkundete und für die Menge sehr lesbare Rechtfertigung der unglücklichen Tempelbrüder geliefert.

Bis auf die Zeit seiner Anklage ward die Unbescholtenheit des Ordens allgemein anerkannt; sogar vom Pabst, sogar von Philipp dem Schönen noch drey Jahre vor dem von ihm eingeleiteten Proceß. Inzwischen wurden des Königs Cassen erschöpft; was die Juden bluten mußten, reichte nicht hin, sie wieder zu füllen. Eher konnten es die Reichthümer der französischen Tempelherren: sie wurden daher dem König plötzlich verdächtig, und an einem Tage (am 13. October 1303) zu derselben Stunde in ganz Frankreich verhaftet. Jetzt schon warf Philipp die Frage auf, ob nicht ihre Güter, zum Besten der Fürsten, in deren Ländern sie wohnten, könnten eingezogen werden? und nahm die französischen so fort für sich in Beschlag. Um die Volksstimme gegen die Tempelherren zu gewinnen, erklärte er sie für Ketzer; um sie der Ketzerey schuldig

zu finden, bestellte er die Inquisitoren, ohne sich an die Einwendungen des Papstes zu kehren, dem ihre Ernennung gebührt hätte; um den Papst zum Schweigen zu bringen, mußte ihm die theologische Facultät zu Paris ein Gutachten stellen, das seine Masregeln billigte; um diese ihm sogar zur heiligen Königspflicht zu machen, mußte ihn eine nach Tours berufene Versammlung des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes im Namen des Volks bitten, die Tempelherrn zu bestrafen, da es dem König obliege, offenbar strafbare Reher, auch ohne Mitwirkung des Papstes, auszurotten. Desto dreister läßt nun Philipp seine Inquisitoren Verhöre unter der Folter anstellen, bey denen nicht die Ableugnungen der Ritter, die unter den Qualen der Tortur standhaft bey ihrer Unschuld beharrten, sondern nur die durch Folter, durch Versprechung der Impunität und königlicher Wohlthaten erpreßten Geständnisse, und zwar nur dann erst, wenn sie nach dem Sinn und der Vorschrift ihrer Inquisitoren ausgedrückt waren, ins Protocoll aufgenommen wurden. Daher auch solche Geständnisse, als in den Mund gelegt, bis zum Wunder übereinstimmen. So brachte Philipp 70 Geständnisse zusammen, mit denen er sein Verfahren vor dem Papst rechtfertigen konnte.

Der Papst fand Anfangs die dem Tempelorden gemachten Beschuldigungen unwahrscheinlich, unglaublich und unerhört. Philipp bearbeitet ihn nun bey einer neuen Zusammenkunft zu Poitiers, und gewinnt ihn, trotz der von ihm gemachten Eingriffe in seine päpstliche Jurisdiction, für seinen Plan. Er wußte es durch arglistige Ränke zu verhindern, daß der Papst den in seiner Nähe zu Chinon verwahrten Großmeister nicht vor sein Verhör zog; er wußte den Papst zu bewegen, daß er den Bischöfen die Erlaubniß gab, sogar (was bis dahin unerhört war) gegen Ritter fremder Diocesen zu verfahren, und daß er die Excommunication jedem drohete, der den Tem-

velbrüdern Hülfe, Beystand und Rath ertheilen würde. Zuletzt wurde jetzt schon, noch vor der förmlichen Instruction des Processes, verabredet und beschlossen, daß der Orden auf einem allgemeinen Concilium zu Wienne sollte aufgehoben werden.

Nach dieser Verabredung wurden päpstliche Commissarien zur Untersuchung ernannt. Für die Anklagsacte sorgte, wie es scheint, nicht der Pabst, sondern der König mit seinen Ministern, denn es findet sich noch im Archiv zu Chartres der Drouillon von ihr mit Verbesserungen, wohin er schwerlich hätte kommen können, wäre er nicht in der Nachbarschaft verfertigt worden.

Die Commissarien eröffnen ihre Sitzung zu Paris mit der Vorladung der Ordensglieder und der Erklärung, daß jeder, der wolle, zur Vertheidigung solle zugelassen werden: und dennoch erscheint am ersten Termin (am 12. Nov. 1309) auch nicht Ein Ritter. Wie dieses in Paris, am Orte der Sitzung und der ergangenen Citationen, möglich war, ist ein Räthsel, wenn es nicht durch Hofränke bewirkt worden, um freymüthigen Expectorationen und muthigen Vertheidigern der Ritter auszuweichen, weil es dem König nur um einen Schein richterlicher Procedur zu thun war. Der Erzbischof von Paris macht nun in eigener Person im Gefängnißhaus des Großmeisters die Citation bekannt, und läßt sie in andern Gefängnissen der Stadt und Diöces bekannt machen. Wirklich langen nun einige Brüder in Layenkleidern mit Geld zu Paris an, um Sachwalter für den Orden zu bestellen; werden aber, bey der ersten Spur ihrer Absicht, eingesperrt und gefoltert. Dessen ungeachtet, sobald es nur ruckbar wird, der Pabst selbst werde die Ritter mit allen Formalitäten richten, schöpft alles neuen Muth: der Großmeister erklärt, daß er den Orden vertheidigen werde, und bittet nur um einiges Geld zur Befreyung der Kosten; aber er hält keines: es melden sich nach und nach gegen 900

Ritter zur Vertheidigung des Ordens; aber keinem wird eine Conferenz mit dem Großmeister gestattet. Das Zeugenverhör nimmt am 11. April 1310 seinen Anfang, der Vorthell neigt sich dabei auf die Seite des Ordens. Plötzlich wird nun vom Pabst durch die Empfehlung des Königs der Bruder seines Ministers Enguerran zum Erzbischof von Sens ernannt, und ihm und seinen Suffraganten die Specialcommission gegen die Vertheidiger des Ordens aufgetragen. Die Ritter protestiren gegen alles Verfahren des Erzbischofs, so lange sie noch vor der päpstlichen Commission stünden. Umsonst: "die Geschäfte des Erzbischofs wären ja von denen der Commissarien verschieden;" und der Erzbischof beginnt sein Inquisitionamt mit der Verbrennung von 54 Rittern, welche sich zur Vertheidigung des Ordens erbieten hatten. Die Synode von Sens ahmen die zu Sanlis, zu Pont de l'Arche, zu Carcassonne mit mehr oder weniger Schlachtopfern nach. Dieser Feuerfeste ungeachtet nahmen nur 44 Ritter die Behauptung ihrer Unschuld zurück; es schien dennoch, als ob es mit der Rechtfertigung des Ordens gelingen wolte. Ungesäumt erläßt daher der Pabst gegen die Ritter, die nicht gestehen würden, Folterbefehle nach Castilien, Leon, Aragonien, Portugal, Cypren, Rhodus, an die Bischöfe von Zamagusta und Nicosia, sogar an den Patriarchen von Constantinopel, an den Bischof von Negropont und den Herzog von Achaïen. Aber die Ritter fahren fort auch unter den Martern der Folterknechte ihre Unschuld standhaft zu behaupten.

Endlich wird das Concilium zu Wien am 13. Oct. 1311 eröffnet. Während der Rapport aus den Acten verlesen wird, erscheinen 9 Ritter, und bitten zur Vertheidigung ihres Ordens zugelassen zu werden. Statt ihre Bitte zu gewähren, läßt sie der Pabst verhaften (ein neues, bisher unbekanntes, empörendes Factum, das aber von dem Verf. mit einem Brief des Pabstes an Philipp den Schönen hinreichend do-

documentirt ist): die Prälaten von Italien (einen ausgenommen), die von Spanien, Dänemark, England, Schottland, Ireland, alle von Frankreich (außer dem Metropolitan von Rheims, Sens und Rouen), sind der Meinung, die Tempelherren müßten gehört werden. Dadurch ins Gedränge gebracht, hebt der Pabst plötzlich die Sitzung auf. Es verstreichen Monate mit Hin- und Herreden und Unterhandlungen. Um der Zögerung mit dem Endurtheil durch seine persönliche Gegenwart ein Ende zu machen, bricht Philipp der Schöne, begleitet von seinen drey Söhnen, seinem Bruder und einer Schaar von Kriegern im Febr. 1312 nach Wien auf. Der Pabst ist dem Könige zu Willen, und setzt sich über alle Formalitäten weg. Er versammelt die Cardinäle und mehrere Prälaten in ein geheimes Consistorium, hebt den Orden kraft seiner apostolischen Gewalt auf, und publicirt am 3. April vor allen Mitgliedern des Conciliums, in Beyseyn Philipps des Schönen und seines Gefolges, die Vernichtung des Tempelordens per viam provisionis. Die versammelten Väter, die nicht zum Rathschlagen und Abstimmen, sondern nur zum Zuhören berufen waren, schwiegen. Zur Sicherheit vor dem Urtheil der Nachwelt, werden die Acten des Conciliums unterdrückt, und nur schwache Andeutungen dessen, was auf demselben vorgefallen, kamen in die Chroniken jener Zeit. Dennoch stehen Clemens und Philipp, durch das Wenige, was sich davon erhalten hat, gebranntmarkt vor der Nachwelt da: es ist nicht wahr, daß der Orden durch ein öcumenisches Concilium aufgehoben worden; nicht wahr, daß es wegen Kezerey und Improbität geschehen; es geschah wegen seines Reichthums, den Philipp nur durch seine Auflösung in Frankreich als Raub davon tragen konnte.

Des Großmeisters, der dem Erkenntniß des Pabstes war vorbehalten worden, entledigte man sich nun fürzer. Der Pabst übertrug unter den wichtigsten

Vormänden seine Untersuchung dreyen Bischöfen zu Paris, denen nachher noch jener Engel des Lichts, der Erzbischof von Sens, und einige ihm gleichgestimmte Prälaten beygefügt wurden. Nach einem kurzen Verhör ward er zum Scheiterhaufen verdammt. Sein heroischer Tod und seine letzten Worte bey seiner Hinrichtung an die Zuschauer sind bekannt. Gab's je einen Proceß von empörendern und größern Nullitäten?

Noch hat der Verf. aus der innern Unwahrscheinlichkeit der Anlagspuncte die Unschuld der Tempelbrüder darzuthun gesucht. Erschöpft ist bey allem dem die Materie noch nicht. Das Statutenbuch ist gar nicht gebraucht, und könnte doch zu vielen wichtigen Folgerungen führen. Unschuld des Ordens ist hinreichend bewiesen, aber deshalb nicht auch Unschuld seiner einzelnen Glieder. Auf das letztere hätte der Verf. besser Verzicht gethan. Der Orden als Orden könnte kein Verdammisurtheil verdient haben, aber dessen ungeachtet könnten einzelne seiner Individuen strafbar gewesen seyn, und durch ihren Leichtsin den Orden verdächtig gemacht haben. Unter dieser Voraussetzung erklären sich erst alle Erscheinungen in den Acten natürlich. Ungläubig zu seyn, war ganz im Geiste jener Zeit und seiner verdorbenen Religion: waren es Kaiser Friedrich II. und sein Kanzler de Vincis; warum hätten es nicht auch einzelne Tempelbrüder seyn, und die Leichtsinigern derselben ihren Unglauben gegen manche Novizen äußern können? Aber war die Privatmeinung mancher deswegen auch die öffentliche des ganzen Instituts? Von Unsittlichkeiten findet sich keine Spur bey feyerlichen Aufnahmen in den allgemeinen Versammlung; aber warum sollten nicht in jenen Zeiten schrecklicher Laster, in Nebenzimmern, bey dem Ein- und Ausfleiden aufzunehmender und aufgenommener Brüder, Unsittlichkeiten aller Art, unter vier Augen, oder vor wenigen Zeugen ausgelassener Wüßlinge haben vorgefallen



können? Die Retractationen scheinen nicht alle von allem Grund entblößt zu seyn. Unbestimmt ward gefragt, unbestimmt geantwortet; das Unbestimmte näher bestimmen zu lassen, wäre nun allerdings Pflicht der Inquisitoren gewesen, aber das hätte nicht zu ihrem Zweck geführt; was nur den Einzelnen betraf und bey ihm, auf die oben angeführte Weise, wahr gewesen seyn mochte, das bürdete man sogleich dem ganzen Orden auf; weil man an den Templern Verbrechen finden wolte, so sparte man sich jede milde Deutung eines Vorfalls, wenn sie auch noch so natürlich war, und selbst die Worte des Widerrufs darauf führten. Anreizungen zur Verleugnung Christi mögen (von sonst wohl denkenden alten Brüdern) den Novizen wohl gegeben worden seyn: aber auch gerade ernstliche? vielleicht nur (wie auch einige Verhöre sagen) den Aufgenommenen auf die Probe zu stellen, ob man einst von ihm die Festigkeit in seinem Glauben erwarten dürfe, wenn er in die Gefangenschaft der Saracenen gerathen würde? Dies gerade zu verwerfen (wie es der Verf. thut) um nur jedes Individuum unschuldig zu finden, ist gegen die Strenge der historischen Critik.

Die Appendice zählt, als Beweise der Unschuld, 1) die Aufnahmen aus der Zeit auf, da dem Orden der ihm bevorstehende Proceß kein Geheimniß mehr war, auch 2) die Beispiele, da Väter ihre Söhne, und die nächsten Blutsverwandten einander dem Orden zuführten, und 3) die Widersprüche in den gegen ihn abgelegten Zeugnissen. 4) Eine kurze Darstellung von dem Verfahren gegen den Orden in den einzelnen Ländern der Christenheit, macht den Beschluß. Hier wird auch des Bildes Baffomet erwähnt, dessen Verehrung den Templern Schuld gegeben ward. Der Verf. tritt der ehemals davon gegebenen Erklärung des Rec. bey, daß es Mahomet sey und habe die Verehrung desselben für eine Erdichtung. Der Meinung ist auch der Recensent. Aber welcher Umstand in dem Orden hat diese so specielle Darstellung der ihm Schuld gegebenen Christusverleugnung möglich gemacht? Dies liegt noch immer im Dunkeln.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

Den 8. Januar 1814.

Cöln.

Von Keil: Statuten und Verordnungen über den Adel in Frankreich und die Majorats-Güter, welche Franzosen in Frankreich, Deutschland und dem Großherzogthum (Herzogthum) Warschau besitzen, gesammelt und in die deutsche Sprache übersetzt von A. Keil, kaiserlichem Procurator bey dem Bezirks-Gerichte in Cöln. 1810. 64 Seiten in Octav.

Diese Schrift gibt nichts weiter, als die aus den bekannten officiellen Gesetzsammlungen abgedruckten und übersetzten Verordnungen. Die berühmten beiden Decrete vom 1. März d. J. 1808, die nach ihrer Erscheinung bey so vielen ein klaffen- des Erstaunen erregten, indem sie immerhin an der vermeinten und oft genug beschworenen Gleichheit hingen, machen den Anfang; das Decret aber, vom 3. März d. J. 1810, über den Sitz der Majorate, die Söhne der Majorats-Besitzer, die Majorats-Güter und den Titel Ritter, machen den Beschluß. Was nun die Sammlung dieser Gesetze als solche betrifft, so kann sie nicht tadel-

§ (1)

frey genannt werden. Wir machen zwar — denn es wäre unbillig dieß zu thun — daraus dem Verf. keinen Vorwurf, daß die neuesten Vorschriften darin fehlen, z. B. die, vermöge welcher in den meisten mit Frankreich nach und nach damals vereinten Ländern dem alten Adel der Zutritt zu dem neuen eröffnet ward, weil der Verf. davon noch keine Kenntniß haben mochte: allein berühren müssen wir dieses dennoch, damit der Unkundige nicht vermeine, er habe in dieser Sammlung nun alles, was diesen Gegenstand betreffend, von der französischen Regierung festgesetzt worden sey. Ganz anders aber verhält es sich mit dem Vorwurfe, dem der Verf. nicht entgehen kann, daß nämlich die Sammlung der Vorschriften über den französischen Adel bis zum Jahre 1810 nicht ganz vollständig, daß die Uebersetzung schlecht gerathen sey, und daß die Anmerkungen fehlen, welche billig hätten beigebracht werden müssen, um eine solche Compilation einigermaßen zu rechtfertigen, und dem eine Mühe zu ersparen, welcher sich ihrer bedienen wollte, indem er das Erforderliche, ohne weiteres Nachschlagen, zusammen vor Augen gehabt hätte: dieß alles führt denn zu dem Urtheile, daß eigentlich nichts mit diesem Abdrucke und dieser Uebersetzung eben gewonnen sey, und daß jeder gemeine Schreiber Gleiches, ja sogar Besseres, leicht würde haben liefern können.

Einige Belege zu diesen Behauptungen sind wir verbunden anzuführen. So sucht man die beiden frühesten Beschlüsse vergebens, welche zwar entfernt und leise, aber doch verständlich genug die Bildung eines neuen französischen Adels andeuten: man findet sie nicht mitgetheilt, obwohl die spätern hier abgedruckten Besetze darauf verschiedentlich verweisen: jene, den ersten Ursprung des

Instituts enthaltenden, Beschlüsse sind das Decret vom 20. März und das Senats-Consult vom 14. August d. J. 1806. Was die Uebersetzung betrifft, so wird man z. B. den S. 28 vorkommenden gesagten Verter, die Vacation auf dem Secretariat und vieles andere nicht mit Beyfall beehren; stärker aber als dieß alles sind die S. 29 vorkommenden Banknoten für Banfactien, denn hier ist nicht von einem undeutschen Ausdrucke die Rede — den man bey den Uebertragungen in das Deutsche, von den Einwohnern des jenseitigen Rheinufers deutschen Stammes, schon gewohnt ist; — sondern ganz verschiedenartige Sachen und Begriffe werden offenbar hier mit einander verwechselt. Wir geben bereitwillig zu, daß mehrere Kunstausdrücke sich schwer mit wenig Worten übertragen lassen mochten; aber entweder konnte durch eine Umschreibung geholfen, oder derselbe Ausdruck konnte beybehalten und in einer Anmerkung erläutert werden: weder das Eine noch das Andere aber ist geschehen. Noch nöthiger hätten uns zur Bequemlichkeit des Lesers solche Anmerkungen da geschienen, wo im Text, zufolge der Nummern das eine oder das andere Gesetz aus dem Code Napoleon angeführt wird: wären nämlich diese angeführten Stellen unten wirklich abgedruckt worden, so würde ein weiteres Nachschlagen dem Leser sogleich erspart worden seyn.

So viel von der vorliegenden Schrift, und hiermit könnten wir schließen: allein der Rec. hofft, daß die Leser es verzeihen wollen, wenn er, seiner Neigung folgend, diese Gelegenheit benugt, um einen Blick auf das ganze Institut zurückzuwerfen; ihm scheint, daß es einen solchen in mancher Hinsicht verdiene, wenn es auch seinem Ende bereits entgegen eilen sollte: es verdient diesen Rückblick

auch jetzt noch, da wir in freyeren und günstigeren Verhältnissen leben, indem es Stoff zu manchen ernstern Betrachtungen darbietet und diese nunmehr auch ungescheut mitgetheilt werden können, weil den Stummen endlich die Rede wieder gegeben, der Sauberstab gebrochen, und der Hand, die ihn trug, entwunden ist.

Der Rec. erinnert sich noch sehr wohl, welches Aufsehen das erste Decret, vom 1. März 1808, über die Titel, bey denen hervorbrachte, die bisher immer behauptet hatten, die erblichen Privilegien seyen für nun und für immer in Frankreich begraben, gleiches sey für Europa zu erwarten, und damit sey immerhin schon viel gewonnen: freylich gedachten sie dabey des Erbeigenthums nicht, denn dieses war ihnen nur eine Kleinigkeit, und das mochten sie nicht aufgeben. Wenn nun aber auch andere genauer ihre Freude so ausdrückten: es gebe doch in Frankreich keinen erblichen Unterschied der Stände mehr, und Europa werde dem Beispiele folgen; so hätten sie immerhin, bevor sie aus ihrem Traume so gewaltig aufgeschreckt wurden, bedenken mögen, daß sich bereits längst, an einem andern Ende von Europa, im Reich der Osmanen, dasselbe vorgefunden hätte, (denn das erbliche Recht einen grünen Turban zu tragen, wird man kaum mit unserm erblichen Adel vergleichen wollen): obwohl die daraus entspringenden Folgen nicht sehr erfreulich schienen, indem man den, welcher kurz zuvor sich noch als ein Wurm im Straube gewunden hatte, plötzlich als Groß-Wesier mit Bauern-Stolz und Despoten-Härte, wie es rohen und gemeinen Menschen ziemt, das Regiment führen sah. Doch das Seltsamste war, daß keine auch noch so deutliche Anzeige die Gläubigen in ihrem Glauben irre machen

konnte, wiewohl gewisse Beschlüsse vom J. 1806, bereits auf die bevorstehende Veränderung deutlich genug hinwiesen. Aber sie wollten nicht hören noch sehen. Als jedoch die Sache nicht mehr zu läugnen stand, so suchten sie sich auf eine andere Weise zu helfen und behaupteten: der neue französische Adel sey ein gar vortreffliches Institut und mit dem alten Feudal-Adel, wie sie sich hochgelahrt ausdrückten, nicht zu verwechseln; andere aber wollten ihn mit dem Brittischen vergleichen, der zwar ein Uebel jedoch im Vergleich mit andern ein kleines sey. Leider aber kamen nun kurz nachher der That nach wahre Kronlehen zum Vorschein, und das verhaßte Wort Investitur-Briefe blieb auch nicht aus; ferner erhielten alle nachgeborene Söhne der Majoratsherren schon durch die Geburt Adels-titel, und in wenigen Jahren ward aus milder Hand ein solcher Segen von erblichen Adels-Diplomen über Frankreich gespendet, daß deren Zahl die leicht übertraf, welche während der ganzen Dauer des brittischen Reichs, je mochten erteilt worden seyn. Dieß machte die würdigen Männer ganz irre, sie standen zuletzt stumm und etwas verblüfft da, wenn nicht etwa ein Gnadenbrief sie selbst erfreute, worauf sie sofort ihrer eigenen früheren Freiheits- und Gleichheitspredigten vergaßen, und der huldvollen Auszeichnung, die so Ehrenwerthe getroffen, zuerst still und bescheiden, dann dreister und kecker sich erfreuten, und auf ihre früheren Aeußerungen, als auf einen schönen Irrthum schöner Seelen, als welches sie immerhin verbleiben wollten, zurückliefen.

Unbekümmert um die Verlegenheit dieser Vortrefflichen, schritt der in der Ausführung seiner Plane fort, welcher damahls Frankreichs und Europas Schicksal in seiner Hand hielt. Der erb-

liche Unterschied der Stände ward wieder eingeführt; er schien es wenig zu achten, in welchen Widerspruch deßhalb diese oder jene mit sich selbst gerathen könnten; denn, sie sämmtlich zu verachten, hatte er längst gelernt, und dazu mochte auch Grund genug vorhanden seyn. Zugeden aber muß man, daß, nachdem alle die Schwärmer, die kaltgründelnden hohlen Köpfe und Tyrannen, auf der blutigen Bühne an der Seine nach und nach vorüber geschritten waren, der neue Herrscher zuerst die Idee aufzufassen schien, daß alles Neue, wenn es bestehen sollte, an das Alte angeknüpft werden müsse, und es ist nicht leicht zu sagen, wie weit er mit der verständigen, geschickten und redlichen Verfolgung dieser wahren und vortrefflichen Idee hätte gelangen können, wenn nicht seine besondere Lage und seine innere Besinnung unüberwindliche Schwierigkeiten dargeboten hätten. Er selbst war ein Kind der Revolution, und, ohne über sich selbst den Stab zu brechen, konnte manches aus dem Neuen nicht vertilgt, und, was im Alten am vortrefflichsten gewesen, nicht wieder aufgenommen werden; auch hatte die Revolution das Letztere meist so systematisch zerstört, daß es in Wahrheit nicht wieder ins Leben zurückzuführen stand, in so fern es nämlich mit dem Persönlichen, der Sitte, dem Innern, dem Wesentlichen zusammenhing, denn die äußere Form und das Gesetz hingen freilich von dem Willen des Alleinherrschers gänzlich und allein ab.

So konnte denn schon aus diesen Gründen kein solches Anknüpfen des Neuen an das Alte Statt finden, wie es eigentlich zu wünschen gewesen wäre. Indes ist schwer zu sagen, wie weit man mit einer solchen Verbindung zwischen Vormahls und Jetzt, wie sie noch möglich war, hätte gelangen können,

bey einem Volke, das immer so viel auf Formen- und Worte gegeben hat, wenn nur die innere Gesinnung des Allgewaltigen nicht allzusehr widerstrebt hätte. Eine so schändliche Verachtung der sehnlichsten Wünsche der Besseren nach wahrer Freyheit, die sich bey jeder Gelegenheit veroffenbarte, ließ nichts weiter hoffen; wollte man aber annehmen, wie denn dazu Grund genug vorhanden ist, daß das Volk im Ganzen durch einen so langen und so schwer gebüßten Irrthum zu der Ueberzeugung gelangt gewesen wäre, daß ihm keine Freyheit taue, daß es Ruhe nur haben müsse; so hätte doch, nächst dieser auch innerer Wohlstand und Friede nach Außen als Wunsch des Volks angenommen werden müssen. Allein eine ungeheure Eroberungssucht und ein unbändiger Stolz, der nichts als unterworfenen Fürsten und Völker neben sich dulden wollte, hinderte auch die Erfüllung dieses Wunsches. Des ängstlichen Stöhnens der Völker ward gespottet, indem es für ein durch brittische Bestechungen hervorgebrachtes Murren Einzelner ausgegeben ward, gleichsam als hätten die Völker alles eigene Gefühl verloren. So mußte es denn kommen, daß selbst der Gewaltige einen großen Theil der Früchte alles Aufwandes von Kraft und Talenten, von Klugheit und List zuletzt verschwinden sah.

Vergleicht man nunmehr die neuen Institute, welche die Verbindung mit dem Alten herstellen sollten, so wird man bald inne wie z. B. der Senat zwar gleich dem Pariser Parlement die erhaltenen Befehle einregistriert, aber keine Remontrances machen darf, und wie die neu auflebende Kirche nicht hergestellt wird, um das allverbreitete Bedürfniß nach vaterländischen Symbolen für die Verbindung zwischen dem Irdischen und Himmlischen zu befrie-



digen, sondern nur als gemeines Werkzeug zur Erhaltung der neuen Herrschaft zu dienen: man findet so fort, daß der Hof und die Hofdienerschaft durch äußern Glanz die vorigen noch überstrahlen sollen; man bemerkt aber auch, daß die orientalischen Ingredienzien kein Ersatz für die Sitte sind, welche im Verlauf von Jahrhunderten zwischen dem Herrn und seiner Hofdienerschaft sich gebildet hatte, wodurch diese Diener etwas ganz anders als seine Lakaien geworden waren. So mußte bey dem, welcher tiefer schaute, auch die Täuschung verschwinden, daß das Gute im Alten mit den nothwendigen Verbesserungen wiederkehren würde und könnte, da eben das, was wieder gegeben ward, vielmehr eine souveraine Verachtung gegen das Volk von neuem bewies, welches man mit dem Scheine nach ähnlichen Worten und Formen abspießete, und anzunehmen schien, daß die thörichten Kinder durch das Geslingel und Spiel mit denselben völlig befriedigt werden würden. — Dieß alles wäre weiter zu verfolgen, wir beschränken uns aber auf das, was eben vorliegt.

Ein kräftiger, politisch wichtiger Adel, der als Vorfechter gemeiner Freyheiten in den ständischen Versammlungen auftreten sollte, konnte in der neuen Ordnung der Dinge keinen Raum finden; dieser edelste Theil der politischen Würde unsers alten Europäischen Adels, ward dem neuern so gleich, und damit auch sein größtes Kleinod, versagt. Indes das Schwierigste blieb immer, den neuen Adel durch die Volksmeinung empor zu heben, denn ohne diese leistete die Herstellung desselben so gut als gar nichts. Zu solchem Zweck schien nun allerdings eine Verschmelzung des alten mit dem neuen Adel sehr empfehlenswerth, damit die *novi homines* nicht allzusehr auffielen. Auch ge-

schah Verschiedenes zu diesem Zweck. Ein späteres Decret verstattete in den meisten mit Frankreich nach und nach vereinten Ländern dem daselbst vorhandenen alten Adel einen leichten Zutritt zu dem neuen; ob er davon Gebrauch machen würde, stand zu erwarten: allein auf jeden Fall konnte die Vorschrift nur für diese Provinzen von einiger Bedeutung seyn, dem alten Frankreich blieb dieser Adel fremd, und bey Manchem mochte der Widerwille über diese gewaltsame Vermischung von Sprachen und Völkern und nun auch vom Adel eben dadurch nur noch vermehrt werden. Ohne ein solches Decret ward im alten Frankreich der Theil des vormahligen Adels, der sich sonst willfährig zeigte, begierig in den neuen aufgenommen, andere aber, die dem Nordheil entgangen waren, wollten um keinen Preis sich fügen, und bey diesen suchte jener Theil mit dem Druck der Zeiten den geschenehen Schritt zu entschuldigen. Dagegen forderte die große Zahl derer, die sich so eben verdient gemacht zu haben behaupteten, es forderten die Kinder dieser Revolution, die sich vor dem durch sie erbauten Thron niederwarfen, die neue Auszeichnung, als eine wohlverdiente Belohnung, wodurch geschah, daß ein Heer von Glückspilzen, das jählings auf unreinem Boden aufgeschossen war, dem Volke als adelig aufgedrungen ward, um dessen wahres Glück und Freyheit sie nicht das mindeste Verdienst hatten; während man die alten Rahmen, an welche sich manche dankbare Erinnerung knüpfte, und deren Inhaber im Druck lebten, jetzt mit Achtung, den Neulingen zum Troz wiederum nannte. So erhielten sich die kümmerlichen Reste des alten Adels, den der Regent nicht anerkannte, obwohl in unscheinbarer Kleidung und enger Wohnung, in einem Ansehen, um welches

Die neu Beehrten ihn selbst beneideten, weil kein Fürst geben kann, was des Volks Stimme allein zu gewähren vermag. Es behaupteten die alten Geschlechter in ihren engen Kreisen in Sprache und Benehmen eine ungesuchte Hoheit, welchem die Glückspilze mit aller Pracht nicht gleich kommen konnten, da so manches ihre Abkunft und die Gesellschaft verrieth, in welcher sie aufgewachsen waren, welche Mängel kein noch so geschmackvoller oder geschmackloser Aufwand, und kein noch so reich verbrämtes Kleid zu verbergen im Stande war. Auch war es Sitte, daß die Apostaten, die in der neuen Welt sich nicht immer zum besten fühlten, so bald sie konnten, den Ornat abwarfen, den sie mit so vielen, die nicht ihres Gleichen waren, trugen, und schmucklos der kleinen Gesellschaft zueilten. Nichts suchten auch die Neulinge mehr, als sich dazwischen einzuschleichen.

So schien das Ganze fast als ein mißlungenes Unternehmen betrachtet werden zu können, um so mehr, da die dem neuen Adel verliehenen Güter, zur Aufrechthaltung äußerer Würde, die meist im Auslande angewiesen waren, verloren gingen, seitdem die Siegesgöttinn dem nie zu befriedigenden Günstlinge verdrossen den Rücken zuwandte. Auf jeden Fall ist es noch nie gelungen, ja, so viel wir uns erinnern, noch nie — wenigstens in dieser Masse nicht — unternommen worden, einen alten Geschlechtsadel zu vertilgen und zugleich einen so gut als ganz neuen dem Volke sofort aufzudringen. Das Erstere haben zwar freylich hier und da Zeloten zum Theil versucht; das Andere damit zu verbinden, und dem Volke einen ganz neuen Adel, durch einen Machtspruch, anzudringen: einen Adel, dessen ganzes Verdienst meist darin bestand, daß er im Felde mit Ruhm für eine Sache

gefochten, die in der letzten Zeit kein freyer Mann mehr billigen konnte: das war unsern erleuchteten Zeiten aufbehalten. Wiewohl wir gern zugeben, daß die frühere Thätigkeit höchst ungeschickter und verruchter Hände die Nachfolgenden vom Abenteuerlichen zum Abenteuerlichsten fortstieß.

Steht man aber von diesem Allen ab, und beurtheilt man die vorgeschriebene Einrichtung als eine, auf einen alten, echten und geehrten Adel, in einer in Recht begründeten Monarchie sich beziehende, Reform; so würde sie auf den Beyfall der Verständigen in mancher Beziehung rechnen können.

Es würde, dieser Verbesserung zufolge, der Adel nicht steuerfrey seyn, das Corps wäre nicht geschlossen, dem Verdienste stände der Zutritt offen; der Regent könnte alle Talente benutzen wo und wie er wollte, er würde nicht an eine Classe gebunden seyn; das Verdienst würde noch in den Nachkommen geehrt, der verdiente Vater könnte hoffen dadurch hochherzige Gesinnungen bey seinen Kindern zu erhalten; durch Majorate würde stets für die äußere Behauptung der Würde gesorgt, weil ein bettelnder Adel gemeiner Gesinnung und niederdrückender Beschäftigung sich schwer enthalten kann; dieser Adel würde ferner keine geschiedene, die Verdienste niederdrückende Kaste bilden, er würde dem Volke verwandt bleiben, indem unter andern der auf Lebenszeit an die Führung gewisser Aemter geknüpft dienstadel, von welchem zum Geschlechtsadel aufzusteigen möglich wäre, ein Band zwischen den erblichen Würden-Inhabern und dem Volke erhalten würde, so wie denn auch keine Mißheirathen gesetzlich statt fänden; endlich aber gäbe es keine Landgüter weiter an deren Besitz Rechte geknüpft wären, wodurch der Landmann erniedrigt und an den Ursprung aus der

Beibeigenschaft fort und fort niederbeugend erinnert würde.

Sehen wir ab von manchem, was wir nicht zu vertheidigen unternehmen möchten, z. B. von der Stiftung von Majoraten in Bank- und Canal-Actien und Staatsschuldsscheinen, welches freylich eine sehr neue Erfindung ist, und vergessen wir nicht, daß wir nur unter Voraussetzung eines vorhandenen wahren Geschlechtsadels reden; so möchte schwerlich jemand die Keckheit haben, die angeführten Reformen im Ganzen zu verwerfen. Allein ist denn dieß alles etwa nur die Erfindung eines herrlichen Kopfs, lebt dieß nur in der Welt der Träume? Mit nichten! Solch ein Adel ist, im Ganzen die Sache betrachtet, bereits längst in einem Lande vorhanden, das mit seiner politischen Bildung anderen immer mehr vorleuchtet wird und muß; hier findet sich das Gute von dem Allen und noch weit mehr, in jenem glücklichen Eilande, dessen Bewohner rastlos nach der Bildung einer freyen Monarchie gestrebt haben, weil nur unter einer solchen Verfassung bey einem zahlreichen Volke, das theuere Kleinod der Freyheit auf diese Weise treu bewahrt werden mag. Wir verehren dankbar dieß Volk, weil durch seine Anstrengungen seine Opfer, seine Beharrlichkeit die Befreyung der Welt möglich geworden ist. Bey ihm schützt und schirmt der Adel, der im Volks-Senate, wie billig, seinen besondern Platz einnimmt, die Majestät des Königs, seine eigenen Rechtsame, damit nicht wahnwitzige levellers ihr verruchtes Spiel etwa von neuem treiben; er schützt und schirmt aber auch die Freyheiten des Volks, dem er durch tausend Bande verwandt bleibt. Daher ist auch in Wahrheit hier erfolgt, was sonst meist nur als frommer Wunsch erscheint, daß daselbst durchaus keine Kla-

gen über die erblichen Würden vernommen werden, und daß sie nicht als ein nun einmahl vorhandenes und bey vielem Guten zu tragendes Uebel, sondern als Grund- und Eckstein der freyen Verfassung betrachtet werden. Zwar nur selten gelangt ein Neuling zu solcher Auszeichnung, denn die Verschwendung der Ehre entehrt die Beehrten. Sicher aber konnte des Bürgers Sohn darauf rechnen, diesem Vereine als Baron vom Nil beygesetzt zu werden, welchem Vereine er durch seinen Beytritt einen neuen Glanz mittheilte, indem er einen andern von ihm erhielt. Fortan ist kein Unterschied in Recht mehr zwischen ihm und den Genossen gleicher Ehre, die von uralter Zeit diese ererbt haben (obwohl in diesem Lande die Abstammung, wie billig, hoch gefehert wird); denn nicht um eine Handvoll Goldes war die Würde sell, sondern mit seinem Blut, das für die Freyheit seines Vaterlandes geflossen, hatte er sie erkaufte, und von seinem Könige, unter Bestimmung seines Volks, und nicht von einem Fremdlinge hatte er sie erhalten. Der Glanz seines Namens adelt jede Abstammung wenn sie auch geringer wäre, denn auf den Vater eines solchen Sohnes strahlt nothwendig ein Theil desselben zurück.

Wer mit Ernst die Verfassung des Brittischen Adels prüft und wägt, der wird von Bewunderung fortgerissen, weil auch das scheinbar Widersprechende aufs glücklichste hier vereint worden. Die rechtliche, die gute, die hohe und edle Abstammung bestehen alle ungestört neben einander, nicht schände wird Alles, was nicht vom Adel ist, in Eins zusammengeworfen; die gentry, welche nach unserm Ausdruck etwa den geringern Adel und die höhern Classen der Bürger umfaßt, hat ihren ehrenvollen Platz, und zwischen ihr und dem mod sind

noch viele, andere geschätzt und ehrenwerth. Aber die nobility selbst bleibt immer dem Volke verwandt; zwar führen alle Nachkommen des Lords sein Wapen, denn sie können zur hohen Würde berufen werden, und auf diesen Fall muß man sie kennen: allein sie gehören, bis sie aufgerufen werden, bekanntlich den commons an, und knüpfen so ein unauflösliches Band zwischen den Theilen, die nie ganz getrennt seyn sollten.

Dies alles weiter zu verfolgen ist hier der Ort nicht; allein heilsam ist für und in allen Kreisen, demnach auch in denen, wohin diese Blätter gelangen, an jenes Volk von Zeit zu Zeit zu erinnern, das durch manches Band uns näher befreundet ist, nicht etwa um sflavisch und geistlos, oder bloß zufolge der Form, sondern im Geist und in der Wahrheit ihm nachzustreben wie unsere besondere Verhältnisse dies fordern und zulassen. Es ist um so heilsamer in unsern Tagen, da Fürsten und Volk in schönem Verein auftreten, und viele von denen, die durch gleichnerische Rede anfangs beströhet wurden, es unter andern auch fühlen gelernt haben, welcher Unterschied sey zwischen dem Geben, dem Versagen und dem Gebieten, welches mit fürstlicher und adeliger Sitte geschieht, und dem, welches von Glückspitzen ausgeht.

Das Erste bleibt allerdings zu sorgen, daß wenn wiederum der fremde Krieger sein Schwert in die Wage wirft, seine Schale nicht sofort sinke; dann das Andere die Wunden zu heilen und ein schöneres harmonievolleres Leben zu begründen. Das Unternehmen ist schwer, aber redlicher Willie und gesunder Verstand vermögen viel mit Gottes Hülfe. Das Alte will und soll sein Recht haben: aber nicht alles Alte war gut. Verbesserungen waren der Wunsch der Redlichsten und Einsichtsvollsten

die jeden Umsturz tief verabscheuten; wir hoffen die Erfüllung dieser Wünsche von denen, die dazu berufen sind, und die der erleuchten wird, der jetzt sichtbar über uns waltet. Mehr als Form und Gesetz ist der Geist, der beide belebt; unsere Zeit hat es herrlich von neuem bewiesen: allein jene sind deshalb nicht gleichgültig; bey bessern hätte dieser früher und kräftiger sich regen können. Wo möglich umschlinge ein engeres Band die Deutschen; und vergessen werde auch nicht, welcher Unheil in den einzelnen Landschaften die Spaltung zwischen Fürsten, Adel und Volk über Deutsche gebracht. Beides zu leisten ist schwerer bey uns als bey andern Völkern, aus mehreren Gründen; aber die Stunde ist günstig, doch will sie benutzt seyn, Männer sind noth, die solcher Zeit gewachsen und über die Routine erhaben sind.

In so großen und furchtbaren Momenten, wandten sich die alten Völker an die Weisesten ihrer Zeit, und erbaten sich von ihnen Form und Gesetz: aber viele unserer neuen Weisen haben die Achtung verloren, indem sie der Weisheit, welche durch Jahrhunderte bewährt worden, spotteten, dem gesunden Verstande Hohn sprachen und leere Hirngespinnste empfahlen. Manche, unter andern den Rec., hat das Gefühl der eisernen Zeit, in der wir gelebt, zu dem Wunsche geleitet, den Nic. Machiavelli zu seiner Zeit in gleicher Lage hegte, daß irgend Einer mit großer Kraft und großen Talenten ausgerüstet unter uns auftreten möge, der seinem eisernen Willen Alle unterwürfe, damit die Schmach abgewälzt würde: Besseres aber ist erfolgt, denn schöner ist's dem ganzen Volke die Rettung zu verdanken, als Einem, der nur seinem Willen und seine Kraft gelten gemacht hätte. Andere verirren sich noch weiter im tiefen Gefühle der schrecklichen Zeit, sie hofften allein Erlösung



von der Herrschaft Einer alleinigen Formel des Glaubens. War aber jenes tiefe Gefühl des Fortschritts Grund, so werde nicht weiter mit ihnen gerechnet, alle vereint um das vaterländische Panier, werden bald gewahren, daß anders Glaubende eben auch bereit sind in diesem Kampfe ihr Leben daran zu wagen. Da wir aber Allen Alles zu verdanken haben, und Alle mit Allen gelitten; so sollen auch nicht nur alle Völker, sondern auch in den einzelnen Landschaften sowohl die Fürsten und der Adel als auch der adelige Bürger des erworbenen Glücks sich zu freuen Grund haben; es werde der gedrückte und fast unterdrückte geistliche Stand, der geringere und ehrenwerthe Bürger, der Meister in seiner Werkstatt und der Landmann in seiner Hütte nicht vergessen.

### Paris.

Dasselbst ist bey dem Buchhändler Arthur Bertrand rue Hauteleville N. 23. noch im Laufe des Jahres 1811 von einem zu Arles im südlichen Frankreich ansässigen Landwirthe Michel Trucher ein *Traite complet du Kermès* auf 101 Seiten in Octav nebst 2 Kupfertafeln erschienen. In demselben theilt der Verf. insbesondere seine Erfahrungen über die Naturgeschichte dieses in dem südlichen Frankreich auf der Rinde der *Quercus coccifera* L. häufigst vorkommenden Insects vorzüglichst in Beziehung auf seine Benutzung als Substitut der Cochenille mit. Außerdem handelt er noch von der Art, wie man die so genannten Kermesförner in den dortigen Gegenden einsammelt und ihn ferner als Färbematerial zubereitet; und theilt seine Gedanken mit, wie diesem Industriezweige überhaupt noch mehr aufgeholfen werden könne.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 10. Januar 1814.

London.

Bei der Anzeige des indischen Heldenepos  
Ramayana (s. oben S. 9), blieben wir noch die  
versprochenen Bemerkungen schuldig, über den Zu-  
wachs, den durch dieses Werk, so weit es bis  
jetzt in der englischen Uebersetzung vor uns liegt,  
unsre Kenntniß der alten indischen Mythologie und  
Geschichte erhalten hat.

Die der Uebersetzung beygefügt, und auf dem  
Titelblatte angekündigten erklärenden Anmerkun-  
gen (explanatory notes) betreffen meistens nur  
die Bezeichnungen der indischen Götter und ihre At-  
tribute, mit wenigen Worten angegeben. Was  
sie außerdem enthalten, sind einige kurze Notizen  
über die Religionsgebräuche der Indier, einige  
kurze Bemerkungen über ihre Chronologie und Ge-  
schichte. Sonst liefern sie dem wissbegierigen Leser  
nichts, was er zu finden wünschen muß, um das  
Ramayana im gehörigen Zusammenhange mit dem  
zu verstehen, was uns über die indischen Alter-  
thümer auf andern Wegen bekannt geworden ist.  
Um so mehr glauben wir auf einiges Merkwürdige

S (1)

anmerklich machen zu müssen, das uns in Beziehung auf diese Studien in dem Gedichte aufgefallen ist. Dahin gehört besonders die im Ramayuna vorkommende Verehrung des Brahma. Es ist bekannt, daß dieser Erstgeborene in der indischen Trimurti (Dreyfaltigkeit), die außer ihm den Wischnu und den Schiwa (Schiwen, mit andern Namen Rudra, Rudr, Madayō oder Ma asō u. s. w.) in sich begreift, in Indien weder Tempel hat, noch irgend eine Art von specieller Verehrung genießt. Die beiden Hauptsecten, in die sich der indische Cultus getheilt hat, die Secte des Wischnu und die des Schiwa, geben von dieser scheinbaren Zurücksetzung des Brahma verschiedene Ursachen an, deren keine den unbefangenen Forscher befriedigt. So lange wir nicht tiefer, als bisher, in den wahren Sinn der indischen Trimurti eingedrungen sind, ist uns mit den fabelhaften Meldungen, die sich auf diese Grundlage des Mysticismus der brahmanischen Religion beziehen, wenig geholfen. Hier nun, im Ramayuna, das noch jetzt als eines der heiligsten Gedichte von den Indiern verehrt wird, spielt der Gott Brahma, der älteste Sohn des ewigen Urwesens, nicht nur keine unbedeutende Rolle; er nimmt auch (Sect. XIII.) vorzüglichsten Antheil an dem großen mystischen Opferfeste, dessen wir gedacht haben, und erhält mit den übrigen Göttern, die versammelt sind, seinen Antheil von den Opfergaben. Mehrere Mähl wird er der oberste der Götter (sovereign of Gods) und Herr des Menschengeschlechts (lord of mankind) genannt. Er ist es auch, der die Menschwerdung des Wischnu, die der Inhalt des Gedichts Ramayuna ist, unmittelbar betreibt und bewirkt. Nicht zu vergessen, daß auch in den oben angeführten Präliminargesängen nicht ein später entstandener und gleichsam

delegirter Gott der Musenkünste, sondern Brahma selbst zu dem Dichter Valmeeki herabsteigt, sich mit ihm unterhält, und ihn begeistert. Wie sind nun diese Mythen mit dem, was wir von der scheinbaren Zurücksetzung des Brahma erwähnten, zu reimen? Daß Brahma jetzt, und wer weiß fest wie lange? von den Indiern nie mehr namentlich angerufen und besonders verehrt wird, ist nach allen Nachrichten gar nicht zu bezweifeln. Sollte das Gedicht Ramayuna älter seyn, als die Trennung der beiden Secten, in welche längst der indische Cultus sich theilt? Dagegen streitet zu viel. Der Dichter Valmeeki, der das Ramayuna gesungen, ist offenbar ein Wischnuit (Wischnuzaddikarer heißen die Anhänger der Secte des Wischnu an der malabarischen Küste). Bey ihm erscheint der Gott Schiwa oder Ruddra, den die Schiwaiten oder Schiwazaddikarer (Anhänger der Secte des Schiwa) über den Wischnu stellen und als die göttliche Urkraft selbst verehren, nur nebenher und gewöhnlich im Schatten. Auch die übrigen Götter von der Familie des Schiwa, z. B. der Liebesgott Rama, der indische Amor, werden im Ramayuna nur beiläufig und nicht gerade rühmlich aufgeführt. Daß der Verfasser des Ramayuna ein Wischnuit ist, läßt überdieß schon die Wahl des Stoffes zu seinem Gedichte vermuthen. Also, daß sein Gedicht älter sey, als die Trennung der beiden bramanischen Religionssecten, die beide ihr Glaubenssystem von Brahma selbst empfangen haben wollen, ist auf keine Weise anzunehmen. So weit bis jetzt unsere Kenntniß der Geschichte der bramanischen Religion reicht, ist jene Trennung uralt; was um so merkwürdiger ist, da beide Secten fortwährend friedlich neben einander bestehen, während beide in der Verabscheuung der Religion des Buddha

übereinstimmen, die aus der Bramanischen entstanden, aber längst mit Feuer und Schwert von den Hindus in die Länder jenseits des Ganges verdrängt ist. Die Art, wie Drama im Ramayuna verehrt wird, stimmt mit unsern bisherigen Kenntnissen der Grundlehren der bramanischen Religion nur so weit überein, daß auch in diesem Gedichte nirgends die Rede ist von Tempeln des Drama, oder von Festen, bey denen er besonders, oder vorzugsweise, verehrt würde. Aber es wird ihm doch mit geopfert, und er nimmt seinen Antheil in Empfang. Uebrigens scheint die Auszeichnung dieses Götterwesens im Ramayuna von neuem zu beweisen, daß wir mit unsern Begriffen von der indischen Trimurti noch lange nicht im Klaren sind, und daß wir eben deswegen so wenig nach dem Systeme der Wischnuiten, als nach dem der Schiwaiten, hinlänglich begreifen, was, den allgemeinen Grundlehren der bramanischen Religion gemäß, dieser Drama, den man gewöhnlich die personifirte schaffende Kraft des Urwesens nennt, im Verhältnisse zu den beiden andern Personen der indischen Dreyfaltigkeit, dem Wischnu und Schiwa, eigentlich ist. Gewiß scheint zu seyn, daß Drama nach dem Systeme der Wischnuiten weit mehr ist, als nach dem der Schiwaiten, ob er gleich nach beiden Systemen die erste Emanation des Urwesens und, als solche, das personifirte Wort Gottes, seyn soll. Aber, wie nun die im Drama, wenigstens nach dem Systeme der Wischnuiten, personifirte schaffende Kraft sich verhält zu der zengenden Kraft, die, wenigstens nach dem Systeme der Schiwaiten, im Schiwa, dem Herrn des Lebens und Todes, personifirt ist, das ist die große Frage, an deren Beantwortung unsre bisherige Kenntniß der bramanischen Religion scheitert.

Hierüber ein wenig mehr Aufklärung zu erhalten, haben wir auch im Ramayuna vergebens nachgeforscht. Denn, daß im Schiwa nichts weiter, als die zerstörende Kraft verehrt werde, die der erhaltenden des Wischnu entgegenwirkt, scheint nicht einmahl nach dem Systeme der Wischnuiten angenommen werden zu dürfen. Bey den Schiwaiten vollends, deren Secte doch die zahlreichste in Indien ist, und mit welcher die im Alterthum so weit verbreitete Religion der Aegyptier, Phönizier und Griechen unverkennbar zusammenhängt, wird der zeugenden Kraft des Schiwa eine so weite Sphäre gegeben, daß für den Drama, den Schöpfer, fast nichts übrig bleibt, als diejenigen Functionen, in denen er nur als das personificirte Wort Gottes erscheint. Darum verehren auch die Schiwaiten ihren Schiwa beynahc schlechthin als das höchste Wesen, für dessen Symbol denn das Lingam gilt. Doch darüber mehr zu sagen, würde hier zu weit führen. — Zur Aufklärung der ältesten Geschichte von Indien nützt das Ramayuna nur dadurch, daß es von neuem beweiset, wie die historischen Sagen der Indier in den mythischen Principien ihrer Glaubenslehre sich bis zu dem Punkte verlieren, wo das Licht der historischen Critik völlig erlischt, und daß deswegen der Streit über das muthmaßliche Alter der indischen Cultus schwerlich jemahls wird entschieden werden können. Daß ein Mahl ein trefflicher König Rama in Indien wirklich regiert habe, und daß man diesen Rama als eine Erscheinung des Wischnu verehrt habe, kann wahr seyn, auch wenn die historische Critik den größten Theil der Sagen von diesem fabelhaften Fürsten preis gibt. Auch die indische Genealogie des fürstlichen Hauses, zu welchem dieser Rama gehört haben kann, ist durch die fabelhafte überirdische nicht aufgehoben; denn

als Mensch war ja Rama ein Sohn des Duscha-rutha, dem keine überirdische Abkunft bezeugt wird. Daß ein König Rama für eine Erscheinung des Wischnu in Indien gehalten wird, fernern wir nicht erst aus dem Ramayuna. Unter den längst bekannten zehn Verwandlungen des Wischnu (die zehnte aber soll erst noch kommen) ist die Verwandlung in den Rama die vierte. Aus den früheren Nachrichten über die indische Litteratur wissen wir auch schon einen Theil der Geschichte, die vom Rama im Ramayuna erzählt werden, nicht so vollständig, und zum Theil vom Ramayuna sehr abweichend. Außer dem Ramayuna, das in den älteren Nachrichten auch Ramayam und Ramascham genannt wird, finden wir noch ein Geschichtsbuch oder episches Gedicht unter dem Titel *Itigaza*: schabadalam angeführt, das eine Fortsetzung des Ramayuna zu seyn scheint. Daß in diesen fabelhaften Geschichtsbüchern Alles erdichtet seyn sollte, ist schon deswegen nicht anzunehmen, weil eine solche Voraussetzung gegen den Geist des alten Epos streitet, das überall aus einer Vermischung von Dichtungen mit historischen Sagen entstand. Und so möchten denn auch wohl die übrigen Fürsten, Städte und Länder, die im Ramayuna genannt werden, zum Theil der wirklichen Geschichte und Geographie des alten Indiens angehören. Leichter würde sich darüber einige Gewißheit ausmitteln lassen, wenn nicht die ungeheuren arithmetischen Hyperbeln, die zu den poetischen Figuren des indischen Stils gehören, fast alle Versuche, in ihre Chronologie historische Ordnung zu bringen, vereitelten. Denn mehr als poetische Figur im Nationalgeschmack ist es doch wohl nicht, wenn sie ihre alten Könige, wie dem Duscha-rutha, neuntausend Jahre alt werden lassen, gerade so, wie sie alles Große dann erst

kräftig und würdig ausgesprochen zu haben glauben, wenn sie es in der Bezeichnung durch Zahlen und Vergleichen bis zum Unglaublichen und Ungeheuren treiben. Nach diesem Maßstabe scheinen ihre mythischen Zahlen in demselben Verhältnissen zu wachsen, oder mäßiger zu werden, wie die erzählte Begebenheit sich entweder mehr der erdichteten Ue Geschichte des Unendlichen, oder den neueren Zeiten nähert. Es versteht sich, daß man diese, aus einem Uebermaße des poetischen Gefühls entsprungenen Zahlen nicht mit den noch größeren verwechseln muß, die sich in der indischen Mythologie auf den astronomischen Cyclus der Weltalter (Yougs) gründen. Aber auch diese indische Lehre von den Weltaltern, die weit über den Anfang der Schöpfung des physischen Weltgebäudes, selbst nach dem indischen Systeme, hinaus reicht, scheint aus einem kühnen Versuche, die Ewigkeit durch ungeheure Zahlen zu erschöpfen, entstanden zu seyn, und erst später durch astronomische Berechnungen eine Ausbildung erhalten zu haben. Wie dem auch sey; das Wahre in dem fabelhaften Theile der Geschichte von Indien läßt sich vielleicht glücklicher, als bisher geschehen, ausmitteln, wenn man die hyperbolischen Zahlen der indischen Chronologie ungefähr in demselben Verhältnisse verkleinert, wie die Geschichte rückwärts geht.

Ueber die Art, wie die indischen Namen in der englischen Uebersetzung des Ramayuna geschrieben sind, müssen wir noch eine kleine Bemerkung nachtragen. Die Uebersetzer haben, um die indische Aussprache bestimmter anzudeuten, die Vocale zwischen den Consonanten bald mit gewöhnlicher, bald mit Cursiv-Schrift, drucken lassen. Aber was bedeutet denn nun die Cursiv-Schrift? Darüber erhalten wir keine Auskunft. Auch ist nirgends die Accentuation angezeigt.



## Leipzig.

Den J. S. Gleditsch: *Oweni Epigrammata selecta*. Mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser. Herausgegeben von Carl Heinrich Jördens. 1813. VIII und 158 Seiten in Octav.

Nach Ramlers Beispiele, der aus den Epigrammen Martials eine Auswahl mit den Uebersetzungen verschiedener Verfasser und seinen eigenen, im Jahre 1787 und folgenden Jahren veranstaltete, hat der würdige Herr Rector Jördens zu Lauban eine ähnliche Auswahl aus Owens Sinngedichten ausgehoben. Das Beste aus dem Owenischen Nachlasse ist hier offenbar mitgetheilt, und der Fleiß die Uebersetzungen und Nachbildungen zu sammeln ist lobenswerth. Auch das eigene und was seine Freunde beigezeichnet haben, ist gut gerathen. Uebrigens ist Owen (Audoënus, Odoënus), den unsre vaterländischen Ältern sowohl als neuern Epigrammatisten von dem trefflichen v. Vogau an fleißig benutzt haben, ein Zeitgenosß der Königin Elisabeth von England, welcher er noch traurig wegen einer eben erhaltenen Züchtigung von seinem Orbit, auf ihre Frage, was ihm fehle, den dritten Vers aus Vergils zweytem Buche der Aeneis als Antwort her sagte: *Infandum, regina, jubes renovare dolorem*. Er starb in dürftigen Umständen zu London im J. 1622. Er gehöret unstreitig zu den größten Epigrammatisten. Er ist witzig, launig, kräftvoll, Menschenkenner, meist originell und schreibt ecktrömisch, selten ahmt er einen fremden Einfall nach: Schade daß er oft geschmacklos ist; die guten Sitten beleidigt, und in Hinsicht seines Sylbenmaßes zu monotonisch ist. Daß hier nur das trefflichste ausgehoben sey, versteht sich von selbst.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 13. Januar 1814.

Berlin.

Ueber die Werthschätzung des Bodens. Ein Versuch, an die Stelle der schwankenden Wirtschaftsanschläge bestimmte Grund-Anschläge zu setzen, um den Werth jedes Grundstücks zu bestimmen. Besonders in Hinsicht auf Gemeinheits- Theilung und Ackerumsatz. Dem Publicum zur Prüfung vorgelegt von A. Thäer, Königl. Preuss. Staats-Rathe im Departement der Gewerbs- Polizey. Erster Theil. Die Schätzung des Ackerlandes. 1811. Auf VIII und 156 Seiten in klein Octav. In der Realschulbuchhandlung.

Der berühmte Verf. fordert jeden competenten Richter so wohl bey seiner Liebe zur Wissenschaft als bey seinem Patriotismus zur Prüfung dieses Versuchs auf. Auch wir können es also bey der allgemeinen ehrenvollen Anzeige, womit wir sonst unsere Leser nach der Bestimmung dieser Blätter nur auf den wichtigen Inhalt des kleinen Buchs aufmerksam gemacht haben würden, nicht bewenden lassen, sondern müssen dieser Anzeige

§ (1)

wenigstens die Haupt-Resultate unserer Prüfung hinzufügen.

Der Zweck des Verf. ist: der Lehre von der Veranschlagung des Ackerlandes Rationalität zu geben, oder sie von dem bloßen Empirismus auf die Festigkeit einer Wissenschaft zu bringen. Unstreitig ist dieses Vorzugs im Allgemeinen auch sie fähig; in der Anwendung aber unserer Meinung nach nicht. So wenig als wir jemahls die künftige Witterung mit Sicherheit werden voraus sagen können; ob sie gleich durch den gegenwärtigen Zustand der Atmosphäre und die Umstände, die auf sie wirken, ganz gewiß gegeben ist: eben so wenig werden wir auch bey aller unserer Kenntniß der Ursachen und Wirkungen über den Ertrag eines Ackers ganz richtig zu urtheilen vermögen. Von beiden wissen wir die zureichenden Gründe nicht genau und vollständig genug; und dann sind dieser Gründe auch viel zu viele, als daß der menschliche Geist alle möglichen Combinationen derselben zu übersehen, und daraus das Resultat zu berechnen im Stande wäre. Gleichwohl bleibt es dem Forscher nicht nur erfreulich, sondern auch für die Anwendung ungemein nützlich, dahin zu streben; und wir nehmen daher die so vorzüglich ausgefallene Bemühung des Verf. gewiß mit den größten Danke an.

Das Schätzungsgeschäft wird hier so, wie es im Preussischen gewöhnlich ist, in die Bonitirung und Taxirung eingetheilt. Die Bonitirung hat, wie es uns scheint, keinen andern Zweck, als das Wirtschaftssystem zu bezeichnen, das man bey dem Grundstücke in Frage befolgt, oder nach der Gewohnheit des Landes befolgen sollte; zur Ausfindigmachung des Ertrages kann sie dem rationalen Landwirthe nicht dienen. Denn dieses System ist ja gar nicht durch die Natur des Grundstückes

gegeben, sondern es ist eine Erfindung des Herkommens, die vor dem rationalen Landwirthe vielleicht nie wird bestehen können; und die ja schon auf der Gränze des Preussischen Staats gänzlich unbekannt ist. In der That befremdet es uns also, den Verf. davon ausgehen zu sehen. Die freye Drey-Felder-Wirtschaft hätte ihm bey allen ihren Fehlern gewiß einen bessern Standpunct gegeben.

Die Eigenschaften und Verhältnisse des Ackers, worauf die Bonitirung gegründet werden muß, nämlich die Bestandtheile des Bodens sowohl in der Oberfläche als im Untergrunde, sein Zusammenhang, seine Kraft, seine Tiefe, das Maas der ihm eigenen Feuchtigkeit, die Lage (Exposition), die Reinheit von Steinen und Unkraute sind hier mehr nur angedeutet als gelehrt. Da der Verf. in seinen übrigen Schriften umständlich davon gehandelt hat, so konnte er sich diese Kürze hier freylich erlauben. Aber in einem Werke, das der Lehre von der Veranschlagung eigens gewidmet ist, sieht man sie doch ungern, und zwar um so mehr, da die Rücksicht auf den gegenwärtigen Zweck noch manche nähere Bestimmung nöthig gemacht hätte.

Bei der Erklärung der Taxirung kam es zuerst darauf an, ob der Ertrag nach dem Maasse der Einsaat oder der Ackerfläche auszumitteln sey. Der Verf. hat hier die Ausmittlung nach der Ackerfläche vorgezogen, und handelt damit allerdings consequent, da der wahre Bedarf an Einsaat jetzt nur noch historisch erforscht werden kann; in diesem wissenschaftlichen Werke aber nicht von historischen Daten ausgegangen werden sollte. Indessen läßt sich doch auch nach der Ackerfläche der Ertrag nur historisch oder durch Abstraction aus Reminiscenzen angeben, und wir sehen also nicht, was damit

gewonnen ist. Vielleicht hätte hier eine Discussion über die Bestimmungsgründe des Maases der Einfaat weiter geführt! Da übrigens der Ertrag nicht bloß durch die natürliche Beschaffenheit des Ackers, sondern eben so sehr auch durch die Bedüngung bedingt wird; so setzt der Verf. mit Rechte fest, daß der Ertrag sich nach der Düngung richte. Unter Düngung kann indessen hier, so wie im Großen überhaupt, keine andere verstanden werden, als die gewöhnliche; das ist, diejenige, die der Acker durch sein eigenes Product gibt; es werde solches abgemähet oder abgeweidet. Der Verf. rechnet dazu zwar auch noch das Product der Wiesen, nach unserer Meinung aber mit Unrecht; wenn nicht die Wiesen zu Gunsten des Ackerlandes verarmen sollen. Zur Berechnung des Stroh = Ertrags wird übrigens der Ertrag am Korne für gegeben, und darauf das Verhältniß des Korns zum Stroh nach dem Gewichte als ständig angenommen; und hieraus denn das Stroh berechnet. Bey diesem Verfahren scheint uns ein Cirkel begangen zu seyn, und dann halten wir auch das Verhältniß des Korns zum Stroh für nicht völlig in der Natur begründet; indem das Korn erst entsteht, wenn das Stroh schon fast ganz ausgewachsen ist; folglich der Wuchs des einen und des andern von ganz verschiedenen Witterungs-Perioden abhängt, und also in keinem richtigen gegenseitigen Verhältnisse stehen kann. Dennoch trifft jedoch das Resultat so ziemlich zu, und wir lassen das Verfahren um so mehr unangefochten, da der Punct, worauf es hier ankommt, nur der ist, daß der Acker sein eigenes Product an Dünger wieder erhält, — es sey solches groß oder klein.

Um die Anschläge besonders Behuf der Gemeinheits- Theilungen und Acker- Umsetzungen brauchbar

machen zu können, scheint dem Verf. die Berechnung der Früchte nach dem Markt-Preise nicht recht schicklich; weil dieser nicht nur aus zufälligen Ursachen gar zu sehr schwankt, sondern auch dem natürlichen Verhältnisse der Frucht-Arten unter einander nicht entspricht. Der Verf. hat daher das Werthverhältniß der Früchte gegen einander nach dem Maaße der nährenden Theile, die durch chemische Untersuchungen darin gefunden worden sind, für den Weizen zu 15; den Roggen zu 12; die große Gerste zu 9; die kleine zu 8; den Hafer zu 7; die Erbsen zu 14 bestimmt; wornach der 1 preussische Scheffel, wenn man den Roggen zu 1 Rthl. annehmen wollte, Weizen 1 Rthl. 6 Ggr., die große Gerste 18 Ggr., die kleine 16 Ggr., der Hafer 14 Ggr., die Erbsen 1 Rthl. 4 Ggr. kosten würden. Indessen treten doch auch hiergegen die gegründeten Einwendungen ein, erstlich daß wir über das Maaß der nährenden Theile in jeder Frucht-Art noch bey weitem nicht einig sind; und dann, daß bey Früchten, die bloß zum Verlaufe gebauet werden, es doch nur auf den Markt-Preis ankommen kann, der innere Werth mag seyn welcher er will; selbst also bey Gemeinheits-Theilungen oder Acker-Umsetzungen der eine oder andere Theil durch die Preisbestimmung nach dem innern Werthe zu sehr gewinnen oder verlieren könnte. Das Uebel, das umgangen werden sollte, ist es also doch wirklich nicht.

Die Gewinnungs-Kosten werden in einem großen Theile von Nord-Deutschland bekanntlich der doppelten Einsaat gleich gerechnet. Diese Berechnungsart ist unstreitig höchst unzuverlässig. Der Verf. hat daher richtigere Grundsätze dafür aus der Natur der Sachen aufgesucht, und darnach die Berechnung für alle die angenommenen Klassen der

Ackers durchgeführt. Auch hierbey hat nun freylich Willkühr nicht ganz vermieden werden können, das Verfahren ist aber doch viel gründlicher und besser. Sonderbar ist dabey indessen, daß ein Kosten-Betrag herauskommt, der sich von dem, den die doppelte Einsaat ergibt, nicht sehr unterscheidet.

Der Verf. verfolgt hierauf seine gefundene Resultate mit vielem Scharfsinne weiter, und findet dadurch am Ende, daß wenn man den Weizen-Boden erster Classe auf 1000 setzt, der Weizen-Boden zweyter Classe auf 576; der Gersten-Boden erster Classe auf 790, zweyter Classe auf 502; der Hafer-Boden auf 182, das dreijährige Land auf 36 kömmt. Dieses sind indessen, wie sich von selbst versteht, nur die Anhalts-Puncte; daß es Gradationen auf- und abwärts gebe, bedarf keiner Erinnerung.

Wenn man den ganzen Werth des Ackerlandes finden will, so muß auch der, den die Weide gewährt, gesucht werden. Diese ist Dreisch-, Brach- und Koppelweide. Für die Dreisch-Weide nimmt der Verf. die Werthbestimmung aus den für die Koppelwirthschaft gefundenen Grundsätzen. Die Brach-Weide rechnet er dagegen nach der Zeit, die sie benutzt wird, auf  $\frac{1}{2}$ ; die Stoppelweide, in so fern sie dem Hornvieh Nahrung gibt, auf  $\frac{1}{10}$ ; und die Berechtigung, die Schafe unter den gehörigen Einschränkungen auf die Brache und Saat zu treiben, zu  $\frac{1}{2}$  der Sommer-Wehütungen. Da es hierbey auf die größte Genauigkeit nicht ankommen kann, sondern nur Data verlangt werden, wornach sich bey Gemeinheits-Theilungen und Acker-Umsetzungen Ausgleichungen machen lassen, so läßt sich diesen Sätzen auch nach unserm Erachten ohne Bedenken folgen.

Indem wir übrigens hiermit nun anerkennen, daß die Theorie durch diesen wohlgelungenen Versuch des Verf. ungemein gewonnen hat; dürfen wir doch aber auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bey dem Gemeinheits-, Theilungs- und Acker-Umsetzungs-Geschäfte eine zu ängstliche Anwendung der Theorie mehr hinderlich als förderlich ist. Wenn die Parteyen bey Auseinandersetzungen gegenseitig für jeden ihrer Vortheile völlig entschädigt seyn wollten; so würden sie sich darüber nie vereinigen. Vergleiche kommen nur dann zu Stande, wenn der eine Theil auf den einen oder andern Umstand aus besondern Rücksichten einen größern Werth setzt als der andere; folglich das mit Gleichgültigkeit aufopfert, was der andere leidenschaftlich zu gewinnen sucht.

#### Leyden.

Bey A. und J. Honkoop: Annotationum in loca selecta Novi Foederis specimen *primum* (1810), *alterum* (1811), *tertium* (1812) auct. Joanne van Voorst. 144 Seiten in Octav.

Bey dem Antheil, den wir an allem nehmen, was im In- und Auslande gründliche Gelehrsamkeit befördert, können wir die drey angezeigten Abhandlungen nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn man gleich von einem bloßen Text zu öffentlichen Disputirübungen studierender Theologen, wozu sie geschrieben sind, keine neue Ansichten oder Entdeckungen zu fordern berechtiget ist. Es erweckt keine geringen Begriffe von dem Zustande der theologischen Studien auf der Leydner Universität, daß der Hr. Verf. von *disciplinae alumnis non paucis* reden kann, *quorum ut in doctrinarum studio univcrse, ita et in sacris libris tractandis, ea exercitationis et profectuum laus est, ut in publicum produci mereantur.* Möge dieses Mit-



tel, den Fleiß der Studierenden zu ermuntern, von dem die deutschen Universitäten gegenwärtig zu wenig Gebrauch machen, die Zahl angehender Gelehrten, die ihre Studien mit Anstrengung und Gründlichkeit treiben, fortgehend vermehren!

Die drey Abhandlungen sind mit einer bewunderungswürdigen Kenntniß alles dessen, was über ihre Gegenstände geschrieben ist, ausgearbeitet. So eine, man möchte sagen, fast ängstliche Umsicht alles Geleisteten kann zwar der Eigenthümlichkeit nachtheilig werden; aber in Schriften dieser Art, welche Urtheilskraft und Critik angehender Gelehrten üben und schärfen sollen, ist sie an ihrem rechten Orte. Darneben zeigt sich großer Fleiß in der genauen Entwicklung einiger Wortbedeutungen: von ihm können in den beiden ersten Disputationen die Forschungen über *Φανερούσθαι*, *δικαιοῦν*, *δικαιοῦσθαι* und *δικαιοσύνη* *Ἰσοῦ* zu Verrichtungen dienen. I. Ueber 1 Joh. 3, 2. Das *ὅμοιοι αὐτῷ* (nach dem Verf., nicht *Ἰσοῦ*, sondern *Χριστῷ*) *ἀσόμεθα* soll die künftige Theilnahme an dem herrlichen Zustand Christi andeuten. II. Ueber *δικαιοσύνη* *τοῦ Ἰσοῦ* im Brief an die Römer: es sey Gunst Gottes, die sich in der Erlassung der Sünden zeige, und ihre Folge, Heil und Seeligkeit; *δικαιοῦν* Gunst zuwenden, *δικαιοῦσθαι* Gunst Gottes erlangen. III. Ueber 1 Joh. 1, 1-3. *ὃ ἦν ἀπ' ἀρχῆς* möchte der Verf. in *ὃς ἦν ἀπ' ἀρχῆς* verwandeln, wenn nur im 2ten W., der den 1sten reasumirt, *ὃ ἀπαράκαμεν* nicht entgegenstände. *Λόγος τῆς ζωῆς* stehe für *λογος, ἐν ᾧ ἡ ζωὴ ἦν* "magnus ille voluntatis divinae interpres, vitae aeternae et sempiternae auctor," Man sieht, die Wahl der Gegenstände und die Erklärungen des Hrn. Verf. gaben den Opponenten erwünschten Spielraum.

Göttingische  
 gelehrte Anzeigen  
 unter der Aufsicht  
 der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 15. Januar 1814.

Halle.

Bey K. A. Kümmler: Kurt Sprengel, Prof.  
 der Medicin und Botanik zu Halle, von dem Bau  
 und der Natur der Gewächse. 1812. 654 Seiten  
 in groß Octav mit 14 Kupfertafeln.

Dem Verf. gebührt das Verdienst, seit Heda-  
 wig die Aufmerksamkeit der deutschen Naturfor-  
 scher auf den innern Bau der Gewächse lenkte, einer  
 der ersten zu seyn, welcher mit lobenswerthem Eifer  
 das Studium der Pflanzen-Physiologie zu fördern  
 bemüht gewesen ist. Spätere, durch die hiesige  
 königl. Societät veranlaßte, Untersuchungen über  
 den Gefäßbau, so wie manche andere Beobachtun-  
 gen und Entdeckungen berichtigten und erweiterten  
 die bisherigen Ansichten von dem organischen Bau  
 der Gewächse auf mannigfaltige Weise. So wider-  
 sprechend indeß noch die Meinungen der Physiolo-  
 gen über die Natur und Verrihtung mancher Theile  
 sind, und so wenig wir uns überhaupt schmeicheln  
 dürfen, die Gesetze zu kennen, durch welche die  
 Erscheinungen in der Pflanzenwelt bewirkt werden:  
 so muß man es dessenungeachtet Hrn. S. Dank wissen,  
 daß er alle vorhandene Thatfachen aufs Neue sorg-  
 fältig gesammelt, mit einer auf Erfahrung gegrün-  
 deten Critik geprüft, und in ein Ganzes vereinigt

J (1)

hat. Bey dem Interesse des Gegenstandes und der Achtung gegen den Verf. und seine anderweitigen vielfältigen Verdienste, halten wir uns daher um so mehr zu einer ausführlichen Anzeige dieses Werkes verpflichtet, je weniger Schriften von so gründlicher Gelehrsamkeit, als die vorliegende, zu den gewöhnlichen Erscheinungen der Litteratur gehören. Daß dem Ganzen eine naturphilosophische Ansicht zum Grunde liegt, glauben wir im Voraus bemerklich machen zu müssen, da des Verf. Phantasie bey Erklärung mancher problematischer Erscheinungen nicht selten einen so kühnen Flug nimmt, daß wir ihm nicht zu folgen vermögen. Es wird hinreichend seyn, in dieser Hinsicht auf *Link's* critische Bemerkungen und Zusätze zu diesem Werke zu verweisen, wo mehrere, auf die Naturphilosophie sich gründende, Meinungen des Verf., wie z. B. der vermeintliche Streit des Lichts mit der Materie, umständlicher erörtert sind, als es hier Ort und Raum gestattet haben würden. Wir verweilen daher lieber bey Gegenständen, die sich auf wirkliche Thatsachen und Erfahrungen gründen.

Als Einleitung geht unter der Aufschrift: *Geschichte der Kenntniß der Gewächse* eine gedrängte Uebersicht desjenigen voran, was von *Empedocles* an bis auf die neuesten Zeiten — einem Zeitraum von mehr als 2000 Jahren — besonders für Physiologie geschehen ist. Einen Schriftsteller von Bedeutung wird man hier schwerlich vermissen; auch im Allgemeinen dem Urtheil des Verf., in Hinsicht der Würdigung ihrer Verdienste um das Studium der Physiologie, beztreten. — Kap. 2. *Allgemeine Geschichte der Gewächse*. Der Verf. beschäftigt sich vorzüglich in diesem Kapitel mit der Entstehung der Gewächse und dem organischen Leben, nach naturphilosophischer Ansicht. Die mannigfaltigen Versuche, besonders die von *Cruithuis*

sen angestellten und auch von Hrn. S. erwähnten, lassen uns wohl nicht länger die Erzeugung thierischer Organismen, ohne vorher da sehende Keime, Eyer oder Saamen, durch bloße allgemeine Naturthätigkeit bezweifeln. Daß die Erscheinung der Schimmelarten und mancher verwandter cryptogamischer Gewächse, viel räthselhaftes hat, ist nicht zu läugnen. Sollte man aber wohl berechtigt seyn, deshalb auch im Pflanzenreich eine ähnliche Erzeugung annehmen zu können? Herr S. will jedoch bemerkt haben, daß das geschmolzene, von den Felsen herabgestoffene und in den Klüften geronnene, Schneewasser in einen fadigen Filz überging, der nichts anders als *Racodium rupestre* ward. Der Verf. wird es dem Rec. verzeihen, wenn er gegen diese Bemerkung einige Zweifel hegt, da seine vieljährigen Beobachtungen über die Natur und Fortpflanzung dieser Gewächse ihn eines andern belehrt haben, und gerade bey diesem, meistens an den trockensten Felsen wachsenden, *Racodium* die Entstehung aus geronnenem Schneewasser nicht wohl zu erklären seyn möchte. Eben so wenig möchten wir auch *Lecidea immerla* nur als Erzeugung einer allgemeinen Naturthätigkeit betrachten, ohne nicht zugleich bey der ganzen Gattung, ja selbst bey den meisten Flechtengattungen, eine ähnliche Entstehung anzunehmen, womit aber schwerlich der Verf. einverstanden seyn wird; da nicht sowohl das den Thallus mehr oder weniger bedeckende Keimpulver, als die stets in den Schüffelchen vorhandenen Sporen oder Samenähnlichen Theile diesen Gewächsen eine höhere Stufe in der Reihe der Cryptogamen anweisen. Gern geben wir übrigens zu, daß bey den Aufgüsthierchen "der Mangel an Individualität durch die Abwesenheit des Begriffs von Gattung und Art dargethan wird." Oder daß, — um uns deutlicher zu erklären — wie schon *Needa*

ham und andere bemerkten, bey Aufgüssen sich zuerst Monaden und Cynclidien erzeugen, daß zwey oder mehrere dieser Thiere zusammen schmelzen und dann eine andere Gattung einen Volvox oder Vibrio darstellen; daß diese endlich in Vorticillen und Colpoden übergehen. Wenn aber nach unserm Verf. ähnliche Uebergänge auch bey einigen Familien der Cryptogamen, den Hyßen, Bauchpilzen und Schwämmen Statt finden sollen: so möchte sich diese Behauptung schwerlich in der Natur nachweisen lassen. Denn nie hat Rec., bey einer mehr als zwanzigjährigen Beobachtung dieser Gewächse, einen wahren Hyßus, ein Dematium oder eine Himantia (denn es kann nicht von den hyßusartigen Fäden die Rede seyn, welche man an der Basis einiger Bauchpilze und Schwämme wahrnimmt, und die gleichsam die Wurzel derselben auszumachen scheinen) in einen Bauchpilz und diesen wieder in einen Schwamm, oder umgekehrt diesen in jenen übergehen sehen, und bezweifelt daher die Möglichkeit des Uebergangs des einen dieser Gewächse in ein anderes eben so sehr, als er sich von der Unveränderlichkeit eines Moooses oder Astermooses überzeugt hält. Einen überzeugenderen Beweis für den Mangel an Individualität mancher dieser Gewächse aus den niederen Ordnungen möchten wir mit dem Verf. darin finden, daß sie, wie auch die Thiere derselben niedern Ordnungen, oft gleich viel von der thierischen als von der Pflanzennatur zeigen, wovon mehrere sehr überzeugende Beispiele angeführt werden. Die genaue Erörterung dieser Gegenstände führte von selbst auf den oft zur Sprache gebrachten Unterschied der Pflanzen von den Thieren. Der Verf. prüft mit sehr vielem Scharfsinn die verschiedentlich aufgestellten Unterschiede, aus deren Untersuchung nur zu deutlich das Schwankende und Unbestimmte derselben hervorgeht. Auch selbst der

chemische Gehalt, in Verbindung mit dem dynamischen Verhältnisse, den Herr S. als den einzigen wahren Unterschied zwischen Pflanzen und Thieren annehmen zu können glaubt, leidet, wie er selbst bemerkt, in Hinsicht der anderen Familien mehrere Ausnahmen. Einen allmählichen Uebergang des Pflanzenlebens in das thierische anzunehmen, scheint ihm daher keine zu kühne Behauptung.

Kap. 3. Von dem Zellgewebe. Nach einigen vorangeschickten Bemerkungen über die Entstehung der festen Theile nach Begriffen, handelt der Verf. umständlicher über die Entstehung der Zellen, in so weit sich nach unsern bisherigen Erfahrungen darüber urtheilen läßt. Daß die Zellen aus Bläschen entstehen, scheint Hrn. S. auch jetzt noch am wahrscheinlichsten. In den Pfefferpflanzen und einigen Scitaminen nahm er deutlich wahr, daß die Bläschen sich an einander reiheten, um so Zellgewebe zu bilden. Dem Rec. glückte es, nach vielfältigen Versuchen, bey *Piper peireskiae* fol. und *medium* etwas ähnliches, als wie die Tab. 1. f. 4. gegebene Abbildung vorstellt, zu beobachten; doch möchte er keinesweges diese Theorie dadurch als erwiesen ansehen. Ein wichtiger, noch nicht gehobener, Zweifel bleibt die von mehreren gemachte Bemerkung, daß schon im jungen Keime das Zellgewebe in seiner gehörigen Anreihung ausgebildet liegt. Auch scheint die so große Menge der Bläschen, die man in den Saamenlappen gewahr wird, nicht in Verhältniß mit den sich daraus bildenden Zellen zu stehen. Durch überzeugende Beispiele beweiset der Verf., daß die Gewächse, je niedriger sie stehen, ihr Zellgewebe um so undeutlicher ist. In den Astermoosen und Moosen ist die Regelmäßigkeit der Zellen ausgezeichnet, und findet sich von da an, durch das ganze Gewächreich übereinstimmend mit den verschiedenen Pflanzenfamilien. Das Zellgewebe der-

selben Pflanze ist sich indeß keinesweges vollkommen gleich, sondern zeigt sich in dreifacher Verschiedenheit: 1. locker, 2. gedrängt und 3. gestreckt. Das lockere, bekanntlich Parenchym genannt, soll sich da besonders vorfinden, wo keine wichtige Function zu erwarten ist, keine besondere Kraft sich entwickelt. Gedrängtes Zellgewebe zeige sich fast überall, wo Gegenstände sich durch Hervortreten der zweyten Urform (Spiralgefäße) entwickeln sollen. Z. B. in Knoten der Gräser, bey den Keimen der Gräser u. s. w. Von dem gestreckten Zellgewebe, das bey den Moosen und den verwandten Gewächsen die Stelle der Spiralgefäße zu vertreten scheint, unterscheidet Hr. S. noch nicht die demselben sehr ähnlichen, und oft mit ihm vorkommenden, Fasergefäße von Link (Nachtr. I.), deren Daseyn als eigenthümliche Gefäße, nach Moldenhawer's Beobachtungen keinem weitem Zweifel unterworfen seyn kann. Was man daher Vast zu nennen pflegt, möchte mehr zu den Fasergefäßen oder den faserigen Röhren, wie sie Moldenhawer nennt, als zu den gestreckten Zellen zu rechnen seyn. Umständlich verbreitet sich auch der Verf. über die Scheidewände der Zellen und über die Gemeinschaft derselben mit einander, besonders in Hinsicht der irrigen Behauptungen Mirbel's; und erklärt sich, wie man von einem so scharfsinnigen Beobachter erwarten konnte, in Hinsicht der Beschaffenheit der Zellen für das Daseyn doppelter Häute, und was den letzten Punct betrifft, für ein organisches Durchschwigen. Ueber die Saftbehälter wird Hr. S. ohne Zweifel, nach Moldenhawer's trefflicher Untersuchung dieses Gegenstandes, seine Meinung (— der zufolge sie, wie auch Link u. a. noch glauben, bloße Lücken des Zellgewebes seyn sollen —) längst geändert haben.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich ausschließlich mit der zweyten Urform des Pflanzenreichs, den

Spiralgefäßen oder Schraubengängen, wie sie der Verf. nennt. Schon bey einigen Conserven zeigt sich eine Andeutung der Spiralgefäße. In den Farenkräutern aber und in andern Monocotyledonen bemerkt man diese Urform in dem innern Bau zuerst. Auffallend ist es indeß, daß sie der Chara, Canlinia u. a. Najaden fehlen, nach Link's Beobachtung hingegen bey andern Gattungen dieser Familie, z. B. bey Myriophyllum, der Zaoichellia wieder vorkommen. Auch bemerkt man sie bey den Nadelgehölzen, wie Link gleichfalls zuerst wahrnahm, nur in den zartesten Trieben. Bey den übrigen Gewächsen sind sie fast in allen Theilen zugegen, nur mehr oder weniger leicht zu unterscheiden. Auch in den Gräsern, wo Rudolphi nur durchgehends Treppengänge finden konnte, kommen sie in ihrer ursprünglichen Gestalt am besten bey den Keimen vor; außerdem auch unter und über den Knoten, wo sie sich vollkommen gut abrollen lassen. In den Blättern bilden die Spiralgefäße die Nerven und das ganze Fasernetz, aber man soll sie selten deutlich wahrnehmen können, weil sie wegen ihrer außerordentlichen Feinheit nicht mehr in die Sinne fallen. Rec. will indeß nur auf die Blätter von Cornus alba aufmerksam machen, deren Spiralgefäße sich bis in die feinsten Theilungen verfolgen und fast ohne Loupe unterscheiden lassen. — Die von Treviranus über die Anfänge der Spiralgefäße vortragene, und von ihm neuerlich zurückgenommene Meinung hat man, wie Hr. S. meint, nicht nöthig sobald wieder aufzugeben, da in den Knoten oder Knollen, wo neue Spiralgefäße entstehen, die so genannten wurmförmigen Körper, welche jener Meinung zufolge die Anfänge der Spiralgefäße ausmachen, sehr gewöhnlich sind. Auch wird zur Bestätigung dieser Theorie noch eine Bemerkung von Swagerman (dessen in mehrerer Hinsicht sehr schätzbare physiologische Abhandlungen in den Ver-



hand. der Maatsch. te Haarlem von den Physiologen bisher ganz übersehen waren) beigebracht. Was die verschiedenen, hinlänglich bekannten, Meinungen von dem eigentlichen Bau der Spiralgefäße betrifft: so erklärt sich der Verf. besonders für die, welche **Comparetti** vorgetragen hat, nach welcher keine eigentliche Wand zugegen ist, sondern von den Windungen selbst gebildet wird. Doch bestreitet der Verf. die gleichfalls von **Comparetti** zuerst behauptete Verzästelung der Spiralgefäße, und erklärt dieselbe mit **Link** für ein bloßes Anlegen neuer Schraubengänge an die ältern. Man muß sehr bedauern, daß Hr. S. die äußerst wichtigen Untersuchungen **Moldenhawer's** von den Spiralgefäßen noch nicht benutzen konnte, da sie nicht allein über diesen Gegenstand, sondern auch über das, was der Verf. über die verschiedenen Abänderungen der Spiralgefäße (die Treppengänge, Ringgefäße etc.) vorträgt; sehr viel Licht verbreiten, und neue, auf den wahren Bau dieser Theile sich gründende Ansichten eröffnen. — Die genaue Prüfung der verschiedenen Versuche mit den Einspritzungen, gab Hr. S. dasselbe Resultat, das er schon vor zehn Jahren daraus gezogen hatte, — daß aus diesen Versuchen, wie auch **Knicht** richtig bemerkt, kein sicherer Schluß auf das Aufsteigen des Safts im natürlichen Zustande gezogen werden könne. Umständlich, und wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes mit sich bringt, verweilt der Verf. noch zuletzt bey der Untersuchung der oft, und schon von **Grew**, in Anregung gebrachten Frage, die wahre Berrichtung der Spiralgefäße betreffend, und beantwortet sie mit **Oken** (Lehrb. der Naturphilosoph. II. S. 50—56) dahin: "daß sie eine höhere Bedeutung haben, daß sie das Lichtsystem der Pflanzen sind, und daß ihre Function die polarisirende ist."

(Der Beschluß im folgenden Stück.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 15. Januar 1814.

Halle.

Von R. A. Kimmel: Kurz Sprengel, Prof. der Medicin und Botanik zu Halle, von dem Bau und der Natur der Gewächse. (Schluß der im 9ten Stück abgebrochenen Anzeige.)

Kap. 5. Von der Oberhaut. Zuerst von der Bildung und Beschaffenheit derselben im Allgemeinen, dann von den Spaltöffnungen, Haaren, Stacheln, Dornen und Drüsen. Die Spaltöffnungen fand Rec. in den von ihm untersuchten Pflanzen, wie sie der Verf. beobachtete, meistens genau im Flächenraum einer einzigen Zelle. Es muß indeß Abweichungen geben, da Moldenhawer's Beobachtungen hiermit nicht übereinstimmen. Die Einfassungen, womit die Spalten gewöhnlich umgeben sind, vergleicht Herr S. nicht unpassend mit den Schließmuskeln des thierischen Körpers, da sie den Durchmesser der Spalte zu erweitern und zu verengern scheinen, wenigstens sieht man diese zu gewissen Zeiten, vorzüglich des Morgens offener als zu andern. Daß die Spaltöffnungen, wie Link bemerkte, allererst zugleich mit den Spiralgefäßen

K (1)

vorkommen, bestätigt der Verfasser. Pflanzen der niedern Ordnungen haben sie fast gar nicht: denn was Krocker in der Oberfläche der Marchantia gefunden haben wollte, sind bloße Erhabenheiten, die die Oberhaut für sich gebildet hat. Bey den Eycopodien und den Farenträutern zeigen sie sich zuerst, so wie bey diesen auch zuerst die Spiralsgefäße bemerkt werden. Daß sie der innern Fläche der Blumentrone fehlen, wenn diese nämlich eine wahre Corolla, und nicht bloß ein corollenartiger Kelch ist, wie man ihn durchgehends bey den Monocotyledonen bemerkt, glaubt Herr S. mit Bestimmtheit sagen zu können. Auch hat er sie bey wiederholter Untersuchung nie auf der innern Fläche der Corollen gesehen, die mit Kelchen versehen sind, wo Rudolphi sie bemerkt haben will. Was die Spaltöffnungen der Blätter betrifft, so finden sie sich bey den meisten Pflanzen, die hoch wachsen und häutige Blätter haben, auf der untern Fläche, ohne daß deswegen das Zellgewebe der untern Seite der Blätter lockerer wäre, wie Treviranus behauptet; denn nicht selten ist dasselbe von noch festerem Bau auf der untern als obern Seite. Daß die Verrichtung der Spaltöffnungen, besonders nach den von Link erhobenen Zweifeln, noch nicht in das gehörige Licht gesetzt ist, darin sind wir mit dem Verf. völlig einverstanden. Unsere Kenntniß von diesen Theilen ist aber in mehr als einer Hinsicht noch zu beschränkt, und der gegenwärtige Einfluß der gleichzeitig vorkommenden Spiralgefäße und der Spaltöffnungen noch zu problematisch, um mit dem Verf. als sehr wahrscheinlich annehmen zu können, daß diese Organe die electrischen und polarisirenden Luftstoffe der Pflanze zuführen und dadurch die höhere Thätigkeit entwickeln. — Die Haare der Oberfläche, von welchen

der Verf. sehr ausführlich handelt, scheinen auch ihm vorzüglich zur Absonderung besonderer Flüssigkeiten bestimmt, und die Junction der Spaltöffnungen der Berrichtung der Haare entgegengesetzt zu seyn; doch glaubt er, daß die Haare der Wurzeln offenbar als Einsaugungswerkzeuge betrachtet werden müssen. Ein von LINK, in seinen Bemerkungen, geäußerter Gedanke verdient eine besondere Berücksichtigung. Er meint nämlich, daß alle Haare, welche Querwände im Verlauf, oder in der Nähe der Basis haben, zur Absonderung, hingegen alle, denen diese Querwände fehlen, vielmehr leicht zur Einsaugung bestimmt seyen. — Ueber die Stacheln, Dornen und Drüsen faßt sich der Verf. kurz.

**Kap. 6. Von dem Mischungsverhältniß der Pflanzen.** Nach vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen über die Bedingungen des physischen und organischen Lebens, in Beziehung auf die Mischung, und die Mischung organischer Körper überhaupt, handelt der Verf. zuerst vom rohen aufsteigenden Saft, und kommt dann zu den übrigen bekannten Pflanzenstoffen, dem Schleim, Gummi, Stärkmehl, Zuckerstoff u., den Oelen, Pflanzensäuren, der Phosphor- Schwefel- Salpeter- und Salzsäure. Wenn auch die Critik über einzelne dieser Stoffe manches zu erinnern haben möchte, so muß man wenigstens dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, über diesen Gegenstand das Wissenswürdigste mitgetheilt zu haben.

**Kap. 7. Erscheinung des Pflanzenlebens.** Dieses Kapitel zerfällt in zwey Abschnitte: von der Ernährung der Pflanzen, und von der Neigbarkeit der Pflanzen. Die Ernährung besteht nicht allein in der Verähnlichung der eingesogenen rohen Nahrungstoffe — welche nach ihm kohlensaures

mit Stickstoff verbundenes Wasser sind, (denn Salze, Erden und Metalle werden nur in ihre Urstoffe zerlegt, aufgenommen), — sondern auch darin, daß die manniafalia verähnlichten Stoffe abgesetzt werden, der Verlust der Theile hingegen unaufhörlich durch neue verähnlichte Stoffe wieder ersetzt wird. Daß sich gegen diese Theorie noch manches, besonders gegen das Phytochemische derselben, einwenden lasse, gibt Herr S. selbst zu; doch glaubt er, daß die zu machenden Einwürfe (wovon mehrere angeführt werden), nichts weiter beweisen, als daß einzelne Pflanzenarten die Urstoffe des Bodens in bestimmten Verhältnissen anziehen, und andere wieder abstoßen. Aus diesem Grunde allein sey auch der Nutzen der Wechselwirthschaft zu erklären; “denn es fordert nachtheilige Anstrengungen der Pflanze, wenn sie nicht die rechten Verhältnisse der Urstoffe im Boden trifft, und diese erst zerlegen, anders zusammen setzen und sich aneignen muß.” Sehr gut wird bewiesen, daß der Chemismus der Vegetation keinesweges zur Bildung der näheren Bestandtheile allein hinreichend sey; sondern daß in den Pflanzen ein höheres Leben, als das physische, herrsche. Außer manchen Erscheinungen, die auf ein höheres organisches Leben hindeuten, sieht der Verf. besonders die Wirkungen des Sauerstoffs, des Lichts, der Wärme und anderer Reize auf die Gewächse als entscheidend für die Lebenshätigkeit an, da sie die Pflanzenfaser in eben dieselbe Thätigkeit, als die thierischen versetzen. Unter den Versuchen, welche man in neuern Zeiten mit dem Sauerstoff anstellte, um den Einfluß desselben auf das Keimen und den Wachsthum darzuthun, wird besonders auf die von Kilmeyer und Schnurrer angestellten aufmerksam gemacht, denen zufolge die

oxidirte Salzsäure, ohne Mitwirkung des Lichts und der Wärme, das Keimen nicht beschleunigt, sondern vielmehr aufhält, und, zu reichlich angewandt, gar vernichtet. Das Licht wirkt als wahrer Lebensreiz auf die Pflanzen: es beschleunigt ihre Vegetationskraft, beschleunigt die Zersetzung der Kohlensäure, macht durch Festwerden des Kohlen- und Wasserstoffs, daß die eigentlichen Bestandtheile sich entwickeln, und ist also zugleich, nach dem Verf., eine dynamische und chemische Potenz, wie Wärme, Electricität und Galvanismus. Ohne Sonnenlicht findet daher keine kräftige Vegetation Statt, wenn gleich Humboldt, und neuerlich auch Decandolle, durch einzelne Erfahrungen diesen Satz zu schwächen gesucht haben. Die Meinung Senesbier's, daß das Sonnenlicht auch als Reiz das Ansaugen der Erdfeuchtigkeit durch die Wurzeln befördere, wollen dem Verf. nicht einleuchten. Entscheidender sind ihm dagegen Bonnet's vielfältige Beobachtungen in Hinsicht des Einflusses des Lichts auf die Richtung der Zweige und Blätter. Als Folge ähnlichen Einflusses betrachtet der Verf. auch die periodische Veränderung der Stellung der Blätter, die man Pflanzenschlaf zu nennen pflegt; doch ist hierbey, was die mehr oder weniger regelmäßige Thätigkeit betrifft, das Alter der Pflanze und die Stärke des Sonnenlichts nicht außer Acht zu lassen. Ritter's Versuche mit den prismatischen Farben wollten dem Verf. nicht gelingen, und wir zweifeln, daß sie andern besser gelingen werden. Auch scheint es ihm keinem Zweifel unterworfen, daß das verschiedene Öffnen und Schließen der Blumen zu bestimmten Zeiten in dem Reizverhältniß des Lichts gegründet ist, ohne daß man das Licht als hinreichende Ursache annehmen kann. "Denn je zarter die Blume ist, einen desto mäßigeren Grad des Lichts verträgt sie, so daß die harten

Denotheren und Cactus-Arten nur die Dämmerung der Sommernächte ertragen, und dann auch ihren sehr starken Duft verhauchen. Auch schließen sich manche Blumen bey sehr hellem Licht am ehesten: sie schließen sich, wenn es ihnen an Nahrung gebricht, und wenn ihnen die nöthige Wärme fehlt; daher im Winter selten die Blüthen der Treibhauspflanzen zur rechten Vollkommenheit gedeihen." Daß die verschiedentlich bemerkte Erscheinung des aus den Blüthen stark riechender Pflanzen aufsteigenden Lichts eine optische Täuschung sey, wie Goethe behauptet, findet der Verf. deshalb nicht wahrscheinlich, weil man in der Finsterniß die gelbe Farbe nicht unterscheiden kann; doch ist es, wie er bemerkt, auffallend, daß nur bey gelben Blumen dieses Leuchten bemerkt worden ist. — Was die künstliche Electricität betrifft, so ist der Einfluß derselben auf die Vegetation so äußerst gering, daß er fast nicht in Betracht kömmt. Sehr zweifelhaft bleibt auch noch der Einfluß des Galvanismus. Von den andern Dingen (Opium, Kirschlorbeerwasser ic.), die man als Reizmittel angewandt hat, verdient besonders der Arsenik, nach Kilmeyer's und Jaeger's neuen Versuchen, alle Aufmerksamkeit. — Im 8ten Kapitel ist die Wurzel, nicht nur in Hinsicht der äußern und innern Bildung, sondern auch ihres Zusammenhanges mit den Zweigen, ihres Wachsthums u. s. w. abgehandelt. Der wesentliche Theil des innern Baues des Wurzelstocks ist, nach dem Verf., jederzeit ein gedrängtes, mit körnigen Niederschlägen erfülltes, Zellgewebe, aus welchem die Spiralgefäße, als dynamische Triebfedern der Saftbewegung, sich entwickeln. Diesem Baue zufolge kann sich kein Mark in der Wurzel bilden, sondern man bemerkt Statt dessen einen Strang von Holzfasern und Spiralgefäßen, welchen Mau die Kernsubstanz

nennt. In so fern ist also auch der von Medicus zuerst angenommene Unterschied des Stammes von der Wurzel, doch mit Ausnahme der jungen Pfahlwurzeln, besonders der Sommergewächse, in der Natur gegründet. Das Vermögen des Stammes und der Zweige überall Wurzeln zu schlagen, gibt dem Verf. einen überzeugenden Beweis, daß keine einander ausschließende Gegensätze zwischen Stamm und Wurzel vorhanden sind. Ueberzeugend sind die von dem V. angeführten Thatsachen für das Wachstum der Wurzeln durch die absteigende Bewegung des Bildungsaftes. So wie es auch keinem Zweifel unterworfen seyn kann, daß das Geschäft der Einsaugung lediglich auf die sehr zarten, am Ende geschlossenen Härchen und der schwammigen Hülle (womit besonders die Endspitzen der Fasern der Molecyledonen versehen sind) beschränkt ist. Unter den verschiedenen Meinungen, die man als Ursache der absteigenden Richtung der Wurzel angenommen hat, tritt Hr. S. derjenigen bey, nach welcher diese Erscheinung vermöge der Schwere bewirkt wird. Doch gibt er auch zu, daß die Verdünnung der Säfte durch die Wärme der Luft das Aufsteigen, die Kühle der Erde aber eine Verdichtung hervorbringt, welche das Absteigen veranlaßt, obgleich man auf keine Weise berechtigt sey, dieß als die einzige Ursache anzusehen. Jenes Gesetz leidet auch bey Bäumen, welche auf Abhängen der Berge wachsen, im Allgemeinen keine Abänderung, wie Rec. zum öftern zu bemerken Gelegenheit hatte. Daß durch die Wurzeln Säfte ausgeleert werden, scheint dem Verf. nicht unwahrscheinlich, da er selbst einige Erfahrungen hierüber zu machen Gelegenheit hatte. Die Sache verdient in jeder Hinsicht mehr berücksichtigt zu werden, da sie, wie sehr richtig bemerkt wird, für die Theorie des Ackerbaues nicht unwichtig seyn würde.



Kap. 9. Von dem Stamm. Innerer Bau des Stammes der Mono- und Dicotyledonen. Genauere Bestimmung der Oberhaut. Grüne Rinde. Herr S. unterscheidet diese Rindensubstanz sehr genau von dem Bast, mit dem sie mehrere verwechselt haben, und sieht sie mit Recht als die Grundlage alles Wachstums und aller Erzeugung neuer Theile an. Die schon von Du Hamel gemachte Beobachtung, daß abgeschälte Bäume nicht allein wachsen, sondern auch festeren Splint ansetzen, widerspreche indeß keinesweges dieser Wichtigkeit der Rinde zur Unterhaltung des Wachstums und der Lebenskraft des ganzen Gewächses, da sich auch im Holze Baströhren, als die eigentlichen Saftkanäle, befinden. Doch gehen geschälte Bäume sehr bald aus, weil, wie auch schon Meyer (Naturg. Darstell.) zu beweisen gesucht hat, die Rinde zur Zubereitung der Säfte erforderlich ist, und weil, wie hinlänglich dargethan, zwischen Rinde und Holz sich der Bildungsast ansammelt, der zur neuen Anlage der Theile nothwendig ist. Nur möchte der Rec., ohne die Beobachtungen anderer in Anschlag zu bringen, nicht mit dem Verf. alle Reproduction der Rinde bezweifeln; denn er erinnert sich eines Falles, wo man bey einem geschälten Baume sehr deutlich den Anfang einer sich reproducirenden Rinde wahrnehmen konnte. Die Spiegeelfasern betrachtet der Verf. mit Malpighi und G. w. als Fortsetzungen des Rindenzellgewebes durch die Maschen des Bastes und Spalten des Holzkörpers bis zum Marke, und schreibt ihnen die Verrichtungen zu, dem Bildungsaste eine Seitenbewegung zu geben: eine Meinung, die unstreitig die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ob der Ursprung des Bastes aus dem Bildungsaste (Cambium Du Hamel's und Mirbel's) herzuleiten sey, scheint dem Rec. noch nicht ganz ausgemacht, da manche

vorkommende Erscheinungen sich nicht wohl mit dieser Theorie vereinigen lassen. Was die Bestimmung des Bastes betrifft, so scheint es dem Verf. fast keinem weitem Zweifel unterworfen, daß die Röhren, aus denen er besteht, die rohen Pflanzensäfte aufwärts treiben, wozu ihnen die polarisirenden Spiralgefäße den Antrieb geben. Findet, wie nicht zu bezweifeln, auch im Holz ein Aufsteigen der Säfte Statt, so geschieht dieß nur vermöge der Continuität des Bastes mit dem Holze, worauf *Cotta* und *Liné* nicht Rücksicht genommen zu haben scheinen. Das Absteigen der Säfte findet nur zwischen Bast und Holz Statt. Der Bast heißt *Splint*, wenn er außer den feinen Röhren und dem dieselben durchfließenden Zellgewebe noch Spiralgefäße und Abänderungen der letztern enthält; und er wird zum Holze, wenn diese Formen sowohl fester als steifer geworden, als auch die Spiegelfasern sich vereinigt haben. In dieser richtigen Ansicht liegt zugleich die oft bestrittene Frage über die Erzeugung des *Splints* beantwortet; daher *Mirbel*, wie *Hr. S.* bemerkt, nicht Unrecht hat, wenn er das gar zu scharfe Abtrennen der Theile des Stammes in der Idee verwirft. Ausführlich handelt der Verf. vom Holze in Hinsicht seines Baues und Wachsthums, und sucht durch überzeugende Gründe darzuthun, daß die Bildung desselben, nicht, wie *Liné* sehr scharfsinnig zu beweisen bemüht gewesen ist, nach innen, sondern nach außen zu geschieht. Indes verdienen auch *Liné's* Gegenstände, in den Bemerkungen zu des Verf. Werke, nachgelesen zu werden.

Kap. 10. Von den Knospen und der Metamorphose der Theile. Knospen und Saamen lassen sich nur im Allgemeinen unterscheiden; denn die Erfahrung hat bewiesen, daß diese Theile unmerklich in einander übergehen, und daß bey den

Pflanzen der niedern Ordnungen der Begriff von Knospe und Saamen fast zusammen schmilzt. So gibt es auch Beispiele, daß Monocotyledonen, was sonst ungewöhnlich ist, wirklich Knospen tragen. — Unterschied der Fruchttaugen von den Holztaugen; Uebergang der einen Art in die andere Stellung der Knospen und der aus ihnen sich entwickelnden Blätter und Zweige. — Den Schluß dieses Kapitels machen einige Bemerkungen über die Entstehung sämtlicher Pflanzentheile durch Metamorphose einer sich stets gleichbleibenden Grundsubstanz, vorzüglich nach Goethe's bekannter Schrift.

Kap. II. Von den Blättern. Der Verf. betrachtet zuvörderst den innern Bau der Blätter, und kommt dann auf das Abfallen derselben zu sprechen, das ihm, mit Vrolik, gleichsam ein partieller Tod zu seyn scheint, der sich, durch Mangel thätiger Lebensverrichtungen im Blatte, Mangel an grüner Farbe und gehöriger Verrichtung verkündigt. Die grüne Farbe der Blätter glaubt Herr S. am wahrscheinlichsten von der Allgemeinheit des carbonisirten; mit Sazmehl verbundenen, Extractivstoffs ableiten zu können, wozu in den meisten Blättern noch Gerbestoff kommt, der in Alkali mit Wasser aufgelöst, beim Zutritt der Luft beständig eine grüne Flüssigkeit bildet. Mit dieser Meinung stimmen indeß nicht die von Proust gemachten Erfahrungen über die Mischung der grünfärbenden Substanz überein, wovon der Verf. bereits oben S. 237 Erwähnung gethan hat, und die auch durch spätere Untersuchungen der Chemiker bestätigt worden sind. Auch möchten die Chemiker schwerlich dem Verf. beypflichten, wenn er — auch nur unter einzeln Umständen — dem Wasserstoff einen ähnlichen Einfluß auf die Erzeugung der grünen Farbe, als dem Lichte, zuschreiben zu können glaubt. — Die Lehre vom Aus-

hauchen, Ausdünsten und Einsaugen der Blätter ist sehr ausführlich und gründlich vorgetragen.

Kap. 12. Von den Blüthen. Der Entwicklung der Blumen geht eine nochmalige Zusammenziehung der Theile voran; am Stamm bilden sich neue Wülste, und so treten, fährt Herr S. fort, aus diesen die letzten und wichtigsten Spaltungen der vorher zusammen gedrängten Formen hervor. Das Licht hat endlich die Materie besiegt, es verbindet sich mit der Materie zur Hervorbringung der Farben. Die Säfte sind die ausgebildetsten der ganzen Pflanze; polarisch treten sie aus einander, die oxydirten schlagen sich im Nectar nieder; die hydrogenisirten, azotisirten und carbonisirten treten in die Befruchtungstheile, und durch ihre Vermittelung wird nun der Grund zur Bildung neuer Individuen gelegt. Die Wahrheit dieser Ansicht findet der Verf. in der allmählichen Ausbildung der Blüthe bey dem Aufsteigen der Vegetation von den niedern zu den höhern Ordnungen bestätigt; doch möchte in dem hier gegebenen Umriss der allmählichen Ausbildung Manches eine Einschränkung erlauben, Manches noch problematisch bleiben. Dahin rechnen wir besonders die Behauptung, daß die Farnkräuter bey dem Reichtum an polarisirenden Ueformen (den Spaltöffnungen und Spiralgefäßen) die Saamen in den Blattadern selbst entwickeln, und daß sich deshalb keine Blüthen und Befruchtungstheile bey ihnen ausbilden können, weil die höchste Vollendung des Laubes alle Kräfte erschöpfe; daß sich aber bey den Moosen deshalb eher, als bey den Farnkräutern Blüthen und Befruchtungstheile entwickeln, weil die Blattbildung unvollkommen, also die schwachen Gegenstände der Safröhren und der (seltenen) Spaltöffnungen am Boden der Kapsel Vermittler der höhern Entwicklung sind. Auch will es uns nicht

einleuchten, daß die Cyperoiden und Gräser nur deshalb so einfache Blumen, gleichsam, wie der Verf. sagt, nur eine schwache Andeutung derselben besitzen, weil ihr Blatt einfach, glattrandig und mit parallelen ungetheilten Nerven durchzogen ist, auf die das Licht vermöge der Luft weniger, als auf getheilte einwirken soll; da doch unter den Pflanzen der höhern Ordnungen mehrere Familien vorkommen, welche bey gleicher Bildung der Blätter (Irides, Orchideae), oder deren Blätter noch geringere Nerven haben (Ericae, Passerinae, Lepospermum juniperinum cum affin., Merrosideros linearis, Diosma album), dessen ungeachtet mehr ausgebildete Blumen besitzen; und umgekehrt anders gefunden werden, die mit aberrippigen oder geaderten — also der Einwirkung des Lichts mehr ausgesetzt — Blättern versehen sind, aber doch nur sehr einfache, oft noch einfachere Blumen als die Cyperoiden und Gräser entwickeln (Piperis plures species, Saururus, Ambrosinia, Caladium, Thoa Aubl. etc.). Bedenkt man nun noch, daß es eine sehr große Anzahl von Gewächsen gibt, die wie die Aloe-Arten, die Talina, Mesembrianthemis und die meisten von den Succulenten ganz nervenlose Blätter, aber die ausgebildetsten Blumen besitzen: so möchten überhaupt die Blattnerven auf die mehr oder geringere Ausbildung der Blumen von sehr zweifelhaftem Einfluß seyn. Was die S. 529 erwähnte merkwürdige Erscheinung der Blüthen einiger Veilchen (*Viol. odorata*, *pinata* etc.) betrifft, so bemerkt Rec., daß nach seinen Beobachtungen auch die ersten, großen, sich entwickelnden, Blumen reife Frucht ansetzen. — Nun kommt der Verf. auf den Bau und die Eigenschaften der Blume zu sprechen, und beweist, daß nicht die Rinde die eigentliche Blumenkrone bildet, sondern daß alle innere Theile des Stamms, Saft-

röhren, Zellgewebe, vorzüglich Spiralgefäße, zur Bildung derselben beitragen. Auch hält er sich mit Recht überzeugt, daß schwerlich ein Gesetz der Natur in der Uebereinstimmung der Farben der Blumen mit den Jahreszeiten zu suchen sey. Das färbende Wesen der Blumen findet sich nicht, wie Wahlenberg (De sedib. mat. immed.) annimmt, in der Oberhaut, sondern in dem der Oberhaut zunächst liegenden Zellgewebe, und ist seiner Natur nach als ein Niederschlag der Pflanzensäfte anzusehen, die aber so verfeinerten Kohlenstoff in den Extractivstoff enthalten, daß davon die Veränderlichkeit der Farben und ihre Dauerhaftigkeit, wenn sie mit Säuren behandelt werden, zu erklären ist. Die grüne oder grünblaulichte Farbe kann man nach Wahlenberg's Beobachtungen, als die Grundfarbe der Blumen betrachten. Die Gesetze, welche Schrank (Usteri's Magaz. XII. 30. 31.) für die Blumenfarben aufgestellt hat, lassen sich nach dem Verf. nicht unbedingt annehmen; hingegen findet er es mit Becker sehr wahrscheinlich, daß das Eisen das färbende Princip der Blumen sey, wogegen sich indeß nach den neuern Erfahrungen der Chemiker manches erinnern lassen möchte. Zuletzt handelt Herr S. noch umständlich vom Nectar, den mannigfaltigen Absonderungs- und Aufbewahrungswerkzeugen desselben, den Schutzmitteln u. s. w., so wie von der Beziehung, in welcher diese Organe zu der Befruchtung stehen, mit vorzüglicher Rücksicht auf die bekannten Beobachtungen seines Oheims, Ch. Conr. Sprengel, dessen Meinung er im Allgemeinen betritt.

Einer der vorzüglichsten Abschnitte dieses Werkes ist unstreitig das folgende Kapitel, welches die Befruchtung zum Gegenstande hat. Wir bedauern daher um so mehr, daß der beschränkte Raum unserer Blätter es nicht gestattet, das Wesentliche

desselben mitzutheilen, und verweisen deshalb, so wie auch in Hinsicht dessen, was der Verf. im 14ten Kap. von der Frucht, den verschiedenen Theilen derselben, und den beym Keimen vorkommenden Erscheinungen lehrreiches sagt, auf die Quellen selbst. Den Schluß des Werkes macht ein kurzer, aber lesenswerther Aufsatz über die Verbreitung der Pflanzen auf der Erde. Die zur Erläuterung angehängten Kupfer empfehlen sich durch Treue der Darstellung und Feinheit im Stich.

### Quisburg und Essen.

Von Vädeler und Kurzel: Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde. Herausgegeben von B. C. L. Natorp. Zweytes Bändchen. 1813. VII und 284 Seiten in Octav.

Dieses, zwey würdigen und um die Bildung der Volksjugend hochverehrten Männern, dem Hrn. Generalsuperintendenten Krummacher in Verburg und Weerth in Detmold gewidmete, Bändchen ist eine vortreffliche Fortsetzung des vorigen, und entspricht vollkommen den Erwartungen, welche das erste erregt hatte. Möchte es doch in die Hände aller derer kommen, welchen das Schulwesen zunächst auf dem Lande anvertrauet ist, besonders aber in die Hände der Pfarrer, deren sorgfältiger Beherzigung dasselbe nicht genug empfohlen werden kann! Die Mängel der niedern Schulen werden hier so anschaulich und zugleich so wahr dargestellt, aber auch die Mittel denselben abzuheben so practisch vor Augen gelegt, daß wir mehr als einmahl beym Lesen dem Verf. für das Büchelchen gedankt haben, und es jetzt gern öffentlich thun. Gleich die Beschreibung eines Confirmationsfestes ist so gut gerathen, und spricht so freundlich an, daß wir wünschen, jeder Pfarrer möchte sich dasselbe zum Muster nehmen, und nach Befinden seiner Umstände und seines Locales nach-

ahmen Denn wie wichtig sind die Eindrücke auf das empfängliche Jugendherz, welche diese Handlung hervorbringen kann und soll, wenn sie mit Einsicht und Gefühl verrichtet wird! Bey dieser Gelegenheit, wie besonders nachher im 22. Briefe noch ausführlicher und da mit psycholoaischer und fennerischer Einsicht, wird des mehrstimmigen Gesanges rührender Eindruck zur Veredlung der kirchlichen Andacht gedacht, und dann dargethan, daß und wie in den Volksschulen für die Bildung des Gesanges gewirkt werden sollte. Die praktische Darstellung der Methode hat uns ungemein gefallen. Ganz aus dem Herzen ist ungleichsam geschrieben die Schilderung dessen, was ein Landpfarrer als Schulvorsteher thun könne.. Mehr als einmahl ist uns der Virgilische Vers dabey eingefallen: O fortunatos nimium, sua si bona norint! Welch ein herrlicher Wirkungskreis, und wie hochverdienstlich, ihn genügend auszufüllen! Trefflich sind die Themata zu Schulpredigten S. 139 f. Der 19te Brief handelt über die Lehrbücher, sehr gründlich und erfahrungreich. Sehr zu beherzigen. Die Stephanische Wandfibel erfüllt, wie der Verf. S. 156 richtig bemerkt, alle Forderungen hinlänglich, und ein Exemplar reicht hin für eine ganze Schule. Den Kindern kann man daneben irgend eine Handfibel, in welcher die Tafeln jener Wandfibel abgedruckt stehen, zu ihrer Selbstübung hingeben. Noch fehlt ein gutes ganz zweckmäßiges Lesebuch, nicht Lehrbuch. Dasselbe enthalte in seinem ersten Cursus Lesestücke zur Uebung im richtigen und geläufigen Lesen, geordnet nach der Stufenfolge zunehmender Schwierigkeit des Ausdrucks und Vortrages; es kommt also hier auf das Lesen der Gedanken an. Im zweyten und dritten Cursus enthalte es eine Auswahl zweckmäßiger Stücke aus classischen Schriften, zuerst, wie die Natur der Sache und das Na-



turell der Jugend erfordert, poetische, dann prosaische Stücke, um Anleitung zum Lesen und Verstehen eines Buchs zu empfangen, das Interpretiren zu erlernen und die Sprachkenntniß zu bereichern. Vielleicht kann hieran sich in der Folge die Lection eines oder mehrerer deutschen Schriftsteller anschließen. Vorarbeiten sind von Wetterlein, Ziegenbein, Pölig, Wilmesen, geliefert worden. Noch fehlt ein theoretisch-practisches Handbuch oder Sprachbildungslehre für den Lehrer: gute Vorarbeiten sind dazu vorhanden, die man unter andern in des Verf. "kleiner Schulbibliothek" 4te Aufl. S. 76 ff. angegeben findet: die sinnlichen Wahrnehmungen als Grundlage des Unterrichts in der Muttersprache. Ein Handbuch für Mütter und Lehrer. Mit 2 Kupfertafeln von W. C. E. von Türk, Winterthur, 1811, sind hiebei zu empfehlen. Noch wird vermisst das Lehrbuch geom. trischer Vorübungen und das Elementarbuch des mathematischen Zeichnens: wozu Joseph Schmid's Elemente u. nach Pestalozzi's Grundsätzen bearbeitet, Bern 1809, nebst Lappens und Rockstroh's Werken nur Vorarbeiten sind. So finden sich nach Pfeifer und Nägeli's Werke, und nach Zellers Elementen der Musik 1810 auch im musicalischen Unterricht noch Mängel, wie im Lehrfache der Religion, wo noch ein biblisches Handbuch für Lehrer fehlt. In Hinsicht der Denkübungen ist jetzt das theoretisch-practische Handbuch für die unmittelbaren Denkübungen von Nissen, Hermannsen und Staffensen, das im vorigen Jahre erschienen ist, sehr zu empfehlen. Der 20ste Brief enthält viel Treffliches über das Schularchiv und die Jahrbücher der Schule, der 21ste viel Gutes über das Schulmeisterseminarium, und der 22ste die Elementar-Gesangbildungslehre, wovon wir schon vorhin gesprochen haben.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 17. Januar 1814.

Leipzig.

Bey G. J. Göschen: Geschichte der Erziehung, nach ihrem Zusammenhange, unter den Völkern von alten Zeiten her bis auf die neueste. Von Dr. Fr. Heinr. Christ Schwarz, Prof. der Theol. und Kirchenrath zu Heidelberg, Director des pädagogischen Seminariums daselbst. Zwey Bände in Octav. 1813. VI und 363. 478 S. Auch unter dem Titel: Erziehungslehre von 2c. Vierten Bandes zweyte Abtheilung.

Der würdige Verf. hat eine eben so schwierige als nützliche Aufgabe zu lösen gesucht, die allgemeine Geschichte der Erziehung und Unterweisung darzustellen, und Rec. freut sich, ihm den Ruhm zu ertheilen, daß er mit den großen Schwierigkeiten seiner Arbeit wohl bekannt, der erste ist, welcher sich bemüht habe, die Hindernisse entweder zu überwinden oder doch nicht ohne Ehre mit ihnen zu kämpfen. In der Vorrede hat er sich über diese schwierige Aufgabe sehr einsichtsvoll verbreitet, indem er an gibt, was der Geschichtschreiber der Erziehung zu leisten habe. Er bringt es unter vier

§ (1)

Gesichtspuncte: Er muß demnach darstellen 1) was in der Erziehung selbst geschehen. Diesen Theil hält er für unauflösbar, weil niemand über das Entstehen, Seyn und Wirken der Völkersitten später und früher Zeiten Nachrichten zurückgelassen, niemand das Thun und Treiben im Oeffentlichen und Verborgenen, auf dem Lande wie in der Stadt für die Nachwelt beobachtet hat. 2) Doch etwas hilft hierin die Geschichte der Erziehungsideen: was wurde über diesen Gegenstand gelehrt? wer waren die bedeutendsten Lehrer dieser Art? 3) Wie verhielt es sich mit dem Unterricht und den Bildungsanstalten in Beziehung auf die Jugend? 4) Das Literarische. Sehr richtige Einsichten zeigt der Verf. über die Erziehung und Cultur, und Zeitgeist, diese Mischung von guten und schlechten herrschenden Vorstellungen. Man kann den Fleiß und das richtige Urtheil womit der Verf. gearbeitet hat, nicht verkennen, und hat Ursache mit ihm zufrieden zu seyn, wenn er gleich den Norden, die Byzantiner, Ungarn u. dergl. übersehen hat, auf die Volksbildung besonders in neuern Zeiten nicht umfassend Rücksicht genommen, und nicht überall zu den Quellen zurückgehen konnte, sondern sich gewöhnlich mit sehr verständiger Benutzung der Vorarbeiten in diesem Fache begnügte. Hieraus ist freylich eine Disharmanie entstanden, die aber in der Natur der Sache selbst liegt. Am glücklichsten war er in der Geschichte des Schul- und Erziehungswesens von Deutschland, wo ihm das fleißig von ihm zu Rath gezogene Werk des Dr. Ruhkopf zu Bielefeld, enthaltend die Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland, von Bonifacius an bis zum Jahre 1648, sehr nützliche Dienste geleistet hat: desto mehr sah er sich fast bey allen übrigen Völkern verlassen, die einer solchen spe-

ciellen Geschichte ganz entbehren, und deren politische und kirchliche Geschichtschreiber auf diesen so wichtigen Zweig der Culturgeschichte entweder gar nicht, oder doch nur sehr oberflächlich und nebenher ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben. Der Verf. handelt die Geschichte in zwey Perioden ab, in die der geschlossenen und freygegebenen Bildung. Unter der geschlossenen versteht er die Bildung, welche das Eigenthum eines Standes blieb, der dem übrigen Volke so viel mittheilte, als er gut fand: unter dieser versteht er die Bildung, an welcher das ganze Volk ohne Einschränkung Theil nahm, wenn es wollte. Für die Verbreitung der letztern wirkte insonderheit das Christenthum. Den Anfang machen die Indier (Hindu), woben Fr. Schlegels Werk über die Sprache und Weisheit der Indier benützt ist: Chinesen. Ihre Schulen sind nur auf das Technische und Brauchbare berechnet. B. I. S. 36 vergleicht der Verf. die Pestalozzische Schulerziehung mit der Chinesischen. Japaner. Lauter dürftige Nachrichten. Etwas reichhaltiger ist der Abschnitt von den Aegyptiern meist nach unsers Hrn. Hofr. Heerens Ideen zc. Das bekannte Todtengericht (I. S. 66) war doch wohl nichts Wirkliches, sondern nur eine Hieroglyphe nach Zoega, Heeren und Vöttiger. Eben so dürfte der Satz, daß auch Ausländer zu den höhern Wissenschaften und Kenntnissen der Aegyptier zugelassen worden, schwerlich durch die griechischen Sagen von Orpheus, Dädalus, Homer zc. bewiesen werden können (I. S. 71). Perser, Babylonier, Araber, Phönicier. Die zweyte Abtheilung, die classische Zeit. Hebräer, Griechen, Römer, nach den besten Vorarbeiten, hier und da auch nach den Quellen geschildert. Bey dem Abschnitte von der griechischen Arithmetik hätte Delambre's trefflicher

Auffag am Ende der Peyrardschen französischen Uebersetzung der Werke Archimeds (Paris 1807) benugt zu werden verdient. Hier und da hätten wir etwas mehr Critik gewünscht. Die dritte Abtheilung, womit der zweyte Band anfängt, begreift die neue Zeit: 1. Die Entstehung der christlichen Bildung. 2. Abendländische Nationalbildung in der Kirche. 3. Die freygewordne Bildung. Wir zeichnen hier nur das Wichtigste, den Gang der Ideen aus, um dadurch zur eigenen Lesung des schätzbaren Werkes einzuladen. Die drey Quellen der höchsten Bildung, Religion, Kunst und Wissenschaft eröffnen sich und fließen frey unter die Völker. Aus Palästina und Griechenland, durch das herrschende Rom vermittelt, erhielt das Abendland seine endlos gewordne Cultur und einen ganz neuen Geist der Erziehung. Mit dem Evangelium ging ein neubelebendes Princip unter die Völker aus. Dadurch entstehen die drey Perioden der Erziehung der christlichen Zeit: das Eindringen dieser neuen Kraft in die rohe Völkermasse, das Erwachen neuer Cultur im Christenthum, das Freywerden der Bildung im Abendlande. Das Christenthum führte die Achtung des Weibes und die innere Heiligung der Ehe, wie auch die Monogamie ein, dann die bessern elterlichen und kindlichen Gesinnungen und die allmähliche Aufhebung des Sklavenstandes. Kurz das ganze Familienleben wurde durch die Religion befördert, veredelt, geheiligt. Die allgemeine Menschenliebe, welche das Christenthum einflößte, verstärkte sich unter den Glaubensgenossen als Bruderliebe u. Der Geist der Liebe wurde auch der Geist der Erziehung. Der Weltbürgerstimm erwachte. Bildungsanstalt durch Paulus veranlaßt — Catechetenschulen — meist nach Bingham. Schon im 4ten Jahrhundert bringt Gregor aus Nazianz,

Hieronimus u. a. die Classiker, Virgil u. a. in übeln Ruf. Geschmacklosigkeit reißt ein auch durch die Encyclopädien des Marcius Capella, Isidorus 1c. Der Kaiser Julian († 363) sagte zu den Christen: Euch gebührt Unwissenheit und Nothheit, und eure Weisheit geht nicht über *πιστιν* (den Glauben). Die christlichen Schulen der Catechumenen 1c. Das Mönchtum mit seinen Klosterschulen wird Hauptanstalt zur Bildung vom 6ten bis zum 8ten Jahrhundert. Irland, die heilige Insel zeichnet sich aus; Patrick, Beda, Bonifacius, Alcuin 1c. Auch die weiblichen Klöster zeichnen sich durch Gelehrsamkeit aus. Rom bleibt Hauptmuster. Gregorius der Große macht sich um den Gesang verdient. Daß er ein abgesetzter Feind der alten classischen Litteratur gewesen (B. II. S. 52) ist wenigstens freitig; obgleich eine alte Sage dahin zielt, wie aus Johann von Salisbur's *traditur* erhellet, was Brucker als sicher annimmt, Mehus aber verwirft. Die Kaiserschulen verfleren sich: im 6ten Jahrhundert schon blühen Stadtschulen in Frankreich. Die Uebersicht der Lehrbücher und Lehrgegenstände, wie auch der Bildungsanstalten gegen das achte Jahrhundert ist mit Fleiß entworfen. Bonifacius, Carl der Große, Alcuin 1c., Alfred. Arabische Schulen nach christlichem Muster. Sehr merkwürdig ist Hai Ebn Yoktans Geschichte, oder der Naturmensch, ein Vorläufer der Robinsone und Emile, von Abu Dschafar Ebn Fofail, aus dem Arabischen von unserm Hrn. Hofr. Eichhorn ins Deutsche übersetzt (f. Gött. Anz. 1783. St. 103), das Werk ist aus dem 12ten Jahrhundert. Die verschiedenen Schulen dieses Zeitalters, nebst den verdienten Männern im Schulfache werden gut geschildert. Was von dem Unterrichte in der griechischen Sprache

zu Osnabrück erzählt wird, ist sehr zweifelhaft (S. Kubkopfs Geschichte S. 25). Bey Corvey an der Weser hätte der Historiker Wittikind und Tacitus erwähnt zu werden verdient. II. S. 116. Abelard's Vater hieß zwar Berengar, war aber nicht der berühmte dieses Namens. Bey der Geographie II. S. 139 fehlt die Erwähnung von Di-  
 cuil u. a. Daß der Cantor in den Lehranstalten (II. S. 165) nicht der erste gewesen, erhellt aus der Geschichte der Stifter: bey manchen kommt nicht einmahl ein bestimmter Cantor vor. Bey Gerhard (Geirt) Groot II. S. 174 verdiente Meiners Lebensbeschreibung II. S. 311 f. benützt zu werden. Schätzbar ist die Nachricht, die der Verf. beybringt, daß Nicolaus de Capucius, der Stifter der Universität zu Perugia im J. 1344, als ernannter Bischof von Utrecht, die Einrichtung getroffen habe, daß aus Utrecht und Deventer zwey junge Männer da studieren sollten. Dieß gibt den Schlüssel zur Lösung des Räthsels, daß in Nord-Deutschland die Verbesserung der Studien um jene Zeit so merklich wird, welche der Verf. gut darstellt. Alexander (nicht Johann) Hegius, Rudolf Agricola, Erasmus u. Schülerwanderungen. Vagant (die größern Schüler) wahrscheinlich so viel als Vagant; Schütz (die kleinern Schüler) so viel als Schützling, Pflegebefohlener nach Wachter und Haltaus. Die neuern Lexicographen haben dieß Wort nicht, die Ableitung des Worts Vagant von Veanus ist zu hart. Die Beylage II. S. 189 f. enthält einen Auszug aus Thomas Platers Leben. Wir hätten solche Auszüge gern mehrere hier gesehen. Ein gutes Verzeichniß der Schulen jener Zeit. Die Cultur beginnt immer kräftiger in dieser Zeit. Das Ritterwesen, Gewerbefleiß, Städte, die jedoch Heinrich I., seit 919 Kaiser, nicht

gestiftet hat. Bis zum Westphälischen Frieden ist Kuhpops Werk, jedoch mit Selbstständigkeit, als Führer gebraucht worden, für die folgende Zeit Niemeyers Abriss, und die Werke für die Litteratur von Hrn. Hofr. Eichhorn u. a. Sehr angenehm war uns die aus Lampadius Beiträgen zur Vaterlandsgeschichte (1811) mitgetheilte Nachricht von der Schule zu Gemmingen im Canton Kraichgau (II. S. 297). Jrenicus der Verf. von Exegetis Germaniae &c. war hier um 1520 Lehrer. Die Uebersicht des Lehrwesens im 17ten und 18ten Jahrhundert ist sehr gut. II. S. 339 f. Die Zeit der neuen Organisationen. Hier werden Spener, Fenelon geschildert als Beförderer der Frömmigkeit. Streit über die Vorzüge der Alten zwischen Perault, Boileau u. Montaigne, John Locke, Rousseau, Aug. Herm. Franke, Graf von Zinzendorf. Schulbücher. Hübner, Joh. Bernh. Basedow u. Einige Versehen wollen wir noch verbessern. Von den Epistolis viros. obscuror. ist der erste Theil von Erotus Rubianus allein, der zweyte von ihm und Ulrich von Hutten: Erasmus nahm nicht Theil daran. (II. S. 235.) Jeder hat Rousseau's Emil nicht überseht. Ernesti war nicht Gesner's Nachfolger in Göttingen u. s. w. Der Schluß enthält treffliche Gedanken, deren Beherzigung wir zur Schätzung des gesammten Studientwesens, und zur Verbesserung der in demselben eingerissenen Fehler aufs angelegentlichste empfehlen.

### Sieffen.

Von G. F. Heyer: Theorie der französischen Sprache von L. J. von Mezeriz. 1813. XVI und 306 Seiten in Octav.



Der Verf. hat mit diesem Werke keine vergebliche Arbeit unternommen und geliefert, indem er mit fleißiger aber selbstständiger Benutzung der besten französischen Sprachlehrer, zu denen auch H. von Gramberg mit Recht gerechnet wird, eine wissenschaftlich begründete Sprachlehre der französischen Sprache erscheinen läßt, in welcher kurz aber gründlich alle Theile derselben abgehandelt sind. Das Werk zerfällt in zwey Abtheilungen: Die erste handelt von den Wörtern als Lauten, die zweyte von den Wörtern als Zeichen unsrer Gedanken. Seine in der Vorrede über die Theorie geäußerten Gedanken sind gut und sein Lehrprincip: man muß erst eine Sprache erlernen, und dann ihre Regeln, doch mit einigen vom Verf. beygefügten Einschränkungen, ist unbedenklich, der Natur gemäß, und verdient, wenn es gleich nicht neu ist, doch allgemeiner befolgt zu werden. Schon vor mehr als 30 Jahren schwebte unserm sel. von Schlözer diese Idee vor, und neulich hat Hr. Rect. Seidenstückler zu Soest durch sein kleines Elementarbuch zur Erlernung der französischen Sprache (Dortmund, Mallinkrodt, 1811) den natürlichen Gang, auf welchem Kinder zur ersten Kenntniß und zum ersten Gebrauche ihrer Muttersprache gelangen, sehr zweckmäßig nachgeahmt und practisch darzustellen gesucht. Ein Büchelchen, welches wir bey dieser Gelegenheit den Lehrern in Elementarschulen und selbst Müttern, die französisch sprechen, aus Erfahrung empfehlen können. Uebrigens beruhet die bekannte Sprechmethode, wodurch so manche in neuern Zeiten das Lateinische gelernt haben, auf dem nämlichen Grundsätze.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1814.

Paris.

Almanach de l'Université impériale. Année 1813. chez *Brunot-Labbe*, libraire de l'Univ. imp. 548 Seiten in Duodez.

So viele Umwälzungen die immer abwechselnde Weisheit französischer Gesetzgeber (*la politique expérimentale!*) seit zwanzig und mehr Jahren in der Regierungsform dieses Landes hergebracht, so viele ephemere Constitutionen es bekam, eben so viele neue Richtungen und Tendenzen mußten öffentliche Erziehung und öffentlicher Unterricht (dort nie gehörig von einander unterschieden) annehmen. Freilich stehen Sitten, Character, Lebensart, Religionen, Begriffe, und überhaupt Cultur einer Nation, (alles ein Product ihrer Erziehung und ihres Unterrichts) in genauesten Verhältnisse mit ihren politischen Einrichtungen, mit Verfassung und Regierung. Wo dieses Verhältniß nicht Statt hat, wo Verfassung und Regierung nicht der Grundbeschaffenheit des Volks entsprechen, da laufen jene große Gefahr bald vernichtet zu werden, durch den Drang und die Gewalt des Nationalgeistes.

M (1)

Nun, was diesen Nationalgeist bilden und formen soll, das ist Erziehung und Unterricht; und in sofern ist der Staat befugt, diese zu lenken und zu ordnen. Die ersten Gesetzgeber des palingenesirten Frankreichs, die so genannte "Assemblée constituante" κατ' ἐξοχήν (ob ein Spottname? denn ihre constituirende Einrichtungen gingen gleich nach ihr unter,) vergaßen lange diese unentbehrliche Rücksicht, und erst ganz zuletzt verlas der weil. Hr. Bischof Talleyrand, als seine eigne Arbeit, eine von einem andern (Hrn. Desrenaudes) weitschweifig und leicht verfaßte Abhandlung, die damals, als Werk eines so berühmten Staatsmanns (nämlich Talleyrand) von den "Badants" des In- und Auslandes sehr bewundert, doch bald vergessen ward. Nicht sehr im Grunde entfernte sich dieser neue Plan vom alten königlich-scholastischen Schlenkerian, nur daß er mit einigen hochtrabenden Phrasen der so genannten Philosophie des 18ten Jahrhunderts verbrämt war. Anders, natürlich, dachten die demokratischen nachherigen Gesetzgeber über diesen wichtigen Punct. Unter Robespierre wollte man alle Kinder in neufränkisch-spartanischen Schulen, von ihrem vierten Jahre an, und abgeschnitten von allem elterlichen Einflusse, rein republicanisch erziehen. Wir übergehen die Zwischenstufen, denn endlich erschien das berühmte kaiserliche Decret des 17. März 1808, das die Sache gut cäsarisch einrichtete, wodurch alles, was im französischen Reiche zur Erziehung und Belehrung der Jugend mitwirkte, zu einem großen gleichartigen Ganzen vereinigt, demselben Gange, denselben Verordnungen unterworfen ward; wodurch allerwärts, wie durch einen Zauberschlag, dieselbigen Grundsätze eingeprägt, nach eben und denselbigen Büchern gelehrt wurde, so daß das gesammte Erziehungs-

wesen der Nation ohne Mühe von einer einzigen Obrigkeits-Person konnte geleitet werden, nach dem Willen und dem Bedürfniß der Regierung; eine *Hermandad*, so gut wie die geheime Polizei! Das Haupt dieser Staatsanstalt, oder der General dieser erneuerten Jesuiten-Gesellschaft, ist der *Grand-maire de l'Université* (übrigens, sieht man wohl ein, ist nicht die allergeringste Aehnlichkeit zwischen dieser Corporation und unseren deutschen Universitäten, obgleich der Name einerley klingt — so wenig als zwischen "Compagnie de Jesus" und "Compagnie des Indes," obgleich beide "Compagnies"). Dieses "Corps-d'armée" wird in Regimenten eingetheilt (die Academien), diese in Bataillonen (die Facultäten), diese in Compagnien (die Lyceen), diese in Pelotons (die Secundar-Schulen), u. s. w. Und wie ehemahls alle Jünglinge die "Droits de l'homme" und den "Catechisme républicain" auswendig lernen mußten, und in allen Ausschweifungen einer verkehrt verstandenen Freiheit aufgezogen werden sollten, so war hier hingegen nur die Rede von Gehorchen und Exerciren. Ein politisch-religiöser Cultus ward als Basis eingeführt (so ziemlich, "à la Mahomet," doch ohne Begeisterung!); ein Gott im Himmel, der wenig hienieden, und ein Kaiser, der alles zu sagen hat; beide symbolisirt durch Messe und Trommel. Und so ward dann, nebst einer Mischung von vieler Mathematik und ein wenig Latein, die "Université impériale;" denn dieß ist die echte "Sauce Impériale" (wie der alte launigste *Mercier* sie nennt), die erfunden ist, um die guten pullos gallinaceos nach und nach zuzubereiten und zu verzehren! — Das Gute ist bitter-schwer zu stiften auf Erden; das Böse ge-  
deihet leicht und fließend, wenn nur das trockene

Génie réglementaire, das eigentliche Genie der  
Gemeinheit, ihm zu Hülfe kommt.

Und so erhalten wir dann hier das vierte An-  
nualregister dieser so wohl berechneten Anstalt, und  
erfahren vermittelst dessen die Veränderungen, Er-  
nennungen, Decrete und andere Begebenheiten des  
zu Ende laufenden Jahres. Wir erfahren, z. B.  
(S. 65), daß die Academie zu Ajaccio, die einzige  
auf Corsica, und die des ganz besondern Schutzes  
Seiner Kaiserl. Majestät sich wohl zu erfreuen hat,  
gar keine Facultäten, so wie auch gar keine Lyceen  
besitzt (wahrscheinlich als ganz unnütze Ingredi-  
zien?), und nur im Ganzen zwey "Colléges" im  
französischen Sinne, d. h. Trivialschulen, das eine  
mit vier, das andere mit fünf Lehrern; welches  
denn hinreichend ist, um die liebe Corsicanische  
Jugend zu künftigen Wunderthaten zu bilden. Wir  
erfahren ferner (S. 434), daß durch ein kaiserl.  
Decret, aus dem Hauptquartier Witepsk, den  
31. Jul. 1812 (!), künftighin die Röcke der Pen-  
sionnäre in den Lyceen blau, und zwar mit dem  
Surrogat Indigo (indigo-pastel) gefärbt wer-  
den müssen. (Und doch haben die Surrogate  
durch diesen Zug nach Witepsk, so ziemlich ihr  
Ende erreicht!) S. 346-357 lesen wir noch eine  
lateinische Rede des Hrn. Prof. der Rhetorik Vil-  
lemain, bey Gelegenheit einer feyerlichen Preis-  
vertheilung in Paris, worin dieser echte Gallicis-  
mus vorkommt: "Floreat igitur litterarum gal-  
licarum gloria; scriptores nostri qua patet Eu-  
ropa circumferantur; eat ingeniorum nostro-  
rum fama quo tela manuum, etiam imperante  
Napoleone, vixdum penetraverint; gallice lo-  
qui discant externae gentes, antequam imperii  
gallici terminis includantur!" Wir sehen doch,  
daß Gelehrte und Humanisten dort auch gern von

Welteroberung träumen. Manches Unterhaltende könnten wir noch aus dem Büchlein excerpiren: doch müssen wir aufhören, eingedenk der höhern Bestimmung dieser Blätter.

### Magdeburg.

In der Creuzischen Buchhandlung: **Anleitung zur Prüfung der Arzneykörper bey Apothekenvisitationen für Physiker, Aerzte und Apotheker, von S. C. S. Koloff, der Medicin und Chirurgie Doctor und practischem Arzte zu Magdeburg. 1812. XXI und 49 Seiten in Quart.**

Der Verfasser, unser ehemahliger gelehrter Mitbürger, hat durch die Abfassung dieser kleinen Schrift von seinen schon auf andere Weise erprobten chemischen Kenntnissen für seinen gegenwärtigen Wirkungskreis eine rühmliche Anwendung gemacht, und dadurch zugleich einen Beweis abgelegt, wie nützlich es selbst für den practischen Arzt seyn kann, wenn derselbe mit gründlichen chemischen Kenntnissen ausgerüstet ist. Zwar ist der von dem Verf. hier abgehandelte Gegenstand bereits in mehreren Schriften mit gutem Erfolge bearbeitet worden, indessen macht die Wichtigkeit desselben es sehr wünschenswerth, daß er recht oft von neuem zur Untersuchung gezogen wird. Daher wir auch die vorliegende Anleitung keineswegs für überflüssig halten, zumahl da die von dem Verfasser angegebenen Kriterien der Güte und Echtheit der Arzneykörper und die Mittel die Verfälschung oder zufällige Verunreinigung derselben zu entdecken sich auf eigene Untersuchungen gründen, woben ihn zwey sehr geschickte Apotheker, die Herren Medicinalassessoren Michaelis und Zeukenkamp zu Magdeburg unterstütz haben. Als Einleitung schickt

der Verf. einige allgemeine Bemerkungen über Apothekenvisitationen und über die zweckmäßigste Einrichtung einer Apotheke voraus. Auch liefert er ein Verzeichniß der zur Prüfung der Arzneysubstanzen erforderlichen Reagentien und Instrumente. Unter den Instrumenten vermiffen wir indessen namentlich ein Löthrohr, und in dem Verzeichnisse der Reagentien fehlen das destillirte Wasser, das kohlenfaure Ammoniak und das geschwefelwasserstoffte Kali und Ammoniak, dagegen einige andere hätten wegbleiben können, z. B. das essigsaure Kali. Das Buch selbst ist tabellarisch abgefaßt, und das Ganze unter vier Columnen vertheilt, wovon in der ersten die Rahmen der Arzneyskörper in alphabetischer Ordnung nach der Pharmacopoea borussica verzeichnet sind. In der zweiten Columnne werden die physischen Kennzeichen der Güte derselben angegeben, und bey den so genannten rohen Arzneimitteln auf Ebermayer's tabellarische Uebersicht, Trommsdorff's pharmaceutische Waarenkunde, und Hayne's Beschreibung der in der Arzneykunde gebräuchlichen Gewächse verwiesen. Die dritte Columnne enthält die Nahmen der Reagentien, womit das Medicament zu prüfen ist, und die vierte Columnne endlich die Folgerungen, welche sich für die Güte und Echtheit des Medicaments aus dem Verhalten des angezeigten Reagens ziehen lassen. Die specifischen Gewichte, welche in der dritten Columnne mit aufgeführt sind, hätten wohl schicklicher eine Stelle in der zweiten Columnne gefunden. Die Angabe des specifischen Gewichts bey dem acidum sulphuricum concentratum rectificatum von 1,88 ist wohl ein Druckfehler, und soll 1,85 heißen. Was außerdem die von dem Verf. gegebenen Merkmale der Güte der hier abgehandelten Arzneysubstanzen anbetrifft, so wie

die von ihm empfohlenen Prüfungsmethoden, so verdienen sie im Allgemeinen unsern Beyfall. Hin und wieder ist uns indessen einiges aufgestoßen, welches einer Verbesserung bedarf. So läßt sich wohl schwerlich vom salpetersauren Silber Gebrauch machen, um das destillirte Wasser auch zugleich auf einen Schwefelsäuregehalt zu prüfen, und vom Blutlaugensatz um den Kupfervitriol auf eine Vermischung von Eisenvitriol zu untersuchen, wofern letzterer nicht in bedeutender Menge darin vorkömmt. Auch sind manche Artikel zu kurz abgehandelt worden, und auf mehrere statt findende Verunreinigungen gar nicht Rücksicht genommen. Dieß ist z. B. der Fall bey dem salzsauren Baryt. Hier ist der häufigen Vermischung von salzsaurem Strontian nicht gedacht worden. Um die Reinheit des Mercurius praecipitatus ruber zu ermäßigen, hält der Verf. die Salpetersäure für hinreichend. Doch wollen wir durch diese Bemerkungen das Gute dieser kleinen Schrift nicht beeinträchtigen, sondern wünschen vielmehr den Verf. dadurch aufzumuntern, diese Untersuchungen weiter zu verfolgen und die erhaltenen Resultate mit der größten Umsicht zu prüfen.

### Leipzig.

Dissertatio historico-critica de missionum chemicarum simplicibus et perpetuis rationibus earumque legibus nuper detectis, Sectio I., quam amplissimi philosophorum ordinis consensu pro loco in ipso obtinendo d. XXIV. Sept. defendet; Sectio II., qua ad audiendam orationem (de novis per primum seculi nostri decennium phycorum inventis) muneris Professoris



120 G. g. X. 12. St., den 20. Jan. 181.

Physices Ordin. ad eundem causa d. XXV. Sept. MDCCCXI. habendam, observantissime invitat *L. G. Gilbert*, Phil. et Medic. Doctor, Physices Prof. publ. ord. designat. Academiar. imperial. Petropolit. et Harlemonf. &c. fodalif. Prostat in bibliopolio Schwickertiano. 40 S. in Quart.

Der würdige Verfasser dieser academischen Schrift hat in den letzten Jahrgängen seiner classischen Annalen der Physik es ganz insbesondere sich angelegen seyn lassen, die vollständigste Uebersicht aller neuern Verhandlungen über die Lehre von den einfachen und bestimmten Verhältnissen, nach denen sich die verschiedenen Stoffe unter einander verbinden, mitzutheilen, und dadurch sich selbst ein nicht geringes Verdienst um diese höchst wichtige Lehre erworben. Vor allen sind wir durch ihn mit den interessanten und für diese Lehre so folgenreich gewordenen Arbeiten des schwedischen Chemikers *Berzelius* bekannt gemacht worden. Aber noch um vieles mehr hat Herr Professor *Gilbert* dieses Verdienst durch die vorliegende mit großer Sachkenntniß bearbeitete und sehr scharfsinnigen Bemerkungen begleitete historisch-critische Beleuchtung der frühern Arbeiten über diesen Gegenstand erhöht, wozu ihm seine Versetzung von Halle nach Leipzig, und der Antritt der durch den verstorbenen *Hindenburg* erledigten Professur der Physik eine schöne Veranlassung gab. Da übrigens von dem Verfasser selbst bereits eine deutsche Uebersetzung von dieser gehaltvollen Abhandlung in seinen viel gelesenen Annalen der Physik (Band 39. Seite 361) gegeben worden ist, so glauben wir uns bloß auf diese kurze Anzeige gedachter Schrift hier beschränken zu müssen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 22. Januar 1814.

Paris.

Von Gueffier 1813. Cours de Code Napoléon, par M. Delvincourt, Avocat à la Cour impériale, Professeur et Doyen de la Faculté de Droit à Paris. Tom. I. 870 S. Tom. II. 760 S. in Quart.

Das Studium der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft großer, gebildeter Völker und die Vergleichung derselben mit dem vaterländischen Rechte gewährt ein mannichfaches Interesse. Es liefert nicht nur Beiträge zur richtigen Würdigung der sittlichen und literarischen Cultur der Nationen, sondern gibt auch fruchtbare Resultate für die Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung, und verhütet zugleich die Einseitigkeit der Ansichten, welche der Mehrzahl der positiven Rechtsgelehrten nicht selten zum Vorwurfe gemacht wird. Wenn daher gleich die deutschen Länder nun mehr von der ihnen aufgedrungenen Herrschaft der französischen Gesetzbücher befreit sind, so wird doch die Legislation und die juristische Litteratur Frankreichs — selbst ohne Hinsicht auf die zum Theil noch fort-

M (1)

dauernde Anwendbarkeit jener Gesetzbücher — auch in der Folge immer noch die Aufmerksamkeit der deutschen Gesetzgeber und Rechtsgelehrten verdienen. Wir werden daher fortfahren, die vorzüglichsten Erzeugnisse dieses Fachs in unsern Blättern anzuzeigen, dabey aber uns künftig auf solche doctrinelle Werke beschränken, welche sich entweder durch ihren innern Werth auszeichnen, oder welche die nationalen Eigenheiten der französischen Rechts-Litteratur zu characterisiren geeignet sind. Eine dieser Eigenthümlichkeiten besteht unter andern in dem Mangel eigentlicher Lehrbücher und Systeme des Rechts. Lehrbücher, welche einen Rechtstheil in natürlicher Ordnung, mit möglichster Klarheit, Bestimmtheit und Kürze, ausgestattet mit einer reichen und ausgesuchten Litteratur, darstellen, besitzen die Franzosen eben so wenig, als Systeme welche den Forderungen der Wissenschaft an dergleichen Werke entsprechen. Einen neuen Beweis hiervon liefert die vorliegende Schrift, welche vermöge ihrer Bestimmung und Einrichtung bald zu den Lehrbüchern, bald zu den Systemen des Civilrechts gezählt und als solche in Frankreich sehr gepriesen wird. Der Verfasser derselben ist Decan der Rechtsschule zu Paris (welche, der Vorrede zufolge, von mehr als 1600 Studierenden besucht wird), und als einer der ersten Rechtslehrer Frankreichs berühmt. Seine Absicht ging dahin, den Studierenden, welche seinen dreijährigen cours approfondi sur le Code Nap. besuchen, anstatt der vorschriftmäßig zu dictirenden Hefte, seinen Vortrag gedruckt in die Hände zu geben. Hiernach ist also das Werk vorzüglich geeignet, von der Art, wie das Studium auf den französischen Rechtsschulen betrieben wird, eine Idee zu geben. Bereits im Jahre 1808 kam solches unter dem Titel

Institutes de droit civil français in drey Octavbänden heraus, und wurde schon zwey Jahre nachher neu aufgelegt. Jetzt erscheint es unter dem oben bemerkten neuen Titel in zwey starken Quartbänden, mit unbedeutenden Verbesserungen, aber mit einer Zugabe von Anmerkungen, welche von weit größerem Umfange ist, als das Hauptwerk selbst. Der Text liefert fast weiter nichts, als den Inhalt des C. N. nur in einer etwas veränderten Ordnung der Materien und in einer weit wortreicheren Darstellung, jedoch ohne alle Benutzung der Rechtsgeschichte, ohne wissenschaftliche Hermeneutik und beynähe ohne Angabe der Litteratur. Anstatt nun die Materialien, womit der Verfasser diese neue Ausgabe bereichert hat, in das Werk selbst zu verarbeiten, hat er es bequemer gefunden, solche in lauter einzelnen Anmerkungen am Ende eines jeden Bandes, mit Beziehung auf Stichworte und Seitenzahlen des Textes, anzuhängen. Schon diese Form ist nicht zu billigen, indem so das Ganze äußerst zerstückelt und hierdurch sowohl, als durch die öftere Hinweisung auf andere Noten die Lectüre sehr erschwert wird, mithin das Werk schon in formeller Hinsicht nicht als System erscheint. Prüft man sodann den inneren Gehalt dieser zahlreichen und zum Theil weitschweifigen notes explicatives, so findet man bald, daß sie das Gepräge des Textes an sich tragen. Häufig sind es bloße Worterklärungen, oft nur Beispiele. In Erörterung der Controversen herrscht Oberflächlichkeit und Willkühr. Ein großer Theil der Anmerkungen besteht in Hinweisen auf Parallelstellen des C. N. und der übrigen Gesetzbücher, auf die Supplementar-Gesetze, Staatsraths-Gutachten und Rechtsprüche der Gerichtshöfe, von welchen letzteren aber bey weitem nicht der hinreichende Gebrauch gemacht ist.

Ueber manche wichtige Gegenstände sucht man vergeblich Belehrung, z. B. die Verbindung, worin die bekannten Artikel 787 und 2279 mit vielen andern Artikeln des Gesetzbuches stehen, ist gar nicht berührt. Von der zum Theil ganz naiven Leichtfertigkeit womit sich der Verfasser über Schwierigkeiten hinwegsetzt, nur Eine Probe. Die sehr bestrittene Frage, ob dem anerkannten unehelichen Kinde ein Pflichttheil (Vorbehalt) gebühre? entscheidet er ganz kurz mit folgendem offenbar unrichtigen Argumente: „Le droit de l'enfant naturel „est proportionnellement *le même* (?) que celui „de l'enfant légitime. Or l'enfant légitime a „une réserve. donc l'enfant naturel a une réserve.“ — Und ein solches Werk nennt der Verfasser selbst un ouvrage *classique*. Recensent kann nicht umhin bey dieser Gelegenheit folgende Stelle aus dem französischen Moniteur anzuführen, welche zeigt, wie sehr die Franzosen ihre Rechtslehrer überschätzen und welche Hoffnungen sie noch im Jahre 1812 in Beziehung auf dieselben nährten. „Le rétablissement des écoles de droit garantit „à la France le retour de cette brillante époque „ou l'on voyait la jeunesse de tous les pays de „l'Europe accourir dans les auditoires des professeurs français et où c'étoit avec les professeurs français que les universités étrangères „étoient jalouses de se repeupler.“ Freylich wohl! bey längerer Fortdauer der Uebermacht Napoleons möchte es noch dahin gekommen seyn, daß man die deutschen Professoren, mit ihren unerträglichen Critiken, mit ihrer unbequemen Freymüthigkeit verdrängt und Deutschlands Universitäten, welche ohnehin zum Theil schon unter französischer Surveillance standen, mit Franzosen besetzt hätte, damit ja nichts anderes, als was in die auf Unterdrückung

aller Denkfreyheit abzweckenden Plane des Eroberers paßte, gelehrt würde. War es doch bereits dahin gekommen, daß man einen ehemahligen Fourrier du palais zum Präsidenten eines der achtungswürdigsten deutschen Justizhöfe ernannte! Dank sey es dem Heldenmuth der für die Unabhängigkeit der Völker kämpfenden Armeen, welcher durch Befreyung Deutschlands vom fremden Joch auch die Universträten von dem ihnen schon so nahe bevorstehenden Untergange gerettet hat.

Auch für die Beurtheilung des Napoleonischen Rechts beginnt mit Herstellung der allgemeinen Freyheit eine neue Periode. Wenn insbesondere Recensent künftig die Mängel derselben mit größerer Freymüthigkeit rügen wird, so ist dieß kein sich sügendes, durch die Zeitumstände herbeygeführtes Einlenken, keine plötzliche Umwandlung seiner bisherigen Ansichten. Seine Beyträge zur Characteristik und Critik des Code Nap. wurden in den kritischen Blättern, z. B. in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur als „die erste Schrift angekündigt, worin endlich einmahl mit deutscher, männlicher Offenheit neben den Vorzügen auch die Mängel des C. N. angezeigt wurden.“ Er bedarf daher keiner Apologie von dieser Seite. Auch ist er fern davon der neuen Gesetzgebung Frankreichs nun mit einem Mahle alle Vorzüge abzuspochen. Vielmehr glaubt er noch jetzt, daß das Studium der französischen Gesetzbücher die Würdigung ihres Geistes und eine auf solide dogmatische Grundlagen gestützte Critik derselben für die notwendige Verbesserung der deutschen Gesetzgebung, wenn gleich in vielen Stücken nur als Warnungszeichen, doch auch in andern als Muster mannichfaltigen Nutzen gewähren könne. Freylich hat sich seit den vier Jahren, wo jene Schrift erschien,

über mehrere Gegenstände seine Ansicht geändert und manches worin er nur die Realisirung des Vernunftrechts erblickte, oder was sich ihm durch seine philanthropische Seite empfahl, hielt die Probe der Erfahrung nicht aus, sondern erschien bey sorgfältiger Beobachtung der Praxis in sehr veränderter Gestalt. Eben daher und weil sich der Verfasser in der Freiheit der öffentlichen Mittheilung bey dem allgemeinen Geistesdruck allzusehr beengt fühlte, wurden jene Beyträge, ungeachtet mancher Aufforderung nicht fortgesetzt, und die strengere Critik blieb in den engen Kreis des Hörsaals gebannt. Jetzt sind aber diese Fesseln zerbrochen und auch zu dem großen Publicum mag man laut und offen reden. Zwar haben sich diese Blätter nie durch Lobpreisung alles dessen, was französischen Ursprungs war, herabgewürdigt, und werden nun eben so wenig etwas bloß darum tadeln, weil es von dorten herkommt. Aber wenn sich künftig in ihren Urtheilen eine größere Freymüthigkeit und Strenge ausdrückt, so ist dieß nur als ein Beweis anzusehen, daß die Mitarbeiter gegen das wieder errungene unschätzbare Kleinod der Pressfreiheit weder gleichgültig noch undankbar sind. B.

### Prag.

*Zesperus*, ein Nationalblatt für gebildete Leser. Herausgegeben von Carl André in Brünn, Mitglied mehrerer gel. Gesellschaften und ehemals Redacteur des patriotischen Tageblatts. Motto. Mittheilung der Erfindungen, Künste, Wissenschaften, Verbreitung der Aufklärung, Geistesbildung, der Vernunft, der Einsichten, des Fortschritts ist Weltbürgerpflicht, Achtung und Vertheidigung der Regierung, des Gesetzes, des Eigen-

thums ist Staatsbürgerpflicht. Jahrgang 1812. Erster Band oder Jänner bis Juni. Zweiter Band oder Juli bis December. Von Joh. Gottfr. Calve. Auf VII und 638 Seiten in Quart.

Bei Gelegenheit der Anzeile der öconomischen Neuigkeiten u. des Herausgebers haben wir bereits bemerkt, daß dieser patriotische Gelehrte bey seinem Vorhaben, dem Vaterlande mit seinen Schriften zu dienen, für jede Classe von Lesern nach ihrem besondern Bedürfnisse sorgend, die gegenwärtige Zeitschrift ausdrücklich den Gebildeten gewidmet hat. Die Gegenstände, womit er sie darin unterhalten will, gibt das Motto auf dem Titel, das wir deswegen oben mit abgeschrieben haben, gerade zu; symbolisch aber das Bild auf den Umschlägen der Hefte, dessen Erklärung aus der höhern Symbolik wir jedoch in der Vorerinnerung selbst nachzulesen bitten müssen.

Des Hrn. A. Arbeit sind nur die Anmerkungen, die den Text erklären, berichtigen, vervollständigen sollen, und es gewiß auch wirklich thun. Die Aufsätze selbst sind von andern Verfassern, und größtentheils vorher auch schon gedruckt gewesen. Dabey besteht das Verdienst des Herausgebers oft nur in der Wahl, die, wie man es von einem so vielseitig gebildeten Schriftsteller erwarten kann, unsers Ermessens immer ungemein zweckmäßig und mit Geschmack getroffen ist. Physicalische, naturhistorische; historische, politische, artistische Aufsätze, Reisebeschreibungen, Anekdoten, einzelne Bemerkungen aller Art, Gedichte u. wechseln mit einander ab. Unter allen zwölf Heften haben wir kein einziges gefunden, das nicht nützlich belehrte, angenehm unterhielt, und den Patriotismus weckte, oder wenigstens stärkte.

Unter den Original-Aufsätzen zeichnen wir folgende aus: 1. Rittig von Flammenstern über



die Perlenfischerey in den österreichischen Staaten — wegen der interessanten naturhistorischen Belehrungen; 2. die Nachricht von den Preisen der Ungarischen Producte; 3. die Vergleichung der Preise mehrerer Sachen nach dem Cours mit denen nach dem gesetzmäßigen Werthe der Einlösungs-Scheine — woraus sich der nachtheilige Erfolg dergleichen Vorschriften auf den Handel aufs Neue auffallend bestätigt; 4. Nachricht von der Tödllichkeit eines Bisses eines Haushahns; 5. Beschreibung der Manufacturen und des Handels von Rumburg in Böhmen; 6. Vorschlag zur Ersetzung der Schlichte bey dem Leinwandweben durch den Saft der gemeinen Mistel oder auch der Wurzeln einiger Orchis-Arten; 7. Nachricht von dem Ostdeutsch-Amerikanischen Leinwandhandel; 8. die contradictorischen Angaben der Kosten der Manipulation und des Betriebs der Tüchfabriken; 9. Erlebens Aufsätze über das Destilliren durch Dämpfe, und über die Pergerische Dampfmaschine; 10. des Herausgebers Plan zu einem Bureau der Statistik — welcher jedoch nach unserer Meinung zu viel Politik mit aufnimmt; 11. Vorschläge zu einer geographischen Untersuchung von Böhmen — denen gewiß auch für jedes andere Land die Ausführung zu wünschen wäre; 12. Empfehlung der isländischen Lappflechte (lobaria) für die Bewohner des Riesengebirges zur Nahrung; 13. Hipfens Reisebemerkungen; 14. zwey Schrifften von Meisner über die Zerstorbarkeit des Diamants und die vorzüglichsten über die Vegetation gemachten Versuche und Beobachtungen — beide jedoch nur wegen der lehrreichen Zusammenstellung des Bekantsten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 22. Januar 1814.

London.

Printed for Longman, Hurst, Rees and Orme, 1807. *Illustrations on Shakspeare; and of ancient manners; with Dissertations on the clowns and fools of Shakspeare; on the collection of popular tales intitled Gestæ Romanorum; and on the English Morris Dance. By Francis Douce. The Engravings on wood by J. Berryman. In two Volumes. Vol. I. XVI und 526 Seiten. Vol. II. 500 Seiten in groß Octav.*

Shakspeare ist keineswegs dunkler als die übrigen Schriftsteller seiner Zeit; er bedarf nicht mehr Erläuterungen als jeder andere, aber er verdient sie mehr als alle übrigen zusammen genommen. Viel ist in dieser Hinsicht bereits geschehen durch Steevens, Malone, Tyrwhit und Mason; auch früher schon durch den so ungerechter Weise mißhandelten Theobald. Aber immer findet doch auch der gelehrteste Kenner des Alterthums noch Stellen genug, bey denen er Aufklärungen seiner Ansichten wünscht. Willkommen muß also jeder Beytrag von Erläuterungen seyn, der aus der einzig echten

D (1)

Quelle, d. h. aus den gleichzeitigen Schriftstellern gegeben wird; und doppelt willkommen muß er den Freunden des Dichters außer England seyn, da diese so selten zu der Art von Büchern Zugang haben, aus denen das was man in England black letter learning nennt zu schöpfen ist. Herr Sr. Douce ist schon lange als ein in diesem Fache vorzüglich bewandter Gelehrter und als eifriger Sammler alter Handschriften und anderer Merkwürdigkeiten bekannt. Auch die letzte von Steevens besorgte und 1793 in 15 Bänden erschienene Ausgabe Shakspeare's verdankt ihm mehrere schätzbare Beyträge. Man ist also berechtigt, von ihm etwas gutes zu erwarten, und man wird sich in dieser Erwartung, wenn sie nicht zu hoch gespannt ist, auch nicht betrogen finden. Ein großer Theil seiner Noten enthält freylich nur (wie dieses bey Arbeiten dieser Art immer der Fall ist) Entscheidungen zwischen entgegengesetzten Ansichten seiner Vorgänger und Bestätigungen der endlich aufgefundenen richtigen Ansicht; allein sein Urtheil ist fast immer treffend und die Belege sind immer lehrreich. Daß sich die Anmerkungen des Hrn. D. übrigens bloß auf Sprache, alte Sitten, und die Quellen der Fabel beziehen, sagt schon der Titel. Dabey erhält die ältere Litterär-Geschichte, besonders die Englische, mehrere Erläuterungen, die auf sehr sorgfältig angestellte Untersuchungen gegründet sind. Unter den Werken, von denen sich mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß sie von dem Dichter gelesen worden sind, führt Hr. D. vorzüglich oft das Werk de proprietatibus rerum an, das in der Mitte des 14ten Jahrhunderts von Bartholomäus Glanville, einem Englischen Franciscaner aus der Familie der Grafen von Suffol, geschrieben wurde. Eine Englische Uebersetzung dieses Plinius seiner

Zeit wurde schon 1398 verfertigt, und von Wynkyn de Worde gedruckt. Eine zweyte Ausgabe erschien 1535, und eine dritte 1582. Diese letzte, die der Shakspearischen Bibliothek zugesprochen wird, führt den Titel: *Batman uppon Bartholome his Booke de proprietatibus rerum*. Stephan Barman vermehrte nämlich sein Original durch mehrere Zusätze, die vorzüglich aus unserm Gesner u. a. genommen sind.

Angehängt ist den Notizen ein kleiner Aufsatz: on the Anachronisms and some other incongruities of Shakspeare (Vol. 2. p. 281 - 296). Darauf folgen die drey auf dem Titel angezeigten Abhandlungen, aus denen es wohl nicht unzweckmäßig seyn wird einen kurzen Auszug zu geben. Dissertation I. On the clowns and fools of Shakspeare. — (S. 279 - 332.) — Obgleich fool und clown häufig als gleichbedeutende Worte gebraucht werden, und beide Charactere als Bediente auftreten, so sind sie im Grunde doch verschieden. Der Hausnarr war bald ein wirklicher Simpel, (auch blödsinnige Weibspersonen fanden auf diese Art ihr Unterkommen,) bald von Natur albern, aber dabey doch verschmizt und bitter, bald der eigentlich so genannte Schalksnarr, d. h. ein geschickter Kerl, der den Narren spielt. Der clown ist entweder ein wahrer Bauertölpel, oder ein Witzkopf aus der untern Volksclasse; oft aber heißt auch jeder abgefeimte und durchtriebene Bediente so. Außer den Hausnarren gab es noch Stadt- und Zünfte-Narren, die bey öffentlichen Aufzügen und Feyerlichkeiten bedienstet waren. In Wirthshäusern und Hurenhäusern wurden Narren zur Ergezung der Kunden gehalten. Narren eigener Art waren ferner der fool in den alten theatralischen Mytherien und Moralitäten, der gewöhnlich the Vice heißt, und dessen Hauptrolle

war, den Teufel auf alle mögliche Art zu quälen und zu verfolgen, dann der fool in den Jahrmärkten-Pantomimen, der gewöhnlich mit dem Tode sich herumbalate, drittens der Narr bey den Pfingstbieren und dem Morris-Tanze, und endlich der so genannte merry Andrew oder Hanswurst der Marktschreier. Anspielungen auf mehrere dieser Narren sind auch in Shakspeare nicht selten. Die allgemein verbreitete Sitte, Hausnarren zu halten, läßt sich historisch bis auf die Zeiten Wilhelms des Eroberers verfolgen, war aber wahrscheinlich schon früher herrschend, und erhielt sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Rolle, die sie auf dem Theater spielen, kann als treues Abbild ihrer Art sich zu benehmen angesehen werden; so auch die Art, wie sie behandelt wurden, die Nachsicht und Freyheit, die sie in der Regel genossen, die Liebe, die sie bisweilen bekamen, wenn sie es zu arg machten u. s. w. (Es wäre überflüssig unsere Leser hierbey an Lear's Narren zu erinnern, den wir für eines der größten Meisterstücke halten, die Shakspeare's Genius hervorbrachte. Als solches erscheint er theils an sich selbst, theils vorzüglich durch den Contrast zwischen dem höchsten Jammer und kalter Possenreißerey, zwischen wirklichem Wahnsinn und verstellter Narrheit, durch den das wunderbare Gemälde, in dem er sich bewegt, so erschütternd wird. Doch genug; wer über Geheimnisse spricht, entweißt sie, und entweißt sie ohne irgend jemand zu belehren.) — Das Costume, in dem die Narren auf dem Theater erschienen, war ohne Zweifel ihrer gewöhnlichen Tracht nachgebildet, und so wie diese mannigfaltig. Ein buntschweifiger Rock umten herum und an den Ellenbogen mit Schellen besetzt, und mit einem Gürtel zusammen gehalten; lange enge Hosen, an denen öfters jedes Bein eine

besondere Farbe hatte; eine große, von den Mönchen entlehnte Kappe, bisweilen mit Eselsohren, bisweilen mit dem Hals und Kopf eines Hahns, manchemal auch bloß mit dem Kamm desselben verziert (daher cock's comb, coxcomb). In der Hand führte der Narr gewöhnlich den bauble. (von den Franzosen marotte genannt,) d. h. einen kurzen Stock, an dem oben sein eigenes theures Ebenbild, ein Narrenkopf, geschnitzt war. An diesem Stocke hing häufig ein aufgeblasener Schlauch oder eine Blase, die bisweilen mit Erbsen, oder Sand gefüllt war, und womit der Narr auf alles was ihm in den Weg kam losprügelte. Die Stelle des bauble oder des manchemal sehr unanständig geformten Schlauches vertrat bisweilen auch ein Pritschholz, oder eine mit Schellen besetzte Klapper, die an das Römische Trotalum erinnert. Der Vice führte gewöhnlich einen hölzernen Degen. — Eine andere, in Shakspeare's Zeiten ziemlich gewöhnliche Kleidung war ein langer, oft aus Sammet verfertigter Weiberrock, meistens von gelber Farbe, die daher auch die Leibfarbe der Narren heißt. Der Kopf war bisweilen wie ein Mönchskopf geschoren, oder stellte auch wohl durch drei Tonsuren die päpstliche Krone vor; auf der Kappe waren öfters Schellen und Federn angebracht, und am Ende des Rückens hing ein Fuchsschwanz herunter, so wie vorn am Gürtel eine große Tasche oder ein Ranzen. Daß indeß häufig der Hausnarr auch gewöhnliche Kleidung trug, zeigen mehrere aufgefundenene alte Rechnungen und einige Bilder von Holzein. — Alte und allgemeine Sitte war es, den Narren zwischen den Aufzügen und Scenen und am Ende der Stücke auftreten zu lassen; selten waren sie in die Handlung selbst verflochten. Obgleich Shakspeare's fools und clowns von jeher als die

wichtigsten Geschöpfe ihrer Art anerkannt wurden, so ist doch, wie auch Hr. Douce bemerkt, der Verdacht nicht grundlos, daß gerade diese Rollen am meisten durch fremde Zusätze verfälscht sind. Uebrigens verlor sich bald nach Shakspeare der fool ganz und gar von der Bühne; bey Beaumont und Fletcher findet er sich nur selten, bey Ben Jonson und Massinger gar nicht. An seine Stelle trat der wichtige Bediente, eine oben erwähnte Art des clown. — Vier Tafeln mit Kupferstichen und zwey mit Holzschnitten erläutern diese Abhandlung.

Dissertation II On the Gestæ Romanorum. — (S. 333 — 428.) — Eine äußerst fleißig gearbeitete Ergänzung und Berichtigung der bekannten Abhandlung von Warton. Hr. D. gibt erstlich von verschiedenen theils gedruckten theils handschriftlichen Werken Nachricht, die eben so wie die Gestæ R. dazu bestimmt waren, die Prediger mit Histörchen und Fabeln aller Art zu versorgen, um damit ihren Vorträgen von der Kanzel mehr Aufmerksamkeit und Eingang zu verschaffen. Nicht ohne Grund vermuthet er, daß dergleichen Werke auch zum Vorlesen in den Klöstern bestimmt waren. Was den Verfasser des ursprünglichen, Gestæ Rom. bearbeiteten Werkes betrifft, so schrieb Sal. Glassius in *Feinster philologia sacra* se einem Französischen Geistlichen, Peter Vercheur zu, und Warton suchte diese Vermuthung noch mehr zu unterstützen. Hr. Douce zeigt dagegen, daß diese Meinung ganz unstatthafte und das Buch höchst wahrscheinlich von einem Deutschen geschrieben sey. Ein Deutsches Sprichwort am Ende des 144. Kapitels, verschiedene Deutsche Nennungen im 142. Kapitel, die Menge von Geschichten, die aus Deutschen Schriftstellern ausgezogen sind, und endlich der Umstand, daß die ersten Ausgaben der Gestæ in Deutschland

gedruckt sind, geben dieser Vermuthung ein großes Gewicht. Vor allen Dingen müssen wir aber einer Entdeckung des Hrn. Douce gedenken, die für jede künftige Untersuchung dieses Gegenstandes höchst wichtig ist. Es gibt zwey ganz verschiedene Sammlungen solcher Geschichten. Beide haben zwar denselben Titel, und die zweite ist auch wohl Nachahmung der ersten, rührt aber sicher von einem ganz andern Verfasser her. Von *Gesta Rom. I.* ist noch keine Handschrift bekannt; dagegen fünf gedruckte Ausgaben s. l. et a. 28 Ausgaben von 1480 bis 1555, theils mit theils ohne Druckort, eine Deutsche Uebersetzung Augsb. 1489, eine Holländische in zwey Ausgaben von 1481 und 1484, eine Französische unter dem Titel *le violier des hystoires Romainnes* in drey Ausgaben (die *Gestes Romaines* von Saguin gehören nicht hierher), und eine Englische, von der 1514 nur der erste Band erschien. 1720 und 1722 kamen zwey neue Ausgaben heraus, die mit 14 den *Gesta Rom. I.* nicht zugehörigen Historien vermehrt sind. — Die *Gesta Rom. II.* haben ohne Zweifel einen Englischen Verfasser, und eine der ältesten Handschriften ist aus den Zeiten Richards II. — Aus den ursprünglichen *Gesta* sind viele Geschichten beybehalten, aber im Vortrage umgearbeitet. Die besten Handschriften enthalten 102 Erzählungen, unter denen etwa die Hälfte neu, d. h. nicht in *Gesta Rom. I.* enthalten sind. Aus diesen gibt Hr. Douce, nach dem von Warton befolgten Plane, einen kurzen Auszug. Von diesen *Gesta Rom. II.* führt Hr. D. 25 Handschriften an. Gedruckt wurde das lateinische Original niemahls; dagegen kennt Hr. D. 11 Ausgaben von Englischen Uebersetzungen, worunter die erste s. a. von Wynthyn de Worde gedruckt ist; alle diese gedruckten Aus-



gaben enthalten aber weit weniger Geschichten als die vollständigeren Handschriften. — Die Panzerföhen Annales typogr. können aus dieser Abhandlung nicht nur ergänzt sondern auch berichtigt werden; uns muß es hier genügen, die Forscher der Litteratur des Mittelalters und die Liebhaber der Bücherkunde aufmerksam gemacht zu haben.

Dissertation III. On the ancient English Morris Dance. — (S. 429 - 482.) — Den Namen sowohl als den ersten Ursprung dieses Tanzes leitet Hr. D., wie uns dünkt mit Recht, von den Mauern in Spanien her. Nach England wurde er wahrscheinlich unter Heinrich VII. verpflanzt; wohl nicht unmittelbar aus Spanien, sondern, wie es scheint, aus Frankreich. Den Englischen Morris-Tanz mit den Maygames oder Mayspielen für einerley zu halten, ist irrig. Diese hatten vorzüglich auf die Uebungen der Bogenschützen Beziehung, und daher spielte in ihnen Robin Hood eine so bedeutende Rolle. Gewöhnlich wurde aber der Morris-Tanz damit verbunden, wie dieß auch bey andern Festlichkeiten der Fall war, z. E. bey den Pfingstbieren, den Brautbieren und dem so genannten Lord of misrule, einem wild lustigen Aufzuge, der einen feyerlich gewählten und gekrönten König des tollen Lärms an seiner Spitze hatte, und daher jenen Namen erhielt. Als aber allmählich das Bogenschießen in Verfall kam, wollte man sich doch nicht von den alten lustigen Bekannten trennen, die in den May games seit so langer Zeit gefallen hatten, und so schmolz man sie mit den Morris-Tänzen zusammen. Ein merkwürdiges gemahltes Fenster, wahrscheinlich aus der Zeit Edward IV., worauf die Hauptpersonen dieser Lustbarkeit abgebildet sind, haben bekanntlich Steevens so wie auch Malone ihren Ausgaben von Shak-

speere bengefügt. Von einem andern sehr seltenen und schönen Blatte, das von Israel von Mecheln gestochen wurde, theilt Hr. Douce eine Copie mit. Diesen Abbildungen und den bey alten Schriftstellern vorkommenden Erwähnungen zufolge waren die Haupt-Charactere: 1. der berühmte Robin Hood; 2. sein treuer Geselle, little John; 3. Friar Tu k, der lustige Klosterbruder, wahrscheinlich von dem Strick oder Gürtel, womit seine Kutte aufgewunden war (was tycked), so genannt. 4. Maid Marian, Jungfer Mariandel. Da schon in den ältesten Mayfesten eine Maykönigin vorkam, so wurde sie beygehalten, um so mehr da Robin Hood doch auch sein Liebchen haben mußte. Sie wurde gewöhnlich durch einen jungen glattbärtigen Burschen vorgestellt, und war so zierlich als möglich herausgepußt. 5. The fool, der Narr. 6. Der Pfeifer, bisweilen Tom Piper genannt. 7. The hobbyhorse, der Ritter, ein Kerl, der durch den aus Pappe verfertigten Kopf und Hintertheil eines Pferdes und einen langen die Füße bedeckenden Mantel zum Reiter umgeformt war, und durch seine Sprünge und Kunststücke die Zuschauer ergezte. Auch bey den in Frankreich hin und wieder wohl noch gewöhnlichen Aufzügen dieser Art, durfte diese Figur, un chevalet genannt, nicht fehlen. Der Eifer der Puritaner unter der Regierung der Königin Elisabeth verfolgte diese Volkslustbarkeiten mit großer Strenge; daher unter andern im Hamlet die Zeile for O, for O the hobby horse .is forgot, was Hamlet spottend ein Epitaph nennt. 8. Der Drache, der wahrscheinlich den Teufel vorstellte, dem der Ritter (der h. Georg) mit lächerlichen Sprüngen zusetzte. 9. Die Morris-Tänzer; sie waren auf eine prunkende Weise herausgepußt und zeichneten sich besonders durch eine Menge Schellen aus, die

um die Beine gebunden waren; der Hut war mit Federn und Blumen geschmückt, und in der Hand führten sie ein Schnupftuch. Ihre Zahl belief sich bisweilen auf zehn bis elf Personen. In verschiedenen Gegenden von England haben diese Lustbarkeiten sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten. — Auch diese Abhandlung ist mit zwey Kupferplatten und einigen Holzschnitten erläutert.

#### Eben daselbst.

Ben Black, Parry und Kinasburn: *The East-India vade-mecum; or complete guide to Gentlemen intended for the civil, military, or naval service of the hon. East India Company.* By Captain Thomas Williamson, author of the wild sports of the East. In 2 Vol. I. XII und 520 S. II. 506 S. 1810. in Octav.

Dieses wichtige, den Directoren der Ostindischen Compagnie gewidmete Werk, rührt von einem sehr gebildeten Manne her, der länger als zwanzig Jahre in Bengalen als Officier gestanden (II. 288.), und Gelegenheit gehabt hatte, viele Bemerkungen zu machen, die für diejenigen, welche Indien zu betreten gedenken, einen großen Werth haben müssen. Ohne sich an eine strenge Ordnung zu binden, ist es seine Absicht, Alles Wissenswürdige zum Nutzen der Jugend in einem familiar Style vorzutragen; und wer sein Werk gelesen hat, wird bald von dem Wahn zurückkommen, daß man sein Glück in Indien in kurzer Zeit machen könne. Es gibt nur zwey Wege in Indien fortzukommen, entweder in den Diensten der Compagnie, oder als Kaufmann (free mariner). Ehemahls konnte man durch die Empfehlung des Generalgouverneurs vortheilhafte Stellen in dem Militär, als Arzt u. s. w. erhalten; dieser Mißbrauch aber ist seit 1784 ab-

geschafft worden. Wer gegenwärtig nicht von den Directoren angestellt worden ist, darf sich keine Hoffnung machen, es zu Etwas zu bringen. Wer sich dem Civil-Stande widmen will, muß in England in den Orientalischen Sprachen große Fortschritte gemacht haben, so wie die Officiere aus den Militär-Schulen vortheilhafte Zeugnisse aufweisen müssen. Für Alle, welche in den Diensten der Compagnie alt geworden sind, wird auf das liberalste gesorgt. Niemand, wer nicht in Indien geboren ist, darf sich ohne Erlaubniß in der Jurisdiction der Ost-Indischen Compagnie niederlassen, welche von dem Vorgebirge der guten Hoffnung östlich bis zum Cap Horn sich erstreckt, und die Indischen Halbinseln, den Indischen Ocean und die ganze Südsee umfaßt. Die Insel Ceylon ist allein von diesem Zwange ausgenommen, weil sie der Krone gehört; doch werden in unruhigen Zeiten Truppen der Compagnie aus Bengalen als auxiliaries dahin gesandt. Niemand, dessen Gesinnungen, was Politic betrifft, nicht auf das genaueste bekannt sind, darf in Indien wohnen; jeder Europäer wird genau registrirt, und erhält eine Sicherheitskarte, die von Zeit zu Zeit von dem hohen Rath erneuert werden muß. Ja, man kann nicht einmahl in Indien ein eigentliches Eigenthum im europäischen Sinne des Worts haben; denn wenn man auch zu Calcutta Ländereyen kaufen darf, welche durch Urkunden (Pottah's) gesichert sind, so geschieht dieß nur zum Schein, indem man sie als Lehen besitzt. Indien soll nicht als eine Colonie, sondern als ein eroberetes Land angesehen werden, auf welches sich alle Britische Privilegien und Gesetze nicht anwenden lassen. — Die Regeln, welche man beym Einschiffen beobachten muß, setzt der Verf. weitläufig aus einander. Man überlade sich nicht mit unnützen Dingen, um den

kostbaren Raum zu schonen; man nehme viele und gute Wäsche mit, und mache mit den Schustern und Schneidern in England einen Contract, um jährlich Kleidungsstücke von ihnen nach Indien zu erhalten, weil diese dort ungeheuer theuer sind, und ein europäischer Artikel oft 200 Pr. Cent einbringt. In Indien wird kein Tuch und kein dauerhaftes Leder verfertigt; doch sagt der Verf. weiter unten, daß man seit einigen Jahren angefangen habe, gute Gärbereyen anzulegen, und daß es auch in Indien braves Riemen und Sattler gebe. Daß man mit den Capitänen, welche in der Regel vortreffliche Männer sind, die einen großen Theil der Erde gesehen haben, in gutem Vernehmen leben müsse, lehrt die Lebensflugheit. Das Leben auf den Schiffen hat viel angenehmes; die Nahrungsmittel sind gut, wenn man nicht einen gar zu vermögnten Gaumen hat; die Wohnung aber ist unbequem und außerordentlich theuer. Man hat Cabinete für 2500 Pf. St. gemiethet. Wenn man sich zu Gravesand oder anderwärts einschiffen will, so muß man sehr aufmerksam auf die Abfahrt seyn, weil eine verkäumte Viertelstunde die ganze Reise vereiteln kann. Die Schiffe, welche England im April verlassen, kommen im September zu Madras an, wo auch in Indien die größte Hitze vorüber ist. Wo die Schiffe auf ihrer Fahrt vor Anker liegen bleiben, müssen die Passagiere auf eignen Kosten leben, daher Sparsamkeit nicht genug empfohlen werden kann. Das Gemählde des Lebens auf dem Schiffe ist sehr anziehend; die Wachen sind nicht drückend, man ergeht sich durch Musik und Tanz, auch durch Hazardspiele, gegen welche der Verf. unerfahrene junge Leute auf das dringendste warnt. Gegen die Seerkrankheit sollen Säuren und Laudanum die besten Mittel seyn. Hingige

Betränke schaden sehr; besser ist es, entweder die frische Luft zu genießen, oder mit geschlossenen Augen im Bette zu liegen, weil der Anblick des unruhigen Gewässers das Uebel schlimmer machen soll. Gegen Gauner und Taschendiebe (petty pilferers) muß man auf der Huth seyn. Der Fang verschiedener Fischarten, die hier genau beschrieben werden, gewährt einen angenehmen Zeitvertreib.

Der Weg, den die Schiffe nach Indien nehmen, geht in neuern Zeiten sters bey dem grünen Vorgebirge vorbei nach den Canarischen Inseln, wo sie sich mit Gemüse, Früchten und Wein versehen. Hier empfiehlt der Verf. ein vorsichtiges Betragen gegen die Einwohner, und Achtung gegen die Gebräuche der römischen Kirche. Der Aufenthalt zu Rio Janeiro erfordert ebenfalls Aufmerksamkeit, obgleich die Einwohner wegen ihres höflichen, biedern und zuvorkommenden Characters sehr gerühmt werden. Dieser Erdpunct ist durch ältere Beschreibungen hinreichend bekannt. Die Ceremonien bey dem ersten Passiren der Linie werden noch immer beobachtet. Schiffe, auf denen viele Kranke sich befinden, werden vorzüglich von Haifischen verfolgt. Wie man sich während des Aufenthalts am Vorgebirge der guten Hoffnung benehmen muß, beschreibt der Verf. umständlich. Die Wohnungen sind theuer, und unter 3 bis 4 Thaler täglich nicht zu haben. Als Colonie soll das Cap keinen hohen Werth haben, selbst nicht als Erfrischungsort, weil die ersten Lebensbedürfnisse zu kostbar sind. Wichtig ist der Wallfischfang an der Küste. Von S. 86 an folgt eine Beschreibung der Insel St. Helena. Sie besteht aus einem ungeheuren Basaltfelsen mitten im Ocean, fast in gleicher Entfernung von Africa und America. Sie leidet Mangel an Wasser,

denn oft regnet es in drey Jahren nicht; doch reichen die Quellen in den Thälern zu den Bedürfnissen der Einwohner und der Schiffe hin. Die Wohnungen sind wegen der Wanzen und Ratten ein unangenehmer Aufenthalt. Die verwilderten Ziegen thun vielen Schaden; es ist ihnen schwer beizukommen, weil sie sich auf die unzugänglichen Felsenspitzen zurückziehen. Es gab auf der Insel Pfirsichbäume von einer staunenswürdigen Größe, welche ein Insect zerstörte, daß durch Fässer mit Constantiawein dahin gekommen seyn soll. Alle Bemühungen, diesem Unglück Einhalt zu thun, waren vergeblich, bis Jemand auf den Gedanken kam, den Stamm des Baumes anzubohren, die Oeffnung mit Quecksilber zu füllen, und sie wieder zu verstopfen. Der Bambus ist auch hier ein sehr nützlich Gewächs. Fernere Schilderung der Insel, und Angabe der Höhe der Gebirge nach Kennel. S. 110. Beschreibung der Insel Johanna (Hinzouan), nach Jones. Die Einwohner sind Araber; sie versorgen die Seefahrer gern mit Erfrischungen, und stehen unter einem König, der zu Domoni residirt, und dessen ganze Artillerie aus einem unbrauchbaren Sechspfünder besteht. Die Schifffahrt durch den Canal von Mozambique, in welchem viele Wallfische gefangen werden, ist oft gefährlich. Was ältere Reisende von den Wohlgerüchen gesagt haben, die man in der Nähe der Insel Ceylon spüren soll, erklärt der Verf. für eine Fabel. Die Häfen an der Bengalischen Küste sind unsicher, allen Stürmen preis gegeben, und oft so seicht, daß die Schiffe ihnen sich nicht nähern dürfen. Der Hafen von Madras ist einer der besten. Die Waaren kommen durch Landungshoote ans Land, die der Verf. genau beschreibt.

Nachrichten von Balahore, Redgrenen u. a. Häfen an der Bengalischen Küste, von der Küstenschiffahrt, den Münzen 2c. Der Europäer, der ans Land tritt, muß Wirthshäuser und schlaue Betrieger, vorzüglich die Rum-Johnnis zu vermeiden suchen; es ist für ihn am besten, sich so bald wie möglich ein Zimmer zu miethen, und einem Freunde oder rechtlichen Manne die Einrichtung desselben anzuvertrauen. Dabey darf das Studium der Landessprachen, vorzüglich des Persischen, nicht vernachlässigt werden. Die Zahl der Bedienten, die selbst ein mittelmäßig begüterter Europäer halten muß, übersteigt allen Glauben. Von S. 186 - 337 folgt ein Verzeichniß der männlichen und weiblichen Bedienten, und ihrer, ihnen eigenthümlichen Beschäftigungen. Die Portugiesen hängen noch an ihrer alten Lebensweise. Die indischen Wucherer sind die schlimmsten, und haben ein freyes Feld, weil die Mahometaner keine Interessen nehmen dürfen. Eine Schilderung der Lebensart der Mahometaner in Indien, die ins kleinste Detail geht, hat der Verf. von einem Freunde erhalten, und von S. 347 an mitgetheilt. S. 345 - 385 von den verschiedenen Classen der Freudenmädchen und Tänzerinnen. Die besten und geachtetsten unter den letztern heißen Meeraleen, andere werden Kanchenee genannt. Obgleich die Männer und Weiber der Mahometaner einmahl nach Mecca wallfahren müssen: so geschieht dieß doch selten, weil sie Stellvertreter hinschicken. Die Reichen haben oft 300 Sclavinnen, die sehr gut gehalten werden. Ueber ihre Vielweiberey herrschen in Europa die lächerlichsten Begriffe, die der Verf. zu berichtigen sucht. Von ihren Heirathsceremonien und Spielen. Am meisten ergötzen sie sich mit fliegenden Drachen. S. 412



von der Lebensart der Weiber, ihren Kleidungen, Juwelen ic. Die Salben sind einer europäischen Nase ganz zuwider. Um das kostbare Rosenöl zu bereiten, hat Anthony Polier viele Versuche, und zwar glücklich, angestellt, die man S. 436 ff. beschrieben findet. Das Baden in Teichen ist wegen der Alligator sehr gefährlich. Die Anzahl der Europäer in Bengalen und den abhängenden Provinzen soll nicht über 4000, die der Europäerinnen nicht über 250 seyn. Dieser Umstand entschuldigt das Concubinat. Im Jahre 1782 wurde zu Calcutta ein Waisenhaus errichtet, allein mit den Schulen sieht es so schlecht aus, daß die Eltern ihre Kinder nach Europa senden müssen. Die Kuhpockenimpfung fand in den Braminen Gegner. Lord Elgin hatte von Constantinopel aus die Impfungsmaterie an den Dr. Short nach Bagdad geschickt; die Versuche die man mit ihr anstellte, waren umsonst, bis sie erst 1802 zu Bombay glückten. Jetzt bedient man sich der Kuhpockenmaterie selbst zu Port-Jackson. Das Hospital zu Calcutta entstand 1793. Von der in Indien üblichen Baukunst und der innern Einrichtung der Wohnzimmer. Die Engländer welche indische Sitten annehmen, Turbane tragen u. s. w. machen sich eben so lächerlich, wie die Mahomedaner, welche die Britten nachäffen. Mit dem bekannten Mirza Abu Taleb Khan, der vor einigen Jahren in London war, und dessen Reisebeschreibung so begierig verschlungen wurde, ist der Verf. nicht zufrieden. Er reisete mit ihm auf einem Schiffe nach England, und fand ihn sehr anmaßend und indiscret. Nochmals von der Baukunst der Europäer in Indien, die dem Klima angemessen seyn muß ic.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 24. Januar 1814.

London.

Der zweyte Band von dem *East-India vademecum* (oben S. 138), steht dem ersten an interessantem Inhalte nicht nach. Die Hitze und der Sonnenschein sind in den Sommermonaten in Indien so unerträglich, daß man alle Mittel ergreifen muß, um sie etwas zu mildern. Die Hindus sitzen ruhig in dunkeln Zimmern, vermeiden alle Zugluft, trinken frisches Wasser und genießen saftige Früchte. Um dem Widerschein der Sonnenstrahlen zu entfliehen steigen die Raubvögel zu einer Höhe von 800 Yards. Die Bauart, welche die Franzosen in Indien eingeführt hatten, war sehr zweckmäßig, doch hat sie in neuern Zeiten viele Verbesserungen erhalten, und der Verf. beschreibt auf das genaueste, wie man jetzt ein Haus bauen und im Innern einrichten muß. Dieser Abschnitt leidet keinen Auszug. Der Regen und die weißen Ameisen zerstören alle Gebäude, die nicht dauerhaft genug gebaut sind. Auch die heftigen NWwinde thun großen Schaden. Im November 1787 riß ein Sturm einen ungeheuren Baum um, dessen Wurzeln einen Raum von

P (1)

15000 Cubicfuß einnehmen. Das Tetaholz ist zum Bau das beste, und kommt am vorzüglichsten aus Pegu. Der Architect der Ost-Indischen Compagnie, Hr. Lyon, ließ große Balken dieses Holzes in Arsenikdämpfen liegen, um es gegen die weißen Ameisen zu sichern. Von dem Mangoholze, dem Bambus und der Cocospalme, und ihrem mannichfaltigen Nutzen. Sie wächst am liebsten am Seeufer, oft mitten im Wasser; daher ihre ungeheure Menge auf den Maldivischen Inseln und den Sechelen, die wenig über der Oberfläche des Meeres erhaben sind. Von der Toddy-Palme und andern Gewächsen. Die Lebensart der Europäer und Hindus beschäftigt den Verf. von S. 187 an. Als er im Jahre 1778 zum erstenmahl nach Indien kam, herrschte in den Häusern der Europäer eine große Gastfreundschaft, welche aber von Abenteurern gemißbraucht, und nun sehr eingeschränkt worden ist. Es kostet sehr viel Mühe, Eingang in vornehme Häuser zu finden, und zu den Morgen- oder Abendvisiten zugelassen zu werden. Auf den Tafeln der Reichen erscheinen die kostbarsten Speisen und Weine, aber Säufer werden in Indien allgemein verabscheut. Man hat hier keine öffentliche Caffeehäuser und Tavernen, wie in England, auch keine große öffentliche Gesellschaften; dagegen werden sehr kostbare Assemléen, Bälle und Rout's gegeben. Der Thee verliert in Indien sehr bald seinen Geschmack und Wohlgeruch. Er muß in dichten bleernen Kisten aufbewahrt und gegen die Hitze geschützt werden. Kaffee wird von den Arabern in ungeheuern Quantitäten eingeführt, allein er hat oft einen bitteren Geschmack, weil sie, um den Bohnen ein schönes grünes Ansehen zu geben, die Kaffeesäcke in Meerwasser liegen lassen. Der Zucker kam ehemahls von China; jetzt baut man ihn selbst.

Milch und Butter von Büffeln soll wohlschmeckend seyn, so wie das Fleisch der Schweine, auf deren Zucht sehr viel Aufmerksamkeit gewandt wird. Von einem gut gemästeten Schweine sagt man, es sey gut educated. Die Einführung der Kartoffeln verdankt man, so wie den Gebrauch vieler andern nützlichen Gewächse, den Holländern. Die Ost-Indische Compagnie zahlt jährlich 25000 Pf. St. für Branntwein, den das Militär erhält; allein die Kosten für die allgemeine Consumption betragen 2,500000 Pf. St. Man verfertigt in Indien schönes Tischzeug, zieht aber das Steingut aus Staffordshire dem Chinesischen Porzellan vor. Eine schreckliche Plage sind die Insecten, die Frösche, Kröten, Eidechsen und Schlangen, die sich oft in die besten Häuser einschleichen. Die Schlangen verkriechen sich gern hinter Vorhänge und in die Betten. Die Schlangenbeschwörer wissen durch den Ton einer Hoboe, und einige Korianderkuchen die Schlangen an sich zu locken und sie zu zähmen. Der Verf. sah eine 13 Fuß lange Brillenschlange, und eine andre, die so schwer war, daß acht Männer sie in ihr Behältniß legen mußten. Eben so lästig sind die Fledermäuse, die Schwärme von Moskiten, Wespen, Hornissen, die Scorpione und Tausendfüßer, die Ragen und Mäuse und die zahllosen Wanzen, selbst in den Betten der reichsten Personen. — Viele Hindus und Europäer finden ein großes Behagen, sich kueten zu lassen. Sie nennen es Shampoing, und es ist eine Sitte, welche Cosp auch unter den Südsee-Insulanern gefunden hat. Vor 50 Jahren wurde ein Theater zu Calcutta auf Subscription erbaut; es kostete 12500 Pf. Sterlinge. Es gibt aber außerdem noch wandernde Schauspieler. Das Pferderennen hat auch in Indien Eingang gefunden, wo es mehrere

Raffen von Pferden, und mehrere sehr geschätzte, gibt. Das Hazardspielen ist durch den Generalgouverneur Cornwallis verboten worden. Musikliebhaber gibt es wenig, weil die Instrumente sehr kostbar sind, und durch das Clima leicht verderben. Ueberhaupt aber machen Gelehrte und Künstler kein Glück in Indien — “India is not the soil, to which a man of science or of taste should repair, (II. S. 213).”. Auffallend ist die Bemerkung, daß man eine Kirche in Bengalen, von den Abgaben erbaut hat, welche die Lotterieunternehmer haben erlegen müssen. Die erste Schule zu Calcutta wurde 1780 eröffnet. Von der durch den Marquis Wellesley gestifteten Academie findet Rec. keine Nachricht. Merkwürdig ist die Beschreibung von Fort William, das 15000 Mann fassen kann. Hastings's bedeutliche Aeußerung, daß die Brittische Macht in Indien depends entirely on opinion (II. S. 220) ist der Verf. geneigt zu unterschreiben. Und wirklich ist Rec. überzeugt, daß, wenn England seine Colonien in Indien nicht einst verlieren will, es so gegen sie verfahren muß, wie Rom im Bundesgenoffenkriege gegen die Bundesgenossen, welche das Bürgerrecht verlangten. Rom gab es ihnen; aber es setzte sie in die niedrigsten Tribus; sie erhielten den Namen ohne die Sache. Die Truppen sollen monatlich besoldet werden, allein der Sold bleibt oft aus, wodurch manche Individuen in Verlegenheit; und in die Hände der Wucherer gerathen. Die folgende Beschreibung des Ganges und Surampooter und der Schifffahrt auf diesen Strömen ist sehr wichtig, und wird eine große Lücke in den Geographien Indiens ausfüllen. Die Tibetanischen Alpen auf welchen der Ganges entspringt, mit ewigen Schnee bedeckt, sind an einem heitern Tage zu Patna, in einer

Entfernung von 300 Meilen sichtbar. Widrig ist der Anblick der auf dem Ganges schwimmenden Leichen der Hindus, welche von Raubvögeln, Daraahunden und Argeelak's oder Mehgerbögen gefressen werden. In den Tank's oder Eisternen findet man überall Alligators, oft 25 Fuß lang und 6 bis 12 Fuß in Umfang. Einige werden durch milde Stiftungen ernährt, allein die Alligators fressen oft selbst den Fakir, der sie füttert. Die Gefräßigkeit dieser Ungeheure ist entsetzlich. Serais zur Bequemlichkeit der Reisenden werden nicht mehr erhalten, seitdem die Macht und der Reichthum der Mohamedanischen Raja's abgenommen hat. Sie stiften heut zu Tage Ganges oder Kornmärkte, Hauts, Jahrmärkte, Maylah's, Messen u. s. w. Die Unreinlichkeit der Wasserbehälter hat auf die Gesundheit der Hindus, vorzüglich der Bergbewohner, den nachtheiligsten Einfluß. Ein Teich zu Juampore hat eine Einfassung von einem Stein Kunkur, mit Kalk verbunden, die seit 1500 Jahren Felsenfest geworden ist (II. S. 279). Die heftigen NWwinde führen zuweilen Fischbrut mit sich. Der Verf. hat selbst welche auf Dächern gesammelt, Andre wollen sie noch lebend gesehen haben (II. S. 294). Durch Wasserhosen können sie nicht empor gehoben seyn. Von den Fischen, den heißen und Mineralquellen. Daß die Naturgeschichte und Botanik Indiens so sehr vernachlässigt werden, bedauert der Verf. S. 297. "Negligence in regard to botany and natural history appears to operate throughout India." Auch in der Medicin ist man noch sehr zurück. Man hat zwar ein Werk von Francis Halfour über die Krankheiten in Indien, allein man könnte noch viel von den einheimischen Aerzten der Hindus lernen. Im Amarcosh befinden sich allein die Namen

von 300. officinellen Pflanzen. Neben Barrow, bekannt durch Aufsätze in den Asiatick Researches, wird ein mathematical Hottentot genannt, wegen seines rauhen, zurückstoßenden Aeußern. Der Zustand der Litteratur ist elend. Es gibt keine Bücher, kein gemeinsames Band unter den Gelehrten. (Ueberhaupt wird die indische Litteratur auf einem verkehrten Wege getrieben. Man nehme doch die großen Philologen des 15ten und 16ten Jahrhunderts zum Muster, man lasse die Autoren im Samscredam ohne Version abdrucken, und liefere Lexica und Grammatiken. Dann erst können wir den Werth der Samscredlitteratur kennen lernen und beurtheilen. —) In Indien gibt es nur reitende Posten; sie werden zwar nicht von Räubern, aber desto häufiger von Tigern angefallen, welche schreckliche Verwüstungen anrichten. Die Hindus haben keine Lust zu reisen; wenn sie einen Jahrmarkt, oder eine Pagode in der Nähe besucht haben, so kehren sie wieder in ihre Heimath zurück. Gebahnte Wege gibt es nicht, nur Fußpfade. Häufiger sind die Wasserreisen, zumahl bey Ueberschwemmungen, welche dem Auge die seltsamsten Phänomene darbieten. Von einem unübersehbaren Nutzen für Hindostan sind die Reispflanzungen, deren Bau der Verf. sehr genau und lehrreich beschreibt. Das Delta des Ganges besteht aus einer ungeheuren Wildniß, Soonderbunds genannt. Es sind undurchdringliche Wälder, welche auf dem durch Ueberschwemmungen angelegten Schlamm empor gewachsen, unerschöpfliche Holzvorräthe liefern. Die Nachricht von den Ruinen der alten Stadt Gour (II, S. 360) reizte unsere Aufmerksamkeit. Sie bedecken eine Fläche von 30 (englischen) Quadratmeilen, und sind die Trümmer einer Hauptstadt Bengalens, welche um 730 vor Chr. G. blühte,

aber durch eine Pest heimgesucht, verlassen worden ist. Sie soll am Ufer des Ganges, von dem sie jetzt fünf Meilen entfernt liegt, nach Andern, am Ufer des Meers gestanden haben. Man sieht noch eine prächtige Moschee von schwarzem Marmor (unfreilig ein späteres Werk) und zwey Thore einer Citadelle. Die andern Gebäude waren mit Backsteinen aufgeführt, von denen man die meisten weggeschleppt hat. Die Ruinen sind mit Wäldern bedeckt, und für die Tiger ein sicherer Zufluchtsort. Von den Lastschiffen auf dem Ganges, von den verschiedenen Arten derselben, den Seeräubern, und den Vorsichtsmaßregeln. Große Gewandtheit der Seiltänzer und Tänzerinnen, bereits aus andern Reisebeschreibungen bekannt (II. S. 411. 420). Am geschicktesten unter den Gauklern sind die Nuts, oder die Indischen Zigeuner, von denen Sprachproben (II. S. 413) mitgetheilt werden. Der Verf. kommt hier noch einmahl auf die Freudenmädchen zurück, preist ihre große Keuschheit und die Vorsichtsmaßregeln, welche man getroffen hat, um die Folgen der Ausschweifungen zu verhüten. Ein großer Abschnitt von S. 432 an ist den Indischen Hausthieren gewidmet. Am ausführlichsten handelt der Verf. von den Elephanten, die, wenn sie eingefangen sind, leichter durch Güte als durch Strenge zahm gemacht werden können. Sie werden den Cameelen in vieler Rücksicht vorgezogen. Von den Büffeln und Pferden. Eine eigne ganz kleine Rasse, Tanians, kommt aus Tibet. Von den übrigen Rassen. Den Beschluß dieses Werks machen eine Nachricht von den Indischen politischen Blättern, und eine für den Statistiker sehr wichtige Uebersicht der jährlichen Einkünfte von Bengalen.



152 G. g. X. 15. St., den 24. Jan. 1814.

### Berlin.

Dei Dieterici: Handbuch der gerichtlichen Arzneywissenschaft zur Grundlage bey academischen Vorlesungen, und zum Gebrauche für ausübende gerichtliche Aerzte, von Dr. C. S. L. Wildberg, Herzogl. Mecklenb. Strel. Hofrathe u. s. w. 1812. 8. mit einem doppelten Register 455 S.

Vergleicht man dieses Handbuch mit dem Werke des verstorbenen Meggers, so fällt das Urtheil für ersteres sehr günstig aus, ohne dem letztern etwas von seinem entschiedenen Werthe entziehen zu wollen. Jenes ist nicht allein reichhaltiger an Materialien und Litteratur, sondern die Gegenstände sind auch planmäßiger geordnet. Das Ganze zerfällt in einen generellen und speciellen Theil. Ersterer enthält das Allgemeine von den Medicinalpersonen und ihren Functionen; von den Berichten und Gutachten, und deren Form und Beschaffenheit. Im letztern findet man einen doppelten Abschnitt, wovon der erste sich mit den Untersuchungen an lebenden, der letzte mit den Untersuchungen an todtten Personen beschäftigt. Diese Anordnung ist sehr zweckmäßig, und gut durchgeführt, ohne daß der Verfasser in Wiederholungen verfallen wäre. Was die Tödtlichkeit der Verletzungen an betrifft, so folgt der Verfasser seinen schon früher dargelegten Ansichten. Rec. muß aber bemerken, daß ihm die von Ploucquet angegebene Eintheilung besser gefällt, in so fern sie weniger verwickelt ist, und den Richter auf den gehörigen Standpunct stellt, um einen gegebenen Fall deutlicher und klarer überschauen zu können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 27. Januar 1814.

Paris.

Dissertation sur soixante traductions françaises de l'imitation de *Jésus-Christ*, dédiée à S. M. l'Impératrice et Reine, Par *Ant. Alex. Barbier*, bibliothécaire de S. M. l'Empr. et Roi, et de son Conseil d'Etat. Suivie de Considérations sur la question relative à l'auteur de l'*Imitation*. Chez Lefèvre, libr. 1812. XVIII und 285 Seiten in klein Octav.

Das bekannte ascetische, ursprünglich, wie Mehrere behaupten, lateinisch geschriebene Buch *De imitatione Christi*, wird vier verschiedenen Verfassern zugeschrieben: dem heil. Bernhard, dem Pariser Canzler Gerson, dem deutschen Canonikus Thomas von Kempen, oder à Kempis, und endlich dem italiänischen Benedictiner-Abt, Joh. Gersen. Wacker und vielfach ist gestritten für und wider alle diese Concurrenten, besonders für *Thomas-à-Kempis* und für Gersen. (Das Pariser Parlament mußte sogar einmahl zwischen die zu hitzig Kämpfenden treten.) Der gedruckten und ungedruckten Streitschriften über diesen Punct

D (1)

sind mehr denn hundert und zwanzig. Ehedem als eine rüstige katholische Kirche vollständig noch da stand, mit allen ihren hierarchischen Unterabtheilungen und Orden aller Farben, hätte sich ein so genannter Regulirter Canonicus lieber todtschlagen lassen, als das obbenannte Buch nicht für das Werk des *Thomas-à-Kempis* anerkannt zu sehen; und so ein Benedictiner für den Abt *Gersen*. Die schlauen Jesuiten hielten es lieber bald mit diesem letzteren, bald mit *Thomas-à-Kempis*, (da das Buch doch wegen seines Alters einem Sohn des *Loyala* nicht wohl könnte zugeeignet werden) als daß sie dem der Jansenistischen Lehre gar zu günstigen Pariser Kanzler, die Ehre dieser Autorschaft gelassen hätten. Es war damahls also eine Ordens-Ehrensache. Es ist zwischen berühmten Orden um viel weniger frenlich, und noch heftiger gefochten. *Tantaene animis caelestibus irae!* Jetzt, da keine Orden mehr da sind, scheint das punctum quaeest. eine National-Ehrensache werden zu wollen. Denn einmahl war der heil. *Bernhard* ein Franzose (für die nähmlich, welche den historischen Hauptunterschied zwischen Franken und Franzosen nicht berücksichtigen); *Gerson* war ein Franzose, *Thomas* ein Deutscher, *Gersen* ein Italiäner. Nun ist das Buch hochberühmt; während der drey letzten Jahrhunderte rechnet man gegen 2000 Ausgaben davon; es ist in alle Sprachen vielfach übersetzt; folglich, obgleich nur ein ascetisches Product, so ist es doch keine unwichtige Erwerbung für die National-Eitelkeit, die erleuchtete Celebrität des Buchs und des Verfassers in den Nationalchas einzucassiren. Zwey Italiänische Gelehrte, Herr Graf *Napione* und Herr *Cancellieri*, reclamirten es schon vor drey Jahren zu Gunsten des *Gersen*, angeblichen Abts im Kloster des heil. *Stephan* zu

Bercelli. Hier erscheint ein neuer Streiter zu Gunsten des Pariser Kanzlers Gerson, Hr. Gence, ancien archiviste attaché au dépôt des chartes, Verf. der auf dem Titel angeführten *Considérations*. Dem guten frommen *Thomas-à-Kempis*, der hier als ein bloßer Abschreiber, als eine Art von Schwachkopf vorkommt, wird erstlich der Text recht streng gelesen, und Herr Gence treibt ihn, ohne Respect für die Verjährung, etwas hart aus seinem rechtwidrig erworbenen Besitze. Mit dem Italiänischen Abt Gessen, oder Gersen, geht er noch schlimmer um, und er macht ihm nicht nur das Buch, sondern gar die Existenz streitig. Die Gründe des wackeren Litterators und Diplomaten Herrn Gence, (ohne freylich die Sache gänzlich zu erschöpfen,) scheinen gar nicht unwichtig zu seyn; und er macht es so wahrscheinlich wie es immer möglich ist, in einer Sache, die wie das Geheimniß des Gefangenen mit der eisernen Maske, einer undurchdringlichen historischen Stepsis auf ewig überlassen zu seyn scheint, daß der in der That treffliche Gerson der wahre Verf. der *Imitatio* ist. Ausführlicher wird noch Herr Gence seine Gründe angeben in einem eigenen Werke, wovon diese *Considérations* bloß als eine vorläufige Probe zu betrachten sind. Und dann gehört die *Imitatio* allerdings zu den erbaulichsten Producten des National-Geistes, und kann in die Waagschale gelegt werden, gegen die sehr große Menge derer, die nicht so erbaulich sind!

Es könnte aber eine andere Meinung auch einige Wahrscheinlichkeit für sich haben. Nämlich, es gibt ein altes französisches Werk, das handschriftlich sowohl als gedruckt vorhanden ist, (doch von den vierzehn alten Ausgaben, die man davon hat, ist die neueste vom Jahre 1554) und den Titel führt:

Internelle consolation, (Internelle heißt innere, obgleich einige daraus Eternelle gemacht haben). Dieses Werk hat mit der Imitatio Christi so ziemlich einerley Inhalt, und eine solche Aehnlichkeit, wie zwey Zwillingeschwestern zu haben pflegen. Die Internelle consolation trägt auch an sich große Kennzeichen der Ursprünglichkeit, könnte also für das Original gelten, und den Kanzler Gerson zum Verfasser haben. Nun könnte der fromme *Thomas-à-Kempis* (der etwas später lebte) eine lateinische Paraphrase davon nachher geliefert haben; und zwar diese dann dem Mönchsleben mehr als dem weltlichen angepaßt. Durch diese Voraussetzung ließ sich manches erklären: z. B. die häufigen Germanismen in dem Latein der Imitatio; die auffallende Uebereinstimmung im Styl und in vielen Redensarten der Imitatio und anderer gewiß von *Thomas-à-Kempis* herrührenden Schriften; auch warum Religiosus (d. h. Ordensgeistlicher) in dieser immer steht, wenn eigentlich von dem Christen überhaupt die Rede seyn sollte, und wirklich auch Le Chrestien in der Consolation internele zu lesen ist; endlich auch warum so viele Zeitgenossen des *Thomas-à-Kempis*, wie *Trithemius* u. a., ihm die Imitatio zuschreiben; u. s. w.? Diese Meinung ward erst vorgetragen in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Imitatio, in französischer Sprache 1690, (wovon wir den Titel ganz hier hersetzen müssen: "*La consolation intérieure, ou le livre de l'Imitation de J. C., selon son original, traduit d'un ancien exemplaire nouvellement découvert, avec une dissert. sur plusieurs différences qui se rencontrent entre cet exemplaire et l'édition vulgaire de l'Imitation.* Paris, Ch. Robustet, 12. avec fig.") ; und ward später von einem Litterator an

genommen, der als solcher Achtung verdient, dem *Abbé Lenglet du Fresnoy*, der sie auch in seiner Ausgabe der *Imitation* (1731, und auch 1737) ausführlich entwickelte und mit neuen Gründen aufstuzte. Dem *Abbé Lenglet* hat freylich ein gelehrter Benedictiner widersprochen; doch unstatthaft, und die Sache ist gar nicht als ganz verwerflich anzusehen.

Doch wir kehren zu dem eigentlichen Hauptzwecke des Buchs zurück; denn bis jetzt haben wir aus dem Ende den Anfang gemacht, und uns bloß bey der Zugabe aufgehalten. Wahr ist es, daß diese Zugabe allgemein interessanter ist, als das Werk selbst; da dieses nur von den französischen Uebersetzungen der *Imitatio Christi* handelt, und jene von ihrem Ursprunge und Verfasser. Es sey genug dem bisher Gesagten noch dieses hinzuzufügen, daß hier eine weitläufige Litteratur der ganzen Polemik befindlich ist, nicht nur in den *Considérations* des *Hrn. Gence*, sondern auch in einem doppelten *Catalogue des ouvrages imprimés, — et des ouvrages manuscrits relatifs à la contestation, &c.* die *Herr Barbier*, S. 151-212, liefert und mit Noten begleitet. Wer übrigens keine andere Geschichte dieses Streits bey der Hand hat, weder *Dupin*, noch *Thuillier*, noch *Amort*, findet eine gute Zusammenstellung davon im 34. Band von *Schröckh's Kirchengeschichte*, S. 312 - 322.

Also von *Hrn. Barbier's* Dissertation. Sie zerfällt in acht Capitel, S. 1 - 128: I. Notiz der prosaischen Uebersetzungen der *Imit. Chr.*, nach der Zeitfolge. II. — der metrischen Uebersetzungen. III. — derer in Provincial-*Volks*sprachen (*patois*). IV. Uebersetzungen zum Gebrauch der Protestanten. V. Werke, die aus der *Imit. Chr.* entlehnt sind.

VI. Von einigen nur obenhin von Schriftstellern angeführten Uebersetzungen. VII. Von der Internele Consolation. VIII. Von ertlichen Werken, die den Titel Imit. Chr. auch führen. Nachher, S. 129—150, zehn meistens sehr belehrende Notizen, litterärhistorischen Inhalts. Die Zahl der französischen Uebersetzungen der Imit. Chr. ist, wie schon auf dem Titel angegeben ist, sechszig, wovon im ganzen ungefähr tausend Ausgaben erschienen sind. Ins Griechische und Arabische ist die Imit. Chr. auch übersetzt worden; überdieß in fast alle Europäische Sprachen. Was den Hauptzweck des Verf. betrifft, nämlich die Erzählung und Beschreibung der französischen Uebersetzungen dieses Werks, die Enträthselung mehrerer anonymischen oder pseudonymischen Uebersetzer, u. dergl., so ist uns nichts bekannt geworden, wodurch die Arbeit des geschickten und höchst sorgfältigen Bibliographen könnte ergänzt oder nur berichtigt werden. Sein redlicher, unermüdeter Fleiß, seine Genauigkeit sind schon aus früheren Schriften in diesem Fache bekannt. Er allein, der im Besitze aller Hülfsmittel sich befindet, kann vielleicht einst noch den einen oder den andern Punkt aufklären; so wie Herr Gence, dessen ausführlicheren Schrift wir mit Vergnügen entgegen sehen.

#### Wien.

Ben Strauß: Heinrich J. von Collin's sämtliche Werke. Dritter Band. 1812. 453 Seiten. Vierter Band. 1813. 374 Seiten in Octav.

Das Urtheil, das über des verstorbenen Collin's poetisches Talent bey der Anzeige der beiden ersten Bände seiner Werke in diesen Blättern (s. den Jahrgang 1813, S. 876) gefällt wurde, wird durch den Inhalt dieses dritten und vierten Bandes

bestätigt. Der dritte enthält noch dramatische Arbeiten. Zuerst wieder ein heroisches Trauerspiel, die *Horatier und Curiatier*, der bekannte Stoff aus der alten römischen Geschichte, vom Verf. in einer ähnlichen Manier, wie sein *Regulus*, bearbeitet; aber weder so fein, noch so kräftig, als der *Regulus*; voll Lebhaftigkeit und Würde des Gefühls in einer meistens edeln Sprache; aber ohne alle hinreißende Wärme; mehr moralisch als poetisch; an mehreren Stellen steif und verkünstelt. Dann *Bradamante*, ein lyrisches Schauspiel in vier Aufzügen; der bekannte Stoff aus dem Ariost, die Bezauberung und Entzauberung des Roger; ein sonderbares Stück; kunstreich darauf berechnet, den höchsten Effect romantischer Kühnheit und Wildheit, im Gegensatz mit der antiken Strenge, hervorzubringen; nicht ohne treffliche Scenen; in einer zuweilen meisterhaft gelungenen Sprache; aber im Ganzen übertrieben, wie gewöhnlich das Uebertriebene entsteht, wann ein berechnender Kunstverstand das Höchste leisten will, was nur einer üppigen und übervollen Phantasie gelingen kann. Hierauf ein so genanntes Schauspiel, *Julie von Billenau*, von der bekannten prosaisch rührenden Gattung, die in der deutschen Litteratur dem Emporkommen des wahren Lustspiels so hinderlich gewesen ist; in der Erfindung und Characterzeichnung gerade nicht trivial, aber auch nicht sehr über das Alltägliche erhaben; durch die gehaltene Spannung des Edelmuths ermüdend, wo es am stärksten anziehen sollte. Endlich *Kindespflucht und Liebe*, auch ein Schauspiel der vorigen Gattung, nur mehr durch comische Partien dem eigentlichen Lustspiele sich nähernd; das schwächste unter allen in diese Sammlung aufgenommenen dramatischen Producten des Verfassers;



durchaus erinnernd an Fielding's Tom Jones, aber der kräftigen Natürlichkeit zu Liebe übertrieben in das Gemeine; das Lächerliche durch Caricatur mehr schwächend, als verstärkend; ohne alle Kraft des comischen Witzes, überhaupt beurkundend, daß der Verfasser in eine seinen Talenten fremde Sphäre gerathen war. — Der vierte Band enthält epische (überhaupt erzählende) und lyrische Gedichte, und unter diesen sehr viel Vortreffliches. Hier blicken wir frey in das Innere einer kraftvollen schönen Seele, die sich an die Muse wendet, um Gefühle und Gesinnungen auszusprechen, auf die sie stolz seyn darf. In den lyrischen Gedichten überwiegt nicht selten das moralische Interesse das poetische; aber im Ganzen sind doch diese Gedichte reich an wahrhaft poetischem Geiste. Sprache, Styl und Versbau haben meistens eine männliche Eleganz, zum Theil in Klopstock's Manier. In besonderer Beziehung auf die großen Ereignisse unserer Tage stehen die Wehrmannslieder, gedichtet bey der Errichtung der österreichischen Landwehr, mit einigen Abänderungen anwendbar auf alle ähnlichen wahrhaft vaterländischen Verhältnisse. Unter den poetischen Erzählungen scheint uns besonders die vom Kaiser Maximilian auf der Martinswand in Tyrol gelungen. Die Fragmente des unvollendet gebliebenen Heldengedichts Rudolph von Sabburg, in Hexametern, zeigen, daß das Ganze mehr den Character des historischen Gedichts, wie z. B. die Pharsalia von Lucan, erhalten haben, als ein eigentlich episches Werk geworden seyn würde. — Angehängt sind einige Gedichte von Hrn. Matthäus von Collin, einem Bruder des verstorbenen Dichters, und von andern Freunden desselben, zur Gedächtnißfeier.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 29. Januar 1814.

Haarlem.

Ben Fr. Bohn: *Reize door de oostelycke departementen van het Koningryk Holland en het Hertogdom Oldenburg in den Jare 1808 door H. Potter. D. I. 1808. 335 Seiten. D. II. 1809. 356 Seiten.*

Die natürliche Beschaffenheit der Länder, ihre Alterthümer, Gebräuche und Sitten, der Vergangenheit wie der Gegenwart, politische Verfassung und Verhältnisse, vor allem aber alles, was im großen Tempel der Natur Auge, Herz und Geist fesselt, sind die Gegenstände, auf die Hr. P. Aufmerksamkeit gerichtet war. Eine treffliche Gabe zu beobachten vereinigt sich in ihm mit eben so mannigfaltigen, als gründlichen Kenntnissen, und mit einem höchst schätzbaren, warmen und tiefen Gefühle. Vortrag und Sprache ist einfach und ungekünstelt, sowohl in der Darstellung des Beobachteten selbst, als auch der dadurch erweckten Empfindungen und Gefühle. Nur unterbrechen zu oft und zu stark die eingestochenen historischen Bruchstücke. Auch sind nicht gerade alle von hohem Interesse.

R (1)

In Harlingen fand man bey der letzten Zählung 7000 Einwohner. Es herrschte in Kleidung und Lebensweise ein Aufwand wie in der allerglücklichsten Zeit. — Ein Gemälde in der schönen Kirche zu Osterbirum stellt Himmel und Hölle zugleich dar. Auf der einen Hälfte erblickt man eine große Menge scheußlicher Ungeheure mit langen Schwänzen, Pferdefüßen und fürchterlichen Köpfen, alle beschäftigt, die Verdammten zum höllischen Pfule zu schaffen. Hier werden Karren voll Verdammter abgeführt: dort werden Andere auf Karren und Wagen vermittelst großer eiserner Gabeln geladen, und da wieder andere bey den Haaren wie bey den Beinen fortgeschleppt. Diese Hölle ist Hölle genug: desto kläglicher aber ist der Himmel; nichts als eine elende Kneipe. Da sieht man nur ein kleines Männchen, das, dicht an der Himmelpforte stehend, die Geige spielt, und dann im Hintergrunde Himmelsbürger, die im Kreise umher tanzen. Ein anderes Gemälde — ein wahres Gegenstück zu jenem — besitzt diese Kirche schon lange nicht mehr. Es war unter der Kanzel angebracht. Ein Esel, dessen Kopf in einer Mönchs-Fappe steckte, predigte einer Heerde Gänse. — Franeker war bey 3000 Einwohnern einer der kläglichsten Mufensitze. Zu seinem Verfall wirkten auch die unter den Professoren öffentlich ausgebrochenen Fehden. — Zu Veeurwarden isst man zu Mittag um 12 Uhr, trinkt Thee um 3, Kaffee um 5, speiset zu Abend um 8, trinkt abermahls een kopje thee und dann rasch zu Bette. Auf den Dörfern steht man auf zwischen 2 und 3 Uhr Nachts, und geht sogleich an die Arbeit: zwischen 4 und 5 wird Thee getrunken, um 8 Uhr Morgens zu Mittag gegessen, um 2 kömmt wieder Thee nebst Butterbrodt, und um 8 das Abendessen. — In

Dokkum, das kaum 2000 Einwohner zählt, gibt es so viele Alte von 80 bis 90 und mehreren Jahren, daß unser Verfasser selbst wohl ihrer zehn nennen könnte. Der Flor dieses Orts, gegründet auf Seefahrt, Schiffsbau und Handel, verschwand in den letzten Jahren. Die auf Seefahrt angelegten Capitale sind dahin: die großen Schiffszimmerwerke wurden verwandelt in Eichorienfabriken, die dann auch in einen ekenden Zustand geriethen: die Ankerschmieden und übrigen zur Seefahrt erforderlichen Gewerke verfielen gänzlich. In Dokkum werden die Kinder, 8 bis 10 Tage alt, in die Kirche zur Laufe getragen von andern Kindern von 7, 8, 9, höchstens 10 Jahren. Ein erwachsenes Frauenzimmer würde sich dazu um keinen Preis verstehen. Je mehrere Kinder aber ein junges Mädchen zur Kirche getragen hat, desto größer ist ihre Ehre und Ruhm. Recht reichlich werden hier die Wöchnerinnen von ihren Freundinnen bedacht. Eine Wöchnerin von Hrn. P. Bekanntschaft erhielt allein an Torten ein und dreyßig Stück. — Während der schrecklichen Belagerung Grönningens 1672 wurden über 5000 Bomben in die Stadt geworfen: gleichwohl kamen nur achtzig Menschen um, und mehrere derselben durch eigene Unvorsichtigkeit und Berwegenheit. — Sowohl der Unsinn wie der Aufwand bey den Begräbnissen in so vielen Holländischen Dörtern übertrifft fast allen Glauben. — Bey dem Einfall der Franzosen im Jahre 1761 litt unnennbar Ostfriesland und besonders Weener. Hier verlangte der Oberst Cambsford 15000 Ducaten, die mit äußerster Strenge beygetrieben wurden. Er hielt die schlechteste Mannszucht. Weder das Eigenthum, noch die Ehre von Weibern und Mädchen war gesichert. Nicht genug, daß überall geraubt

und geplündert wurde; muthwillig vernichteten die Hufaren auch alles was ihnen in den Weg kam. Die persönlichen Mißhandlungen waren wahrhaft empörend. Einem der Einwohner, von dem man glaubte, er habe sein Geld verborgen, schnitt man die Zunge wie das Gesicht auf, und geiffelte ihn überdem noch am folgenden Tage aufs jämmerlichste. Der Thurm des Orts diente zum Gefängniß, wohin man die angesehensten Einwohner brachte und als Geißel aufbewahrte. Hier saßen 50 bis 60, sowohl Frauen als Männer. Keiner wurde hinausgelassen; auch nicht um Naturbedürfnisse zu verrichten. Die Luft wurde bald verpestet. Nur Brodt und Wasser wurde den Unglücklichen gereicht. Man vergaß sie sogar einmahl 36 Stunden lang. An jedem Morgen wurden einige herausgezogen, auf ein Bund Stroh gelegt, abgepeitscht und dann geschlossen wieder hingesperret. Ein 80jähriger Geistlicher erkaufte sich seine Befreyung mit 56 Thaler; aber am folgenden Tage mußte er dieselbe Summe wieder erlegen, damit man ihm nicht sein Haus anzünde; und an dem darauf folgenden Tage zwang man ihn durch die Drohung, ihn wieder in den Thurm zu setzen, alle sein Geld, Silberzeug und Leinwand herzugeben. So verfahren die Franzosen überall, wohin das Unglück sie führte. — Auch Beer, wo 5000 Menschen leben, sah seinen hohen Wohlstand gänzlich durch den Krieg zerstört: aber höchst wohlthätig war die Veränderung der Denkart dieser Menschen. Noch vor 20 Jahren lagen hier die verschiedenen christlichen Secten gegen einander in einem ewigen Kriege. Alles nur mögliche Herzeleid thaten sie sich gegenseitig an, und gar gern härten sie gegen einander mit Feuer und Schwerdt gewüthet. Jetzt herrscht dagegen die größte Toleranz, gegenseitige Achtung

und Liebe. — Bollinghuijen gehörte zu den wenigen Oertern, wo aller Leiden der Zeit ungeachtet, der Verf. Freude und Frohsinn herrschend fand. — Zur Kirchengeschichte der neuern Zeit liefert Hr. P. sehr schätzbare Beiträge, von welchen nur gar zu viele beweisen, daß der Mensch selbst beim besten Willen jeder Schandthat fähig ist, hat er keinen andern Führer, als einen unweisen Eifer für die Religion. — Friedrich der Große wollte in Emden errichten eine Ostindische Compagnie, eine Westindische, eine Africanische, eine Levantische. — In ganz Ostfriesland widersezte man sich 1783 der Einführung eines neuen Gesangbuchs. Nicht eine einzige Gemeinde nahm es. In Ezens umgab das Volk die Kirche und drohete das ärgste dem Küster, würde er den angeschlagenen Gesang anstimmen; der Küster sang aus dem alten Buche. Mehr Herz hatte der Küster zu Weerduin: er sang ein neues Lied, sang aber auch ganz allein. — Vor Amsterdam wird das Wasser immer seichter. Wird nicht, wozu unsägliche Kosten erfordert werden, der Schlamm weggeschafft, so wird vielleicht schon nach einem halben Jahrhundert kein Schiff von einiger Bedeutung mehr zu jener berühmten Stadt gelangen können. Die Nachrichten, welche Hr. P. von den Stürmen und Ueberschwemmungen in Ostfriesland mittheilt, empfehlen wir besonders den Staatsöconomen, die da glauben, daß die Theilung der Arbeit und das Capital alles oder fast alles entscheiden. Die schrecklichste aller Ueberschwemmungen war die im December 1717. In der Nacht um 2 Uhr, und unerwartet dazu, kam das Unglück, und so schnell, daß gleichsam in einem Augenblick das ganze Land in einen See verwandelt wurde. Die schwarze Finsterniß der Nacht erschwerte noch die Ergreifung der Rettungsmittel.

Aber Welch ein Anblick, als der Tag anbrach; überall das Bild eines unnennbaren Elends! Ganze Theile von Häusern, Sparren, Dächer, Risten und Kasten, Balken und Hausrath aller Art, Heu, gedroschenes und ungedroschenes Getreide, Menschen, Kühe, Pferde und viele andere Thiere trieben durch einander auf dem wilden Gewässer. Hier saß eine Frau auf einem Balken, dort arbeiteten Menschen mit Aufbierhung ihrer letzten Kräfte hinan zu den Dächern ihrer Häuser, und da erblickte man ganze Familien auf den Häusern, nackt und bloß, so wie sie aus ihren Betten gesprungen waren; der Kälte, dem Winde und einem vom Himmel stürzenden Regen Stunden, ja Tage lang, Preis gegeben. Hier ließ die gänzlich entkräftete Mutter ihr Kind aus ihren Armen fallen; dort wurde der kraftvollste Mann, unfähig sich länger fest zu halten, von den Wellen verschlungen. Fruchtlos war alles Jammergeschrey, alles Flehen um Hülfe da, wo menschliche Hülfe nicht retten konnte. In Greetzyl ertranken 48 Menschen und 18 Häuser wurden weggerissen: im Norderamt kamen 300 Menschen um; und in dem kleinen Verumer-Amte 585. In Dornum wurden in einem Nu 97 Häuser umgestürzt. Hier fanden 314 Menschen ihren Tod und im Harlingerland volle tausend, so wie 373 in den Witmunder-Amte, wo 86 Häuser gänzlich vernichtet wurden. Zu Accumer Zhl blieben von 100 Häusern nur sieben. Der ganze obere Theil eines Hauses mit allen Bewohnern des Hauses kam bey Emden vorbegetrieben, sank aber bald. Sogar ganze Häuser wurden von den wilden Fluthen aufgehoben und wie Schiffe fortgetrieben. Bey Westerhout kam ein ganzes Haus mit Mann, Frau und Kindern ans Land. In einer andern Gegend wurde ein Haus mit Menschen und Vieh wegge-

führt. Ja bey Apenwold kamen sechs, mit Nothen besäete Acker Land angeschwommen. Eine in Kindesnoth befindliche Frau flüchtete auf einen Heuschoppen: dort kam sie nieder, blieb drey Tage oben, und wurde sammt dem Kinde gerettet. Eine andere Frau suchte auf dieselbe Weise sich zu retten, und gebahr oben auf dem Heuschoppen ihr Kind in dem Augenblicke, als ihr Haus umstürzte: auch sie wie ihr Kind wurde erhalten. Wieder eine andere wurde entbunden, während sie, auf einem Balken sitzend, im Wasser umherwogte: glücklich erreichte sie endlich Butford. Wie die Menschen, so bothen auch die Thiere alles zu ihrer Rettung auf. Glaubwürdige Augenzeugen versicherten, daß sie auf Einem Stücke Holz einen Hund, und einen Hasen treiben sahen. Unter den Leichen fand man Mütter die ihre todten Kinder noch fest in den Armen hatten; Eheleute, die sich an einander gebunden; und Menschen auf Bäumen sitzend, wo Hunger und Kälte sie getödtet hatte. Aber höchst schrecklich war auch der Zustand der Geretteten. Wie viele hatten Eltern, Kinder, Gatten, Gattinnen, Verwandte und Freunde verlohren! Alle waren entblößt von allem, und das im harten Winter! Und was trauriger, als jeder andere mit Geld zu ersetzende Verlust war, war, daß alle Deiche und Dämme ganz oder zum Theil vernichtet waren. Die Folgen davon empfand man schon im Februar und noch mehr im März des folgenden Jahrs. Das wenige, was zur Wiederherstellung der Dämme geschehen war, wurde wieder vernichtet durch eine Fluth im Jahre 1720. Erst 1725 war man wieder so weit gekommen, daß man das Land für geschützt halten konnte. Nun wurde ein allgemeines Dankfest gefeyert. — Eine Chartre und einige Kupfer erhöhen noch den Werth des Buchs.



## Prag.

Von J. G. Calve: Jaroslaw von Sternberg der Sieger der Tartaren, von Ignaz Carnova, Mitgl. der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1813. 82 Seiten in Octav.

Eine geistreich, und mit critischer Benutzung der Quellen geschriebene kleine Schrift. An dem Ruhme der Deutschen, die bedrohte ganze abendländische Christenheit von den Mongolischen Zerstörungen gerettet zu haben, nahmen auch die Böhmen Theil. Als sich die Mongolen nach der blutigen Schlacht bey Egnitz gegen Böhmen und Mähren wendeten, übernahm König Wenzel die Vertheidigung von Böhmen, und übertrug die von Mähren dem Böhmischen Reichsbaron Jaroslaw von Sternberg. Dieser warf sich nach Oelmütz, an dessen festen Wällen sich das Ungerthum der Mongolen unter Pera brach. Lange schloß er sich mit seinem kleinen Heere, ohne ihm einen Ausfall zu erlauben, ein; ließ erst die Feinde sich durch fruchtlose Versuche gegen die Wälle der Stadt ermüden, und als sie sich vor jedem Ueberfall bey der vermeintlichen Feigheit der Belagerten sicher glaubten, überfiel er sie unvermuthet mit seiner kleinen Zahl Helden am 25. Junius 1241 in ihrem unbewachten Lager, richtete eine blutige Niederlage unter ihnen an, bey der Jaroslaw mit eigener Hand den feindlichen Feldherrn erlegte, und kehrte darauf wieder hinter seine Wälle zurück. Durch den gelungenen Angriff erschreckt, und die lange vergebliche Belagerung ermüdet, zogen die Mongolen, obgleich zur Fortsetzung der Belagerung noch stark genug, zu BATHU, ihrem Oberhan, nach Ungern ab. Aus Unkunde der Belagerungskunst scheiterte im Abendlande das Mongolische Waffenglück an Burgen und Wällen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 29. Januar 1814.

Halle.

In der Curtschen Buchhandlung: *Beiträge zur Beförderung einer Kurmethode auf psychischem Wege.* Herausgegeben von Joh. Christ. Neil und Joh. Christ. Hoffbauer, Professoren zu Halle. Erster Band. I-IV. Stück. 652 S. 1808. Zweyter Band. I-IV. Stück. 644 S. 1812. in Octav.

Diese Zeitschrift ist dazu bestimmt, vermittelst der Aufklärung des Dunkelsten in der menschlichen Natur, nämlich des wechselseitigen Einflusses ihrer beiden Bestandtheile auf einander, eine sichere und vollständige Theorie über die psychischen Heilmittel der Krankheiten des Körpers und Geistes vorzubereiten. Die bekannten Verdienste der berühmten Herausgeber um mehrere Zweige der Anthropologie berechtigten zu großen Erwartungen von derselben, und daß diese nicht getäuscht worden sind, bezeuget der allgemeine Beyfall, womit die vor uns liegenden Bände aufgenommen wurden. Eine ausführliche Anzeige alles Neuen und Trefflichen in der Ansicht von der menschlichen Natur, was mehrere Abhandlungen enthalten, erlaubt jedoch

S (1)

der Raum dieser Blätter nicht. Wir beschränken uns also auf eine Charakteristik des Geistes, der darin herrscht.

Der Abhandlungen des Herrn Keil in den beiden Bänden sind zusammen acht, die, wenn gleich von verschiedenem Inhalte, doch sämmtlich darauf gerichtet sind, durch Anwendung der Lehren der Schellingischen Natur-Philosophie von der Identität des Realen und Idealen (oder des Somatischen und Psychischen) der menschlichen Natur im Absoluten, d. i. im letzten Grunde alles Wirklichen, auf die Heilung der Krankheiten eine rationale Medicin aufzubauen. Wir theilen jetzt von dieser Medicin die Fundamental-Lehren mit, und werden uns dabey mehrenthells der vom Verf. selbst gebrauchten Ausdrücke bedienen.

Die Unterscheidung von Leib und Seele, ist ein bloßer in der Relation entstandener Schein, und beide machen nur Produkte eines und desselben Wesens, eines und desselben Urprincips aus, welches den Organismus gegen seine beiden Pole, als Reales und Ideales in gleicher Parallele entwickelt. Aus dem identischen Substrat der Organisation tritt nämlich gegen den einen Pol das handelnde immer ungebundener einpor, bis es sich im Selbstbewußtseyn zur höchsten Freyheit erhebt; gegen den andern Pol zu wird das Beschränkende immer mächtiger, bis der plastische Proceß im Mechanismus der reinen Körperlichkeit erstarrt. Allen besondern Zuständen und Veränderungen des Geistigen entspricht daher etwas im Körper nach Form und Mischung Bestimmtes, und so auch umgekehrt. Der Bildungstrieb in den Metamorphosen des körperlichen Stoffes ist gleichsam nur ein Streben der Idealität, sich selbst in den Formen, die von Ewigkeit her in und gleich wesentlich mit ihr

sind, zum Object zu werden, und das real darzustellen, was sie an sich und ideal ist. Diesen Parallelismus des Körperlichen und Geistigen soll nun die Semiologie darlegen, im Körperlichen das Geistige anschauen, und die Naturgesetze zu Gesetzen des Denkens erheben. In demselben, oder in der Identität des Innern und Aeußern, liegt aber auch die Möglichkeit des gegenseitigen Ineinanderwirkens beider, und nach dieser Möglichkeit müssen die Theile der Medicin und die Verschiedenheiten der Heilmittel bestimmt werden. Der Reproductions-Proceß kann nämlich als allgemeiner Central-Proceß des mannigfaltigen Lebens angesehen werden, in dem Thätiges und Materielles ursprünglich und unbedingt Eins sind, der aus seiner Tiefe alles heraus schafft, der das Subjective und Objective, das bildende und animalische Leben, Seele und Leib, das Anschauende und Angeschauete in gleicher Parallele gegenseitig in sich bildet, an dem subjectiven Pol als Receptivität und Spontanität, als Sensation und Intelligenz, und an dem objectiven als Substanz und Form, mit allen Qualitäten der chemischen Wahlverwandschaft in den Metamorphosen des Stoffes hervortritt. Aber der endliche Mensch ist keine absolute, sondern eine bloß relative Totalität. Er selbst ist nur in und durch die Relation von dem, was Wesen in ihm ist, und diese besteht wieder bloß in dem allgemeinen Wechselverhältniß, durch welches die ganze Sinnenwelt sich gegenseitig und in der Succession trägt. Er bedarf daher des Aeußern, Einflüsse, die mit seinem Begriffe harmoniren, erhalten ihn gesund, die entgegengesetzten machen ihn krank, und durch andere, die wir in dieser Beziehung Heilmittel nennen, kehrt er wieder zur Norm zurück. Doch sind dieselben nur die äußern Bedingungen

des Genesens; die unmittelbare Heilung ist lediglich das Werk des Innern. Nun kann aber bloß in so fern und auf so vielerley Art eine Gemeinschaft, oder ein gegenseitiges Ineinanderwirken zwischen dem Organismus und seinem Außern zu Stande kommen, als er sich der Welt, oder die Welt sich ihm öffnet, d. h. als er verschiedene Receptivitäten für die Außenwelt hat, durch welche dieselbe erst seine Außenwelt und fähig wird, auf ihn einzuwirken. Der Mensch hat eine psychische, physicalisch-chemische und mechanische Receptivität, und diesen entspricht das Äußere in der nämlichen Receptivität, als psychischer, physicalisch-chemischer und mechanischer Reiz, weil ohne Reize keine Receptivität denkbar ist. Darauf bezieht sich auch die Eintheilung der einen Medicin in die Psychiaterie, Arzneykunde und Chirurgie, welcher Eintheilung nicht die Differenz der Krankheiten, noch auch der verschiedenen Qualität der Mittel, wodurch sie geheilt werden, an sich betrachtet, zum Grunde liegt. Denn wenn auch die drey Seiten des Menschen in seinem gesammten Handeln, wie in seinem Leiden, sich in sehr verschiedenen Verhältnissen offenbaren, und in seinen Krankheiten bald die psychische, bald die chemische oder mechanische Seite als hervorstehend verletzt erscheint, so ist damit doch keine absolute, sondern eine bloß relative Differenz gesetzt; sientemahl keine jener Seiten allein, sondern alle zugleich, nur mit einem Ueberwiegen der einen oder der andern afficirt werden kann. Daher finden wir auch niemals reine psychische oder reine chemische und mechanische Krankheiten, sondern in allen strahlt das Ganze wieder: Affection des einen Lebens-Processes, der bald diese, bald jene seiner Seiten stärker hervorwirft. Eben dieß gilt von den äußern Einflüssen.

Daher kann auch das nämliche Mittel alle Seiten des Organismus erregen, und es erregt diese oder jene nicht immer nach der Potenz, die in ihm vorwaltet, sondern auch nach dem Zugange des Organismus, auf den es zugetassen, und nach der Empfänglichkeit, mit der es in Gemeinschaft gebracht wird. Das nämliche Aeußere, an sich betrachtet, oder seinem Grunde nach; ist auf alle Receptivitäten der Organisation zu wirken im Stande. Die Douche z. B. wirkt mechanisch durch erregte Oscillation, chemisch durch Zerfetzung des Wassers in den Hauptgefäßen, und psychisch auf das Seelenorgan des Nasenden. Es ist daher nicht möglich, die Krankheiten, und die Mittel wider dieselben, nach der Gleichheit der Seiten, die in ihnen vorwalten, zusammen zu bringen, und den psychischen Krankheiten psychische, und den mechanischen Krankheiten mechanische Mittel entgegen zu stellen. Nur der primäre Eindruck der Mittel auf den Organismus bestimmt die Verschiedenheit der Curmethode, und diese ist psychisch, wenn der erste Eindruck des Mittels (sollte es auch eine Ruthe seyn) auf die Seele und die Sinne gewirkt hat. Die Zahl der psychischen Heilmittel ist daher sehr groß. Sie können aber insgesamt auf drey Classen reducirt werden, nämlich auf Gefühle der Lust und Unlust, auf Sinnesreize und auf willkürliche Zeichen, Symbole, Pantomimen und besonders Sprache und Schrift, durch welche wir nicht sowohl die Vorstellung des Objects, sondern vorzüglich das, wovon es Zeichen ist, reine Anschauungen, Imaginationen, Urtheile und Begriffe in der Seele zu erregen suchen. Alle diese psychischen Eindrücke werden nun in den Lebens-Proceß aufgenommen, und mittelst desselben durch den ganzen Organismus verbreitet und ihm assimilirt. Ohne Erkenntniß

dieses Vorganges ist keine Theorie der Psychiaterie möglich. Wie diese Aufnahme aber geschehen möge, das ist eine Aufgabe, die mit der höchsten in der Philosophie zusammenfällt: wie Kraft und Materie, Begriff und Gegenstand, Seele und Leib, vegetatives und animalisches Leben zusammenhängen.

Mit der Schellingischen Natur-Philosophie steht und fällt also diejenige Theorie der Psychiaterie, welche Hr. Keil in seinen Abhandlungen beabsichtigt. Wie es nun um die Wahrheit und Gewißheit jener Philosophie, und der darin aufgestellten Welt-Construction aussehe, wollen wir jetzt nicht untersuchen, und auch darauf kein Gewicht legen, daß der Urheber derselben so oft das Geständniß wiederholt, nur erst noch Fragmente von seinem Wissen um die Entwicklung der Welt aus dem Absoluten geliefert zu haben. Aber die Beantwortung der Frage: Ob zum Verständniß der parallelen Entwicklung des Leibes und der Seele im Menschen, worüber die Erfahrung so viele Zeugnisse enthält, so wie auch zur Einsicht der Möglichkeit, durch psychische Mittel heilende Wirkungen im Körper hervorbringen, die Annahme der Identität des Grundes von jenen beiden, und eine Ausbildung dieses Grundes nach zwey so genannten entgegengesetzten Polen nothwendig sey? möge hier einen Platz finden, weil es darauf bey der Beurtheilung der neuen Theorie der Psychiaterie ganz vorzüglich mit ankommt. Nun kann es wohl nicht bestritten werden, daß wenn auch Leib und Seele ihren Substraten nach ganz verschieden seyn sollten, ihnen gleichwohl eine solche Verbindung zukommen könne, vermöge welcher jede Metamorphose des einen, eine ihm entsprechende Metamorphose des andern unausbleiblich zur Folge hat, und daher

auch gewisse Veränderungen der Seele Ursachen der Heilung der Krankheiten des Körpers sind, sobald man nur annimmt, daß die Substrate beider in continuirlicher und lebendiger Wechselwirkung mit einander stehen. Die Gründe, womit man die Möglichkeit eines realen Einflusses der Substanzen überhaupt, und insbesondere des Leibes und der Seele auf einander in den ältern und neuern Zeiten bestritten hat, sind uns nicht unbekannt. Allein die Gültigkeit der Regeln der Naturforschung, nach welchen in der menschlichen Natur ein doppeltes Princip angenommen werden muß, und der Anwendung der Begriffe von einer realen Wechselwirkung auf das Verhältniß beider Principien zu einander, läßt sich wohl noch, und besonders auch in Ansehung dessen rechtfertigen, was dagegen die neueste Naturphilosophie einzuwenden hat. Und daß zwey ganz verschiedene Wesen in beständiger Wechselwirkung stehen, ist zum wenigsten um nichts unbegreiflicher, als daß ein Wesen sich nach zwey entgegengesetzten Polen parallel entwickeln soll.

Was nun aber die bestimmte Erkenntniß von der Beschaffenheit der Veränderungen im Innern und Außern des Menschen betrifft, welche einander entsprechend sind, und wovon daher die eine das Symbol der andern ausmacht; so muß solche immer aus den Thatfachen der Erfahrung geschöpft werden. Man kann mithin die Voraussetzung, daß das identische Wesen, welches dem Psychischen und Somatischen im Menschen zum Grunde liegen, und sich darin nach entgegengesetzten Polen entwickeln soll, eigentlich doch nur als eine Idee gebrauchen, um danach die menschliche Natur zu erforschen, und den Parallelismus von jenen beiden Bestandtheilen in derselben ausfindig zu machen, wie die Idee von einer Zweckmäßigkeit aller Theile in einem



organisirten Wesen, auch als eine Idee, und zwar zum großen Vortheil für die Erweiterung unserer Erkenntniß dieser Wesen, von den Naturforschern benutzt worden ist. Und genau besehen hat Hr. Neil von dem Grund-Dogma der absoluten Identitätslehre keinen andern, als den eben angeführten Gebrauch gemacht. Dasselbe ist bloß ein Wegweiser, der ihn in den Betrachtungen der menschlichen Natur und der Harmonie ihrer beiden Bestandtheile leitet. Was er von dieser Harmonie anführt, ist aus der Erfahrung genommen, und hat daher einen zu allen Zeiten geltenden, und über die Veränderlichkeit metaphysischer Speculationen erhabenen Werth. Wer also auch in der ungeheuren Fiction des neuesten Pantheismus von einer Identität alles einander Entgegengesetzten im Absoluten kein Licht verehrt, an dem sich Wahrheit und Irrthum unterscheiden läßt, wer sogar den Thatsachen der Erfahrung gemäß, an einem vollständigen Parallelismus der Zustände des Körperlichen und Geistigen im Menschen zweifelt (denz man hat, um von solchen Thatsachen nur einige anzuführen, weder bey denen, in welchen man nach der Eröffnung ihres Leichnams alle Eingeweide in einer widernatürlichen Lage fand, irgend eine Widernatürlichkeit ihres Geistes bemerkt, noch auch bey solchen, die ohne Arme und ohne Füße, oder ohne beide geboren wurden, eine Verstümmelung der Seele angetroffen), der wird gleichwohl in allen Abhandlungen des Hrn. Neil Unterhalt für die Wißbegierde, und noch mannigfaltige Veranlassung zu einem fruchtbaren Nachdenken über das Ineinanderwirken der beiden Bestandtheile der menschlichen Natur, sowohl in ihrem gesunden, als auch kranken Zustande antreffen. In dieser Rücksicht müssen wir aber drey Abhandlungen ganz vorzüglich empfehlen. In der ersten, mit der Ueber-

schrift versehenen: Einige Parallelen zwischen Seele und Leib, somatischem und pneumatischem Kopfe, Gehirn und Denkvermögen, Behufs der Diagnostik der Affenlie des letztern (I. Band S. 33); hat der Verf. von den beyden Phänomenen der Affenlie der Seele, nämlich von der Starrsucht des Denka Vermögens und von der Ideenflucht die verschiedenen Symbole derselben angegeben, und angezeigt, wie sie sich bald durch einen stieren Blick, bald durch ein unstätes und bedeutungsloses Herumirren der Augen, ferner durch die Sprache, Blutvertheilung im Körper, durch Ausdünstung, Gang und Haltung des Körpers, auf eine bestimmte Art zu erkennen geben. Daß aber durch die zweyte Abhandlung: Vom Zerfallen der Einheit unsers Körpers im Selbstbewußtseyn (I. B. S. 550); eine große Lücke in der Naturkunde des Menschen ausgefüllt worden sey, ist schon längst anerkannt worden. Die Verbindung des Gemeingefühls oder des Gefühls von unserm Körper mit dem Selbstbewußtseyn, die naturgemäßen Beschaffenheiten und Entwicklungen jenes Gefühls, endlich alle Unterbrechungen desselben, werden darin von ihrem ersten Anfange bis zum höchsten möglichen Grade mit einer Genauigkeit angegeben, die von einem eminenten Talente, die Natur zu erforschen, zeugen. Und ein herrliches Product dieses Talents ist auch die dritte Abhandlung, eine Parallele zwischen dem somatischen und dynamischen Zustande der weiblichen Geschlechtsreife in semiologischer Hinsicht enthaltend (II. B. S. 1). Wie das Generationsystem des weiblichen Geschlechts sich allmählig von einer Bildungsstufe zur andern erhebt, und alsdann von dem höchsten Punkte der Ausbildung im Alter und nach Beendigung der Pubertät wieder abwärts steigt, ist darin ausführlich angegeben. Die Darstellung,

welche der Verfasser von jenen Bildungsstufen mittheilt, können insbesondere auch dazu benutzt werden, so manches schiefe Raisonnement über den psychischen Unterschied des weiblichen Geschlechts vom männlichen zu berichtigen, und große Fehler, die in der Erziehung jenes Geschlechts häufig begangen werden, aufzudecken, weil dazu die Verkenntnis der wahren Gränzen des Unterschiedes der Geschlechter Veranlassung gab. Wem aber die teleologische Betrachtung der Natur zusagt, der wird gleichfalls in dieser Abhandlung vielen Stoff dazu antreffen, denn ihr Inhalt ist aus tiefer und reiner Beobachtung der Natur genommen, die immer edles Metall zu Tage förderte, woraus sich eine in der ganzen Welt gültige Münze verfertigen läßt, da hingegen das Suchen und Forschen in der Natur nach der Vorschrift einer metaphysischen Schule jederzeit nur Billon geliefert hat. Von dem Charakteristischen der Aufsätze des zweiten Herausgebers und der Mitarbeiter sprechen wir bey der Fortsetzung. So weit war diese Anzeige bereits verfertigt, als der Verfasser derselben die Nachricht von dem Verluste erhielt, welchen die Welt und die Wissenschaft durch den Tod des vortrefflichen Keil erlitten hat. Möchte Herr Hoffbauer wieder einen Mitarbeiter finden, der mit dem Scharfblicke des Beremigten den Zusammenhang des Innern und Außern im Menschen zu erforschen vermag, und das in dieser Zeitschrift so glücklich angefangene Unternehmen, über jenen Zusammenhang mehr Licht zu verbreiten, mit fortsetzen hilft.

#### Marburg.

• Bey Krieger 1313: Beschreibung des Gesundbrunnens in (bey) Selters. Ein kurzer Auszug eines größern Werkes von Joh. Gerhard Reim

hard André, dem Hrn. Dr. Ferd. Wurzer, Prof. der Chemie ic. in Marburg zur Prüfung vorgelegt von Joh. Fr. Westrumb, der Medicin Doctor, Berathcommissär, Apotheker in Hameln ic. Mit einer Vorrede vom Ritter von Zimmermann, vormahligem Hofrath und Leibarzte in Hannover. XV und 127 Seiten in klein Octav.

Ein über den Gesundbrunnen zu Selters im Anfange der achtziger Jahre allgemein verbreitetes nachtheiliges Gerücht, daß die dortige Quelle nicht mehr so viel Mineralwasser liefere wie vormahls, und daß das Wasser bey weitem auch nicht mehr so stark und reich an Heilkräften sey wie sonst, und man daher auch am Quellorte selbst sogar zur künstlichen Darstellung desselben seine Zuflucht nehme, um den bedeutenden Debit des dortigen Brunnengewerbes nicht zu verlieren, veranlaßte die damalige Churtrierische Regierung einem auswärtigen Chemiker aufs Neue die Untersuchung dieses berühmten Mineralwassers zu übertragen. Auf die Empfehlung des verstorbenen Hofraths und Leibarztes, Ritters v. Zimmermann, erhielt der seel. André zu Hannover diesen Auftrag. Derselbe reiste auch im Junius 1787 in Gesellschaft des Ingenieur-Hauptmanns Hrn. Lasi nach Selters, und hielt sich daselbst so lange auf, um die an der Quelle selbst nothwendig anzustellenden Untersuchungen zu beendigen. Nach seiner Rückkunft nach Hannover war A. unablässig beschäftigt ein vollständiges Werk über Selters auszuarbeiten. Ueberhäufte Berufsgeschäfte und eine langwierige Krankheit, die auch dem thätigen Leben desselben ein Ende machte, verzögerte indessen diese Arbeit, und bewogen ihn zuletzt (im März 1793) die Vollendung des Ganzen und namentlich auch die Bestimmung des quantitativen Verhältnisses der fixen

Bestandtheile Hrn. Westrumb zu übertragen, und demselben zu diesem Behufe sämmtliche von ihm gemachte Versuche und sonstige gesammelte Materialien einzuhändigen. W. entledigte sich auch schon im May des folgenden Jahres dieses Auftrags. Jetzt verhinderten aber die damals mit dem Churfürstenthum Trier eintretenden politischen Veränderungen die Herausgabe dieses Werkes, und da auch vor der Hand dieselbe noch unterbleiben möchte, so betrug dieß den Verf. das Wichtigste dieser Arbeit; die Analyse dieses Wassers, vorläufig bekannt zu machen. Gewiß wird ein jeder Verehrer der Chemie mit uns dem berühmten Verfasser für diesen trefflichen Beytrag zur chemischen Kenntniß der Mineralwasser Deutschlands Dank wissen. Außer der chemischen Analyse des Selterferwasser, welche in dem ersten Abschnitte dieses Buchs abgehandelt wird, theilt W. zugleich in einem zweyten und dritten Abschnitte Nachrichten über die Vertreibung des dortigen Brunnengewerbes und verschiedene Gutachten mehrerer berühmten ältern und neueren Aerzte über die Heilkräfte dieses Wassers mit. Als Vorrede ist diesem Werke ein Schreiben des verstorbenen Zimmermanns vorgefetzt, welches dieser berühmte Arzt dem Verf. bey Zurücksendung des Manuscripts des größern Werkes den 25. Julius 1794 übermachte und das ein Urtheil desselben über die von W. vollendete Arbeit enthält. Nach dem Titel des vorliegenden Buchs sollte man auch noch Bemerkungen über dasselbe von dem Prof. Wurzer hier erwarten, indessen findet sich von diesem Gelehrten auch nicht eine einzige Anmerkung in demselben. Nun zum Beschluß dieser Anzeige noch einiges aus dem Buche selbst. Nach der Bestimmung von Andrea enthalten 100-Cubiczoll Selterferwassers an der Quelle selbst 124 Cubitzoll

kohlensaures Gas, also beynabe das  $\frac{1}{2}$  fache seines Volumens. Bergmann gibt die Menge dieses Gases nur zu 59 Cubiczoll in 100 Cubiczoll Wasser an. Allein diese Bestimmung ist auch zu Upsala gemacht worden. Doch bemerkte André, daß in gut verschlossenen Krügen auch nach Verlauf von  $1\frac{1}{2}$  Jahren das Wasser noch ein dem seinigen gleiches Volumen kohlensaures Gas zurück halte. Nebst kohlensaurem Gase fand Bergmann in diesem Mineralwasser noch eine geringe Menge atmosphärische Luft, die von ihm zu einem Cubiczoll auf 100 Cubiczoll Wasser bestimmt wird, aber kein Sauerstoffgas wie hier S. 57 fälschlich behauptet wird, denn unter dem Ausdruck *aër purus*, dessen sich B. bey dieser Gelegenheit bedient, versteht er keineswegs Sauerstoffgas, welches von ihm immer durch *aër vitalis* bezeichnet wird, sondern atmosphärische Luft, und diese möchte allerdings in dem Selterswasser auch wohl neben der Kohlensäure enthalten seyn. Interessant ist die Erfahrung André's, daß der Kohlensäuregehalt dieses Wassers nach Verschiedenheit der Temperatur der Atmosphäre, und nach den verschiedenen Tageszeiten nicht auffallend variire. Die Luft über dem Spiegel der Quelle ist so bedeutend mit Kohlensäure überladen, daß in einer Höhe von 3 Fuß über demselben ein brennendes Licht und entzündeter Campher, und auf 1 Fuß Höhe entzündeter Schwefel, brennendes Stroh, brennender Phosphor und Pyrophor ausgelöscht werden, und auf einem halben Fuß Höhe das Fortbrennen des Tabacks verhindert wird. Und dennoch sah A. die Füllmädchen von Morgens früh bis zum späten Abend in dieser Atmosphäre, in der nicht daran gewöhnte Thiere ersticken werden und müßten, nicht nur athmen, sondern sich noch durch hellen fröhlichen Gesang und lustige

Einfälle und Wiß zur Thätigkeit ermuntern. So viel vermag beim Menschen die Macht der Gewohnheit. An fixen Bestandtheilen erhielt das Selterwasser in 100 Cubiczollen Paris. nach un-  
 ters Verf. Analyse, der wir zur Vergleichung die Bergmannische beysetzen, wobey in dessen Schwedisches Maaß und Gewicht zum Grunde liegt, (100 Cubiczoll Schwed. sind nur 76,3 Paris. Cubiczoll gleich):

	nach Bestrumb	nach Bergm.
KrySTALLISIRTES SALZSAURES NATRON	98 $\frac{2}{3}$ Gr.	109 $\frac{1}{2}$ Gr.
KRYSTALLISIRTES SCHWEFELSAURES		
Natron . . . . .	4 $\frac{1}{2}$ —	0 —
KRYSTALLISIRTES KOHLENSAURES		
Natron . . . . .	97 —	24 —
Kohlen-saurer Kalk . . . . .	14 $\frac{1}{2}$ —	17 —
Kohlen-saure Talkerde . . . . .	8 $\frac{1}{2}$ —	29 $\frac{1}{2}$ —
Kohlen-saures Eisen . . . . .	$\frac{1}{4}$ —	0 —
Kieselerde . . . . .	1 $\frac{1}{2}$ —	0 —
	<hr/>	<hr/>
	225 $\frac{1}{4}$ $\frac{2}{3}$ —	180 —

Die Quelle zu Selters ist eine der ergiebigsten Mineralquellen Deutschlands. Nach den Messungen, welche man gewöhnlich drey-mahl des Jahrs vorzunehmen pflegt, liefert sie im Durchschnitt jede Minute 20 Maaß, das Maaß zu 2 Pfund Kölnisch Markgewicht gerechnet. Aber an keinem Brunnenorte ist auch die Versendung von Mineralwasser so außerordentlich groß als hier. "Welcher Brunnen in der Welt, heißt es S. 122, kann sich rühmen, mehr als 1 Million und 6000 Krüge in einem Jahre zu versenden? Bey welchem Mineralbrunnen werden jährlich fast 1 $\frac{1}{2}$  Million Korkstöpfel, 25,000 Pfund Pech, 26,000 Stück Leder, 1500 Pfund Bindfaden und 30 Klafter Holz zum Schmelzen des Pechs verbraucht, und wo in der Welt werden 55,000 neue Stück Krüge oder Glä-

schen als unbrauchbar zum Füllen und Versenden zerbrochen? Nirgend! Nirgend in der Welt — wie in Selters! Ich schneide hier zur Ehre von Selters nicht auf. Ich rede aus Churtrierschen Kammer-Registern, deren Zugang man mir nicht verschloß." Nach einer hier mitgetheilten Liste von den Jahren 1784 bis 1791 wurden allein im letzteren Jahre an gefüllten Krügen versendet: 1,215,708 neue ganze Krüge, 23,898 neue halbe Krüge, und 316,554 alte Krüge. Diesem außerordentlichen Brunnen-Gewerbe schreibt der Verf. es auch zu, warum Selters so wenig von Fremden besucht wird, indem man daselbst alles so ziemlich vernachlässigt hat, womit man bey so manchen andern Brunnen, wo die Versendung des Wassers weniger bedeutet, den zahlreichen persönlichen Besuch der Curgäste zu bewirken bemüht ist. Sehr zur Nachahmung an andern Brunnenorten zu empfehlen ist das, was uns der Verf. S. 16 über das dort übliche Verfahren beym Reinigen des Quellbehälters, und im dritten Abschnitte über die außerordentliche Sorgfalt und Rechtlichkeit erzählt, womit das Füllen, Verforken und Verpichen der zu versendenden Krüge zu Selters betrieben wird.

### Frankfurt am Main.

Von Andrea: Carl Caspar Crève, Großherzogl. Frankfurt. Geheimerath u. s. w. vom Chemismus der Respiration. 1812. 68 Seiten in Quart.

Der Verfasser untersucht die Frage, ob der chemische Antheil bey der Verrichtung des Athmens wirklich in einem Verbrennen bestehe, und mit welcher Art. des Verbrennens jener am nächsten übereinstimme. Er antwortet hierauf, es sey ein dunkles Verbrennen ohne Licht und Flamme, d. h.



es werde in den Lungen der Sauerstoff durch den Kohlenstoff des Blutes zerlegt. Der Wasserstoff habe aber mit dieser Zerlegung nichts zu schaffen, sondern der wässrige Dunst werde auf gleiche Art auf der innern Oberfläche der Lungen wie auf ihrer äußern ausgeschieden. Daß nun eine Analogie zwischen dem Verbrennen und dem chemischen Act der Respiration vorhanden sey, zeigt er aus folgenden Gründen: Die erste Bedingung zur dauernden Function des Athmens ist die Gegenwart einer hinreichenden Menge Sauerstoffgases. Die andere ist das Uebermaaß des Kohlenstoffs im venösen Blute, dessen Daseyn der Verfasser durch Aufzählung einer Reihe von Versuchen bestätigt. Er hält sich nun überzeugt, daß nach den Versuchen von Allen und Pepys kein Sauerstoff in den Lungen absorbiert, sondern das verschwindende Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft bloß zur Erzeugung des kohlenfauren Gases verbraucht, und in so fern also durch das Athmen das Blut nicht oxydiert werde. Es wird demnach die Reizkraft des Blutes nicht durch das Hinzutreten des Sauerstoffs, sondern durch die Verminderung des Kohlenstoffs erhöht. Damit aber in den Lungen die Thätigkeit der Gefäße nicht zu sehr steige, und keine Ungleichheit in dem Zu- und Abströmen des Blutes statt finde, nimmt der Verf. an, daß das kohlenfaure Gas auf die Lungennerven, narcotisch einwirke. Während dieses vorgehe, werde aus der Atmosphäre eine große Menge Salpeterstoff eingeführt, welcher überhaupt in der thierischen Haushaltung die Animalisation bewerkstellige. Endlich entbinde sich durch den Chemismus der Respiration eine Quantität freyen Wärmestoffs.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 31. Januar 1814.

Göttingen.

Aus einem Schreiben des Hrn. Prof. Bessel in Königsberg an den Prof. Gausß vom 30. Decemb. v. J. heben wir hier einiges aus, was die astronomischen Leser unsrer Blätter gern früh zu ihrer Kenntniß gebracht sehen werden. Es ist bereits aus verschiednen Nachrichten bekannt, daß die auch in unsern Anzeigen mehrere Male angedeutete Aussicht (man vergl. 1811, St. 130. und 1812, St. 67), der große Comet von 1811 könne wohl noch einmahl im Sommer des Jahrs mit vorzüglichen Instrumenten und unter günstigen Umständen wieder gesehen und beobachtet werden, nicht grundlos gewesen ist. Allein nicht den, wenn gleich sorgfältigen, Bemühungen der Astronomen auf den Europäischen Sternwarten ist dieß Glück zu Theil geworden, eine Folge theils der in jener Jahreszeit zu starken nächtlichen Dämmerung, theils des weniger günstigen Klimas, womit die meisten dieser Astronomen zu kämpfen haben. Vom Caucasus her, aus Neu-Usherkaß erhalten die Astronomen die in ihrer Art einzigen Beobachtungen des merkwürdigen Cometen, fast ein Jahr nach seinem

Z (I) -

Durchgänge durch die Sonnennähe von Herrn von Wisniewsky angestellt, welcher seit mehreren Jahren jene entlegenen Gegenden bereiset. Herr Prof. Bessel, welcher sich bekanntlich um die Theorie dieses Cometen schon in mehr als einer Hinsicht verdient gemacht, und eine elliptische Bahn für denselben berechnet hatte, erhielt diese wichtigen Beobachtungen von Petersburg aus mitgetheilt, und wird dieselben künftig zur feinsten Ausfeilung der Bahn benutzen. Folgende vorläufige Resultate verdienen indeß schon jetzt bekannt gemacht zu werden.

Herr von Wisniewsky beobachtete den Cometen vom 8. bis 27. August; er erhielt in dieser Zeit 29 Durchgänge durch das Kreismikrometer, dessen Feld er äußerst genau durch mehrere Sternenpaare bestimmte. Die Sterne, mit welchen er ihn verglich, sind folgende:

	Gerade Aufst.	Südr. Abwetch.
I	324° 34'	24° 31'
II	323 10	24 59
III	322 37	25 16
IV	322 45	25 57
V	322 17	26 3

Die Stellungen des Cometen gegen diese Sterne ergeben sich nach Hrn. Prof. Bessel's Reduction, wie folget:

1812. M. S. in Neu: Zifferlast.	Wagl. Stirn	Abw. Digr.	Ger. Aufst.	Abwetch.
Aug. 8 12 <sup>h</sup> 18' 51" 4	I	4	- 5' 30" 5	- 1' 19" 3
11 12 45 21,7	II	2	+ 25 23,7	- 3 52,2
12 11 42 25,3	II	7	+ 9 7,5	- 51 15,3
12 12 41 41,0	III	3	+ 41 10,0	+ 1 15,8
15 12 10 7,9	IV	3	- 18 9,0	+ 11 50,0
15 12 30 18,7	V	5	+ 8 39,8	+ 13 0,0
17 13 34 8,4	V	6	- 25 36,7	- 1 1,7

Von den Sternen selbst kommen nur drey (II, IV, V) in der Histoire celeste vor. Herr Prof. Bessel reducirte die Angabe derselben, nach seinen eigenen Reductionselementen auf das Jahr 1812, und fand:

	Gerade Aufst.	Südt. Abweich.
II	323° 9' 1"5	24° 59' 26"5
IV	322 44 32,3	25 56 53,4
V	322 16 17,1	26 3 36,9

Die Rectascensionen von II und IV bestimmte er überdieß auch noch aus eigenen Beobachtungen:

II . . . 323° 9' 5"3 (1 Beob.)

IV . . . 322 44 36,1 (2 Beob.)

Indem diese vorzugsweise zum Grunde gelegt wurden, ergaben sich also folgende beobachteteörter des Cometen:

	Gerade Aufst.	Südt. Abweich.
Aug. 11. 12 <sup>h</sup> 45' 21"7	323° 35' 9"9:	25° 3' 0"4
12 11 42 25,3	323 18 53,7	25 14 59,5
15 12 10 7,9	322 27 7,9	25 44 45,3
15 12 30 18,7	322 25 37,9	25 45 19,0
17 13 34 8,4	321 51 21,4	26 4 20,7

Die Vergleichung dieser Beobachtungen mit den rein elliptischen Elementen gab Hrn. Prof. B. folgende Differenzen:

	G. Aufst.	Abweich.
Aug. 11	— 31"2:	— 10"0:
12	— 55,9	+ 113,9
15	— 86,4	+ 76,1
15	— 10,9	+ 101,6
17	— 51,2	+ 57,8

Diese Uebereinstimmung, nach einer Zwischenzeit von mehr als als drey Vierteljahren, beweiset, wie gut Herr B. die Beobachtungen zu benutzen gewußt hat, unter welchen besonders diejenigen,

welche er selbst mit einem vortrefflichen Heliometer angestellt hatte, von ausgezeichneter Genauigkeit waren. Man sieht überdies sogar, daß Herr B. selbst eine noch etwas bessere Uebereinstimmung erhalten haben würde, wenn er seine Elemente noch einmahl nach den spätesten damahligen Beobachtungen auszufeilen der Mühe schon damahls werth gehalten hätte, da diese schon etwas in demselben Sinn von den Elementen abzuweichen anfangen. Man sieht zugleich, daß die Störungen nur einen sehr kleinen Einfluß auf die Bewegung des Cometen geäußert haben können, mit dessen Berechnung Herr B. gegenwärtig beschäftigt ist.

\* \* \*

Die königl. Academie der Wissenschaften in Berlin hatte die genaueste Bestimmung der Größe der Präcession zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht: sie hat der Arbeit des Hrn. Bessel darüber den Preis zuerkannt. Niemand konnte auch in der That diese Bestimmung mit glücklicherm Erfolg übernehmen, als Hr. B., welcher seit sechs Jahren an einer vielseitigen Discussion der Bradleyschen Beobachtungen gearbeitet hat. Er hat zu diesem Behuf 4585 Sternbestimmungen angewandt, and wir glauben den Astronomen einen wichtigen Dienst zu leisten, wenn wir das von ihm gefundene Endresultat für eine Größe, welche sie täglich nöthig haben, hier mittheilen.

Lunifolarpräcession =

$$50^{\circ}35330 - 0^{\circ}0002435890 (t - 1800)$$

Beobachtete allgemeine Präcession

$$50^{\circ}18924 + 0,0002442966 (t - 1800)$$

Constante bey der Präcession in Gerader Aufsteigung

$$46^{\circ}01058 + 0,0003590677 (t - 1800)$$

Constante bey der Präcession in Declination

$$20^{\circ}04966 - 0,0002135621 (t - 1800)$$

Von der von Triesnecker bemerkten Erscheinung, daß die Bewegungen an einigen Punkten des Himmels auf eine ungleiche Präcession deuten sollen, hat Herr B. keine deutliche Spur bemerkt.

Noch fügen wir als Nachtrag zu der neulich gegebenen Nachricht über die Juno (m. f. St. 204. v. v. J.) drei Beobachtungen dieses Planeten von Hrn. Prof. Bessel bey:

1812 M. 3. in Königsberg.	Ver. Aufst.	Südt. Abw.
Nov. 18. 12 <sup>h</sup> 12' 26" 5	60° 41' 21" 5	—
21 11 58 20,4 60 6 42,5		—
Dec. 11 10 25 54,9 56 39 0,8	3° 53' 27" 2	

Dies sind die Erstlinge von der neuen Königsberger Sternwarte, deren Bau vor drey Jahren angefangen wurde, und welche Herr B. schon im vorigen Herbst bezogen hat. Die Astronomie ist der Regierung den lebhaftesten Dank schuldig, die dieses für die Wissenschaft so wichtige Institut gegründet, mit vor trefflichen und kostbaren Instrumenten ausgerüstet, und selbst in diesen drangvollen Jahren so rasch vollendet hat: in der That wäre jeder Monat, um welchen ein Astronom wie viel später in seine volle Wirksamkeit gesetzt wäre, ein Verlust für die Wissenschaft gewesen.

### Paris.

Von J. B. Sajou: Description du Bosphore, par le Docteur Ingigian, Membre de l'Académie de l'Île de Saint-Lazare de Venise: traduite de l'Arménien en Français par F. Martin. 1813. 134 Seiten in Octav.

Ein besonderer Abdruck eines zuerst im Magazin Encyclopédique (im May 1813) eingerückten Aufsatzes, der aber eine besondere kurze Anzeige verdient, damit er nicht, wie so Manches, was in

Journalen erscheint, übersehen werde. Der Verf., von Abkunft ein Armenier, und in Constantinopel geboren, sammelt zu seiner autoptischen Kenntniß des Bosporus alles, was er in alten und neuen Schriftstellern über diese merkwürdige Gegend gefunden hat, mit Prüfung: die verschiedene Nahmen der Meerenge, die Nachrichten von ihrer Länge und Breite, die Vermuthungen über ihren wahrscheinlichen Ursprung und die verschiedenen Strömungen des Wassers, durch ähnliche Erfahrungen bey der Meerenge von Gibraltar erläutert; er handelt von der Temperatur der Luft, beschreibt aus Alten und Neuen Bithynien und Thracien, die Provinzen, welche auf der Asiatischen und Europäischen Seite an den Bosporus stoßen, ihren Boden und ihre Producte; er zählt die Land- und Lusthäuser auf, mit welchen seine Nachbarschaft in den verschiedenen Jahrhunderten der Geschichte geschmückt worden, und die Land- und Wasserfahrten, welche einst die griechischen Kaiser und nun die Osmanischen Sultane zu ihnen machen; und schließt mit den Tempeln, Klöstern, Kirchen und Fontainen dieser Gegend. Man könnte zwar zuweilen in der Sammlung und Beurtheilung mehr Critik und bey den Anführungen mehr Genauigkeit wünschen; aber die an den Tag gelegte Kunde der alten und neuen Literatur ist bey einem armenischen Gelehrten so unerwartet, daß die Critik dadurch entwaffnet wird. Der Verf. hat die Redaction der Geographie von Asien zu der allgemeinen Geographie, welche die Armenische Academie, von der er ein Mitglied ist, herauszugeben vorhat, übernommen: dieses geographische Probestück erweckt angenehme Hoffnungen von dieser größern Arbeit.

Herr Martin, der die Uebersetzung aus dem Armenischen besorgt hat, ist schon als ein Kenner der Armenischen Sprache unsern Lesern (aus dem

vorigen Jahrgang dieser Blätter St. 3) bekannt: außerdem leistet noch Herr Cirbied, Professor der Armenischen Sprache, (gegenwärtig mit einer Geographie von Armenien beschäftigt,) der sie vor dem Drucke durchgesehen hat, für ihre Richtigkeit Gewähr. Es geht ihr nur eine genaue Charte von der beschriebenen Gegend ab; mehrmahls ist uns beim Lesen der Wunsch aufgestiegen, daß wir schon die umständliche Charte möchten vergleichen können, welche Herr Melling zu seiner Voyage pittoresque de Constantinople et du Bosphore versprochen hat.

### Quisburg und Essen.

Von Bädeler und Kürzel: Handbuch der Sprachwissenschaft, mit besonderer Hinsicht auf die deutsche Sprache. Zum Gebrauche für die obern Klassen der Gymnasien und Lyceen, verfaßt von Dr. Georg Reinbeck, königl. Württembergischem Hofrath und ordentl. Prof. der deutschen Sprache, Litteratur und Aesthetik an dem königl. Obergymnasium zu Stuttgart. Ersten Bandes erste Abtheilung, enthaltend die allgemeine Sprachlehre. 1813. XVI und 128 Seiten in Octav.

Der Vortrag der deutschen Sprachlehre geschieht allerdings auf den höhern Schulen besonders so am besten, wenn mit der allgemeinen Sprachlehre die Absicht verbunden wird, sie zugleich zu einer practischen Logik (Denkwissenschaft) zu machen, indem das System der Sprache klar und wissenschaftlich dargelegt wird, damit der jugendliche dafür bestimmte Geist sich dasselbe nun selbst unter seines Lehrers Anleitung aufbauen könne. Der unmittelbare Zusammenhang der Sprachgesetze mit den Denkgesetzen ergibt sich dann ohne Mühe. Die gelegentliche Beziehung auf die wirkliche Sprache, welche sich dem Schüler, der im natürlichen Gange



die Sprache schon gelernt hat, ist dann nicht nur nützlich, sondern auch zur bessern Verständlichkeit unentbehrlich. Die Stufenfolge gibt der Verf. ganz richtig so an, daß die reine allgemeine Sprachlehre den Anfang in diesem Lehrvortrage mache, darauf die angewandte allgemeine Sprachlehre folge, und die Rhetorik und Poetik in ihrem Zusammenhange mit der Aesthetik den Beschluß mache. Es versteht sich dabey von selbst, daß die Thätigkeit der Schüler auf alle Art erregt werde, und daß sie sich unter der Leitung des Lehrers in Aufsätzen u. selbst oft versuchen müssen, um nicht nur die Sprache theoretisch und practisch in ihre Gewalt zu bekommen, sondern auch die Feinheit der Aussprache und des mündlichen Vortrages sich zu eignen zu machen, und dadurch die Suevismen, Helvetismen u. zu vertilgen. Von dieser Stufenfolge denkt der Verf. die einzelnen dahin gehörenden Handbücher nach und nach herauszugeben. Dieses Buch macht den Anfang, und wenn die übrigen demselben entsprechen, so wird sich der Verf. um den Unterricht in der deutschen Sprache sehr verdient machen. Die Kunstwörter die aus der lateinischen Grammatik entlehnt sind, hat der Verf. hier mit Recht behalten, da hier von der Sprache überhaupt die Rede ist: doch hat er nicht vergessen, die deutschen Kunstwörter beizufügen. Außer dem geistreichen Lehrbuche der allgemeinen Grammatik des Herrn Prof. Vater (Halle, 1805) und andern hat er insonderheit von der eben so tiefgedachten als scharfsinnigen Sprachlehre des Hrn. Dir. Bernhards zu Berlin (Berlin 1303) Gebrauch gemacht, jedoch so, daß das Selbstdenken des Verf. dadurch nicht gehemmt ist. Er hat die philosophischen Grundsätze sehr gut entwickelt und auf die Sprachlehre angewandt, und ein sehr brauchbares Buch geliefert.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1814.

Paris.

Bey Callet und Ravier: Histoire du Bas-Empire en commençant à Constantin le Grand, par Mr. le Beau, continuée par H. P. Amelion, Tome XXVII. 1811. 657 Seiten in Octav.

Wie die langweilige Byzantinische Geschichte selbst, so hat sich auch dieses Werk über sie im Schneefengange fortbewegt, und ist nun nach 54 langen Jahren, Dank sey es den geduldigen Käufern, geendiget. Bey seinem langsamen Fortgange ist es auch seit 36 Jahren in diesen Blättern vergessen worden, (die letzte Anzeige von der Hand unfres unvergeßlichen von Haller findet sich in den Zugaben des Jahrs 1777. S. 100): nun nach dem eingetretenen Ende des Bändereichen Werks müssen wir doch von seinem langen Lebenslauf das letzte Drittel mit ein paar Worten nachhohlen. Unsere Blätter enthalten ihn bereits bis zum 18ten Bande. B. XIX. (1776. 480 S.) führt die Geschichte fort von 1118 - 1180; B. XX. (1776: 544 S.) von 1180 - 1204. B. XXI. (1781. 496 S.) von 1204 - 1255, Bis zur Mitte dieses Bandes

U (1)

hatte Le Beau die Geschichte ausgearbeitet bey seinem Tode 1778 hinterlassen; wo er den Faden fallen ließ, nahm ihn Hr. Ameilhon auf; dabey B. XXII. (1781. 532 S.) zuerst auf dem Titel hat: *continuée par H. P. Amvilhon*; diese erste Fortsetzung ging von 1255 - 1282. B. XXIII. (1786. 554 S.) von 1282 - 1308. B. XXIV. (1786. 555 S.) von 1308 - 1341. B. XXV. (1803. 535 S.) von 1341 - 1352. B. XXVI. (1807. 582 S.) von 1352 - 1444. Der letzte XXVII. Band, den wir hier anzeigen, enthält die Todestämpfe des griechischen Reichs unter Paläologus II. und Constantin XI. (von 1444 - 1453) und die Thaten seiner Osmanischen Beherrscher bis auf den Tod Soliman's II. (1566), folglich die Periode der gefürchtetsten Osmanischen Macht, umständlich; kürzer die Geschichte ihres Niedersinkens bis zum Belgrader Frieden (von 1566 - 1739), und schließt darauf mit einer Uebersicht der Osmanischen Besitzungen in Europa, Asien und Africa im Anfang des Jahrs 1811, von Barbier du Bocage mit wenigen Worten entworfen. Beym Belgrader Frieden still zu stehen, gebot dem guten Ameilhon die Entkräftung des Alters: er starb auch kurz nach der Erscheinung dieses Bandes. Neue Forschungen über den Umsturz des Byzantinischen Reichs und die Gründung der Osmanischen Dynastie und ihrer Macht hat man hier nicht zu suchen; es sind bloß die allgemein bekannten abendländischen Quellen gebraucht; die Türkischen Reichsgeschichtschreiber aber nirgends zu Rathe gezogen. Noch weniger sind die Begebenheiten selbst aus den Eigenthümlichkeiten der Osmanischen Verfassung und den Umständen der Zeit erwogen, entwickelt und begreiflich gemacht, was auch durch das ganze Bänderreiche Werk nie die Sache seiner Verfasser war.

Fragt man nun bey seinem Ende, was die historische Litteratur durch dasselbe gewonnen habe? so kann man seine Nützlichkeit im Allgemeinen nicht ableugnen. Es hat den Inhalt der Byzantinischen Geschichtschreiber lesbar dargestellt, und ihn zur allgemeinen Kenntniß gebracht: und dieß ist kein geringes Verdienst. Wie wenige Gelehrte haben bisher Muth genug gehabt, sich durch ihre schlechte und verworrene Sprache und ihre oft erbärmliche Darstellung, der Albernheiten und ewig einförmigen Bosheiten, die ein Haupttheil ihres Inhaltes sind, hindurch zu arbeiten, um aus dem Rehricht die einzelnen Goldkörner auszuklauben. Erleichtert ist dieses nun durch die Unverdrossenheit und Vollständigkeit, mit welcher die Byzantiner von den Verfassern ausgezogen und dabey durch die Einschaltung ihrer Auszüge aus andern Schriftstellern erläutert worden sind. Und eben dieses ihr Bestreben hat ihr Werk so ausführlich und Bändereich gemacht, daß es nicht mehr zum Lesen des Liebhabers, sondern fast nur zum Nachschlagen des Gelehrten und Forschers geeignet ist, um so mehr, da es im Anführen der ausgetragenen Quellen, gegen die Gewohnheit so mancher neuern Geschichtschreiber, genau ist. Schon Gibbon fand sich durch dasselbe in Vielem erleichtert, und das wird in Zukunft auch der Fall bey andern seyn.

Der historische Stoff ward also von den Verfassern gut erforscht; und auch mit seiner Beurtheilung kann man im Ganzen zufrieden seyn. Sie wird nur dann bestochen, wenn die Religion mit ins Spiel kommt. Nur zu oft werden die Kaiser, welche geduldige Werkzeuge des Clerus waren, bis zur Ungebühr bewundert; nur zu oft dagegen kraftvolle Männer, die ihm nicht huldigen wollten, unverdient herabgesetzt und verklei-

ner, und Denker als Keger gebrandmarkt. Die Critik hört auf, wenn von Kirche und Römischen Bischof die Rede ist, und Leichtgläubigkeit und Parteylichkeit führen dann, wie auch der Fall bey den gebrauchten Quellen ist, den Griffel der Geschichtschreiber.

Große historische Kunst ist für die Darstellung nicht aufgeboten; doch ist die nach den Regierungen geordnete Erzählung im Ganzen angenehm und leicht, und wir rechnen es ihr zum Verdienst an, daß sie nach dem oft sehr zweydeutigen Ruhm der Characterschilderung nicht geflissentlich ausgeht. Wo die Angaben der Geschichte dazu hinreichen, ist sie nicht versäumt. Die Art der Darstellung ändert sich natürlich mit den Verfassern. Bekanntlich schließt sich dieses Werk an Rollin und Crevier an. Der unbefangene Rollin schrieb seine Römische Geschichte ohne allen Aufwand historischer Kunst, ohne hervorstechende Anordnung des Einzelnen und Ganzen, ohne scharfen Blick in das Innere der Begebenheiten, in einer leichten, natürlichen, eleganten, angenehmen und unterhaltenden Sprache für Anfänger und Dilettanten, weder für den denkenden Kopf, der über das Jünglingsalter hinaus ist, noch für den gelehrten Geschichtsforscher. Sein Fortsetzer Crevier stand weit unter ihm; es fehlte ihm an Anordnung und Vertheilung des historischen Stoffes; er schrieb ohne Eigenthümlichkeit der Gedanken, ohne scharfsinnige Bemerkungen, ohne Gefühl für das Edle und Große; sein Styl war schwerfällig, diffus, nicht selten vernachlässiget und niedrig. Mit Le Beau hob sich der historische Vortrag wieder, aber nicht zu Rollin's Einfachheit, sondern zu Blumen französischer Wohlredenheit; er suchte durch Witzeleien und Antithesen zu glänzen, und fiel dabey in Un-

gleichheiten: Ameilhon haschte weniger nach französischer Schönredneren und Schmuck, und blieb männlicher und gleicher, aber fiel doch nicht selten in den Fehler der Weitschweifigkeit. In der Byzantinischen Geschichte ist es für einen Schriftsteller, der nach Unterhaltung strebt, schwer, der natürlichen Einfachheit des echt historischen Vortrags treu zu bleiben, und die entgegengesetzten Fehler desselben zu vermeiden, da der Inhalt der Geschichte selbst so widerlich ist, und den Geschichtschreiber so wenig hebt, sondern vielmehr dieser sich immer anstrengen muß, um ihn zu heben.

Als Le Beau die Geschichte des Verfalls des Römischen Reichs vor 56 Jahren anfang, erregte sie allgemeine Aufmerksamkeit; sie ward bald darauf in die deutsche, italiänische und englische Sprache übersetzt; denn sie füllte eine große Lücke in der neuern historischen Literatur aus, da es noch bis dahin an jedem lesbaren Buch über die Byzantinische Geschichte gefehlt hatte. Während ihrer Fortsetzung berichtete Ritter in der deutschen Ausgabe der Byzantinischen Geschichte von Guthrie und Gray viele Punkte derselben mit echt kritischem Fleiße, und schrieb Gibbon sein classisches Werk. Kein Wunder, daß unsres Wissens alle oben genannten Uebersetzungen schon längst abgebrochen sind.

### Kostock.

Von dem dasigen Hrn. Prof. Hatzmann haben wir zwei schätzbare Gelegenheitschriften anzuzeigen. Die erste feyert (woran auch der Recensent freudigen Antheil nimmt) das Amtsjubiläum eines Gelehrten von sehr schätzbaren Kenntnissen, des Hrn. Kanzley-Raths und Ritters Claus Gerhardt Tychsen's, und wählt sehr schicklich aus dem Lieblingsfache des Jubelgretses, der talmudisch-rab-

binischen Gelehrsamkeit, *Supplementa ad Gesenii Lexic. hebr. e Mischna petita* (1813. 16 S. 4.); die andere eine Inaugural-Dissertation zur Erlangung der theologischen Doctorwürde: *Supplementa ad Buxtorfii et Gesenii Lexica*, scripsit *Anton. Theodor. Hartmann* (1813. 44 S. 4.). Es ist sehr angenehm, zu bemerken, daß der Herr Dr. Hartmann mit seiner früher erprobten Belesenheit in arabischen, syrischen und persischen Schriftstellern, die ihn ehemals bey seinem Aufenthalt in Göttingen sehr beschäftigten, nun auch das Studium des Talmuds und der Rabbinen verbindet, zu dem ihm der Umgang mit dem Jubelgreis die Begeisterung mag eingefloßt haben. Je seltener sich Gelehrte, aus sehr begreiflichen Ursachen, diesem Fache widmen mögen, desto verdienstlicher ist der Muth, sich in dasselbe zu wagen, da jedes Zeitalter wenigstens einige Gelehrte besitzen sollte, die es umfassen, damit keine Gattung von gelehrten Kenntnissen eingehe. Nämlich von unsern Zeiten kann es nur gelten, wenn der Verf. sich im Eingange wundert, daß die hebräischen Lexicographen so wenige Erläuterungen der Wortbedeutungen des biblischen Hebraismus aus talmudisch-rabbinischen Schriften borgen. Denn bekanntlich sind sie vor den Zeiten der Orientalischen Schule in Holland die Hauptquelle der Verfasser hebräischer Wörterbücher gewesen. Und wenn nachher ihr Gebrauch zu diesem Zweck sehr eingeschränkt worden ist, so geschah es aus sehr guten Gründen, weil ihre Sprache eine Sprache der Gelehrten ist, welche alten Worten häufig neue Bedeutungen bengelegt, und nicht ganz selten die Bedeutungen der abgestorbenen bloß errathen haben. Bedeutungen, welche bloß die Autorität des Talmuds und der Rabbinen für sich haben und nicht durch die semitischen Dia-

lecte unterstützt werden können, sind daher noch nicht hinlänglich begründet. Man hat daher den Erläuterungen aus letztern den Vorrang gegeben, ohne deshalb denen aus den talmudisch-rabbinischen Schriftstellern ihren Nebenwerth streitig zu machen. Der Verf. hat in seinen frühern Schriften gezeigt, daß er die semitischen Dialecte meisterhaft zu brauchen weiß, und man hat daher nicht zu besorgen, daß ihn seine gegenwärtige Liebe zum Talmudischen und Rabbinischen verführen werde, mit einigen Neuern, die Erläuterung der hebräischen Wurzelwörter und die Befestigung ihrer bekannten Bedeutungen aus den verwandten Dialecten für entbehrlich zu halten, und uns in die Zeiten der Geyer und Vitringa (die ihr Zeitalter nicht weiter kommen ließ) zurückzuwerfen. Seine beiden Schriften, welche wir anzeigen, belegen auch nur (bis auf wenige Fälle, wo er überhaupt von dem bisher Gewöhnlichen glaubt abgehen zu müssen) solche Bedeutungen, die aus den Dialecten bereits erwiesen sind, mit Stellen aus der Mischna, aus denen sich also ergibt, daß die aus andern Quellen erwiesenen Bedeutungen auch den gelehrten Juden nach Christus noch bekannt waren: die Citate dienen mehr zur Ausschmückung des bereits Geleisteten, als zum förmlichen Erweis desselben.

Buxtorf's chaldäisch-talmudisches Wörterbuch war zur Zeit seiner Erscheinung ein großes Meisterwerk; und ist noch jetzt einzig in seiner Art: denn wer hätte es völlig antiquirt? dennoch ist es mancher Besserungen und Zusätze fähig, die auch von Castelli, Otto, David Cohen de Lara, und andern rabbinisch-gelehrten Männern einzeln und zerstreut gegeben worden sind. An diese schließt sich der Verf. einsichtsvoll an. Proben auszuheben und ihren Gehalt zu zeigen, würde zu nichts führen,



da jeder, für den diese Gegenstände sind, das Ganze zu seinem Vortref tragen muß, und für alle übrige so etwas nutzlos seyn würde. Von allgemeinerem Interesse wird das seyn, was der Verf. aus der talmudisch-rabbinischen Litteratur zur Erklärung des N. T. zu leisten vor hat; was darin in Vorstellungsarten zusammentrifft, kann, recht gebraucht, für Schrifterklärung und Theologie sehr wichtig werden. Von der neuern liberalern Ansicht des N. T. voll, hat noch niemand jene jüdischen Schriften aufs neue durchgesehen: und um das Interessante einer Gegend aufzufassen, wie viel kommt nicht auf die Bildung des Auges, das man mitbringt, an!

### Duisburg und Essen.

Bei Bader und Kürzel: Blüten der Muse. Erzählungen und Novellen von G. Reinbeck. Erstes Bändchen. 1813. XI und 322 Seiten in Octav.

Dieses Bändchen enthält vier Erzählungen: 1. Die weiblichen Hagestolzen. 2. Die Rache, eine morgenländische Erzählung. 3. Die Findlinge. 4. Graf Mamonow, Günstling Katharina's der Großen. Diese Früchte eines wohlgebildeten Geistes haben allen Anspruch, von denen genossen zu werden, welche Sinn für das Schöne und Gute haben, und beides gern in dichterischer Gestalt erblicken mögen. Die Kenntniß des menschlichen Herzens, welche darin herrscht, ist nicht zu verkennen, die Moral ist lauter, und die Sprache correct; doch würden wir den Ausdruck S. 239: mit Sonnenaufgange wurde sich aufgesetzt, statt, setzte man sich auf, nicht billigen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1814.

Breslau.

Versuch einer Geschichte des Römischen Rechts, von Dr. Theod. Mar. Zacharia, ordentl. Prof. der Rechte auf der Universität zu Breslau. 1814. XVI und 276 Seiten in Octav.

Dieses neue Lehrbuch, dessen Verfasser auch unsern Lesern schon durch seine Abhandlung über die res mancipi (Gott. Anz. 1807. S. 1485.) rühmlich bekannt geworden ist, besteht aus drei Theilungen: I. Von S. 1 bis 118. Innere Geschichte des Römischen Staats-Rechts; II. bis S. 190. Innere Geschichte des Regierungs-Rechts der Römer, (Civil-Proceß, Criminal-Recht, Polizen; Finanzen und Kriegsverfassung,) und III. Außere Geschichte des Römischen Rechts. Die innere Geschichte des Privat-Rechts läßt der Verf. weg, weil das Wenige, was wir von der Entstehung und Veränderung der einzelnen Lehren wissen, am besten als Einleitung zu dem neuesten Rechtssysteme selbst vorgebracht werde. Dies ist nun zwar nicht die Methode des Rec., indessen da die classischen Juristen der Römer auch keine innere

K (1)

Geschichte des Privat-Rechts geschrieben oder gelehrt haben, und da unter den Civilisten, seit dem Wiederaufleben der gelehrten Behandlung des Römischen Rechts, 1785 Reitermeier den ersten Versuch einer solchen innern Geschichte des Privat-Rechts gemacht hat, wie freulich schon Leibniz ihn wünschte, und das Beispiel fast aller andern Theile der politischen und der Kirchengeschichte fast noch veneta darauf führen mußte; so ist es Rec. recht wohl zuvrieden, wenn auch hierin ein jeder seines Glaubens lebt. Er hat sehr genaue Freunde, die er in einem Grade achtet, wie er nicht glaubt, daß jeder Anhänger seiner Methode es verdiene, und diese halten gar keine besondere historische Vorträge über das Römische Recht für nöthig, alles soll mit dem dogmatischen zugleich in ein einfaches oder doppeltes Collegium über die Institutionen verbunden werden. Verträgt sich nun Rec. mit diesen, so ist es ihm gewiß noch leichter, die Methode unsers Verf. zu dulden, der denn doch, etwa wie Bach, die äußere Geschichte überhaupt, und die innere des öffentlichen Rechts insbesondere, anerkennt. Nur gegen den Grund, den der Verf. in Beziehung auf seine Schrift: Ueber die Wissenschaft einer Geschichte des Römischen Privat-Rechts 1812, für seine Methode anführt, und besonders gegen die Ausdrücke, deren er sich dabei bedient, hat Rec. desto mehr zu erinnern, und die mehr als gerechte Art, wie, in dem Buche selbst, von seinen eigenen Versuchen gesprochen wird, fordert ihn auf, sich über diese Stelle der Vorrede zu erklären. Er ist gewiß nicht damit gemeint, wenn es in dieser heißt: „man gebe sich die vornehme Miene, alles zu wissen, was man in der That doch nicht wisse“, wie er denn auch wirklich zweifelt, ob vor ihm irgend ein Bearbeiter des Römischen

Nichts so sehr auf die Dürftigkeit unserer Quellen aufmerksam gemacht, so oft auf seine Karte gesetzt hat: terra incognita; auf ihn geht also, wie gesagt, dieser Vorwurf nicht; aber auf wen geht er denn sonst, oder vielmehr wie kann der Verf. nur irgend der Methode einen Vorwurf machen, der durchaus nur Einzelne trifft, und der diese bey jeder Methode treffen kann? Ein vornehmer Ton besteht, nach Kant's Theorie, die gewiß richtig ist, wenn ihm gleich der Himmel die Anwendung, die er davon machte, verzeihen möge, darin, daß man die Mühe scheut, die auf Studium der Quellen, oder auf eigenes Denken gewendet werden muß, und sich dann doch eben um deswillen für besser hält, als die, welche sich diese Mühe geben, so daß man entweder ihre Entdeckungen bisher übersehener Thatsachen verwirft, oder ungegründete Behauptungen, der von ihnen dagegen vorgebrachten Zweifel ungeachtet, immer noch für zuverlässig ausgibt. Welches von beiden der Fall ist, macht zum vornehmen Tons nichts aus; man kann eben so vornehm auf die Bemühungen Anderer, aus zerstreuten Nachrichten ein Ganzes zu machen, herabsehen, als es möglich ist, daß diese selbst sich einen vornehmen Ton zu Schulden kommen lassen, und das Eine oder das Andere kann, sowohl nach den Titeln der Institutionen, als nach allgemeinen Perioden, geschehen und — nicht geschehen.

Daß aber Hr. Prof. Z. bey einem eigenen Plane ein eigenes Lehrbuch geschrieben hat, verdient gewiß keinen Tadel, wenn man bedenkt, wie viel Zeit dadurch erspart wird, sobald die Zuhörer die Hauptsätze gedruckt vor sich haben, und wie sehr dieß ihnen die Benugung der Vorlesungen erleichtert. Die andere Frage, die neuerlich aufgeworfen worden ist, ob in einem Lehrbuche auch etwas

dem Verf. ganz eigenes gesagt werden dürfe, scheint dem Rec. auch nicht zweifelhaft, denn wie kann man auf die neuesten Meinungen Anderer Rücksicht nehmen, ohne dann darüber wieder eine Meinung aufzustellen, die nicht gerade auch schon jemand gehabt, und die der Verfasser des Lehrbuchs nicht gerade in einer eigenen Abhandlung vortragen zu haben braucht? So möchte dein Rec. gern noch einiges dieser Art aus dem gegenwärtigen Buche auszeichnen, wäre es auch nur, damit seine Anzeige nicht bloß auf die sehr kurze Vorrede zu gehen scheine. In Beziehung auf den neuesten Bearbeiter der Römischen Geschichte, nicht bloß und nicht zunächst für Juristen, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn man ihr volles Recht wiederfahren lassen kann, auch wenn man glaubt, daß die abweichenden Meinungen Anderer oft zu entscheidend von ihm verworfen werden, trägt Herr Prof. J. einige Vermuthungen vor. S. 128 über die Execution an der Person des Schuldners, wo Herr Geh. Staatsrath Liebuhr II. S. 313 sagt, das r. si plus minusve securunt u. s. w. "hätte doch allein aus jedem gesunden Kopf den Gedanke an einen sector bonorum entfernen sollen," bemerkt unser Verf. sehr richtig den großen Unterschied, den ein in der That oft nur zufälliger Umstand, ob der Gläubiger mehrere waren, gemacht haben müßte. Er hilft sich damit, daß der Römer, welcher an mehrere geborgt hatte, einer Verletzung des Clientelaverhältnisses schuldig gewesen sey, denn die Römische Verfassung habe jeden eigentlich nur an seinen Patron, als an seinen natürlichen Gläubiger, gewiesen. Wie aber, wenn der Schuldner der Patrone mehrere hatte, ein Fall, der nach allem, was wir wissen, leicht vorkommen konnte, sobald der Patron mehrere Kinder hinterließ? Und

wenn von dem einzigen Patron auch nur sonst mehrere Erben da waren, so waren ja, nach den zwölf Tafeln, sogleich mehrere Gläubiger, so gut wie wenn der Schuldner von Anfang an mit mehreren contrahirt gehabt hätte. Eher möchte Rec. zur Rechtfertigung dieses, wie er glaubt, nicht zu rechtfertigenden Unterschiedes, noch daran erinnern, daß wenn es nur zufälliger Weise mehrere Gläubiger gab, (der Schuldner hatte nicht den Einen beynahe betrogen, indem er ihm nichts davon sagte, er sey einem Andern auch schon etwas schuldig) einer von diesen sich leicht bereit finden ließ, die andern zu befriedigen, und daß also vielleicht um deswillen, bey allen Beyspielen von Mißhandlungen der Schuldner, doch keines vorkömmt, wo die Gläubiger sich das unschuldige Vergnügen des in Stücke Hauens oder des Verfümmelns wirklich gemacht hätten. — Ueber den Uncial-Zinsfuß "gelten" nach Herrn Geh. Staatsrath N. II. S. 431 u. ff. zwey Meinungen, 1 Pro C. und 100 Pro C., welche er beide, und zwar letztere, wie Rec. glaubt, auch wieder etwas zu stark und ohne Rücksicht auf ganz kurze Darlehn, z. B. bis zur nächsten Weintese, verwirft, um eine eigene Ansicht von 10 Pro C. an die Stelle zu setzen. Dabey ist nun die Meinung von 12 Pro C. übergangen, die gewiß weit eher eine geltende heißen kann, als die von 100 Pro C., welche letztere, so viel Rec. weiß, nur ein einziger Schriftsteller und nur als etwas, worauf man allenfalls auch "rathen" könnte, erwähnt, und es ist auch nicht angeführt, daß die Meinung des Verf. eigentlich nur eine neue Modification der 8½ Pro C. sey, welche von mehreren Schriftstellern angenommen werden, und bey welchen also nur die Rücksicht auf Jahre von zehn Monaten und manches zum Beweise beigebrachte neu ist. Herr Prof. B. stellt S. 155 die gewiß nicht un-

wahrscheinliche Hypothese auf, dasselbe Wort, welches offenbar nur durch seine Beziehung bestimmt wird, möge in den zwölf Tafeln etwas anderes, als hundert Jahre nachher, bedeutet haben. — Noch eine kleine Anmerkung mag endlich den vielen aus der neuesten Geschichte entlehnten Kunstwörtern vergönnt seyn, da hier von dem Senate als einem "SpecialGerichtshofe" S. 91, von dem quaestor candidatus principis als dem "Privatsecretär" des Kaisers S. 95, von einem "Gesetzesbulletin" der Westgothen S. 261 die Rede ist. Am meisten fällt wohl in dieser Rücksicht auf, daß der Verf. S. 8, schon in den frühesten Zeiten Roms, das Sprichwort: vox populi vox Dei erwähnt, und ihm durch den Pluralis: Deorum einen Schein von Alterthümlichkeit zu geben versucht.

Hugo.

### Leipzig.

Von der in diesen Blättern (Jahrg. 1806. Seite 1129) mit verdientem Lobe angezeigten Pharmacopoea Batava hat Hr. Medicinalrath Dr. Joh. Fr. Niemann zu Halberstadt eine mit vielen Anmerkungen und Zusätzen begleitete Handausgabe herausgegeben. Dieselbe ist bereits im Jahre 1811 in zwei Octavbänden zusammen auf LXX und 932 Seiten bey Johann Ambr. Barth erschienen. Der erste Band enthält den unveränderten Text der Originalausgabe. Ein jeder einzelne Artikel hat aber eine Anmerkung erhalten, deren Gesamtzahl sich auf 583 beläuft, und die ebenfalls wie der Text des Originals in lateinischer Sprache abgefaßt worden sind. In diesen werden von Hrn. N. insbesondere die von der Pharmacopoea Borussica und andern guten Pharmacopöen gegebenen Vorschriften zur Bereitung der im Texte abgehandelten Medicamente angegeben, und die in den

Pharmacopöen nicht aufgenommenen Zubereitungen und Formen derselben, wie sie von ältern und neuern Aerzten empfohlen worden sind, nachgetragen. Ferner sind darin die Dosen der Medicamente, ihre Wirkungen auf den thierischen Organismus und die Krankheiten, worin sie sich vorzüglich wirksam bewiesen haben, kurz angezeigt. Außerdem enthalten dieselben noch naturhistorische Notizen über mehrere Medicamente, Angaben ihres Mischungsverhältnisses und die deutschen, holländischen, englischen und französischen Benennungen derselben. In dem zweyten Theile liefert der Verf. zuerst ein Additamentum zur Materia pharmaceutica, worin die obsoleten rohen Arzneimittel und solche, welche von den Herausgebern der Pharmacopoea Batava nicht aufgenommen worden sind, nachgetragen werden. Ein zweytes Additamentum betrifft die Corpora chemica et technica encheireti a Pharmacopoea paranda, und ein drittes Additamentum die medicamenta composita, nulla habita ratione efficaciae chemicæ, quam eorum principia in se invicem exercent, welche von andern Pharmacopöen aufgenommen worden sind, aber ebenfalls in der Originalausgabe des vorliegenden Werks nicht vorkommen. Ein viertes Additamentum enthält eine Siciographia Pharmacopoeæ Pauperum mit Beyfügung der Preise nach der Preussischen Apothekertaxe. In einem fünften Additamentum theilt der Verf. Corollaria botanico-chemico-medica über die Mischung der Gemächte und die Beurtheilung ihrer Arznekräfte nach ihren botanischen Charactern mit. Außerdem sind diesem Theile noch vier Tabellen beygefügt, nämlich 1) eine tabula comparativa nomina medicamentorum simplicium et praeparatorum in pharmacopoea Batava, Borussica, Edinburgensi et Londinensi recenter



recepta et antiquata complectens. . 2) Eine tabula exhibens plantas officinales venenatas, quae sponte in Europa crescunt. 3) Eine tabula aquarum mineralium quae in Germania regionibusque adjacentibus prae aliis fama antecellunt, und 4) eine Tafel, welche eine Vergleichung der neuern französischen Längen-, Flächen-, Capacitäts- und Schwer-Maasse mit den ältern französischen enthält. Ein vollständiges Sachregister über beide Theile beschließt das Ganze. Wenn unserm Verdünken nach auch manches in diesem Buche hätte besser und gründlicher bearbeitet werden können, so müssen wir doch im allgemeinen dieser Arbeit unsern Beyfall schenken, und angehenden Aerzten und Apothekern dieselbe als ein sehr nützlichcs Handbuch empfehlen.

#### Halle und Berlin.

Von dem allgemein mit gerechtem Beyfall aufgenommenen Handbuche der Pharmacologie des seel. ~~Wen~~ ist im Laufe des vorigen Jahrs von den Wuchshandlungen des Hallischen Waisenhauses daselbst eine dritte Auflage durch die Herren Johann Jacob Bernhardi und Christ. Friedrich Buchholz, Professoren zu Erfurt, besorgt worden, von welcher uns bereits der erste Band zugetommen ist. Die Anordnung des Ganzen ist der Hauptsache nach wie billig unverändert geblieben. Nur einige Artikel haben eine neue Bearbeitung erhalten. Aber mit Vergnügen bemerken wir, daß die Herausgeber eifrigst bemühet gewesen sind, ohne die Seitenzahl bedeutend zu vermehren, durch sorgfältige Nachtragung der wichtigsten die Pharmacologie betreffenden neuen Berichtigungen und Entdeckungen die Brauchbarkeit dieses trefflichen Handbuchs zu erhöhen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

Den 5. Februar 1814.

London.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London. Year 1811. 391 Quartseiten. Year 1812. 415 Seiten.

Zur Mathematik und allgemeinen Physik gehörige Abhandlungen. J. 1811. S. 49. On the expansion of any functions of Multinomials, von Thom. Knight, mitgetheilt von H. Davy. Der Verf. betrachtet diese Aufgabe weit allgemeiner als sie bisher behandelt worden ist. Er fängt damit an, zuerst jede Function einer Reihe von der Form  $c + c'x + c''x^2$  ic. (welche Function wie gewöhnlich durch  $f(c + c'x + c''x^2$  ic.) bezeichnet wird) unter der Bedingung, daß selbst  $c$  veränderlich sey, in eine nach den Potenzen von  $x$  fortlaufende Reihe zu verwandeln, und zeigt wie der Coefficient eines beliebigen Gliedes dieser Reihe entweder aus bereits vorher gefundenen Coefficienten, oder auch unmittelbar ohne diese durch höhere Differentiale oder Fluxionen von  $f(c)$  gefunden werden könne, zu welchem Zweck denn hier zwey verschiedene Methoden der Entwicklung angegeben werden, deren eine

y (1)

vorzüglich geschickt ist, die Aufgabe in einer noch größern Allgemeinheit aufzulösen. Er lehrt nämlich hierauf allgemein jeden Functionalausdruck wie  $\Phi(F(u), f(w), f(z) \text{ u. s. w.})$  in eine Reihe nach Potenzen von  $x$  zu verwandeln, wenn der Ordnung nach  $u, w, z$  ic. durch Reihen von der Form  $c + c'x + c''x^2 \text{ ic.}$ ;  $w = e + e'x + e''x^2 \text{ ic.}$  worin  $c, e, \text{ ic.}$  selbst als veränderlich angesehen werden, gegeben sind, und  $\Phi, F, f, f$  jede beliebige Functionen dieser Reihen bedeuten. Er zeigt dann wie jeder Coefficient in der Reihe  $\Phi(F(u), f(w), f(z) \text{ ic.})$  entweder nach der Ordnung aus den vorhergehenden bestimmt, oder auch außer der Ordnung gefunden werden kann. Es wäre zu wünschen, daß der Verf. bequemere Bezeichnungen bey seinen Untersuchungen gewählt hätte, wozu ihm eine genaue Bekanntschaft mit der combinatorischen Analytik Veranlassung gegeben haben würde. Aber die vielen Punkte, Strichelchen und Zahlen, womit er seine Coefficienten bezeichnet, machen auf das Auge eine sehr unangenehme Wirkung, und erschweren auch die Sache, die an und für sich keine besonderen Schwierigkeiten hat, wenn man den Taylorischen Lehrsatz in seiner größten Allgemeinheit kennt. S. 110 On the Rectification of the Hyperbola by Means of two Ellipses von John Sillins, mitgetheilt von Nevil Maskelyne Der Verf. zeigt, daß diese von Landen zuerst angegebene Rectificationsmethode mehr sinnreich als nützlich in der würllichen Anwendung sey. Man müsse vielmehr darauf bedacht seyn, die unmittelbare Integration des Differenzials, worauf die Rectification der Hyperbel führt, durch möglichst convergirende Reihen auszuführen, zu deren Behuf denn der Verf. hier einige schöne Methoden, mit Beyfügung verschiedener eben noch nicht sehr

bekannt gewesener Theoreme beybringt. Indessen bleibt denn doch die Methode der Ketten noch immer beschwerlich genug, da hingegen indirecte Rectificationsmethoden, dergleichen z. B. in *Mayers practischer Geom.* V. Th. S. 61. 62. vorkommen, oft sehr schnell zum Ziele führen. S. 220. On the solar Eclipse which is said to have been predicted by Thales von Franz. Baily, mitgetheilt von H. Davy. Es sey wahrscheinlich keine Begebenheit in der alten Geschichte, welche zu so viel verschiedenen Meinungen und Discussionen Veranlassung gegeben habe, als die Sonnensfinsterniß, welche, zufolge des Herodotus, von Thales voraus gekündigt worden, und durch ein besonderes Zusammentreffen einem wüthenden Kriege zwischen den Königen Chaxares von Medien, und Alyattes von Lydien ein Ende machte. Fünf Jahre hatte dieser Krieg mit abwechselndem Glücke auf beiden Seiten gedauert. Als in dem sechsten Jahre beide Armeen gegeneinander über standen, ward es am Tage plötzlich Nacht, eine Begebenheit welche Thales von Milet den Jontern vorausgesagt, und die Jahreszeit in welche sie fallen würde, bestimmt haben soll. Die Medier und Lydier erschrakten über diese Begebenheit, ließen ab vom Stroite und boten einander den Frieden an. Unglücklicher Weise hat Herodotus weder den Platz wo die Heere einander gegenüber standen, gehörig bestimmt, noch auch die Zeit angegeben, wenn obgedachte Finsterniß sich ereignet haben soll, und man kann nur aus den von Herodotus angegebenen Jahren, in denen Alyattes und Chaxares regierten, mit Gewißheit folgern, daß obgedachte Begebenheit zwischen den Jahren 629 und 595 vor Christi Geburt sich zutragen haben müsse. Die innerhalb dieses Zeitraums von Plinius, Scaliger u. a. angegebenen

Sonnenfinsternisse, worauf die erwähnte gedeutet werden könnte, passen nicht auf den Ort, wo beide Heere wahrscheinlich einander gegenüber standen, nämlich auf die Gränze beider Königreiche, auch waren diese Finsternisse nicht so total, daß die Tageshelle, wie doch bestimmt angegeben wird, völlig hätte verschwinden können, wie dieß, nach den von dem Verf. angegebenen Beyspielen von totalen Sonnenfinsternissen, hätte der Fall seyn müssen. Der Verf. discutirt nun nach den neuesten Sonnen- und Mondstafeln, alle Finsternisse, welche innerhalb des gedachten Zeitraumes auf die Gränze von Medien und Indien fallen konnten; und findet, daß nur die Sonnenfinsterniß im J. 610 vor Ehr. G. für diejenige genommen werden könne, welche Thales v. M. voraus gekündigt haben soll, vorausgesetzt, daß es mit der Secularveränderung der Dist.  $\gamma$  a nodis, so wie sie nach La Placés Vorschriften aus der Secularveränderung der mittlern Länge des  $\gamma$  bestimmt wird, keine Richtigkeit habe, woran jedoch der Verf. zufolge eines andern vom Diodorus Siculus genau angegebenen historischen Factum, wobey sich ebenfalls eine totale Sonnenfinsterniß ereignete, einigen Zweifel zu haben, sich nicht erwehren kann, und daher die Astronomen auffordert, diese Sache noch besonders ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Der Verf. findet nämlich, daß an dem Orte und zu der Zeit wo diese Finsterniß als total angegeben wird, keine totale Verfinsternung habe statt finden können, wenn man bey der Berechnung derselben die Breite des  $C$  so annimmt, wie unsere besten Tafeln sie geben. S. 242. An Account of the great Derbyshire Denudation von J. Farey, aus einem Briefe an Jos. Banks. Ertheilt eine Beschreibung der verschiedenen Stratificationen der Erdoberfläche in und

um Derbyshire, mit mehreren damit in Verbindung stehenden geognostischen Bemerkungen. Große Strecken von solchen Schichtungen liegen hier ganz entblößt und gleichsam wie zum Theil von einander abgestreift, und werden oft durch mächtige verticale Lager in ihrem Fortgange unterbrochen. Eine beygefügte Charte erläutert das Ganze. S. 269.

Astronomical observations relating to the Construction of the Heavens, arranged for the Purpose of a Critical Examination, the Result of which appears to throw some new Light upon the Organisation of the celestial Bodies von Will. Herschel. Der Verf. bemüht sich die vielen von ihm bereits beobachteten Nebelstücken, Nebelsterne u. s. w. in Rücksicht ihrer mannichfaltigen Gestalten, ihres stärkern und schwächern Lichts, dessen gleichförmiger oder ungleichförmiger Verbreitung u. dergl. in gewisse Classen zu ordnen, und erläutert sie durch beygefügte Zeichnungen. Es sind der Classen 35, die aber unserem Bedünken nach leicht auf die Hälfte reducirt werden könnten. Die Bemerkungen die der Verf. jeder Classe beyfügt, haben Bezug auf die innere Organisation und Bildung dieser Flecken, die er nun nicht mehr für entfernte Milchstraßen oder Sternhaufen allgemein anzunehmen geneigt ist. Er behauptet vielmehr, daß die meisten derselben wohl nur aus einer besondern Materie bestehen möchten, welche durch unbekante Attractionen, an den Stellen wo die Nebelstücken erscheinen, aus dem allgemeinen Welt- raume herbengezogen, und daselbst mehr oder minder verdichtet worden sey; Er leitet hieraus das Cometenartige Aussehen einer großen Menge solcher Nebelstücke, und viel andere Erscheinungen ab, welche aus der älttern Vorstellungsart minder begreiflich sind. Selbst die Cometen seyen vielleicht

nur solche highly condensed nebulae, auch könne the nebulous matter wohl endlich so verdichtet werden as actually to become stars u. s. w. S. 347. Account of a lithological Survey of Schellhallien, made in order to determine the specific Gravity of the Rocks, which compose that Mountain von John Playfair. Die Beobachtungen Bouguers und Maskelynes über die Anziehungskraft hoher Berge, und die dadurch bewirkte Ablenkung des Lothes von der Verticallinie sind bekannt, und haben Hrn. Hurton Veranlassung gegeben, unter der Voraussetzung einer gewissen mittlern Dichte der anziehenden Gebirgsmasse, jene Ablenkung des Lothes zur Berechnung der Dichtigkeit unseres Erdkörpers selbst zu benutzen. Maskelyne hatte zu seinen Beobachtungen den Berg Schellhallien in Schottland gewählt, dessen Dichte Herr Hurton bey seinen Untersuchungen = 2,5 angenommen hatte. Indessen sey dieser Berg aus Gebirgsmassen von zu verschiedener Dichte zusammengesetzt, als daß man sich mit Hurtons Annahme befriedigen könnte, auch seyen diese Massen durch den ganzen Berg zu ungleichförmig vertheilt, als daß man sich schmeicheln dürfe nach Hurtons Berechnungsweise die Attraction des Berges, an den Standpuncten wo Maskelyne seine Werkzeuge aufgestellt hatte, mit gehöriger Genauigkeit zu erhalten. Sehr richtig erinnert daher der Verf. "In order then, to form an estimate of this Attraction, we must know at least nearly, these three things 1) the Varieties of Rock, composing the Mountain, 2) the Quantity of each Variety, 3) the Position of each, relatively to the Observatory." Dieß ist denn die Ursache, daß der Verf. sich die Mühe gab, eine genaue lithologische Aufnahme des Berges Schellhallien zu ver-

anstalten, deren Resultat nun den Gegenstand der gegenwärtigen Abhandlung ausmacht. Die Hauptgebirgsarten des Schehallien sind zufolge dieser Aufnahme, granulirter Quarz, von unterschiedenem specifischen Gewicht, Glimmer- und Hornblendeschiefer, und Kalkstein, gleichfalls von unterschiedener Dichte. Herr Dr. Kenney, ein Gehülfe des Verf., hat sich die Mühe gegeben, alle diese specifischen Gewichte zu bestimmen, und daraus die mittleren Dichten obiger Gebirgsmassen abzuleiten. Drey sehr verschiedene Quarzarten gaben für dieselbe eine mittlere Dichte = 2,6398. Zehn verschiedene Gattungen von Glimmer- und Hornblendeschiefer gaben eine mittlere Dichte = 2,8325, und fünf Kalksteinarten 2,7660. Hieraus und aus der Art der Vertheilung dieser Gebirgsmassen um die Standpuncte, wo Maskelynes Beobachtungen angestellt waren, verbessert nun der Verf. die von Hutton geführten Rechnungen, und findet die mittlere Dichte unseres Erdkörpers = 4,7137 welches Resultat ungefähr in die Mitte zwischen Huttons und Cavendish Bestimmungen (= 4,481 und 5,48..) zu liegen kömmt. Eine beygefügte Kupfertafel erläutert die Art der Vertheilung gedachter Gebirgsarten in dem Schehallien, und die Lage derselben um Maskelyne's Standpuncte.

S. 378. Observations and Experiments on Vision von Will. Charles Wells; verschiedene Bemerkungen und Beobachtungen über die Gränzen innerhalb deren das Deutlichsehen näher und entfernter Objecte statt findet. Wie sich solche bey Kurzs- und Weitsichtigen in verschiedenen Perioden des Lebens zu ändern pflegt, und wie ähnliche Veränderungen durch den äußerlichen Gebrauch des Belladonna-Saftes hervorgebracht werden können, woraus jedoch nicht mit völliger Gewißheit gefol-



gert werden könne; daß jene Veränderungen nur durch eine Relaxation der Augenmuskeln, es sey durch das Alter, oder durch Anwendung der Belladonna, hervorgebracht würden. Es schein wenigstens als wenn die Belladonna noch etwas anderes thue, als bloß das Exercice of the power, by which the Eye is fctted to see near objects distinctly, aufzuheben, worüber sich jedoch der Verf. in Ermangelung einer hinlänglichen Menge hierher gehöriger Versuche noch nicht näher zu erklären wagt. Beispiele von Personen, welche für entfernte Gegenstände kurzsichtiger und für nahe weit-sichtiger geworden sind, das Umgekehrte von dem was gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt. Von fortgesetzten Versuchen mit der Belladonna verspricht sich der Verf. noch große Aufschlüsse über manche Dunkelheiten in der Lehre von Sehen.

Für das Jahr 1812. S. 1. On the Grounds of the Method which *La Place* has given in the second Chapter of the third Book of his *Mécanique Celeste* for Computing the Attractions of sphaeroids of every Description von *James Ivory*. Bey den Untersuchungen über die sphäroidische Gestalt unsers Erdkörpers und anderer Planeten sey man immer von Newtons Voraussetzung, daß diese Weltkörper anfangs in einem vollkommen flüssigen Zustande gewesen, ausgegangen, und habe nun nach diesen Princip und unter der Voraussetzung einer Aenumdrehung, die Bedingungen untersucht, unter denen eine solche Flüssigkeit, sie sey nun durchaus von gleicher oder auch wie man will von ungleicher Dichte, sich im Zustande des Gleichgewichts befinden könne. Allein die Annahme einer solchen vollkommenen Flüssigkeit, wenn sie gleich sinnreich und geschickt sey, die Untersuchungen zu vereinfachen, sey doch nur ganz

willkürlich, und scheine nicht dem wirklichen Zustande unseres Erdkörpers zu entsprechen, auf dessen Oberfläche so tief wir sie kennen, die ungleichartigen Materien woraus er bestehe, gar nicht nach dem Gesetz ihres specifischen Gewichts gelagert seyen, wie doch unter der Voraussetzung eines ehemahligen durchaus flüssigen Zustandes der Fall seyn müsse u. s. w. (Nach unserm Urtheil hatte die Erde anfangs allerdings eine flüssige Form, und mußte sie haben, um der sphärischen oder sphäroidischen Form fähig zu seyn, die sie im Ganzen hat. Aber nun sinnen in dieser Flüssigkeit Affinitätsgesetze zu wirken'an, wodurch sich feste Massen von unterschiedener Dichtigkeit bildeten, die sich demächst unter einander selbst wieder auf mancherley Weise zusammenfügten. So konnten denn gar wohl schwerere Massen in Verbindung mit leichtern, bald an diesem bald an jenem Orte innerhalb der übrigen Flüssigkeit (bey der man nicht gerade an Wasser denken muß) sich im Gleichgewichte erhalten, ohne einzeln dem Gesetz des specifischen Gewichts zu gehorchen, wie z. B. ein Bleyklumpen auf der Oberfläche des Wassers, wenn er mit einem leichtern Körper als Wasser verbunden ist. Betrachtet man die Sache aus diesem Gesichtspunct, so werden daraus die mannichfaltigen Ungleichheiten auf der Oberfläche der Erde, die wir Berge nennen, selbst geringe Abweichungen von der sphäroidischen Gestalt, die die Erde höchst wahrscheinlich hat, sehr begreiflich. Nach und nach ward die ganze Oberfläche der Erde fest, und in dieser finden wir nun die einzeln Massen, wie sie sich zufällig über und neben einander gelegt haben, ohne daß hier das specifische Gewicht jeder Masse für sich, wie wir eben erwähnt haben, in Betrachtung kommen kann. Die Gestalt, die die Erde

im Ganzen hat, muß man immer aus einem originell flüssigen, und was uns am einfachsten scheint, aus einem homogenen oder vielmehr gleich dichten Zustande, ableiten, und es kann nur, um der Untersuchung eine noch größere Allgemeinheit zu geben, nützlich seyn, auch noch von andern Hypothesen der Dichtigkeit auszugehen, aber schwerlich ist dann die Untersuchung mehr als eine bloße Rechnungsübung, woraus in Rücksicht auf die wahre Gestalt unseres Erdkörpers, falls sie nicht ein vollkommenes Sphaeroide de Revolution seyn sollte, nie etwas vernünftiges gefolgert werden kann. Selbst bey der Frage, wie eine Flüssigkeit die ein solches Sphäroid bedeckt, sich vermöge der Attraction ihrer Theile gegen das Sphäroid, ins Gleichgewicht stellt, und was sie für Schwankungen erfährt, wenn dieß Sphäroid zugleich um eine Aze rotirt, bleibt die Annahme einer gewissen Homogenität oder mittlern Dichte des Sphäroids die einzige brauchbare Hypothese, um zu einigen allgemeinen Resultaten zu gelangen, welche denn freylich in der Natur durch die unregelmäßigen Localverhältnisse auf der Oberfläche des Sphäroids, mannichfaltigen und durch den Calcul schwerlich bestimmbaren Modificationen ausgesetzt sind. Wie die Attractionen solcher Sphäroide (auch der nicht elliptischen) unter andern Hypothesen ihrer Dichte (die aber schwerlich in der Natur statt finden) berechnet werden können, haben zuerst d'Alembert, und nach ihm mehr andere versucht, aber wie natürlich in der Entwicklung und Anwendung der allgemeinen Formeln, manche Schwierigkeiten gefunden, die zum Theil von der Methode der ganzen Untersuchung abhängen.) Die allgemeine Theorie solcher Attractionen nach der von La Place in seiner Mécanique Céleste gewählten Methode, macht den Gegenstand

der von Hrn. Ivory mitgetheilten Abhandlung aus. Hauptsächlich bemüht sich der Verf. in dieser Abhandlung zu zeigen, daß La Place bey der Anwendung seines sinnreichen Verfahrens auf die Attraction solcher Sphäroiden, welche nur wenig von einer Kugel abweichen, nicht mit der ihm sonst eigenen Genauigkeit zu Werke gegangen, sondern bey der Entwicklung seiner analytischen Ausdrücke oft Größen vernachlässiget habe, die nicht bey allen Sphäroiden für Null gelten können, und daß insbesondere die merkwürdige Gleichung

$$-a \left( \frac{dV}{dr} \right) = \frac{2\pi a^2}{3} + \frac{1}{2}V$$

in Nr. 10 des dritten Buches der Mec. Cel. nur für solche Sphäroide gelten könne which have their radii expressed by rational and integral functions of three rectangular Coordinates of a point in the surface of a Sphere, d. h. nur für den Fall, wenn in den Ausdrücke  $a(1 + \alpha y)$  (a. a. D. Nr. 10) die veränderliche Größe  $y$  eine rationale ganze Function der von den Winkeln  $\mathcal{I}$  und  $\pi$  abhängigen Größen  $\cos \mathcal{I}$ ;  $\cos \pi \sin \mathcal{I}$ ; und  $\sin \pi \sin \mathcal{I}$  sey. Hierdurch werde La Places Auflösungsmethode nur auf eine besondere Classe sphäroidischer Körper beschränkt, und sey also nicht so allgemein als La Place zu behaupten scheine. Indessen sey sie ungeachtet dieser Beschränkung doch immer auf eine große Menge sphäroidischer Körper anwendbar (bey der Anwendung wird es doch wohl nur auf elliptische Sphäroiden ankommen). Mit dieser Abhandlung des Verf. steht nun sogleich die folgende S. 46 On the attractions of an extensive Class of spheroids in Verbindung, worin er Formeln entwickelt, welche auf eine noch ausgedehntere Classe von Sphäroiden anwendbar sind, und dabey mehreren Unbequemlichkeiten aus-

weicht, welche bey La Place's Entwicklungsmethode noch statt finden. S. 83. An Account of some Peculiarities in the Structure of the Organ of Hearing in the Balaena Mysticetus of Linnaeus, von Everard Home. Das Trommelfell hat in dem Gehörorgane dieses Thieres keine unmittelbare Verbindung mit dem Hammer, Ambos und Steigbügel, wie bey andern Thieren, sondern die Schwingungen des Trommelfells theilen sich erst einer straffen sehnichten Haut mit, welche queer durch die Trommelhöhle geht, und mit dieser ist erst der Hammer verbunden. S. 115. Observations of a Comet, with Remarks on the Construction of its different Parts, von W. Herschel. Es ist dieß der Comet von 1811. Eigentlich nur Beobachtungen über die physische Beschaffenheit desselben. Einen hellen Punct im Kopfe des Cometen, den man für einen soliden oder planetarischen Körper halten dürfte, schätzte der Verf. etwa  $0^{\circ},775$  in der scheinbaren Größe, woraus sich mit Zuziehung seiner damaligen Entfernung von der Erde, ein Durchmesser von etwa 428 Meilen ergibt. Dieser helle Punct erschien nicht in der Mitte des Kopfs, sondern zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger excentrisch. Der Kopf des Cometen den der Verf. ungefähr auf 127000 Meilen anschlägt, war mit einer durchsichtigen nicht leuchtenden Atmosphäre umgeben, die auf 507000 Meilen im Durchmesser betragen mögte. Um diese zeigte sich eine neblichte Hülle etwa 643000 M. im Durchmesser. Der Schweif schien den 15. Oct. eine Länge von  $23\frac{1}{2}$  Graden, und eine Breite von etwa 5 bis 6 Graden zu haben. Beobachtungen über die Krümmungen des Schweifs, über hellere Streifen in demselben, über Aenderungen in der Dichte seines Lichtes, mehr oder mindere Zusam-

menziehung der dunkeln und lichten Hülle u. dergl. zu unterschiedenen Zeiten, nebst Bemerkungen über den Einfluß der Sonne auf diese Erscheinungen. S. 152. A Narrative of the Eruption of a Volcan in the See of the Island of St Michael, von S. Tillard, mitgetheilt von Hrn. Banks. Diese vulcanische Eruption ereignete sich um die Mitte des Jun. 1811. S. 229. Observations of a second Comet (im Januar 1812) with Remarks on its Construction, von W. Herschel. Dieser Comet zeigte einen sehr wohl abgerundeten, deutlich begränzten Kern, dessen scheinbare Größe den 20. Januar sich auf  $5'',2$  belief. Des Schweifes Länge betrug ungefähr  $10'$ . S. 247. Of the Attractions of such Solids as are terminated by Planes, and of Solids of greatest Attraction, von Th. Knight. Es werden hier die Attractionen zuerst von Dreiecken, Parallelogrammen, regulären Polygonen, dann von Pyramiden Prismen, und allerley runden Körpern untersucht, und zwar die Attractionen bloß auf einen vorgegebenen mathematischen Punct. (Von diesen Untersuchungen muß man allerdings ausgehen, wenn man die weit schwerere Aufgabe, wie zwey Flächen, zwey Körper u. s. w. einander anziehen, einer Rechnung zu unterwerfen, für nöthig erachten sollte. Z. B. bey der electrischen Anziehung zweyer Körper, wenn das Gesetz bekannt ist, nach welchem sich eine solche Anziehung nach der Entfernung richtet, wie ohnlängst Poisson in den Mem. de l'Institut 1811 dieß zu leisten versucht hat, oder wenn man aus Betrachtungen dieser Art etwa auch die Cohäsionsgesetze ableiten wollte, wie einiges hierüber in unseres Hofrath Mayers Abhandlung de adfinitate chemica corporum coelestium (Comment. Soc. Reg. Goett. ad a. 1804 - 1808) nachgesehen werden kann. Da in allen diesen Fällen (wie auch Hr. Poisson richtig

bemerkte) die Attraction bey der unmittelbaren Berührung, der Erfahrung nach, nicht unendlich, ja öfters nur sehr gering ist, so muß jede Function, welche das Gesetz der Anziehung einzelner Punkte (begreiflich kann in der Natur nur von physischen Punkten die Rede seyn) auch dieser Bedingung entsprechen, d. h. wenn die physischen Punkte auch selbst in Contact kommen, so muß die Attraction noch einer Endlichen Größe gleich seyn, wie in der Natur wirklich der Fall ist. Wie in dieser Rücksicht die Formel für die Attraction, selbst für den Fall, daß sie sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält, und also für die Entfernung  $\infty$  unendlich zu werden scheint, eingerichtet seyn müsse, kann aus der oberwähnten Mayerischen Abhandlung S. 54 nachgesehen werden, wöbey jedoch nicht unbemerkt gelassen werden kann, daß der Rec. dieser Abhandlung in der v. Zachischen Monathl. Corr. Nov. 1810. S. 492 einiges hierher gehörige völlig mißverstanden, und dem Verf. dieser Abhandlung etwas gesagt zu haben aufbürdet, woran derselbe nie gedacht hat, wie aus der flüchtigsten Vergleichung erhellet.) S. 310. On the Penetration of a Hemisphere by an indefinite Number of equal and similar Cylinders, von Th. Knight. Bestimmung von Räumen zwischen Cylinderflächen, die eine Kugel durchschneiden, und der Kugelfläche selbst, so weit sie von den Cylinderflächen abgeschnitten wird. S. 321. Observations on the Measurement of three Degrees of the Meridian conducted in England by Lieut. Col. Will. Mudge, von Jos. Rodriguez. Aus diesen Messungen, welche Hr. M. mit möglichstem Fleiße und mit den ausgewähltesten Werkzeugen von Ramsden angestellt hat, haben sich (m. s. Phil. Tr. 1803) für die erwähnten drey Grade Resultate ergeben, welche mit der gewöhnlichen Theo-

rie, daß die Grade nach den Polen zu wachsen, nicht übereinstimmen. Dieß hat den Verf. bewogen, die Messungen von Mudge genauer zu discutiren, und wo möglich die Ursache jener Abweichung zu entdecken, und findet sie theils in der Berechnungsweise des Hrn. Sutton, theils hält er es aber auch nicht für unmöglich, daß kleine unvermeidliche Irrungen in den Zenithdistanzen, vielleicht wegen Localattractionen, statt gefunden haben können. (Unsers Erachtens liegt es in der Natur der Sache, daß in drey unmittelbar auf einander folgenden Graden, eine Ab- oder Zunahme derselben nach den Polen, schwerlich mit Sicherheit wird bestimmt werden können.) S. 370 On a Periscopic Camera obscura and Microscope, von Syden Wollaston. — Meteorologische Tageregister machen den Beschluß eines jeden Bandes.

### Göttingen.

Denkwürdigkeiten des Marktstättens Giebels dehausen im Harzdepartement, District Duderstadt, von Johann Wolf, Canonicus zu Nörten. 1813. 8. 605 und 20 Seiten Urkunden.

Diese Monographie unsers gelehrten Nachbarn betrifft einen Ort, der dem Geschichtschreiber des Eichsfeldes merkwürdig werden mußte, da er zu denen gehört die hier am frühzeitigsten in Urkunden erwähnt werden. Das erstemahl mit seinem Grafen Biso, von dem es nur ungewiß ist, ob er im neunten oder zehnten Jahrhundert, unter Pabst Marin dem ersten (882—884) oder dem zweyten (942—946) gelebt habe. Der Verf. prüft zuerst die Meinungen über diesen Biso, und hält ihn für einen Gaugrafen im Bisgau. Im Jahre 1334 kam es pfandweise, und 1342 käuflich an Mainz; unter dessen Herrschaft die weiteren Schicksale bemerklich gemacht werden. Nach diesem geht der Verf.



die Merkwürdigkeiten dieses kleinen Orts historisch durch; die Vergrößerung desselben; Pfarrkirchen; das adeliche Geschlecht derer von Sieboldhausen; die Burgmänner aus mehreren der benachbarten, jetzt meist ausgestorbenen, adelichen Geschlechtern; die Lehen; die Religionsverhältnisse. Der Verf. zeigt bey diesen, daß zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Niemand daselbst mehr catholisch war. Allein der Erzbischof Joh. Schweickard setzte es durch die Hülfe von ein paar Jesuiten durch, daß alle wieder zu dem alten Glauben zurückkehrten. Gelehrte Sieboldhäuser. Der Verf. hat doch aus diesem kleinen Orte zehn Männer aufgefunden, die als Gelehrte und Schriftsteller sich bekannt gemacht haben; und diese sämmtlich aus dem achtzehnten Jahrhundert. Dortige Schützengesellschaft; — Unglücksfälle — drey Mahl ward der Ort in den Jahren 1694 — 1712 und 1725 größtentheils eingeeäschert; — und einige nützliche Anstalten. Der in den Beylagen abgedruckten Urkunden, die sich auf die Geschichte von Sieboldhausen beziehen, sind neun; die erste von der Abtissinn Margarethe von Sandersheim, vom Jahre 1256 über die Schenkungen, die Graf Bisio ihrem Kloster gemacht hatte.

### Frankfurt am Main.

Von der in diesen Blättern (1813. S. 403) angezeigten Dissertation sur les Samaritains ist daselbst in der Hermannschen Buchhandlung eine deutsche Uebersetzung erschienen: Ueber den gegenwärtigen Zustand der Samaritaner von Silvester de Sacy. 1814. 64 S. 8. Der Uebersetzer (Herr Prof. Sartmann zu Marburg) hat sie mit einigen Anmerkungen, litterarischen Inhalts, begleitet.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

Den 7. Februar 1814.

Göttingen.

Ihre Kaiserliche Hoheit, die Frau Großfürstin Katharina von Rußland, verwitwete Prinzessin von Oldenburg, haben Sich vom 26. bis 28. Januar in unsrer Stadt verweilt, und unsre litterarischen Institute in Augenschein genommen. Der lebendige Antheil an allem, was Geistesbildung betrifft, und die Anspruchlosigkeit bey den geistreichsten Bemerkungen über die ungleichartigsten Gegenstände in öffentlichen und Privatunterredungen mit den hiesigen Gelehrten, haben tiefe Verehrung dieser an Geist und Herzen musterhaft ausgebildeten Prinzessin in den Herzen aller derer zurückgelassen, welche Höchst Ihnen sich zu nähern das Glück gehabt haben.

Piacenza.

In Majno's Druckeray: Voyage de la mer atlantique à l'Océan pacifique par le Nord-Ouest dans la mer glaciale par le Capitaine *Laurent Ferrer Maldonado* l'an MDLXXXVIII, traduit d'un Manuscrit espagnol et suivi d'un discours  
3 (1)

qui en démontre l'authenticité et la véracité par *Charles Amoretti*, Chevalier de l'Ordre de la Couronne de Fer, Membre de l'Institut Royal et du Conseil des Mines du Royaume de l'Italie etc. et Bibliothécaire dans l'Ambrosienne de Milan. 1812. 84 Seiten in Quart, nebst 3 Charten.

Im sechszehnten Jahrhundert war es eine Lieblingsunternehmung aller, derer, die sich mit kühnem Geist auf Meere wagten, eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu suchen. Nach einer Sage sollte sie dem Capitain Laurent Ferrer Maldonado (dem Verfasser einer Kosmographie. Alcalá 1626. 4.) durch die Straße Anian (die nachmalige Veringsstraße) gelungen seyn. Da zwey Jahrhunderte nach ihm alle Versuche der Art so völlig vergeblich waren, daß Britquinnien seinen Cook anwies, sich auf seiner Entdeckungstreife mit der nordwestlichen Durchfahrt nicht mehr aufzuhalten, so war man geneigt, die Sage von Maldonado's Durchfahrt für erdichtet zu halten. Sein Reise-Journal, das in das Archiv zu Madrid kam, und vielleicht dort noch vorhanden ist, hätte darüber Auskunft geben können; noch aber hat es niemand aus dem Staube hervorziehen mögen, obgleich jetzt die Gewohnheit, aus solchen Schriften ein Geheimniß zu machen, längst aufgehört hat. Ein anderer in Spanischer Sprache geschriebener Aufsatz von ihm, in welchem die Hauptangaben von seiner Fahrt durch die Straße Anian wiederholt sind, hat sich in mehreren Abschriften verbreitet; Nicolaus Antonius führt eine in Spanien befindliche an; eine andere findet sich auf der Ambrosischen Bibliothek zu Mailand: aus letzter ist die französische Uebersetzung verfertigt, welche Herr Amoretti in obiger Schrift mit einer sehr gelehrten Abhandlung begleitet hat.

Die Handschrift ist aus dem Ende des sechs- zehnten oder Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, und, wie die Art ihrer Schreibfehler vermuthen läßt, von einem Ausländer geschrieben. Sie enthält Maldonado's Antrag an den Marineraath zu Lissabon, der zur Zeit der Vereinigung Portugal's mit Spanien Schiffahrt und Indische Angelegenheiten leitete, die nordwestliche Durchfahrt, die ihm gelungen sey, zur Schiffahrt nach Indien zu wählen; er setzt die Vortheile auseinander, welche Staat und Religion von dieser Wahl haben würden, so wie den Schaden, der für Spanien daraus erwachsen könnte, wenn seine damals so zahlreichen Feinde durch das Eismeer nach Indien gehen sollten; er bezeichnet den Weg, den man von Lissabon aus einzuschlagen habe, und gibt die Mittel an, durch welche man ihn andern Nationen verschließen könne. Nach seiner Beschreibung gieng seine Fahrt 1588 vom Norden des Landes Labrador in eine weite Meerenge (welche die nachher so benannte Hudsonsbay seyn mußte), von wo die Fahrt sowohl nördlich als nordwestlich genommen werden könne. Darauf gelange man in ein offenes Meer (wie er das Eismeer zu nennen scheint); darin gehe lange die Fahrt gegen Westen, bis sich die Küste nach Süd-Westen wende. Von da komme man nach einigen 100 lieues durch die Straße Anian (seitdem Veringsstraße genannt), die auf der einen Seite von einer Spitze von Asien, auf der andern von einer von America gebildet werde, worauf man zur Linken die Westküste von America und zur Rechten die Ostküste von Asien habe. In der Straße Anian sey ihm ein aus Sina kommendes, mit Orientalischen Waaren beladenes Schiff begegnet, welches seine Fahrt in die Häfen

Rußland's oder des weißen Meers fortgesetzt habe. Wie und in welcher Jahreszeit er die Reise gemacht habe, giebt er an, nicht aber, zu welchem Zweck und auf wessen Kosten. Um Billigung und Ausführung seines Plans desto leichter zu erhalten, berechnet er alle Kosten und Bedürfnisse an Matrosen, Soldaten, Schiffen, an Provision und Munition, an Kleidern u. s. w. Naivetät und Einfachheit des Stils lösen Vertrauen ein.

In Spanien war die Schrift nicht unbekannt. Der Herzog von Almadover kannte ihren Inhalt durch einen Auszug, nach welchem er aber an der Echtheit der Schrift und der Wirklichkeit der gemachten Reise, ob gleich ungern, zweifelte. Der dem Maldonado beygelegte Titel Don, die Unmöglichkeit eines Durchgangs unter dem  $60^{\circ}$  der Breite, die angegebene viel zu kleine Breite der Meerenge Anian, die Abwesenheit alles Eises bey seiner Reise, die Erwähnung der Insel Friesland, und andere geographische Irrthümer machten sie ihm verdächtig. In der beygefügten Abhandlung sucht Herr Amoretti diese Schwierigkeiten zu heben. Der Titel *Don Maldonado* wäre allerdings auffallend, wenn sich der Capitain denselben beygelegt hätte (denn ihn führten damahls nur große Herren); aber er steht nur im Auszug; im Spanischen Original sagt der Capitain von sich: *Por mí el Capitano Lorenzo Ferrer Maldonado*. 2. Alferdings könnte Maldonado die Meerenge Anian nicht unter  $60^{\circ}$  der Breite gefunden haben, da sie nach Cook unter  $66$ , oder wenigstens unter  $65^{\circ}$   $50'$  liege. Wenn sich nun gleich diese Unrichtigkeit mit ähnlichen Irrthümern in geographischen Bestimmungen der frühern Jahrhunderte, bey dem Gebrauch sehr unvollkommener Instrumente ent-

Schuldigen ließe: diese Entschuldigung ist hier nicht nöthig, da Maldonado's Bestimmungen wirklich auf 65° führen. 3. Und wenn er die Straße Anian viel schmaler angibt, im Norden  $\frac{1}{2}$  und im Süden  $\frac{1}{3}$  lieü, da sie Cook in manchen Gegenden bis auf 13 Breuen geschätzt hat, so hat schon Amadover zu seiner Vertheidigung angemerkt, daß in dieser Gegend große physische Revolutionen vorgefallen seyn möchten, welche die Straße so sehr könnten erweitern haben. 4. Die Insel Friesland, welcher so viele frühere Reisende, die Brüder Zeni, C. Colon, Forbisher, erwähnen, ist wahrscheinlich bey einem Erdbeben vom Meere verschlungen worden. 5. "Nur wie war es möglich, daß Maldonado in dieser Gegend, wenn er sie wirklich beschifft hat, von keinem Eise aufgehalten werden, da doch Billing, Cook, Clarke durch dasselbe verhindert wurden, ins Eismeer zu kommen?" Weil (meint der Verf.) ihm die Jahreszeit (der April bis Julius), und allerley physische Umstände, Winde, schmelzende Nebel, die das Eis von Zeit zu Zeit entfernen, günstiger waren, als den genannten Seefahrern. 6. Die übrigen geographischen Irrthümer, aus denen man Verdacht geschöpft hat, betreffen ganz andere Gegenden, und können daher nicht beweisen, daß Maldonado die Straße Anian nicht befahren habe. Seine die Abhandlung begleitenden Charten sind zwar nicht richtig; aber waren es überhaupt die der frühern Reisenden, die man deshalb noch nicht in Verdacht gezogen hat, als hätten sie die von ihnen unrichtig dargestellten Länder gar nicht besucht? Seine Chartenentwürfe machen überdieß gar keine Ansprüche auf Genauigkeit, sondern sind nur grobe Umriffe, zur Verdeutlichung seines Projects hingeworfen.

Außer dem Herzog von Almadover hat auch Alexander Humboldt die Wirklichkeit der von Maldonado vorgegebenen Reise bezweifelt, weil Marquis von Malespina, der seinen Angaben auf Befehl der Spanischen Regierung 1789 nachgieng, zwischen 58 – 60° keine Durchfahrt, sondern bloß einen Eingang ohne Ausgang (einen cul de sac) gefunden hat. Aber war ihm auch die Gegend, wo er den Durchgang suchen sollte, richtig vorgeschrieben? Er hätte ihn nicht zwischen 58 – 60°, sondern zwischen 60 – 66° suchen sollen: denn aus der Beschreibung seiner Fahrt ist deutlich, daß Maldonado den nordwestlichen Durchgang unter 65° der Breite gefunden hat.

Der Verf. hat allerdings die Vertheidigung seines Autors mit Gelehrsamkeit und Glück geführt, und nur eine neue Untersuchung in einer zur Entfernung des Eises günstigen Jahreszeit kann erst völlig entscheiden, ob die Schrift bloße Täuschungen enthalte. Selbst der Herzog Almadover nahm eher physische Revolutionen jener Gegend zu Hülfe, als daß er den Stab über den kühnen Seefahrer gerade zu gebrochen hätte. Da bey der Beurtheilung des Inhalts dieser Schrift auch etwas auf Styl und Vortrag ankommt, so hätten wir lieber das Spanische Original der Schrift oder doch das selbe neben der Uebersetzung zu besitzen gewünscht. Sie hätte nur 19 S. gekostet.

Unter den beygelegten Charten stellt die erste den vorgeschriebenen Weg von Lissabon aus mit allen seinen möglichen Einbeugungen dar; die zweyte, sechs verschiedene Versuche der Seefahrer eine nordwestliche Durchfahrt zu finden; die dritte, die von Maldonado seinem Aussage beygelegte Zeichnung.

## Sulzbach.

In des Commercienraths J. E. Seidels Kunst- und Buchhandlung: Gedanken, Wünsche und Vorschläge über die öffentliche Gottesverehrung, und die dahin einschlagenden Gegenstände, von einem Greise. Aus dem Lateinischen einer Synodal-Abhandlung übersetzt. 1813. 158 S. in Octav.

Diese Abhandlung, die sich über alle Theile der öffentlichen Gottesverehrung ausbreitet, verdient wegen der besondern Beschaffenheit unserer Zeit eine nähere Anzeige. Der Verf. handelt zuerst von den oft gemachten Vorschlägen, durch welche der gesunkenen Religiosität wieder aufgeholfen werden solle. Von dem Schulunterrichte, von dem Zwange der Obrigkeiten zum Kirchenbesuche, von dem Hausbesuche der Prediger, und von der Strenge der Kirchenzucht erwartet er, nach den hier ausgeführten Gründen, nicht viel. Von Seite 38 an trägt der Verf. seine eigenen Ansichten vor, und setzt die Hauptsache in die Nothwendigkeit eines angemessenern Cultus. Den Kirchengebäuden müsse mehr Schmuck und Reinlichkeit zu statten kommen u. Er ist der Meinung, daß neben den Kirchen, welche bloß zum Lehren bestimmt seyn sollen (?), auch Bethäuser errichtet werden müßten, welche bloß allein zur Verehrung der Gottheit bestimmt würden. Was der Herr Verf. über den Gesang, über das Leben und den Wandel der Prediger, über zweckmäßige Einrichtung der Predigten, die nothwendig durch Herzlichkeit wirksam werden, über Pericopen, Catechisationen, Betstunden, Taufhandlungen, Confirmation, Beichte, Abendmahlsfeier, eheliche Einsegnungen, Leichenpredigten und über die in den Kirchen vorzunehmenden und mit



besondern Fegerlichkeiten zu verbindenden Eidesleistungen sagt, ist lesenswerth, und gibt zu weiterem Nachdenken für Prediger und Candidaten reichen Stoff. Manche Vorschläge möchten in- zwischen keinen allgemeinen Beyfall finden, z. B. S. 105, 106, die Laufe könne süglich auf ein jährlich dazu gewidmetes Fest verschoben werden; S. 122, es sey nüglich, jährlich ein Ehefest an einem schicklichen Sonntage zu halten, wobey die Instrumentalmusik den Act eröffnete, ein Wechsel- gesang der Gemeinde und der neuen Eheleute folgte, die Gemeinde Glück wünschte, und sie zu ihrer Pflichterfüllung ermahnte, und denen die neuen Eheleute dankten und gelobten treu ihrer Pflicht zu seyn. — S. 137 vertheidigt der Verfasser den Nahmen der Priester für die protestan- tischen Geistlichen. —

Wenn man über die von dem Verfasser gethanen Vorschläge näher nachdenkt: so zeugen sie insge- sammt von Sachkenntniß und Erfahrung. Inzwi- schen ist doch ein Hauptpunct nicht genug beher- zigt. Das Hauptmittel, der öffentlichen Gottes- verehrung mehr Interesse, Gewicht und Eindruck zu verschaffen, bliebe doch wohl immer die Sorge den Glauben an die göttliche Eingebung der hei- ligen Schrift, und die Ueberzeugung von der Gött- lichkeit der Offenbarung zu befestigen und auszu- breiten. Denn man kann es nicht läugnen, daß die Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Gottes- verehrung seit der Zeit überhand genommen hat, als der Glaube an die Eingebung der heiligen Schrift geschwächt wurde.

Die Uebersetzung läßt sich als ein deutsches Original lesen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 10. Februar 1814.

Göttingen.

Durch ein gnädiges Rescript aus dem Cabinets-Ministerium zu Hannover vom 18. Januar, ist der hiesigen Universität die frohe Nachricht gekommen, daß sie wieder dem Schutze und der Fürsorge ihrer vormahligen hohen Herren Curatoren, Sr. Excellenz des Herrn Staats- und Cabinets-Ministers Freiherrn von Arnswaldt, und Sr. Excellenz des Herrn Staats- und Cabinets-Ministers Freiherrn von der Decken, unter der Assistenz des Herrn Geheimen Cammer-Raths Freiherrn von Arnswaldt, anvertraut sey. So sind denn die ehemahligen so glücklichen Zeiten in ihrem ganzen Umfange wieder zurückgekehrt! Die vereinigten hohen Mächte und die deutsche Tapferkeit haben uns dem erlauchten Hause Braunschweig-Lüneburg wieder gegeben; ihm, unter dessen väterlicher Regierung und durch dessen wahrhaft königliche Munificenz die Georg-Augustus Universität seine Schöpfung, so mächtig und kräftig empor-

A (2)

gewachsen, und zu einer solchen Blüthe und Stärke gelangt ist, daß ihr selbst die alles verwüstenden Stürme der Zeit nicht haben schaden können. Se. Könialiche Hoheit, der Prinz Regent des vereinigten Reiches Großbritannien und Ireland, unser gnädigster Herr, haben gleich den Morgen Höchst- ihrer beglückenden Regierung der Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Lande im Nahmen Sr. Majestät, unsres geliebtesten Königs, dadurch uns unvergeßlich gemacht, daß Sie, nach der Höchst-ihrem Hause angestammten Liebe zu allem, was die Bildung des menschlichen Geistes und die Wissenschaften befördert, Höchstihre Aufmerksamkeit und gnädigste Fürsorge auf unsre Universität zu richten huldreichst geruhet haben. Die Königliche Societät der Wissenschaften erfreut sich nach zehn längen Jahren der Gegenwart ihres erhabenen Präsidenten, Sr. Königlichen Hoheit, des durchlauchtigsten Herzogs von Cambridge, wieder, und fühlt sich dadurch neu belebt und zu neuer Thätigkeit gestärkt. Und nun sehen wir uns auch einer Curatel, deren unermüdet eifrige Sorgfalt zur Beförderung unsrer Wohlfahrt wir ehedem schon genossen haben, und einer Assistenz von allgemein geschätzter Liebe zu Wissenschaften und Künsten, wie sie dem wahren Kenner eigen ist, übergeben. Unsre stillen Gebete und kühnsten Wünsche sind von der ewigen Vorsehung erfüllt; und unter den brünstigsten Dantgelübden steht jeder der hiesigen Lehrer es für seine heiligste Pflicht an, durch Eifer in seinem Beruf, und durch Anstrengung aller seiner Kräfte für die Erweiterung und Veredelung der Wissenschaften sich eines so großen Glückes würdig zu erweisen.

## Paris.

Histoire générale de l'Espagne, depuis les tems le plus reculés jusqu'à la fin du dix huitième siècle par G. B. Depping; avec une Carte de l'Espagne ancienne, et un essai d'une bibliothèque historique de l'Espagne. 1811. Vol. I. 438 S. Vol. II. 442 S. in Octav.

Das gegenwärtige Werk, eine Frucht der Zeitumstände, welche in Frankreich die Aufmerksamkeit auf Spanien richteten, soll, wie der Titel sagt, die ganze Geschichte desselben umfassen. Von den beiden hier anzuzeigenden Theilen enthält indeß der erste nur die älteste Geschichte, unter Phöniciern, Carthagern und Römern bis zu Ende der Republik; der zweite unter den Kaiserern und unter den Gothen. In zwey andern Theilen glaubt der Verf. das übrige begreifen zu können. Man habe in Frankreich noch keine brauchbare Geschichte von Spanien; sondern nur entweder Abrisse, oder Behandlung einzelner Abschnitte. Die Werke Spanischer Geschichtschreiber habe der Verf. zwar mit Fleiß aufgesucht; aber selbst die Kaiserliche Bibliothek sey arm in der Spanischen Litteratur; nur ein Paar Privatsammlungen boten einiges dar. Der vorgesezte Essay d'une bibl. historique de l'Espagne ist daher auch wohl bey den wenigsten Büchern aus eigener Ansicht, sondern nach andern, besonders Meusel entworfen. In den ersten beiden Büchern, welche, nach einer geographischen Ansicht Spaniens, der frühesten Periode gewidmet sind, hat Herr D. mehrere neuere, auch Deutsche Schriftsteller, (er selbst ist, so viel wir wissen, ein Deutscher,) benützt; in Beziehung auf die Phöniciſchen und Carthagischen Niederlassungen besonders die Werke von Herrn. Pessier. Gegen die Hypothesen von Hrn. Pessier

Kadel, der auch in Spanien cyclopische Mauern gefunden haben wollte, werden gegründete Einwendungen gemacht. Wenn aber der Verf. annimmt, daß Hanno, der Verfasser des Periplus, derselbe sey, mit dem Hanno der einen Versuch zum Umsturz der Carthagischen Verfassung machte, so wissen wir nicht worauf dieses sich gründet. Die Unternehmungen der Carthager unter Hamilcar, Asdrubal und Hannibal, werden ausführlich erzählt. Hierauf folgt ein Abschnitt über die damaligen Sitten und Lebensart der Spanier; erst im Allgemeinen; und dann nach den einzelnen Hauptvölkern; in unsern Augen das Schätzbarste des ersten Theils. Die Vergleichung der Nachrichten der Alten, mit denen der Neuern, zeigt oft auffallend, wie manches trotz so vieler Veränderungen sich dennoch erhalten hat. Die einzelnen Hauptvölker von denen der Verf. spricht, sind die Asturer, Cantabrer, Basken, Gallaecer, Lusitaner und Celtiberer. Bey Gelegenheit der Basken eine Untersuchung über ihre Sprache. Der Verf. findet es eher wahrscheinlich, daß sie ein Zweig der Celtischen sey, als das Bas-Breton, welches man gewöhnlich dafür hält. Auf jeden Fall sey es eine selbstständige, grammatisch ausgebildete Sprache, die besonders in der Einrichtung ihrer Conjugationen Eigenthümlichkeiten hat, wodurch sie sich von allen andern bekannten Sprachen unterscheidet. Die Celtiberer scheinen dem Verf. mehr Celtischen als Iberischen Ursprung zu verrathen. Er glaubt davon den Beweis in ihrer Religion zu finden, in der Celtischer Cultus vorgeherrschet habe. Indes ist uns doch keine Spur von Druiden Religion bey den Celtiberern bekannt. Der Verf. glaubt auch einen Unterschied des Characters von den andern Spanischen Völkern wahrzunehmen; nicht den aus-

dauernden Heldenmuth, den die andern beweisen. Aber die Numantiner, das tapferste aller Spanischen Völker, gehörten doch auch den Celtiberern an. Das dritte Buch, welches den ersten Band beendigt, enthält die Geschichte Spaniens unter der Römerherrschaft bis zum Untergang der Republik, in drey Kapiteln; erste Eroberungen der Römer; der Krieg des Sertorius; und die Kriege des Cäsar und Pompejus; nach den bekannten Quellen erzählt. Der zweyte Band setzt in dem vierten Buch diese Erzählung fort; Spanien als Provinz des Römischen Reichs; bis auf die Einwanderung der Gothen. Nachdem der Verf. zuerst die politischen Vorgänge erzählt hat, folgt ein lehrreicher Abschnitt über den Zustand Spaniens als Römische Provinz unter den Kaisern; über die Verfassung, Cultur des Bodens, Viehzucht, Manufacturen, Handel, Bergwerke, Sprache u. s. w. Die Nachrichten, welche theils bey den Schriftstellern, besonders auch denen über die Landwirthschaft sich finden, sind mit den von Masden gesammelten Inschriften verglichen; und führen nicht selten zu wichtigen Aufschlüssen. Man vergleiche z. B. die, welche den Zustand der Schafzucht, den Bau der Cochenille, das Bergwerkwesen und andere Gegenstände betreffen u. s. w. Auch sehr ausführlich, in einem eignen Kapitel, über die Einführung des Christenthums in Spanien. Die Geschichten der Märtyrer, der wichtigen Concilien und der verschiedenen Secten werden im Einzelnen erzählt. Ob das Detail hierher gehört, mag man zweifeln; es scheint das Lieblingssthema des Verf. zu seyn. Unsere Aufmerksamkeit erregte besonders das fünfte Buch: Spanien unter der Herrschaft der Gothen; um so mehr, da der Verf. in der Vorrede bemerkt, daß er der Güte des Herrn

Jourdain kostbare Materialien aus Arabischen Geschichtschreibern auf der K. Bibliothek verdanke. Das fünfte Buch füllt auch die letzte größere Hälfte dieses zweiten Bandes aus, und ist, da die Spanisch-Gothische Geschichte noch so wenig behandelt ward, allerdings um desto willkommener. Der Verf. gibt zuerst eine Uebersicht der Geschichte des Gothenreichs nach den Königen; darauf die Geschichte des Falls des Reichs; die Entstehung neuer Staaten in Spanien; und endlich über den bürgerlichen und moralischen Zustand Spaniens unter den Gothen. Die Geschichte des Falls des Reichs ist mit einigen Nachrichten des Hrn. Jourdain aus Arabischen Handschriften bereichert; durch welche er den Zeitpunkt der Schlacht bey Xeres genauer zu bestimmen sucht. Diefem Gelehrten zufolge geschah die Landung von Tarik in der Mitte des Juni 711, und die Schlacht muß in den August oder September eben dieses Jahrs gesetzt werden. Doch beruht dieß alles mehr auf Inductionen als ausdrücklichen Zeugnissen. Die Geschichte von Pelagius und seinen Thaten wird mit Mißtrauen, jedoch auf die gewöhnliche Weise erzählt. Auch in diesem Buche ist der letzte Abschnitt über den bürgerlichen und moralischen Zustand der Nation der vorzüglichste. Bey den ersten sind die Gesetze der Westgothen fleißig benutzt. Der Zustand der Hierarchie ist besonders entwickelt; nur hätten wir gewünscht, daß die Folgen des Untergangs des Arianismus deutlicher dargelegt wären.

Sollen wir das Werk des Hrn. D. im Ganzen characterisiren, so können wir ihm das Lob, eine lesbare Geschichte von Spanien geschrieben zu haben, nicht absprechen. Eigene Forschung haben wir nur in einigen, hinreichend von uns bezeich-

neten, Abschnitten bemerkt, in den eigentlich historischen am wenigsten. Die Armuth an Spanischen Schriften, selbst in Paris, über die der Verf. klagt, wird, fürchten wir, in den folgenden Theilen erst recht fühlbar seyn; mögen dafür reichliche Auszüge von Arabischen Geschichtschreibern der Pariser Bibliothek dem Verf. zu Theil werden! Seine Bekanntschaft mit der Deutschen Litteratur ist sehr lobenswerth; und wenn auch nicht in der Sprache (worüber wir uns kein Urtheil anmaßen,) wird man doch in der ganzen Manier die Behandlung den Deutschen nicht verkennen.

### Leyden.

By Haak en Comp.: Verhandelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leyden. 1806. D. 1. 563 Seiten in groß Octav.

Dieser Theil besteht aus einem Vorberichte und einer Abhandlung. Der Vorbericht theilt zuerst Nachrichten mit von den Schicksalen der Gesellschaft. Auch diese Gesellschaft erfuhr den unseligen Einfluß ausländischer Kriege und innerer Zerrütungen. Immer mehr gerieth sie in Verfall. Endlich hörten alle Arbeiten auf. Seit dem Jahre 1799 erfuhr man nichts mehr von ihr; nichts von Einladungen, allgemeinen Versammlungen, Preisfragen, eingefandten oder herausgegebenen Abhandlungen, und neuen Mitgliedern. Die Gesellschaft schien nicht mehr zu seyn. Aber sie erhob sich wieder durch die Bemühungen von drey oder vier ihrer ältern Mitglieder. Bereits im October 1803 wurde wieder eine allgemeine Versammlung gehalten: und diese Versammlung selbst macht dann den zweyten Gegenstand des Vorberichts aus. Der Präsident **Te Water** verbreitete sich in seinem Vor-



trage sehr ausführlich über das Leben und die Schriften des letzten Bischofs von Antwerpen, C. J. de Velis, der zu den Mitgliedern der Gesellschaft und zu den ausgezeichnetsten Männern unserer Lage gehörte. Was Herr Te Water von und über de Velis bemerkt und gesammelt hat, und (von S. 6 bis 31) mitgetheilt wird, ist des Danks sehr werth, befreudigt aber nicht, und am allerwenigsten den Psychologen. Angehängt ist ein Namensverzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft. Die Abhandlung selbst enthält die Geschichte der Belagerung und der Eroberung Leyden's von Herzog Johann von Bayern im Jahre 1428. Ihr Verfasser ist der rühmlichst bekannte Joh. Meermann, Herr von Dalem en Vuren. Herr M. schöpfte aus gedruckten nicht nur, sondern auch aus ungedruckten Quellen, und zwar mit eisernem Fleiße, mit unerschöpflicher Geduld und mit jener Sorgfalt und Aengstlichkeit, die durchaus nichts unkommen lassen will und kann. Von S. 1 - 159 reicht die Abhandlung. Den größern Theil von S. 163 - 563 nehmen die Verlagen ein. Auch sind Abbildungen von sechszehn Siegeln beygefügt. Wie wollen nur ein einziges Factum ausheben. Im Jahre 1420 verpfändete der Herzog von Brabant, der nichts weiter trieb als Jagd und Vogelfang, ohne Zustimmung seiner Gemahlinn, Holland, Seeland und Friesland an den Herzog von Bayern, auf zwölf Jahre gegen 84400 Nobelen und 90000 französische Kronen. Damals galt die französische Krone 66 Grote, und der englische Nobel 10 Schillinge: die obige Summe betrug also 423580 Gulden, und das brachte auf jedes der zwölf Jahre 35298 $\frac{1}{2}$  Gulden.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 12. Februar 1814.

Wien.

In der Camesinischen Buchhandlung: Enchiridion hermeneuticae generalis tabularum Veteris et Novi Foederis. Authore (Auctore) *Johanne Jahn*, Philos. et Theol. D., eccl. metropol. ad S. Stephanum Viennae Canon. Capit. Archiepisc. Confistorii-Consiliar., olim L. L. O. O. archaeol. bibl. introd. in V. T. et dogm. Prof. caes. reg. P. et O. 1812. VIII und 188 Seiten in groß Octav.

Der Verf. gibt durch diese Schrift einen neuen rühmlichen Beweis, wie sehr er sich durch Gelehrsamkeit und Forschungsgeist über so manche andere Theologen seiner Kirche erhebe. Er hatte bereits 1805 in seiner biblischen Archäologie ein biblisch-hermeneutisches, nächstens zu publicirendes Werk versprochen, war aber nachher theils durch andere Hindernisse, theils durch seine veränderten Verhältnisse abgehalten worden, dasselbe zu ediren, bis er endlich wiederholt und dringend von literarischen Freunden an Erfüllung seines Versprechens erinnert ward, dessen er sich durch vorliegendes Enchiridion entledigt. Es sollten darin, um jede

B (2)

unnöthige Wiederholung zu vermeiden, die Grundsätze, welche bey der Auslegung des A. und N. T. gemeinschaftlich in Betrachtung kommen, sogleich mit einem Wahl in der nöthigen Ausführlichkeit dargestellt werden, und zwar nicht bloß mit gehöriger Klärheit und Bemerkung des Grundes jeder einzelnen Vorschrift, sondern auch mit den erforderlichen Beschränkungen; diese sollten dann durch passende Beyspiele erläutert werden, unter denen manches, um die Anwendung der Regeln anschaulicher zu machen, etwas weiter ausgeführt wurde. Bisweilen sollten auch noch nach dem Plane des Verf. — welches wir freylich in einer hermeneutischen Anweisung nicht ganz billigen können, einzelne wichtige Exempel, die auf die Dogmatik sich beziehen, eingeschaltet werden, um dabey den Einfluß der Hermeneutik auf andere theologische Wissenschaften bemerklich zu machen. Wir versuchen es, in einem kurzen Abriss dieser Schrift zu zeigen, wie Herr J. diese Idee ausgeführt hat.

Nach kurzen Vorerinnerungen über Verstehen, Auslegen, biblische Hermeneutik im Allgemeinen werden hier, ohne daß eine Eintheilung des Ganzen, das abgehandelt werden soll, angegeben wäre, die hauptsächlichsten für eine solche Anweisung gehörenden Punkte in sieben Capiteln unter folgenden Rubriken abgehandelt: I. De sensu. II. De contextu orationis, subtrata materia, consilio auctoris, aliisque adjunctis. III. De locis parallelis. IV. De tropis recte interpretandis. V. De emphasibus. VI. De compositione *συνοψιστικῶν*. VII. De audiendis et legendis interpretibus, et de exercitatione hermeneutica. Rec. vermißt hier zunächst ein sicheres Fundament, oder eine sichere Richtschnur, wornach sich das Mehr oder Weniger, das in eine solche Theorie der Auslegung auf-

zunehmen ist, bestimmen ließe; auch ergibt sich solche so wenig aus der §. 3. aufgestellten Definition der Hermeneutik: *systema regularum interpretandi scripturam*, als aus der §. 2. angegebenen nicht genügenden Bestimmung: was interpretari sey? Alsdann aber vermißt er vorzüglich die, selbst in einem Enchiridion, welches doch den ganzen Umfang einer Wissenschaft im Grundriß verzeichnen soll, unerläßliche Vollständigkeit, deren Mangel eben daher sich erklärt, daß hier ein *fundamentum dividendi* für das Ganze fehlt. Wollte man nämlich auch nur in einer skizzirten Uebersicht die Hauptquellen der Wissenschaft so andeuten, daß das Ganze erschöpft wird: so würde doch die von Bauer, Meyer u. a. beliebte Eintheilung des Ganzen in eine allgemeine und specielle Hermeneutik des A. oder N. T. die natürlichste seyn; bey dem allgemeinen Theile ließe sich dann durch die Eintheilung in Wort- und Sacherklärung am leichtesten eine vollständige Uebersicht des Ganzen erlangen; es würde bey der Worterklärung, wenn sie als Anleitung befriedigen soll, ein etymologischer, grammatischer und syntactischer Theil, wenigstens nach einer summarischen Verzeichnung der Hauptfunctionen eines jeden unerläßlich seyn; und es würde der etymologische Theil um so weniger aus der Acht gelassen werden können, da er sehr bestrittene Punkte, nämlich beym A. T. die Erkenntnisquelle der hebräischen Wortbedeutung, und das Verhältniß der hebräischen Sprache zu den verwandten Dialecten, beym N. T. das Verhältniß der eigenthümlichen Sprache desselben zu dem reinen Griechisch, zu beleuchten hätte. Daß wir nun hier eine Specialhermeneutik des A. oder N. T. vermissen, wollen wir bey der Kürze, die der Verf. sich zum Geses gemacht hat, so sehr nicht

rügen; wenn wir gleich gegen die Bemerkung §. 3. S. 12. protestiren müssen, daß eine *specialhermeneutik* des A. oder N. T. in einer *Einleitung* des A. oder N. T. abzuhandeln ist; sie kann zwar als Zugabe zu der *Einleitung* hinzugefügt werden, aber wesentlich gehört sie nicht zu derselben, sondern ist ein Theil des Ganzen der *biblischen Hermeneutik*, wenn nicht die Gränzen beider Wissenschaften ohne Noth sollen verwirrt werden; die *Einleitung*, nämlich: die *historisch Critische Einleitung* liefert die *Prämissen*; die *Hermeneutik*, nämlich die *allgemeine und specielle* liefert, da sie *Theorie* ist, die *Grundsätze*, die aus jenen *Prämissen* abgeleitet werden, und die *Ausleger* leiten solle! — Aber nothwendiger scheint es uns zu erinnern, daß der für die *allgemeine Hermeneutik* und namentlich für die *Worterklärung unumgängliche etymologische Theil* durch das, was §. 8. unter der Aufschrift *usus loquendi* und §. 13. unter der Rubrik *testimonia de usu loquendi* beigebracht ist, zu wenig befriedigend angedeutet wird; und daß so wenig die *Erörterung* über das *Verhältniß* des *Hebräischen* zu den *verwandten Dialecten* in die *Einleitung ins A. T.*, als die *Verückichtigung* der den *N. T.* *Sprachgebrauch* erläuternden *alten Commentatoren, Scholasten, Glossographen*, in die *Einleitung ins N. T.* zu verweisen gewesen wäre, wie Herr J. §. 13. thut! Endlich glauben wir noch bemerken zu müssen, daß in diesem *Enchiridion* der *eigenrhmliche Character* des *Styls* und der *Darstellung* der *Schriftsteller* des A. oder N. T., so weit der *Ausleger* dieselben nothwendig beachten muß, zu wenig hervorgehoben ist; welches eben in dieser *compendiarischen Verbindung* der *Hermeneutik* des A. und N. T., die, so durch jeden einzelnen Pa-

ragraph durchgeführt, gar zu viel gegen sich hat, seinen Grund haben möchte. — Doch wir sehen lieber auf das, was der Verf. uns gibt, als auf das, was wir vermiffen! Hier müssen wir denn allerdings gestehen, daß Herr J. im Einzelnen, wo es auf Erforschung des Sprachgebrauchs, auf Benutzung des Contextes und der Parallelstellen, auf Erklärung der Tropen, auf Emphasen, und selbst auf Ausgleichung der sich scheinbar widersprechenden Stellen ankömmt, viel Treffliches, wenn gleich nicht Neues, beigebracht, und durch gut gewählte Beispiele erläutert hat; und daß das Capitel von Benutzung der ältern und neuern Ausleger eine fruchtbare Uebersicht enthält. Die Principien, welche bey dieser Theorie zum Grunde liegen, zeugen im Ganzen von den bekannten liberalen Grundsätzen des Verfassers, der gern, jedoch mit Auswahl und Behutsamkeit, auch von den bessern Vorarbeiten protestantischer Hermeneutiker Gebrauch macht; und wenn bey einzelnen Punkten gewisse Lieblingsmeinungen seiner Kirche hervorleuchten; so sind diese so gemildert als möglich dargestellt, daß sie durchaus den selbstständig forschenden Gelehrten verrathen. Merkwürdig ist besonders seine Erklärung über den Werth der Tradition, so fern sie über den streitigen Sinn schwärziger Schriftstellen entscheidet, S. 14 — 16 woben er die Meinung von dem Werth derselben sehr herabstimmt, und am wenigsten *in omnium controversiarum* von ihr erwartet. Eben so merkwürdig ist §. 15. 16. seine Erklärung: wiefern er einen *sensum mediatum* annehme? ohne deswegen mit den alten Auslegern auf einen mystischen Sinn Jagd zu machen; und §. 32. S. 96. seine Erklärung über die *analogia doctrinae totius scripturae sacrae*; wiefern diese bey Zuziehung der Paral-

Ielstellen vorzüglich zu berücksichtigen sey? Nur  
 gebricht uns der Raum, um solche und ähnliche  
 liberale Aeußerungen auszuziehen. Dagegen sey  
 uns vergönnt, noch im Einzelnen folgendes zu er-  
 innern: S. 10. Note 2. zu §. 2. scheint uns des  
 sonst so behutsame Verfasser doch über die mythi-  
 sche Erklärungsart der Erzählungen des N. T.  
 zu schnell den Stab zu brechen, "als ob den  
 Hebräern gar nichts Eigenthümliches bleibe, und  
 Alles müßte hier nach der Analogie anderer alter  
 Völker beurtheilt werden!" Beym N. T. und Hn.  
 Paulus psychologischen Erklärungen der N. T. Er-  
 zählungen möchte man ihm eher beystimmen. — In  
 der Note zu §. 9. bemerkt Herr J., daß ungeachtet  
 in einem gegebenen Context der Schrift nur ein  
 einziger Sinn anzunehmen sey, dennoch in et-  
 lichen (welchen? und woran erkennbaren?) Weis-  
 sagungen des N. T. ein doppelter *sensus literalis*,  
*subjectivus et obscurus*, *qui menti prophetae*  
*obversabatur*, et *objectivus*, *qui a Deo revelante*  
*intendebatur*, et demum *complemento historiae*  
*pandebatur*, unterschieden werden könne. (?) —  
 In Ansehung der reichen und ausgewählten Littera-  
 tur, die diesem Lehrbuch zur besondern Zierde  
 gereicht, müssen wir noch bemerken, daß *Ernesti*  
*Interpres N. T.* 1809, von Ammon wiederholt  
 edirt ist; daß von *Morus hermeneutica N. T.*, ed.  
*Leipzig* 1802 der zweyte Theil erschien; daß  
*Meyer's* (nicht *Mayer's*, wie es S. 20 heißt,) *Her-  
 meneutik des N. T.* nicht zu Göttingen 1779  
 und 1780 erschien, sondern zu Lübeck 1799, 1800;  
 daß endlich *Keil's* Lehrbuch der *Her-  
 meneutik des N. T.*, Leipzig 1810, wovon *Emmerling* eine  
 lateinische Ausgabe (Leipzig 1811. 8.) besorgte,  
 hier noch mit Recht hätte aufgeführt werden mögen.  
 — Noch möchte folgender Druckfehler als einer der

auffallendsten zu bemerken seyn: S. 17. Z. 9. 10. *quamplurimas — elucubrați sunt institutiones hermeneuticae.* — Doch alle diese Erinnerungen werden der Achtung gegen den verdienten Verf. nichts benehmen, womit Rec. diese Schrift aus der Hand legte.

### Frankfurt am Main.

Bei Eichenberg: Bemerkungen über das epidemische Kindbetterinnenfieber, von Dr. C. S. Bayrhoffer, Privatdocenten an der Großherzogl. Specialschule für Med. und Chir. zu Frankf. am Main. 1812. 112 Seiten in Octav.

Die Bemerkungen entstanden aus den Beobachtungen eines epidemischen Kindbetterinnenfiebers, welches der Verf. im Heidelberger Gebährhause zu sehen Gelegenheit hatte. Sie beziehen sich auf die Heidelberger Jahrbücher, wo Herr Prof. Mägele die gleiche Epidemie beschrieben hat. Er gesteht, daß seine Ansicht von der des Lektorn wesentlich abweiche, und dieses habe ihn bewogen, seine Bemerkungen bekannt zu machen. Die Beschreibung dieses Fiebers ist, wie er selbst sagt, nicht vollständig, da bey seiner Abreise die Krankheit noch im Steigen war. Er untersucht nun, wie das Puerperalfieber entstehe. Der Rec. will so viel möglich den eigenen, aber etwas verworrenen und weitschweifigen Ideengang des Verf. in kurzen Sätzen ohne alle Bemerkungen mittheilen. Bey den Schwängern sind die Receptivität und die Productionskraft erhöht, und die Erzeugung der lymphatischen Stoffe hat zugenommen, das Contractionvermögen aber ist gesunken. Wo nun im Innern die Thätigkeit der Organe erhöht ist, da sind die peripherischen Organe unthätiger, namentlich die Haut. Gegen das Ende der Schwangerschaft vermindert sich die Productionskraft, und



sinkt auch die Receptivität; dagegen steigt das Contractionsvermögen, und die Thätigkeit der Haut, zu welcher sich auch eine erhöhte Thätigkeit der Brüste geselle. Während der Entwicklung des Uterus wachsen zugleich auch die Fallopischen Röhren, die runden Mutterbänder und die Fledermausflügel. Hierzu kommt die Lageveränderung der Gedärme, und die stärkere Ausdehnung des Bauchfells, das dadurch bedeutend an Schnelkraft verliert. Mit der Entbindung geht ein ganz anderes Verhältniß der Organe nebst ihren Thätigkeiten hervor. Die Receptivität ist leichter zu erschöpfen, wird aber auch leichter ersetzt, es ist ein Ueberfluß lymphatischer Stoffe da, ein Schwanken der Congestion zwischen den peripherischen und Centraltheilen des Organismus, und die Haut wird überwiegend thätiger, der Darmcanal sowohl als vorzüglich das Bauchfell sind erschlafft. Tritt nun kein Hinderniß ein, welches die Natur in ihrem Bemühen ein anderes Verhältniß unter den Organen hervorzubringen stört, so wird dem Körper der Ueberfluß der lymphatischen Stoffe durch die Hautsecretion, die Absonderung der Milch und zum Theil durch die Lochien entzogen, und die Eingeweide des Unterleibes erlangen allmählig ihren Ton wieder. Hemmt aber eine Schädlichkeit diesen Gang, so wendet sich der ganze Zug der Congestion nach innen theils gegen den Uterus, theils gegen das geschwächte Bauchfell, es entsteht hier eine Entzündung, und die Secretion in beiden Organen wird abnorm. Herrscht nun gerade ein allgemeiner gastrischer oder erysipelatöser, oder rheumatisch entzündlicher Character, so nimmt die Entzündung denselben an. Diese allgemeinen Sätze wendet der Verf. auf das von ihm beobachtete Puerperalfeber an.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 12. Februar 1814.

**Deutschland.**

In dem Zeitpunkte, wo ein Gefühl alle Gemüther erwärmt, wo ein Gedanke alle Geister rege macht, wo endlich ein einziges und gemeinsames Interesse das Deutsche Vaterland und die Deutsche Nation beschäftigt, ist es kein Wunder, wenn Alle, oder doch viele der Sprecher des Volks, die in sich den Drang und die Kraft des Wortes fühlen, eine und dieselbe Ansicht aussprechen, bey den Betrachtungen, die sie über eine große Angelegenheit anstellen, zu einem Resultate ihres Denkens kommen, und dieses einstimmig mittheilen. Doch der Lichtstrahl, der alle diese Vesseren durchglüht und durchleuchtet, bricht sich in mannigfarbigen Prismabildern, je nachdem die empfangliche und wiedergebende Organisation anders gewendet oder gestimmt ist; so wie verschiedene Edelsteine dasselbe Licht anders färben und zurückwerfen. Die in jedem Singschor herrschende Einheit läßt inzwischen die größte Abwechslung der Stimmen zu, von denen jede ihre eigene Melodie führt, und

E (2)

die sich doch zum Ganzen im schönsten Einklange verbinden. So fühlt auch jetzt, da Deutschland nach einer langen stets zunehmenden Erschlaffung, endlich, von der Vorsehung begünstigt, von einem energischen Kaiserreiche mächtig unterstützt, seine schwachvollen Ketten abgeworfen, und sich ein neues Leben, eine neue Freiheit erkämpft hat, jeder dazu Berufene das Bedürfnis, die Hauptumrisse des wunderbaren Gemähltes zu entwerfen, und sie zur Belehrung und Warnung für Gegenwart und Zukunft aufzustellen. Der Eine schildert, wie das alte Staatengebäude von Europa, von einem künstlich-weisen Gleichgewicht so lange zusammengehalten, durch die unregelmäßige Uebermacht des einen Staates einstürzte, und wie Deutschland, von jeher das Herz von Europa, im Einsturze zuerst zerquetscht und zermalmt werden mußte. Der andere, wie Hinterlist sich zu der Gewandtheit im Kriege gefellte, um Fürsten und Völker zu betäuben und zu Sklaven zu erniedrigen. Einige zeigen, mit welchen Gefahren einer unausbleiblichen Barbarey die längere Fortdauer eines allgemein verbreiteten Despotismus uns bedroht hätte; oder was für Folgen die heutige Bewegung der Menschheit künftig haben werde; was auf Rechnung der irdischen, was auf Rechnung der himmlischen Kräfte zu legen sey; und dergleichen mehrere eigene Gesichtspuncte. Unter den Schriften dieser Gattung, die bis jetzt uns bekannt geworden sind, heben wir diejenigen aus, die sich durch innern Gehalt und Form besonders auszeichnen, und einst den Rang als historische Documente unserer Epoche behaupten können. Wir glauben uns verpflichtet, für den spätern Forscher solche Zeichen der Gegenwart aufzubewahren und kurz anzuzeigen. — Nahmen der Verfasser und Verleger, Druckort, u. s. w. wird

man bey mehreren vermiffen. Ob dieß auch ein Merkmal der Zeit ist? ob der Terrorismus der fo lange mit blutigem Schwerdt jede freymüthige Aeußerung bedrohet und zurückhielt, auch noch als Geipenft Aengftlichkeit und Bedenken zu erregen vermag? Beforgniß wegen feiner Rückkehr kann es nicht feyn. Jeder, der die Begebenheiten unferer Tage in ihrem ganzen Umfange, in ihren phififchen und moralifchen Beziehungen, anfhaut und erwägt, kann für die Zukunft keinen Zweifel mehr hegen. Doch gibt es außerdem fo viele andere Gründe der Anonymität, befonders für diejenigen, die über ihre eigene Zeitgenoffenfchaft ein öffentliches Urtheil äußern, daß an keine Art von Zaghaftigkeit von ihrer Seite dabey zu denken ift. Eher könnte es der Fall mit manchem Verleger feyn, dem das Bild des edlen Märtyrer Palm noch vorfchweben möchte.

1. *Nemesis*. (mit dem genau abgefchriebenen Motto):  
*Ne putent principes, praesenti immania etiam  
 futurorum saeculorum memoriam se effugere  
 posse. TACIT. 1814. 126 Selten in Octav.*

Gewiß haben diese Worte eines der erlauchtesten Diener der himmlischen Nemesis den Verfasser obigen Werks bewogen, bloß den Namen der strafenden Göttinn ihm vorzusetzen. Vielleicht wäre es zu wünschen gewesen, daß Er, durch irgend eine Umschreibung oder einen zweyten Titel, seinen Zweck bestimmter ausgedrückt hätte. Was aber der Titel zweifelhaft lassen kann; erklärt gleich das darauf folgende Vorwort (das überhaupt die Veranlassung so vieler neuen Schriften, so wie die Entschuldigung anderer enthält): „In einer sturm-, vollen Zeit, wo unterjochte Völker aufstehen, gegen fremde tyrannische Gewalt, da ist es viel-

„leicht kein unfruchtbar Beginnen die Ursachen zu zeigen, warum gestritten wird, zu zeigen, wie die ungerechte Herrschaft sich allmählich erweitert, wie sie gewachsen zum ungeheuren Coloss, und aller Völker Freiheit zu verschlingen gedroht.“ Was der Verf. sich vorgesetzt, hat er, unserm Ermessen nach, vollkommen geleistet. Wir wüßten keine andere Schrift anzugeben, die mit solcher Klarheit und Ordnung, Genauigkeit und Eleganz das Historische und Politische unserer Gegenwart gäbe und darstellte. Leicht dürfte sie ein Vademecum und Handbuch werden für alle diejenigen unserer Zeitgenossen, die nicht durch eigenes strenges Studium die Bedeutung und Richtung des Treibens unserer neuern Staaten erforscht haben, und sie doch fassen und kennen wollen. Erst von der Grundidee des politischen Gleichgewichts, welche die Basis aller Verhandlungen zwischen den Europäischen Mächten vor der Französischen Staatsumwälzung war, und darauf die Erzählung, wie diese Idee realisiert und erhalten ward unter diesen Mächten. Zerstückt wurde das Gleichgewicht in Europa durch den kriegerischen Geist, den die Französische Revolution diesem Volke gab, durch die übertriebene krankhafte Spannung, die sie in ihm verursachte, und die Siege, die davon die Folge waren. Kecker ward es noch, als ein Feldherr mit einem wüßten excentrischen Militärgenie begabt, (was dieß bedeutet, hofft Rec. bald anderswo ausführlich darzuthun) das Oberhaupt der Französischen Armeen und der Französischen Regierung ward. Die Macht concentrirte sich in ihm, und ward furchtbar consequent. Aus Occupationen wurden Eroberungen, und aus dem Uebergewicht einer Nation entstand das Principat des neuen Imperators. Von nun an ward das alte System eines

Europäischen Gleichgewichts, einer Europäischen Staatenrepublik, von dem zahlreichen afterwärtigen Heere der der neuen Ordnung ergebenen Scribenten und Redner, laut verspottet, verworfen, und als ein gefährlicher, unendliche Kriege erzeugender Traum dargestellt; und dagegen die monarchische Staatenverfassung, das so genannte *Föderativsystem*, unter der schützenden Präpotenz einer Hauptmacht, unter dem Principat (oder vielmehr der Despotie) eines allmächtigen Lenkers aller Staaten hoch angepriesen und als einzig ruhegewährende Ordnung von denselben in Schutz genommen; uneingedenk der alten Weisheit, die sagt: „*Et nomen pacis dulce est, et ipsa res salutaris; sed inter pacem et servitutem plurimum interest: pax est tranquilla libertas; servitus autem, (etsi tranquilla!) postremum malorum omnium, non modo bello, sed morte etiam repellendum.*“ (Cic. in *Marc. Ant.*) Edler ist eine solche Gesinnung, und Gottlob auch dem menschlichen Gemüth angemessener, als die herabwürdigende Lehre der französischen Neosophen. Jene nimmt unser Verf. in Schutz, so wie die periculosem libertatem des Gleichgewichts-Systems; und in einer lehrreichen, trefflich geführten Polemik, widerlegt er siegreich alle Einwürfe der Gegner, oder der Präpotenz-Prediger. Zugleich beweist er, wie unhaltbar und unheilbringend in der Wirklichkeit ihr eignes System sey. Hierzu, S. 41, eine scharfpassende Stelle von Montesquieu. (Aber wie merkwürdig, wie erfreulich für den Verfasser und für alle Edeldenkende, da schon im vorigen December der französische Herrscher sich von dem Wortführer seines Senats vor der ganzen Welt sagen ließ: „Der Feind wird nicht dieses schöne Reich zerreißen wollen, das, selbst zum Vortheil seiner

Nachbarn, stets ein beträchtliches Gewicht in die Waagschaale von Europa (dans la balance de l'Europe) gelegt hat." — Also wird jetzt in Frankreich die Rede wieder von dieser so höhnisch verlästerten Idee eines Europäischen Gleichgewichts, und man sucht sogar darin sein Heil bey der drohenden Gefahr! — Quantum mutatus ab illo! — Aber in dem guten Lande dort, fehlt es nie an Worten und an wohlklingenden Phrasen, um contradictorische Meinungen wechselweise, wenn es Noth thut, zu behaupten.) Von S. 43 an, wird nun gezeigt, wie und warum Deutschland unterlag; kühnig und wahr. Darauf folgt eine gedrängte Erzählung der andern Unternehmungen, Kriege und Eingriffe Frankreichs gegen alle Staaten unsers Welttheils, bis endlich der Zug nach Moscau, Sept. 1812, der der letzte war. Von S. 104 — 116 die übrigen Begebenheiten bis Leipzig und Hanau, im vorigen October; endlich schließen das Werk herzerhebende Betrachtungen über die errungene Freiheit und die Mittel sie künftig zu bewahren. Nicht genug können wir diese lehrreiche und beherzigungswerthe Schrift empfehlen.

2. **Ernste Worte der Vaterlandsliebe an Alle, welche Deutsche sind und bleiben wollen.** Deutschland, im November 1813. 40 Seiten in Octav.

Daß diese schönen Worte von einem in der heiligen Schrift bewanderten Redner herrühren, kündiget sich bey'm ersten Blicke an, durch die gutgewählten Stellen, die aus den zwey alten Sehern, Jesaias und Jeremias, angeführt sind, und fast alle sechs Abtheilungen der Schrift (1. Einleitung. 2. Was ist uns geschehen? 3. Wer ist der Mann, des Stimme allein wir hören sollten? 4. Tapferemüthigungen. 5. Was hoffen wir? 6. Was

sollen wir thun?) begleiten und zieren.“ Daß sie aber nicht nur von einem denkenden Kopfe, sondern auch von einem rein-christlichen und humanen Gemüthe herrühren, erkennt man an dem milden Geiste der Duldung, der dem ächten Patriotismus durchaus keinen Eintrag thut, und in der ganzen Schrift herrschet. Eine mit Feuer und sicherer Hand durchgeführte Zeichnung der nahen Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft findet sich hier entworfen. Wahrheit in den Bildern, Wärme in der Farbengebung machen diese Skizze höchst anziehend und schätzbar. Zuletzt: Aufruf an die Söhne des Vaterlandes, von Gust. Scholz: ein gelungenes Lied.

3. Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreyung Europas, von Anselm v. Feuerbach. (mit einem trefflichen Motto aus Racine). München, 1813; bey M. J. Stöcker. 31 S. in Octav.

Gedrängte, gewichtvolle Worte eines hochwehreten deutschen Mannes, der in dem juristischen Fache, ein Stern erster Größe, am vaterländischen Himmel glänzt. Mit echt-historischem Sinne, mit der Begeisterung eines edeln Gemüths, und mit der vollendeten Schönheit einer geübten Feder, sind diese patriotisch-cosmopolitischen Blätter geschrieben (denn eine Haupteigenthümlichkeit des Deutschen, der seine Nation liebt, ist, ein allgemeines Wohlwollen gegen die gesammte Menschheit damit zu verbinden; so daß man mit Fug sagen kann: “Germanus sum, humani nihil a me alienum puto”). Nach einer in großen und raschen Zügen entworfenen Darstellung, der entscheidenden Begebenheiten unserer Tage, dringt der Herr Verf. fähig und scharfsinnig ein in ihre Bedeutung, die er enthüllt, und in die Lehren die daraus zu ziehen sind. Nicht als den trägen, gefährlichen Rückfall



in eine alte, für den neuen Zustand der Völker und der Staaten gleich untaugliche Ordnung, sieht der Hr. G. N. die heutige Wiedererlangung der Freyheit an, sondern als einen großen nöthigen Schritt zu einer wahren Wiedergeburt, die ein neuer Geist der Menschheit erheischt. Hier sein Schlussatz: „Die Gegenwart mit ihren Erscheinungen verkündigt nicht eine Rückkehr zur alten Zeit, sondern nur die Fortsetzung und Entwicklung einer schon lange begonnenen neuen Zeit.“ — Abschreiben müßte Rec. fast die ganze Schrift, wenn er alles beherzigungswerthe daraus anführen wollte. Selbst muß sie jeder lesen, der denken will über das Welthistorische in unseren Tagen.

4. Deutschlands Gefahren und Hoffnungen. An Germaniens Jugend, von Fr. Jacobs, u. s. w.

“Summum crede nefas animam praeferre pudori,  
Et propter vitam vivendi perdere causas,”  
(Juv.)

Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung. 1813.  
29 Seiten in Octav.

Deutschlands höchste Gefahr, während seiner Erniedrigung, war, seine herrliche Cultur, seine Sitten, seinen Character, kurz die Individualität seiner Bewohner zu verlieren, und allmählich gegen die fremde auszutauschen. Sehr schicklich also beginnt der Herr Verf. mit einem historischen und ethnologischen Rückblick über das Volk der bisherigen Sieger und Unterdrückter. Erst von seiner trügerischen, verabscheuungswürdigen Revolution, von seinen verwüstenden Kriegen, von seinem Slavensinn im Innern, von seiner Despotenwuth gegen andere Völker. — In der That, wenn man bedenkt

welche Nation sich in Europa zur Normal-Nation aufwerfen wollte, so kann man sich des tiefsten Unwillens, und jetzt der höchsten Dankbarkeit gegen die Vorsehung die diese verderbliche Anmaßung vereitelte, nicht erwehren! — Hieraus entwickeln sich Deutschlands Gefahren. Seine Hoffnungen liegen sämmtlich in den trefflichen moralischen und intellectuellen Anlagen des biederen Deutschen Volks, in seiner so richtig begründeten und schon so weit gediehenen Cultur, die einen neuen Umschwung durch die heutigen glücklichen Begebenheiten erhält. Dieß ist das, durch den geistreichen und gelehrten Hrn. Verfasser, auf eine ausgezeichnete Art, durchgeführte Thema.

5. Dr. Wilhelm Münscher's politische Predigten. Marburg, bey Krieger. 1813. 110 Seiten. in Octav.

Der Titel dieser Predigten erinnert an die Historischen des Hrn. Dr. Arolz Von den sieben, die diese schätzbare Sammlung enthält, geht uns eigentlich die letzte vorzüglich an, da sie die gegenwärtigen Begebenheiten umfaßt. Doch sehr merkwürdig sind die fünf erstern, die (1806 und 1807) gehalten wurden, während und gleich nach dem unglücklichen Kriege dieser beiden Jahre. Freymüthig und edel sind sie abgefaßt; und zum Glück für den Verf. war damahls die hohe Polizey noch nicht so trefflich und wirksam organisirt, wie sie es bald darauf ward! Nach der fünften Rede tritt ein Stillschweigen von sechs Jahren ein . . . (was war eigentlich in diesen sechs Jahren zu sagen?) und die sechste Predigt, vorgetragen, so wie die andern, in der Universitäts-Kirche zu Marburg, am 25. April 1813, wurde über einen fein gewählten Text aus Paulus gehalten: „Ringet darnach, daß ihr stille

seyd, und das Eure schafftet." Damahls nahen sich die Befreyer; aber in der Stille nur konnte man ihnen die Wege bereiten. Die letzte Predigt ist am Dankfeste, den 28. November 1813, gehalten. Wie Gott in allem walter, wie seiner Hülfe allein die Rettung zu verdanken ist, wird hier auf eine tief religiöse und heezyerhebende Art gezeigt. Denn überhaupt fassen diese lesenswerthen Reden die irdischen Ereignisse von der Seite an, wo die Lenkung der göttlichen Vorsehung sichtbar wird. "Die politischen Begebenheiten an sich selbst (sagt der Herr Verf. im Anfange der Vorrede) dürfen niemals den Inhalt des Kanzelvortrages ausmachen, aber der Religionslehrer kann und soll die politischen Begebenheiten, von welchen das Gemüth seiner Zuhörer eben mächtig ergriffen ist, dazu benutzen, um seine Gemeinde zu einer religiösen Ansicht der bürgerlichen Veränderungen zu erheben, und um in dem Herzen der Christen die frommen Empfindungen und Entschliessungen zu beleben, welche den gegenwärtigen Zeitumständen und Verhältnissen angemessen sind."

#### Leiden.

*Pauli Ernesti Jablonskii Opuscula, quibus lingua et antiquitas Aegyptiorum, difficiliora librorum, sacrorum loca, et hiltoriae ecclesiasticae capita illustrantur, magnam partem nunc primum in lucem protracta, vel ab ipso auctore emendata ac locupletata. Tomus quartus. Edidit atque animadversiones adjecit Jona Guilielmus Te Water. 1813. XXVI und 636 Seiten in Octav.*

Herr Te Water hat sich durch die Herausgabe der kleinen Werke von Jablonski ein wahres Verdienst nicht nur um die theologische Gelehrsamkeit sondern um die Gelehrsamkeit überhaupt erworben,

das wir uns bey der Anzeige dieses letzten Bandes, mit welchem die Sammlung vollendet ist, noch einmahl anzuerkennen verpflichtet halten. Durch diesen letzten Band hat jedoch besonders die theologische Gelehrsamkeit gewonnen, und zwar vorzüglich die historische und die dogmatische, denn alle darin enthaltene Abhandlungen schlagen in die eine oder die andere ein; wenn man aber darunter, mit Ausnahme der angehängten Orationen, nur wenige findet, die nicht vorher schon gedruckt und bekannt waren, so wird doch dadurch der damit erhaltene Gewinn nur wenig vermindert. Gerade von jenen Jablonskischen kleineren Schriften, welche dieser Band enthält, sind zwar einige durch ihren Werth, durch ihren Gegenstand, und durch die Bewegungen, welche sie veranlaßten, so berühmt geworden, daß sie sich gewiß nie aus den Bibliotheken der Gelehrten, zu deren specieller Wissenschaft sie gehören, verlieren werden. Dieß mag z. B. zuverlässig mit den Abhandlungen der Fall seyn, in welche Jablonsky seine Untersuchungen über die wahren Meinungen von Testorius, über den Weg, auf welchem er dazu gekommen war, und über die Ungerechtigkeit niederlegte, womit sie ein Jahrtausend hindurch verkehrt wurden. Allein aus dem allgemeinen litterarischen Verkehr sind doch auch diese herausgekommen, und andere, bey denen jenes weniger der Fall war, haben sich wirklich so weit verloren, daß man es für einen glücklichen Fund halten muß, wenn man sie noch zufällig zu Gesicht bekommt. Und doch zeichnet sich jede, wenn auch noch so kleine Composition von Jablonsky, besonders aber seine historischen, durch etwas eigenthümliches aus, wovon man zu jeder Zeit, wenn auch nicht gerade Belehrung, doch eine sehr anziehende Unterhaltung erwarten kann. Wählte

doch nicht leicht ein Gelehrter schon die Materien, auf die er eine besondere Untersuchung verwenden wollte, so glücklich aus wie Jablonsky; aber die scheinbar kunstlose Materie, womit er jedesmahl den historischen Stoff, den er vornahm, behandelt, die Gewandtheit, womit er das verwirrte und verwickelte dabey auseinander legt, die Geschicklichkeit, womit er unter dieser Operation seinen Gegenstand so zu drehen weiß, daß das Licht, das er durch eine neue Zusammenstellung, durch ein neu- aufgefundenes historisches Datum oder auch durch eine historische Conjectur darauf fallen lassen will, gerade den günstigsten Effect machen muß, besonders aber der Scharfsinn dieser Conjecturen und die bescheidene Mäßigung in dem Gebrauch, den er davon macht, gewähren fast immer dem Leser, dem nur die Materie nicht ganz fremd ist, einen Genuß, der ihm auch durch eine verschiedene Uebersetzung, die er haben und behalten mag, nicht ganz verkümmert wird. Diese Bescheidenheit in der Benutzung historischer Vermuthungen ist zuweilen so weit von ihm getrieben, daß er gerade auf das Beste, was er daraus hätte ziehen können, Verzicht thut, was Rec. vorzüglich in den zwey ersten historischen Abhandlungen, welche dieser Band enthält, aufgefallen ist. In der ersten wird die Erzählung von dem Wunder geprüft, das durch das Gebet der Legio fulminatrix auf dem Feldzuge Marc. Aurels gegen die Markomannen bewirkt worden seyn soll. S. 1—38. Er zeigt darin, daß freylich fast alles in der Erzählung christliche Dichtung ist, daß es unter Marc. Aurel keine aus lauter Christen bestehende Legion, wohl aber schon unter August in der Römischen Armee eine gab, welche durch den Nahmen fulminatrix ausgezeichnet war, daß der Kaiser selbst den wundervollen Sieg,

der ihm so erwünscht kam, gewiß nicht dem Gebet der Christen zuschrieb, und daß sein Brief an den Senat, worin er es gethan haben soll, nur von einem sehr unwissenden und einfältigen frommen Betrüger fabricirt seyn kann; aber er zeigt dann auch, wie sich doch die Sage von dem Wunder bald unter den Christen verbreiten, und noch im zweyten Jahrhundert von Claudius Apollinar, und Tertullian erzählt werden konnte, ohne daß sich diese irgend eine Dichtung oder nur eine dichterische Ausschmückung der Erzählung erlauben dürften. Dieß ist recht gut ausgeführt; doch hätte es gewiß noch scheinbarer gemacht werden können, denn aus einigen historischen Umständen dabey ließe sich leicht eine Vermuthung ziehen, daß noch mehr an der Sache war, als sich Jablonsky nach seiner bescheidenen Genügsamkeit zugestanden haben wollte. Durch das Zeugniß der heidnischen Schriftsteller, welche die Geschichte ebenfalls haben, ist es ja erwiesen, daß der Kaiser in der Noth, worin er sich befand, auch sacerdotum rituum externorum, wie den Egypter Arnuphis zu Hülfe nahm; wäre es also nicht denkbar, daß er auch hätte versuchen wollen, was der Christen-Gott thun könne, und ließe es sich dann nicht leichter begreifen, wie sich der Glaube und die Sage unter den Christen im Reich verbreiten konnte, daß das Wunder auf das Gebet ihrer Glaubens-Brüder in der Armee erfolgt sey. Daß es der Kaiser nicht glaubte, mag dabey historisch gewiß bleiben; aber der Egypter konnte es ihm ja glaublicher gemacht haben, daß er es seinem Mercur zu danken habe, und es ist gar nicht undenkbar, daß er davon Anlaß hernahm, ihm die Christen verhaßt zu machen, und dadurch die Verfolgung herbeiführte, die er in der Folge noch gegen sie verfügte oder wenig-

stens begünstigte. — Eben so genügsam zeigt sich Jabl. auch in einer zweiten Abhandlung über das Christenthum des Kaisers Alexander Severus S. 38 — 79. Er macht es darin aus einer Münze höchst wahrscheinlich, daß sich Alexander wirklich die christliche Taufe, aber von gnostischen Christen oder von christlichen Gnostikern habe ertheilen lassen. Er brachte dieß durch eine sehr ungezwungene Erklärung der Aufschrift heraus; doch eben diese Aufschrift hätte ihn zugleich auf die Vermuthung leiten können, daß es selbst die Mutter des Kaisers Mama war, welche die Münze auf seine Taufe hatte schlagen lassen, und von dieser Vermuthung machte er gar keinen Gebrauch. Seine Furcht vor der Polemik oder vor den Polemikern seines Zeitalters mochte aber wohl auch einigen Antheil daran haben, daß er bey seinen Untersuchungen über Nestorius seine Verzeherer so glimpflich davon kommen ließ, und in seinen dogmatischen Abhandlungen auch die andersdenkenden mit so anstößiger Mäßigung und Schonung behandelte. In andern Beziehungen war hingegen für Rec. die Dissertation über die Theopneustie der heiligen Schriftsteller des N. T. in ihrer Wirkung auf das von ihnen erzählte geschichtliche S. 425 — 454. am lehrreichsten, wie wohl sie auch eine wehmüthige Empfindung in ihm erweckte, denn man findet darin das auffallendste Beyspiel von der kaum glaublichen Gewalt, mit welcher frühzeitig eingefogene und mit einer religiösen Ehrfurcht gehegte Meinungen auch auf einen Geist wirken können, der sich sonst gegen Vorurtheile zu verwahren und von mehreren wirklich frey zu machen gewußt hat.

### Genua.

Von hier aus ist uns kürzlich eine Analyse des *eaux sulfureuses et thermales d'Acqui* zugekom-

men, welche den Professor der pharmaceutischen Chemie an der Ecole de Medecine et Pharmacie der Kaiserlichen Universität zu Genua, J. Mojon, zum Verfasser hat. Dieselbe ist bereits 1808 auf 95 Seiten in Octav bey dem Buchhändler Yves Gravier dafelbst erschienen. Diese schon zu den Zeiten der Römer ihrer vorzüglichen Heilkräfte wegen unter dem Nahmen Aquae Statiellae berühmten Mineralquellen waren bisher so gut wie gar nicht chemisch untersucht worden. Der geschickte Professor der Chirurgie Vincent Malacarne hatte zwar in seinem 1778 herausgegebenen Trattato delle regie terme acquenti auch die Mischung dieser Wasser mit näher berücksichtigt, indessen fehlte es bisher immer noch an einer gründlichen Analyse derselben. Es war für uns daher sehr erfreulich eine solche aus der Hand eines geschickten Chemikers zu erhalten. Es kommen sowohl in der Stadt Acqui selbst, als auch am jenseitigen Ufer auf dem Mont Stregone warme Schwefelquellen vor. Die in der Stadt befindliche Schwefelquelle ist unter dem Nahmen eau bouillante bekannt. Sie hat fast beständig eine Temperatur von 60° R., stößet nur einen äußerst schwachen hepatischen Geruch aus, und gibt auch durch Reagentien nur einen sehr geringen Schwefel-Wasserstoffgehalt zu erkennen. Nach des Verf. Analyse enthält dieses Wasser in 1,000000 Theilen:

Wasser . . .	0,997963	
salzf. Natron	0,001420	
salzsaur. Kalk	0,000314	
geschwef. Wasserstoffester-Kalk	0,000303 oder	} Wasserstoff 0,000028 } Schwefel 0,000069 } Kalk . . . 0,000266
1,000000		



Gegenwärtig wird dieses Wasser nur zu ökonomischen Zwecken benutzt, und die in der Stadt selbst ehemals befindlichen Badeanstalten existiren nicht mehr. Die auf dem Stregone vorkommenden Quellen hingegen dienen jetzt allein zu den Bädern. Hier befinden sich auch die Badeanstalten. Die Temperatur der Quellen und Reservoirs fällt zwischen  $31^{\circ}$  und  $41^{\circ}$  R. Den Gehalt der Quelle la Fontanino bestimmt der Verf. in 1,000000 Theilen wie folgt:

Wasser . . .	0,998809	
salz. Natron	0,000583	
salzsaure Kalk	0,000142	
geschwef. Wasserstoffkalk	0,000447	oder { Wasserstoff 0,000032 Schwefel 0,000080 Kalk . . . 0,000035
Kieselerde .	0,000019	
	<u>1,000000</u>	

Den Schlamm dieser Schwefelquellen hält der Verf. seiner Analyse zufolge für einen bloß verwitterten Schieferthon, der mit einer geringen Menge kohlenfauren und schwefelsauren Kalk und etwas Humus gemengt ist, und findet daher seine gepriesenen Heilkräfte übertrieben. Auch Bonvoisin und Gieber sind dieser Meinung. Außerdem theilt der Verf. noch die Analyse einiger in der Nähe der Schwefelquellen befindlichen süßen Quellen mit, so wie auch einer kalten Schwefelquelle, welche am Fuß eines Hügel's la Bignona, der vom Stregnone durch den torrent Ravanasco getrennt ist, vorkommt, und unter der Benennung eau chaude bekannt ist. Angehängt sind noch historische Notizen über die Schwefelquellen von Acqui und allgemeine Bemerkungen über ihre Heilkräfte.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 14. Februar 1814.

London.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1813. IV und 304 Seiten. 26 S. Meteorological Journal und 8 S. Index in Quart.

Zur allgemeinen Physik gehörige Abhandlungen. S. 31. Observations relative to the near and distant sight of different Persons, von James Ware. Die Myopie sey bey Kindern unter zehn Jahren sehr selten. Sie finde sich häufiger bey Personen von höherm als niederm Stande, und die Beyspiele seyen sehr selten, daß Personen die sich an den Gebrauch der Hohlgläser gewöhnt haben, im Alter weitsichtiger geworden seyen. Der lange Gebrauch von Convergläsern, um in der Nähe deutlich zu sehen, habe bey ältern Personen öfters die Folge, daß sie für entfernte Objecte kurzsichtig werden, und ein Hohlglas anwenden müssen. Beyspiele dagegen von sehr bejahrten Personen, deren Augen nach einem langen Gebrauche von Convergläsern, die Eigenschaft erhielten, sowohl in die Ferne als Nähe deutlich zu sehen, welches der

D (2)

Verf. von der Absorption eines Theiles der glas-  
 artigen Feuchtigkeit abzuleiten geneigt ist. Mehr  
 andere merkwürdige Versuche, wie die Gränze des  
 Deutlichsehens sowohl in der Nähe als in der  
 Ferne, sich mit dem Alter, und durch den Gebrauch  
 der Gläser abgeändert habe. S. 51. On the ele-  
 mentary Particles of certain Crystals. von W.  
 Hyde Wollaston. Der Verf. bringt die von Hooke  
 in seiner Micrographie schon längst aufgestellte  
 Hypothese, daß nämlich alle Krystallisationen  
 in der Natur gar wohl aus kugelförmigen Elemen-  
 ten hervorgehen könnten, wieder in Erinnerung,  
 und sucht diese Theorie dadurch noch mehr zu er-  
 weitern, und auf gewisse Krystallisationen, welche  
 aus der bloßen Kugelgestalt nicht so leicht hervor-  
 gehen würden, anzuwenden, daß er außer kugel-  
 förmigen Elementen auch elliptisch gestaltete zu  
 Hülfe nimmt, wodurch denn insbesondere die man-  
 cherley Gattungen von stumpfen Winkeln, welche  
 man an diesen oder jenen Krystallen wahrnimmt,  
 sich leichter deduciren lassen. Wenn man die Zeich-  
 nungen ansieht, wodurch Hr. W. dieß alles zu  
 erläutern sucht, so glaubt man sich in einem Zeug-  
 hause zu befinden, wo die Kanonenkugeln in Form  
 von Pyramiden, Prismen u. dergl. aufgethürmt  
 sind. Indessen verdient denn doch diese atomisti-  
 sche Darstellungsart immer noch näher beachtet zu  
 werden, da ein Mann wie Wollaston ihr Beyfall  
 ertheilt. S. 71. Derselbe. On a Method of  
 Freezing at a Distance. Man gedente sich den  
 luftleeren Glas-Apparat, welcher unter dem Nah-  
 men der Fränklinischen Röhre bekannt ist. In der  
 einen Kugel befinde sich eine Portion Wasser, und  
 die andere Luftleere werde in ein Gemisch von  
 Schnee und Kochsalz gebracht, so wird das Wasser  
 in der ersten nach wenig Minuten gefrieren, auch

wenn beide Kugeln durch eine Röhre von mehreren Fußes von einander abstehen. Wenn der Versuch, wie wir nicht zweifeln, seine Richtigkeit hat, so kann die Erklärung davon auch wohl keine andere seyn, als die der Verf. noch mit ein paar Worten beifügt, nämlich "the vapour condensed by the empty ball is condensed by the operation of cold, and the vacuum produced by this condensation gives opportunity for a fresh quantity to arise from the opposite ball, with proportional Reduction of its Temperature. S. 101. On some Properties of Light, von Dav. Brewster aus einem Briefe an Hrn. Davy. Einige merkwürdige Farbenercheinungen, wenn Licht bey seinem Durchgange durch eine dünne Scheibe von durchsichtigem Achat, polarisirt wird. Dann einige Beobachtungen über das Brechungsvermögen verschiedener durchsichtiger Substanzen, die man bisher eben noch nicht untersucht hatte. S. 111. An Appendix to Mr. Ware's Paper on Vision (S. 31) von Ch. Blagden. Erzählt noch einige andere hierher gehörige Wahrnehmungen. S. 131. An Account of some organic Remains found near Brentford, Middlesex, von Will. Kirby Trimmer, mitgetheilt von Hrn. Banks. Zuerst gibt der Verf. eine kurze Uebersicht der Schichtungen der Erdoberfläche in der Nähe von Brentford, und erzählt hierauf, was für vegetabilische und thierische Ueberbleibsel er in denselben angetroffen, unter andern: welche außerordentliche Menge von Elefant- und Hippopotamusknochen, wovon einige der schönsten Exemplare hier in Zeichnungen mitgetheilt sind. S. 138. On a new Construction of a Condenser and Air-Pump. Eigentlich eine Maschine die Gasarten bey der Verfertigung des künstlichen Mineralwasser in einem condensirten Zu-

stande dem Wasser zuzuführen. Doch kann die Maschine auch zum Auspumpen der Gasarten gebraucht werden. Der besondere Zweck derselben erfordert übrigens, daß die einzelnen Theile so viel als möglich aus Glas bestehen, welches denn besondere Vorrichtungen nöthig macht, diese Theile so zusammen zu fügen, daß sie einem starken Drucke gehörig widerstehen. Alle Vorrichtungen dazu sind durch eine sehr deutliche Abzeichnung erläutert. S. 200. On the Means of procuring a steady Light in Coal Mines without the danger of Explosion, von Will. Reid Clanny. Diese Vorrichtung zu einer Lampe, in der die Lichtflamme völlig von aller äußern Luft abgeschnitten ist, wird Bergleuten zumahl in Kohlenminen, wo öfters so viel entzündliche Gasarten vorkommen, welche bey Annäherung einer gewöhnlichen Lampe gefährliche Explosionen veranlassen, zu ihrer Sicherheit sehr gute Dienste leisten. Sie ist sehr einfach, und entspricht allen Bedingungen, welche erforderlich sind, eine Lichtflamme in einem eingeschlossenen Räume auf eine hinlängliche Zeit lebhaft zu unterhalten.

Mathematische und astronomische Abhandlungen. — Ueber eine merkwürdige Anwendung des Cotesischen Lehrsatzes, von J. S. W. Herschel (Sohn des Astronomen). Es sey  $n$  eine beliebige ganze Zahl,  $n\omega = 360^\circ$  und  $N$  irgend ein Winkel. Unter diesen Voraussetzungen gibt der Cotesische Lehrsatz das Product aus allen Radiis Vectoribus, denen in einem Kegelschnitt, nach astronomischer Art zu reden, die wahren Anomalien  $N, N + \omega, N + 2\omega, N + 3\omega, \dots, N + (n - 1)\omega$  entsprechen, durch einen einfachen Ausdruck. Wenn gleich diese und andere ähnliche Entwicklungen, welche den Gegenstand des Aufsatzes ausmachen, an sich keine besondere Schwierig-

keiten haben, so lieset man diesen doch mit Vergnügen wegen der Art der Behandlung. Was der Verf. über die Bezeichnung  $\cos^2 A$  sagt, welches einige neuere mathematische Schriftsteller für das Quadrat von  $\cos A$ , ganz gegen alle Analogie, gebrauchen, da es dieser zufolge den Cosinus eines Bogens  $= \cos A$  bedeuten sollte, hat ganz unsern Beifall.

Beobachtung der Sommerсолstitien von 1812 und 1813, und des Winterсолstitiums 1812, auf der Königl. Sternwarte zu Greenwich, von J. Pond (drey Aufsätze). Das Instrument, womit diese Beobachtungen angestellt wurden, ist ein von Troughton verfertigter sechsfüßiger Muralkreis, von welchem Herr Pond in der Folge eine ausführliche Beschreibung zu geben verspricht. Aus den wenigen Notizen, die hier davon mitgetheilt werden, sieht man, daß das Characteristische desselben darin besteht, die Bögen des himmlischen Meridians ohne eine Beziehung auf das Zenith zu messen, daher er auch weder ein Nivelloth noch ein Niveau hat. Die Bestimmung der Stellung des Zenithpuncts im Meridian wird lediglich dem Zenithsector vorbehalten. Was hier von der Genauigkeit der Messungen mit diesem Instrument (welches einer über Paris erhaltenen Privatnachricht zufolge 1600 Guineas kosten soll) gerühmt wird, scheint eine neue Epoche für diesen Theil der practischen Astronomie zu versprechen. Die Resultate dieser Bestimmungen für die mittlere Schiefe der Ekliptik sind:

Sommerсолstitium von 1812 . . .	23° 27' 50" 5
Winterсолstitium von 1812 . . .	23 27 47 35
Sommerсолstitium von 1813 . . .	23 27 49 5

Bei Berechnung der Beobachtungen hat sich Hr. Pond der Bradley'schen Refractionstafeln bedient.

Verzeichniß der Nordpol-Abstände von 44 der vornehmsten Fixsterne, für den Anfang des J. 1813, und in einem spätern Aufsätze ein ähnliches Verzeichniß für 84 Fixsterne von J. Pond. Das erstere dieser Verzeichnisse ist auch in Deutschland schon früher bekannt geworden: das zweyte ist als eine vermehrte und verbesserte Ausgabe zu betrachten. Die Anzahl der Beobachtungen, worauf sich diese Bestimmungen gründen, geht bey einigen Sternen bis auf 100, bey dem Polarstern sogar auf 200. Bey einigen der vornehmsten Sterne gibt Herr Pond zugleich die Resultate aus den einzelnen Beobachtungsreihen (jede von zehn Beobachtungen), deren Uebereinstimmung von der Vortrefflichkeit des Instruments zeugt und alles übertrifft, was man bisher in dieser Art gekannt hat. Bey vielen Sternen hielt Herr Pond seine Bestimmung auf  $\frac{1}{4}$  Secunde zuverlässig, so weit sie bloß vom Instrument abhängt. Eine Auswahl von 30 der vornehmsten Sterne nordwärts vom Aequator hat Herr Pond noch in einem besondern Verzeichniß zusammengestellt, welches er den Normal-catalog (Standard catalogue) nennt, und dem er als Seltenstück des Maskelyneschen Catalogs für die geraden Aufsteigungen eine immer größere Vollkommenheit zu geben gedenkt.

Noch stehen mit der practischen Astronomie in Verbindung zwey Aufsätze von William Hyde Wollaston. Der erstere gibt eine Methode, äußerst feine Metalldrähte zu ziehen. Sie besteht darin, in das Innere eines anfangs dicken Silberdrahts einen Draht von Gold oder Platina zu bringen (indem man, entweder den ersten hohl bohrt, oder den Platinadraht in einer Form mit geschmolzenem Silber umgießt), diesen Doppeldraht auf bekannte Weise auszudehnen, und endlich das Silber durch

warme Salpetersäure wieder abzulösen. Mit Platina gelangen diese Versuche am besten. Er erhielt auf diese Weise Fäden von  $\frac{1}{2000}$  und  $\frac{1}{3000}$  Zoll Dicke, die zur Einspannung im Brennpuncte astronomischer Fernrohre vortreffliche Dienste zu leisten geschickt waren. Diese Fäden sind schon weit dünner als die feinsten Spinnefäden. (Rec. fand durch Messungen, daß die Dicke eines in einem 16 Zolligen Fernrohre im Brennpuncte eingezogene Spinnefadens einen Bogen von  $7''8$  deckte; demzufolge wäre die Dicke dieses Fadens  $\frac{1}{8375}$  Zoll). Allein Herr Wollaston trieb die Sache noch viel weiter, und stellte Fäden von fast ungläublicher Feinheit (obwohl nur in kleinen Stücken) dar. Verhältnißmäßig hatten sie noch viel Stärke; ein Platinafaden von  $\frac{1}{8000}$  Zoll Dicke trug noch  $1\frac{1}{2}$  Gran. Um die Dicke so äußerst zarter Gegenstände mit einem gewissen Grade von Genauigkeit messen zu können, bediente er sich einer besondern Vorrichtung, welche er in dem andern Aufsatze unter dem Nahmen Single - lens micrometer beschreibt. Das Wesentliche besteht in einer Linse von sehr kurzer Brennweite ( $\frac{1}{2}$  Zoll), in deren Brennpunct das Object gebracht wird. Die Oeffnung dieser Linse ist so klein, daß neben der Linse in den Messingplättchen, in welches sie gefaßt ist, in einer Entfernung von  $\frac{1}{2}$  Zoll vom Mittelpunct ein kleines Loch angebracht werden kann, und die Pupille zugleich von dem Object durch die Linse und von einer verschiebbaren Scale durch das Loch Licht erhält. Die Scale wird so weit entfernt, bis das Object genau einen oder einige Theile derselben deckt; die Entfernung der Scale und die Anzahl der Theile bestimmen dann die Größe des Objects.

Noch gehört hieher: Ueber die Lichtstärke des Cassegrainschen Teleskop verglichen mit dem Gregoryschen von S. Rater, Zwey Paare solcher



Teleskope von Einem Künstler (Hrn. Crickmore in Ipswich) verfertigt, wurden mit einander verglichen, und dabey die Verschiedenheit des Flächeninhalts der großen Spiegel und der Abgang durch die kleinere Spiegel nebst den Armen, die sie trugen, in Rechnung gebracht. Bey dem einen Paar war das Verhältniß der Lichtstärke wie 7 zu 3, bey dem andern wie 3 zu 2, beide Mähl zu Gunsten des Cassegrainschen Teleskops; bey dem ersten Paar hatte der Spiegel des Cassegrainschen, bey dem andern der des Gregorischen den Vorzug einer etwas vollkommnern Politur, daher der Verfasser glaubt, daß unter ganz gleichen Umständen das Cassegrainsche Teleskop etwa doppelt so viel Licht habe, als das Gregorische. Wenn wir voraussetzen dürfen, daß die Oeffnung, an welche unmittelbar das Auge angebracht wurde, in allen vier Teleskopen die gehörige Größe hatte um alles Licht von den großen Spiegeln durchzulassen, — der Verfasser berührt diesen Punct nicht, allein Rec. hat verschiedene Gregorische Teleskope unter Händen gehabt, bey welchen diese Oeffnung zu klein war — so sind diese Erfahrungen sowohl dem Astronomen als dem Physiker höchst merkwürdig, und man möchte geneigt seyn, der Erklärung des Verf. beizutreten, der den Grund des sonderbaren Phänomens in dem Umstände sucht, daß im Gregorischen Teleskop zwey wirkliche Bilder zu Stande gebracht werden, im Cassegrainschen hingegen nur Eines, und daraus den Schluß zieht, daß das Kreuzen der Strahlen in einem Punct oder die Formation eines wirklichen Bildes einen gewissen Lichtverlust bewirkt. Er glaubt, daß hiermit vielleicht die Erfahrung in Verbindung stehe, daß Galileische Fernröhre unter gleichen Umständen mehr Wirkung thun, als astronomische.

---

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen**  
 unter der Aufsicht  
 der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 17. Februar 1814.

**Göttingen.**

Das Weihnachts-Programm unserer Univer-  
 sität vom vorigen Jahre enthält eine Commenta-  
 tiunculam de S. Livino, Episcopo, Martyre et  
 Poeta Sec. VII. Von diesem nicht sehr bekannten  
 Heiligen fühlte sich der Verf. Dr. Planck durch eine  
 litterarische Reliquie, die sich uns von ihm erhalten  
 hat, so sehr angezogen, daß er durch ihre Mit-  
 theilung auch unser Publicum für ihn interessiren  
 zu können hoffte. Die Reliquie besteht in einem  
 Gedicht, dessen erste Bekanntmachung man dem ge-  
 lehrten Ussertius zu danken hat, aus dessen Sylloge  
 Epistolarum Hibernicarum es auch von Mabillon  
 in seine Acta SS. O. B. und von Ghesquieri in  
 die Acta SS. Belgii aufgenommen wurde. Es ist  
 eine poetische Epistel, welche der h. Livin an den  
 Abt Floribert von Gent richtete, der ihn um eine  
 Grabchrift für einen andern nicht lange vorher  
 verstorbenen Heiligen seines Klosters, für den be-  
 rühmten Bavo, gebeten hatte. Die Grabchrift ist  
 auch wirklich in die Epistel eingewoben; aber in  
 dem Ganzen weht ein so freundlicher Geist der sanft-

E (2)

ten Tibullischen Elegie, und bey dem sichtbaren Eifer des christlichen Märtyrers eine so stille und lächelnde Ruhe; zugleich aber auch, einige Fehler gegen die Prosodie abgerechnet, die eben so gut einem Abschreiber zur Last fallen können, eine so reine lateinische Sprache, daß man fast zu zweifeln geneigt wird, ob es auch wirklich von einem der herumwandernden Bischöfe des siebenten Jahrhunderts herrühren mag. In dem Programm selbst ist alles zusammengelesen, was als sichere persönliche Notiz von dem h. Livin betrachtet werden kann, und dieß läuft auf sehr wenig hinaus. Man hat zwar unter dem Titel: Acta S. Livini eine Lebensbeschreibung von ihm, welche Serarius zuerst als Anhang zu den Briefen des h. Bonifaz drucken ließ, weil er diesen für den Verfasser davon hielt. Die Vorrede gibt nämlich einen Bonifaz als Verfasser an, und da sich dieser auch sonst das Ansehen gab, als ob er noch Zeitgenossen des h. Livin gekannt hätte, so zweifelten auch Bolland, Henschen und Le Coigne nicht, daß das Werk von dem Apostel Deutschlands herrühren möchte. Es trägt jedoch mehrere unverkennbare Merkmale der Unächtheit in sich, welche einen um mehrere Jahrhunderte jüngern Verfasser untrüglich verrathen, dessen Glaubwürdigkeit eben dadurch, weil er sich um einige Älter lügen wollte, desto mehr verlieren muß. Papebroch und Ghesquieri erkennen ihn daher selbst nur für einen Legendenmacher des eilften oder zwölften Jahrhunderts, und gestehen, daß alle seine Nachrichten höchst unsicher seyen, so weit sie nicht durch jenes eigene, uns von dem Heiligen erhaltene Document und durch dasjenige bestätigt würden, was sich in den Kirchen; in denen seit Angedenken schon vom achten Jahrhundert an verehrt wurde, durch eine bis an sein Zeitalter hin-

reichende Tradition erhalten hat. Dieß geht aber in die wenigen Notizen zusammen, daß der h. Eivin in Irland geboren und gebildet, etwas nach dem Jahre 650 von frommem Eifer für das Christenthum getrieben den Entschluß faßte, sein Vaterland zu verlassen und auf das Heiden-Velchren auszugehen, daß er gegen das Ende des J. 654 nach Flandern, und zu Gent mit dem Abt Floribert in eine vertraute Bekanntschaft kam, durch die er sich bestimmen ließ, seinen Wohnsitz auf einige Zeit in Houlthelm, einer dem Kloster gehörigen Meyerey, aufzuschlagen, und das Velchrens-Werk besonders an den Einwohnern der angränzenden Gegend zu treiben, von denen noch die meisten dem Götzendienste eifrigst ergeben waren, daß er aber bey dem eben so rohen als blinden Volk nur eine solche Aufnahme fand, welche ihn bey dem beharrlichen Aushalten unter ihm dem gewissen Märtyrer-Tode entgegensehen ließ. Das Vorgefühl, das er davon hatte, spricht sich auf eine besonders rührende Art in der poetischen Epistel an seinen Freund aus, und diese mag wohl auch einen größeren Werth dadurch erhalten, weil wahrscheinlich nur eine kurze Zeit zwischen ihrer Absendung und der Ermordung des ehrwürdigen Mannes verfloß: denn vermuthlich fiel die letzte noch in das J. 657 hinein.

### Amsterdam.

Ben A. B. Saakes: Wandelingen en kleine Reizen door sommige gedeelten van het Vaderland door H. Potter. D. I. 1808. 318 Seiten. D. II. 1809. 357 Seiten in Octav.

Die Wanderungen gingen von Dokkum in der Nachbarschaft nach der Insel Schiermonnikoog, Leeuwarden, Friesland, Gröningen, Drenthe,

Mulderberg und einem Theile von Gooiland. Herr P. machte diese kleinen Reisen zu verschiedenen, nicht genau bestimmten Zeiten. Die Beschreibung ist treu und voll Leben, aber mit Gedichten und Betrachtungen aller Art, worunter auch einige Uebersetzungen sind, durchflochten, von welchen man oft nicht begreift, wie sie hierher kommen.

Die Sprache der Bewohner von Schiermonnikoog ist dem Fremdling unverständlich. Diese Menschen sind so scheu, daß sie bey Erblickung eines Fremden davon laufen, oder sich zu verbergen suchen. Ihre tägliche Nahrung besteht in Kartoffeln, Pfannkuchen und Fischen. — Die Bemerkungen S. 100 ff. über die drückende Lage der Geistlichen in Holland sind nur zu wahr. Die Glücklichen machen eine sehr geringe Anzahl aus. Doppelt schlimm aber ist die Lage der Geistlichen — und deren gibt es weit mehrere als man erwarten möchte — die, bey sehr kargem Auskommen, Gemeinden vorstehen, die durchaus gar keinen Sinn für alles das haben, was wahre Würde und Werth dem Prediger gibt. — Von S. 124 - 142 ist eine eben so ausführliche als höchst treffende Beschreibung der an so vielen niederländischen Orten noch üblichen Beerdigung mitgerheilt. Da ist wahrlich alles vereinigt, was Geist und Herz empören muß und Uebel aller Art veranlassen kann. Die abscheulichste Rolle dabey hat gerade der Geistliche. Leider ist dann auch gar nicht abzusehen, wie hier geholfen werden kann. — An Originalen fehlt es in den Niederlanden eben auch nicht: aber besonders reich war in dieser Hinsicht das Dorf Ferwert. Hier konnten Reisende gesteinigt werden, waren sie nicht gehörig mit Orangebändern geschmückt: eine sehr reiche alte Dame ließ dort ein prächtiges Haus bauen, nicht um darin zu wohnen,

sondern um es Andern von Zeit zu Zeit zu zeigen: der Doctor des Dorfs war erst Student, dann Fährdich, darauf wieder Student, nachher Prediger auf dem Lande, wieder Student und endlich Arzt: einem Schweine fast 1000 Pfund schwer, wurde die Ehre zu Theil, im Saale des alten adelichen Hauses geschlachtet zu werden: und ein alter reicher Müller verordnete in seinem Testamente, daß nur Oranjesünte ihn zu Grabe tragen sollten, wofür er jedem ein Geschenk bestimmte. Als einen der ersten Sonderlinge lernte Herr P. den Buchhändler Jedema in Eeuwarden kennen. Er hatte eine beträchtliche Anzahl Bücher, und ohne das mindeste sich aufzuzeichnen, wußte er wo jedes stand oder lag; ob unten im Hause oder oben unterm Dache. In seinem frühern Jahren wanderte Jedema mehrere Male nach Amsterdam zu einer Auction im Schlafrocke und Pantoffeln. Er selbst schrieb und druckte einige kleine Werke, die aber kein Sterblicher verstehen kann. Doch war er ein sehr braver Mann, der als Buchhändler sich viele Verdienste erwarb. — Zwischen Ferwert und Marrum fand Herr P. einen Matrosen, der nur einen Arm, auch ein hölzernes Bein hatte. Des Unglückliche war Seemann von seiner frühesten Jugend, gewesen, hatte im Dienste der Republik, in der Schlacht bey Doggersbank, seinen Arm und sein Bein verlohren, und mußte jetzt sein Brodt sich erbetteln, da die Armenkasse seines Orts nicht alle Bedürftige versorgen konnte und nirgends in der Republik für Unglückliche seiner Art gehörig gesorgt ist. „Welch ein trauriger Unterschied, ruft der Verf., findet sich in dieser Hinsicht zwischen Holland und England, wo Menschen wie jener in wahrhaft fürstlichen Pallästen wohnen!“ Holland, eben das Land, welches so sehr reich an wohl-

thätigen Stiftungen aller Art ist, und für dessen Wohlstand wie Erhaltung der Stand der Seefahrer vom höchsten Gewichte ist, besitzt keine Anstalt, die den im Staatsdienste grau oder zum Krüppel gewordenen Seemann aufnimmt! — Zu Heerenveen leben Katholiken, Reformirte und Mennonisten. Auch dieser Ort gehörte zu jenen, denen von Zeit zu Zeit — meist alle sieben Jahre — die Ehre zu Theil wurde, in ihrer Mitte eine feyerliche Kirchenversammlung zu sehen. Die abgeordneten Dominees wurden wie Soldaten bey dem Einwohnern einquartiert, oft zum größten Aerger derer, denen man sie zusandte. Als Gast wohnte Herr P. einst einer solchen Versammlung bey. Die guten Steerenveenders ließen es sich recht angelegen seyn, den Dominees ihre schwere Arbeit zu verfüßen. Ryden en draven, eten en drinken, rook. en prat. partyen waren steds aan de orde van den dag. In den kleinen Städten wurden solche Versammlungen zu Festen. Man putzte dazu Kirchen und Häuser: Thüre und Thore, öffentliche wie Privathäuser wurden dann neu übermahlt. Frau Dumont, kasteleinelle op den Wirdumer dyk, in het Heeren Logement te Leeuwarden, gewöhnlich noch jetzt Frau Rol genannt, von ihrem ersten Manne, dem ersten Koche von Friesland, der wohl einst für den Prinzen kochte, backte, rostete und Braten machte, befindet sich bey solchen Gelegenheiten, kirchlichen wie weltlichen, an der Spitze derer, welchen die Sorge für der Versammelten Leib und Magen anvertrauet ist: und zur Ehre dieser Frau muß man gestehen, dat sy det kunkstje knap verstaat. — Das allermertwürdigste in dem kleinen Dorfe Nykerk war der Prediger, de W-leerw. Heer Munting. Dieser Mann predigte mit einem Behfall, daß die Menschen aus

Osten und Westen, Süden und Norden, zu Fuß, zu Pferde und in Wagen in solcher Menge herbeyströmten, daß Dorf und Kirche sie nicht fassen konnten. Nur fehlte dem Wohllebrwürdigen noch die Gabe des heiligen Friederichs, der in eben diesem Dorfe Todte erweckte. Doch geschahen auch schon Wunder, mithin waren die Aussichten die allerherrlichsten. — Das Pfarrhaus im Dorfe Wly zeugte noch von einer hier im J. 1787 genommenen Nache ganz eigener Art. Die Gemeinde besaß einen in allen Haupt- und Nebenabsichten ausgezeichneten Prediger, man hielt ihn aber für einen Antioranisch-Gesinnten; die wilden Oranisch-Gesinnten Bauern fuhren endlich zu, und ließen das Pfarrhaus mit eene hooggeele orangekleur beschilderen. Die kleinen beiden Theilen zugegebenen Kupfer gewähren liebliche Ansichten von Gegenden und Dörfern.

### Jena.

Von Friedrich Fromman: **Elementarbuch der griechischen Sprache für Anfänger und Geübtere von Friedrich Jacobs.** Dritter Theil. Viertes Cursus. Zweite verbesserte Auflage. Auch unter dem Titel: **Sokrates. Oder Auszüge aus den philosophischen Schriftstellern der Griechen von ic.** Für die mittlern Classen der gelehrten Schulen. 1813, XH und 440 Seiten in Octav.

Die erste Auflage dieses zu seiner Zeit in diesen Blättern angezeigten Werkes war nur 429 Seiten stark: aus der jetzigen Stärke kann man auf die vielen Vermehrungen, die alle Verbesserungen sind, einen richtigen Schluß machen. Ueberall entdeckt man die nachhelfende, freilich Hand des Verfassers. Der Text sowohl als die Erläuterung haben beträchtlich gewonnen. Für die erste Hälfte sind



280 G. g. A. 28. St., den 17. Febr. 1814.

Schäfers, Heindorfs, Wolfs und Wyttenbachs Arbeiten bey Xenophon und Plato benutzt worden: aber auch die andere Abtheilung, wo der Verf. ohne solche Hülfe war, ist nicht leer ausgegangen. In den Erörterungen ist manche Stelle jetzt deutlicher geworden und reicher ausgestattet, vieles ist vervollständigt, manches weggelassen. So ist S. 56, wo der Verf. denen betritt, welche die Epicharmischen Verse bey Xenophon für Trochäische Tetrameter halten, der Ausdruck gemildert. S. 64 ist jetzt *διώκει* persequitur, i. e. enarrat der Hemsterhuisischen Verbesserung *διώκει* mit Recht vorgezogen. S. 90 (sonst 89) ist über *πρωί* richtig geurtheilt: es findet sich so überall in den Ausgaben des Plato, und also auch wohl in den Handschriften. Den Grammatikern schien *πρωί* oder *πρωή* (beym Aristophanes) attischer. Brunt wollte *πρωή* auch im Plato vorziehen. Die Fragmente des Teles, Juncus &c. haben hier und da Aufklärungen erhalten. Durch diese zweyte Auflage hat dieses Werk unstreitig viel gewonnen, dessen häufigen Gebrauch wir allen denen, die griechisch lernen wollen, angelegentlich empfehlen. In der folgenden Auflage wird der Verf. vielleicht wohl thun, das, was nun schon in dem Wörterbuche und in der Sprachlehre als Gemeingut aufgenommen ist, wegzustreichen, und überhaupt mehr auf Verminderung als Vermehrung von Bemerkungen zu sinnen, die in den vorigen Theilen schon oft vorgekommen sind, die dem Nachdenken und Fleiße des Lesers überlassen bleiben können, und die das Wörterbuch an die Hand gibt. Es ist sehr rühmlich, zur Erleichterung der Studien recht wirksam zu seyn, allein man kann des Guten auch zu viel thun.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 19. Februar 1814.

**Göttingen.**

Der Herr Professor Wildt, der in den letzten Jahren die mathematischen Wissenschaften an der Artillerie-Schule zu Cassel gelehrt hat, ist, nach der Auflösung derselben, wieder in seine vorige Stelle auf hiesiger Universität zurückgekehrt, mit welcher er bey seinem ehemahligen Abgange als correspondirendes Mitglied der kbnigl. Societät der Wissenschaften in Verbindung geblieben war.

**Paris.**

Géographie de Strabon, traduite du Grec en Français. Tome troisième. De l'imprimerie impériale. 1812. 624 Seiten in groß Quart, ansehnlich gedruckt.

Die ersten beiden Bände dieses schätzbaren Werks sind in unsern Blättern angezeigt im 137. Stück vom Jahre 1810, auch dort bereits die nöthigen allgemeinen Nachrichten über die Entstehung desselben mitgetheilt. Der vor uns liegende dritte Theil enthält als Fortsetzung die drey folgenden Bücher des Strabo, nämlich das siebente, achte,

F (2)

neunte, und zwar haben auch hier wieder die ach-  
 zungswerthen Besorger Hr. Coray, Hr. Gosselin  
 und Hr. de la Porte du Theil sich in die Arbeit  
 getheilt. Das siebente und achte Buch ist von  
 Coray übersezt, und von ihm sind auch die zahl-  
 reichen meist critischen Bemerkungen und Erläute-  
 rungen unter dem Texte, gleich wie die G. bezeich-  
 neten geographischen Noten dem Hrn. Gosselin  
 zugehören. Man kennt den Hrn. Coray als Cri-  
 tiker hinlänglich um im voraus auch hier sich viel  
 vorzügliches zu versprechen; und in der That hat  
 derselbe mit großer Anspruchlosigkeit so viele Er-  
 läuterungen und critische Verbesserungen beige-  
 bracht, daß dadurch einem künftigen Herausgeber  
 des Strabo trefflich vorgearbeitet worden. So  
 z. B., um nur die ersten Seiten anzuführen, wird  
 cap. 1, §. 1: ἐπιστρέφων αὐτίς vorgeschlagen für  
 εὐθύς, §. 4: μεσανισταμένους für das unpassende ἐπι-  
 σταμένους; daselbst auch die unverständliche Stelle:  
 κακῶθεν ἤδη διεῖχον ἄλλοι ἄλλοι, verbessert:  
 κακῶθεν ἤδη διεδέχοντ' ἄλλοι ἄλλοι aus libr. 4.  
 cap. 4. Ferner §. 5. wird das unpassende καὶ ὁ  
 Ἐρκύνιος ὄρυμνος als Glossen ausgezeichnet; cap. 2.  
 §. 1. statt παροργισθέντας vorgeschlagen παροργι-  
 θέντας; §. 4: προσαρτίων ἔλεγεν passend geän-  
 dert in προσαρτίων ὧν ἔλεγον. Cap. 3. §. 1: für  
 κατελέυσατο τοιαῦτα das angemessenere πάντα aus  
 der Besart ταῦτα gemuthmaßt; §. 3. der unvoll-  
 ständige Schluß Μουσῶν τ' ἀγχεμαίων ergänzt durch  
 Μοισῶν τ' ἀγχεμαίων; §. 4. für ἀφ' οὗ καὶ πρὸς  
 ἐκπτώσεις τινας αὐτῶν παρέωσαν ἐπὶ τὸν κυνισμὸν  
 vermüthet: ἀφ' οὗ κατὰ πρόεκπώσιν τινες παρῶ-  
 σθησαν κ. τ. λ. Und so vergeht fast keine Seite,  
 wo nicht Aenderungen mitgetheilt werden, die man  
 in der neuesten Ausgabe des fleißigen Tischbecker  
 vergebens suchen würde. Zwar lassen sich mehrere

derselben bestreiten, und nicht alle sind gleich sicher; aber viele helfen auch dem Texte vortrefflich auf, und keine verdient ohne Prüfung abgewiesen zu werden. Hr. Coray verglich dabei das Pariser Manuscript 1393, dessen Lesarten er nöthigenfalls mittheilt. — Was die Uebersetzung anlangt, so gilt zuvörderst auch hier, daß der Sinn des Strabo in vielen Stellen richtiger und bestimmter aufgefaßt und dargestellt ist als in den übrigen Uebersetzungen, die man hat; und man bemerkt mit Vergnügen, wie selbst feinere Gegensätze bisweilen durch eine passende Wendung nachgebildet sind; auf der andern Seite vermißt man nun aber freylich auch öfters die dem Hrn. Coray sonst eigenthümliche Genauigkeit. So z. B. cap. 1. §. 3: *Μετὰ δὲ τοὺς παραποταμίους τ' ἄλλα ἔστιν ἔθνη τὰ μεταξὺ τοῦ Ῥήνου καὶ τοῦ Ἀλβίου ποταμοῦ*, welches hier heißt: A ces peuples riverains succèdent les peuples, qui occupent l'espace situé entre le Rhin et l'Albis. Nach der Uebersetzung muß man unter den *peuples riverains* die Bewohner des linken Rheinufers verstehen, während Strabo deutlich die des diesseitigen Ufers bezeichnet. Ebendasselbst: *μέρος δὲ τῶν αὐτῶν καὶ πέραν τοῦ Ἀλβίου νέμονται κ. τ. λ.* et il y en avoit qui s'étendoient jusqu'au-delà de ce fleuve u. s. w. Aber Strabo gebraucht das praesens, und die nachfolgenden auch nicht genau übersetzten Wörter behaupten alsdann von zwey Stämmen namentlich, daß sie, als Strabo schrieb, vollständig hinübergewandert seyen. Dasselbst: *τροφὴ ἀπὸ θρεμμάτων πλείστη* wird übersetzt: La plupart tinrent leur nourriture des bestiaux, während es heißen sollte: der größte Theil ihrer Nahrung sind Thiere. Cap. 3. §. 4. übersetzt Hr. Coray als wenn stände: *μάλιστ'*

γὰρ περὶ τὰ συμβόλαια καὶ τὴν τῶν χρημάτων ἔγκτησιν συνισαμένων τῶν ἀδικημάτων, τοὺς οὕτως ἀπ' ὀλίγων εὐτελῶς ζῶντας, καὶ Ἄβλους, δικαιοτάτους εὐλογον κληθῆναι, setzt also hinter ζῶντας hinein καὶ Ἄβλους, weil die Schlussfolge des Strabo dieses erheische. Dieses ist aber ganz unnöthig. Es fragt sich nämlich in der Stelle nach der Bedeutung des Wortes Ἄβλοι, welches ein Volksname war. Posidonius hatte es durch εἶλος erklärt, und daraus die Sitten des Volks gefolgert. Strabo erwiedert, mit mehrerem Recht könne man es übersetzen, von wenigem lebend, unbegütert, aus der Bedeutung des Wortes βλος. Diese Erklärung will er nun bestätigen durch das Beywort δικαιοτάτοι, welches den Abiern im Homer gegeben wird: denn, sagt er, da die Ungerechtigkeiten vorzugsweise bey dem Güterewerb veranlaßt werden, so konnte der Dichter passend, die von wenigem lebenden, gerechte nennen. Es fehlt also nichts. Hieraus hätte nun im Folgenden das οὐδεμίαν τοιαύτην ἐμφασιν genauer gefaßt werden müssen; wo der Sinn ist: Aber keinen solchen Beweis fügt er hinzu von ihrer Ehelosigkeit. In demselben Paragraph sind die Worte: σπάνιον δ' εἴ τις ἀνὴρ κατ' αὐτὸν ζῶν εὐρίσκεται τοιοῦτος, in der Uebersetzung ganz ausgelassen. §. 6. Ἐτι δὲ Σαυθῶν μὲν μὴ μεμνήσθαι, πάντας δ' ἀγαυούς τινες Ἰππημολγούς καὶ Γαλακτοφάγους Ἄβλους τε, nimmt der Uebersetzer mit dem Ausleger an, daß λέγειν oder προσαγορεύειν supplirt werden müsse. Allein der Fehler liegt in πάντας, wofür nach Anleitung der Stelle §. 7. zu lesen ist πλάττειν. Besehrt ist auch die Stelle §. 6. wo von den Seefahrten des Odysseus bey Sicilien geredet wird, wo nur auf die Gegensätze zu achten war. Auch

in den folgenden Kapiteln und im achten Buche ist uns mehr als eine Stelle vorgekommen, wo man die Genauigkeit der Uebersetzung vermißt; das Gesagte wird jedoch hinreichen, unser Urtheil im Allgemeinen zu rechtfertigen. — Das neunte Buch, welches bekanntlich von Griechenland handelt, hat Herr de la Porte du Theil übersetzt, und dieser Theil des Werks hat ein ganz besonderes Interesse. Bekanntlich, mußte man schon immer, daß dieses Buch in vielen Stellen mangelhaft und lückenhaft auf uns gekommen; die Uebersetzer und die Herausgeber beklagten es auf gleiche Weise. Da man nun auch keinen einzigen Codex gefunden, wo der Text vollständig wäre, so mußte sich die Frage aufdringen, worin denn eigentlich diese Verstümmelung ihren Grund habe, und woher dieser allgemeine Defect? So lange diese Sache nicht erörtert war, konnte man auch in Rücksicht des Vorhandenen nicht sicher seyn, wie weit denn eigentlich der Umfang dieser Verstümmelungen sich erstreckte. Herr de la Porte du Theil ist es nun, welcher hierüber Auskunft gibt. Der Codex 1397 der Pariser Bibliothek, welcher die neun ersten Bücher des Strabo enthält, scheint früher als das zwölfte Jahrhundert und das älteste Manuscript des Strabo zu seyn, das wir haben; ja alle bisher gebrauchten Codices scheinen auf diesem als ihrer Basis zu beruhen. In diesem Codex aber finden sich viele beschädigte Blätter und Stellen durch Feuchtigkeit oder andere Ursachen; und so erscheint er nun als die Quelle der Verstümmelungen des neunten Buches. Aber noch mehr. Statt etwan 50 bisher in diesem Buche bemerkter Lücken finden sich in dem Codex gegen 2000 Stellen, wo der Text mehr oder weniger mangelhaft ist; und so

kam Herr de la Porte du Theil bey genäuerer  
 Untersuchung zu der Bemerkung, daß unser ge-  
 wöhnlicher Text supplirt und die meisten dieser  
 Lücken allmählig von den Herausgebern ausgefüllt  
 worden. Nämlich ein Theil dieser Lücken war  
 von so geringer Ausdehnung, daß er sich aus dem  
 Zusammenhange und aus andern Stellen durch Con-  
 jectur leicht herstellen ließ. Eine andere Zahl  
 schwerer Stellen mochte man ergänzen durch Hülfe  
 des Stephan von Byzanz, der Chrestomathien oder  
 die bekannten Epitome der Geographie des Strabo,  
 ferner des Eustathius, des Dionysius Periegetes  
 und des Auszuges von Gemistus Plerho. In diesen  
 Büchern werden mehrere Stellen aus Strabo citirt,  
 und indem man die Citata für echt hielt, wurden  
 deren allmählig mehrere und mehrere in den Text  
 gesetzt. Auf diese Art ist etwa  $\frac{1}{20}$  Theil der  
 Lücken unausgefüllt geblieben, wo sich auf keine  
 Weise Rath finden wollte. Diese theilen sich in  
 zwey Classen. Die eine Classe, ungefähr 50 Stel-  
 len an der Zahl, begreift diejenigen Stellen, wo  
 alle bekannten Codices, alle lateinischen Ueber-  
 setzungen, alle Editionen einstimmig eine Lücke er-  
 kennen, welche dann in dem Pariser Coder genau  
 an demselben Orte sich findet. Dieses sind die  
 bekannten Lücken des gewöhnlichen Textes. Die  
 andere Classe begreift diejenigen, wo das genannte  
 Manuscript wenigstens einiges darbietet, Zeilen,  
 Sylben oder auch einzelne Buchstaben, Bruchstücke,  
 die übrigens in den meisten Codicibus und Aus-  
 gaben fehlen, sich aber wieder finden in einigen  
 Codicibus, deren bisher unedirte Varianten von  
 Tischbeck und Falconer bekannt gemacht worden.  
 Dennoch hielt sich nun Herr de la Porte du Theil  
 an das Pariser Manuscript 1397; es mußten alle

Stellen hergestellt werden, die in den gewöhnlichen Ausgaben fehlen, und zweytens nach Anleitung eben dieses Codex alle nicht authentischen Einschübel bezeichnet werden. Er ließ also vor allen Dingen das ganze Buch aus diesem Codex Wort für Wort, Lücke für Lücke abdrucken, und was bey aller Genauigkeit noch übersehen worden, ist hinten in einem Anhang noch nachgetragen. Es umfaßt das neunte Buch in diesem Codex 31 Blätter, von denen drey ursprünglich ganz fehlen, aber ergänzt sind. Das Manuscript, übrigens correct, ist sehr fehlerhaft in der Orthographie der Nahmen, welche der Herausgeber gleich corrigirt hat. Es ist freylich wohl zu viel verlangt, sonst hätte man wünschen mögen, daß auch diese Fehler irgendwo wären angezeigt worden, weil sie dann doch überhaupt der Critik von Nutzen seyn konnten. Desto treuer aber versichert der Herausgeber die lückenhaften Stellen und verstümmelten Worte gegeben zu haben. Und so kann man denn nun hier durch den Augenschein von der sehr verstümmelten Beschaffenheit des ganzen neunten Buches sich überzeugen. — Hierauf folgt die Uebersetzung selbst, begleitet mit untergesetzten zahlreichen Noten, worin sowohl das Critische des Textes behandelt, als sonstige Erklärungen mitgetheilt werden. Hinter der Uebersetzung endlich finden sich weitläufige Eclaircissements, worin noch besonders die vorzüglichsten Lücken behandelt, die in den gewöhnlichen Ausgaben sich findenden Ausfüllungen verglichen, ihr Ursprung, wo es geht, aus den genannten geographischen Büchern nachgewiesen, und auch sonst mancherley geographische Punkte erörtert werden. Das Besondere der einzelnen Stellen läßt sich in der Kürze nicht gut mittheilen; und



so begnügen wir uns durch diese allgemeine Darstellung, unsere Leser auf das ganze Werk als eine Bereicherung unserer Litteratur aufmerksam gemacht zu haben.

### Quisburg und Essen.

Bei Wädeler und Kürzel: Die Kinderwelt. Ein Gedicht in vier Gesängen, von J. A. Krummacher. *Ἐκαίσει ἀμα σπουδαίωv*, Neu bearbeitete Ausgabe. 1813. 288 Seiten in Octav.

Ja wohl neu bearbeitet, und recht mit Liebe! Eine Menge Veränderungen, die wahre Verbesserungen sind, hier mehr dort weniger, bald ein kleiner Zug mehr hervorgehoben, bald ein Vers, oder mehrere eingeschoben, bald ein andres Wort, eine andre Wendung, Stellung u. dergl. Ein herrliches Gedicht, ein wahrer und feiner, zarter Ausdruck der Natur. Wie der würdige Verf. für die Freunde der Natur dichtet, sagt er selbst in den schönen Versen S. 9:

Vernehmet denn, ihr, denen die Natur  
Ein kindlich Herz und zarten Sinn verleh;  
Die ihr in jedem Wesen, das sie schuf,  
Die Mutter ehrt, ein brüderlich Geschöpf  
In jeder Blum' und jeden Bäumchen liebt —  
Vernehmt mein kleines Lied! Dem Finsterling,  
Der von der Gloss' und Syllogismen triest,  
Dem sing' ich nicht, was mich die Muse lehrt.

Aber auch dem Gelehrten, dem Belesenen bietet er manche Nahrung dar durch die Anspielungen aus dem Alterthume, aus der Geschichte, Völkerkunde ic., die er in den jedem Gesange angehängten Anmerkungen erläutert. So hat er es allen recht gemacht!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30., Stück.

Den 19. Februar 1814.

Paris.

Wir sind unsern Lesern noch eine Nachricht von den verschiedenen Fortsetzungen einiger neuen Werke des Herrn Landon schuldig. Von seinen *Annales du Musée et de l'Ecole moderne des Beaux-arts — Salon de 1808* haben wir den ersten und zweiten Band in diesen Blättern vom J. 1810. St. 89. S. 882. angezeigt; von dem dritten Bande aber, der in demselben Jahre erschienen ist, müssen wir noch eine Notiz mittheilen, zumahl er einige Gemälde von großer Composition enthält, welche den Geist und das characteristische der jetzigen Französischen Schule so recht offenbaren. Pl. I. Napoleon empfängt die Schlüssel der Stadt Wien, von Girodet. Wenn auch diese Gattung von Bildern, mit den Porträts des Kaisers und seiner Marschälle, ein gewisses Interesse für die Zeitgeschichte hat, so machen sie dagegen gar keine mahlerische Bildung. Diese Paradenstücke stellen gemeiniglich den Monarchen in der Mitte dar, umgeben von den Großen seines Reichs, und diese Gruppe wird dann mit irgend einer Begebenheit, so gut es geht, in Verbindung gesetzt.

G (2)

Auf diesem, übrigens sehr fleißig ausgeführten Bilde, sieht man den Kaiser, wie er vom Pferde gestiegen ist, und ihm von den Deputirten der Stadt Wien die Schlüssel auf einem Kissen überreicht werden. Neben dem Kaiser stehen der König von Neapel, der Fürst von Neuchatel und andere Generale, nach dem Leben gemahlt. Auch die Deputirten sind Porträte, aber von Franzosen und Freunden des Künstlers. Pl. 7. Napoleon theilt am Morgen der Schlacht von Austerlitz die Befehle unter seine Marschälle aus; von C. Ver-net. Dieser Künstler besitzt ein großes Talent, Pferde in den mannichfaltigsten und lebhaftesten Stellungen zu mahlen. Der Monarch und alle seine Marschälle sind zu Pferde, und erwarten aufmerksam seinen Befehl. Dieß Gemählde wird sehr gerühmt. Pl. 14. Napoleon empfängt zu Berlin die Deputirten des Senats, von Berthou. Der Monarch steht in der Mitte seiner Großen, und läßt den Deputirten, die in der Schlacht von Jena gewonnenen Fahnen, nebst dem Degen, Ringtragen u. s. w. Friedrichs des Großen übergeben. Fast alle Figuren stehen gerade und steif, wie es die Feierlichkeit eines solchen Auftrittes erheischt. Pl. 33. Napoleon besucht die Gruft Friedrichs des Großen, von Ponce Camus. Pl. 27. Dieß Gemählde gehört zu einer andern Gattung, u. hat den Anstrich eines großen Styls. Es stellt die römischen Abgesandten dar, die von dem Areopag zu Athen eine Copie der Gesetze des Solon verlangen, und ist von Hrn. Lemonnier verfertigt. Man sieht, daß der Künstler Poussin und le Sueur studirt hat, aber der Composition eines solchen Gemähldes noch nicht gewachsen ist, indem die Figuren und Gruppen sich zu keinem harmonischen Ganzen vereinigen. Von den sogenannten *tableaux de genre*, einigen Statuen und Porträten, werden wir am Schluß noch etwas erinnern; hier bemerken wir nur, daß die Zahl

der Malereyen in dieser Exhibition über 800 beträgt! —

*Annales du Musée etc. Salon de 1810. 124 S.* in Octav, mit 72 Kupfern. In der kurzen Einleitung sagt der Verf., daß dieser Band einzig und allein die im Jahre 1810 im Saal ausgestellten Malereyen enthalten, und eine verständige Auswahl der wichtigsten Producte der neuen Schule liefern soll. Wir werden nur die merkwürdigsten ausheben, und alle mittelmäßige mit Stillschweigen übergehen. Pl. 1. *Andromache und Pyrrhus*, von Hrn. Guérin. Rec. glaubt mit einigem Grund annehmen zu dürfen, daß unter den 1300 Gemälden, mit welchen der Saal angefüllt war, diesem Werke vor allen andern die Palme gebührt. Es ist in einem großen, edeln Styl gedacht. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wie Orestes im Nahmen der Griechen, den Sohn des Hector, den jungen Astyanax von der Andromache fordert. Andromache hält den Knaben in den Armen und sieht das Mitleiden des Pyrrhus an; sie sucht zu retten — *ce seul bien qui lui resta et d'Hector et de Troye*, wie es Racine in seiner *Andromache* ausgedrückt hat, dem der Künstler gefolgt ist. Pyrrhus streckt seinen Scepter über die Andromache und den Knaben aus, zum Zeichen seines Schutzes, worüber Hermione in Wuth geräth. Das Gemälde enthält nur fünf Figuren, allein der Künstler hat mit vielem Geist zwei Scenen der Tragödie verknüpft, und vier Personen aufgestellt, die sich sonst mit einander nicht vereinigt finden. Andromache und der Knabe besitzen viele Schönheiten; Pyrrhus ist zu theatralisch und ein Franzose; Orestes erscheint einfach und erinnert an irgend eine Figur auf einem Vasengemälde. Pl. 4. *Napoleon verwundet vor Regensburg*, von Gautherot.

Pl. 7. Napoleon, wie er die Armee vor der Schlacht bey den Pyramiden anredet, von Gros. Pl. 9. Die Einnahme von Madrid, von Ebdemselben. Pl. 15. Der Kaiser empfängt zu Tilsit Ihre Majestät die Königin von Preußen, von Berthou. Pl. 19. Die Armee schwört dem Kaiser Treue auf dem Marsfelde und erhält die Adler, von David. Pl. 25. Die Empörung zu Cairo, von Giroder. Pl. 37. Die Schlacht von Austerlig, von Gerard. Pl. 55. Der Kaiser empfängt zu Finkenstein den Persischen Gesandten. Pl. 64. Die letzten Augenblicke des Marschalls, Herzoges von Montebello, von Bourgeois. Alle diese Gemälde sind entweder Schlachten, oder pomphafte Vorstellungen. In den Schlachten herrscht ein erzwungenes Feuer, eine wilde Mannichfaltigkeit der Bewegungen, und ein oft zu übertriebener Ausdruck, ein Hauptfehler der neuen Französischen Schule. In den Paradenstücken sind die meisten Personen müßige Figuranten, aufgepußt und überladen mit Orden, Sternen, Bändern, denen man die Langeweile auf dem Gesicht lesen kann, und die unter der Last ihrer goldgestickten und bordirten Kleider eben nicht beneidenswerth aussehen. — Der verewigte George Forster drückte sich einst in einem Schreiben an den Rec. über den ersten Britischen Mahler West folgendermaßen aus: "Von West ist auch ein Stück in der Schaustellung, Jacob und Nabel am Brunnen, wirklich eines seiner schlechtesten, und das will viel sagen, weil er viel schlechtes macht." Wenn man statt West, den Nahmen des ersten Französischen Mahlers, David's setzt, so hat man ein treffendes Urtheil über sein Gemälde, die Vertheilung der Adler auf dem Marsfelde darstellend. Eine fehlerhaftere, verworrenere und unedlere Anordnung kann wahrlich nicht gedacht

werden. Der Kaiser hat eine Rede an die Armeen gehalten, fragt sie, ob sie ihrem Gelübde treu bleiben wolle, und ein einstimmiges: *nous le jurons, vive l'Empereur!* erschallt aus dem Munde der Krieger. Die Adler werden vor dem Kaiser gesenkt, die Marschälle heben ihre Commandostäbe empor, die Obristen der verschiedenen Regimenter bekräftigen den Eid. Aber schlechter hätte wahrlich diese feyerliche Handlung nicht geschildert werden können, denn die Stellungen der Marschälle sind caricaturmäßig, das Gedränge in der Nähe des Kaisers, dem Zuschauer zur linken, ist erstickend, und die Obersten und Soldaten stürzen wild und unedel übereinander, und lassen eine ungeschickliche Lehre auf der rechten Seite des Bildes. Alle diese Fehler und noch mehr springen dem Beschauer beim ersten Blick in die Augen. —

Annales du Musée et de l'École moderne des beaux-arts. Salon de 1812. T. I. 1812. in Octav.

In der Vorrede zu diesem Bande erzählt uns der Verf. in einem selbstgefälligen Tone die Geschichte eines Processes, den er mit Hrn. Pierre Didot, dem ältern, wegen einiger Kupferstiche seines Werks geführt, und den der kaiserliche Gerichtshof zu seinem Vortheil entschieden hat. Und um keinen Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Sache entstehen zu lassen, ist sogar der Ausspruch des Gerichtshofes vom 1. Junius 1812 abgedruckt worden. Nun folgen erst die Beschreibungen der Gemälde, von denen wir nur die wichtigsten berühren wollen. Pl. I. Die Rückkehr des Kaisers Napoleon nach der Insel Elba, nach der Schlacht von Eplingen, von Meynier. Im Vordergrund liegen viele Verwundete, welche von mehreren Wundärzten verbunden werden. Der Anblick des

Kaisers scheint sie zu trösten. Die Zeichnung und der Farbenton dieses Gemähltes werden sehr gelobt. Pl. 3. Die Krönung der Marie von Medicis, von *Monfiau*. Ungeachtet *Rubens*, in der Luxemburgischen Galerie, denselben Gegenstand auf das meisterhafteste dargestellt hat, und sein Bild von unserm Künstler studirt worden ist; so verdient er dennoch eine rühmliche Auszeichnung, und scheint für die Zukunft viel zu versprechen. Pl. 9. Eine Himmelfarth der heiligen Jungfrau, von *Anstaux*. Im untern Theile des Gemähltes sieht man die Apostel und andere Zuschauer. Das Ganze ist in einem grandiosen Styl componirt. Pl. 16. und 17. Die philosophischen Spaziergänge des *Pythagoras* und *Democrits*, der einen Besuch von dem *Hippokratès* erhält, zwey Gemählde, im Geschmack des *Poussin*, von *Peyron*. Pl. 19. *Hubert Goffin*, wie er das Kreuz der Ehrenlegion empfängt, von *Bordier*. Das schreckliche Ereigniß, wie am 28. Februar 1811 eine Steinkohlengrube bey *Beaufour* in der Nähe von *Lüttich* einstürzte, und *Goffin* mit Lebensgefahr 70 Arbeiter errettete, wird unsern Lesern aus öffentlichen Blättern noch Erinnerung seyn. Dieser brave Mann erhielt von dem Kaiser das Kreuz der Ehrenlegion als Belohnung, und man sieht auf diesem Bilde, wie es ihm von dem Präfect seines Departements überreicht wird. Der Saal, in welchem diese Feyerlichkeit vor sich geht, ist mit einer Statue Napoleons verziert, und obgleich das Bild ebenfalls ein Paradestück ist, und die dargestellten Personen Porträte sind, so hat es dennoch viel anziehendes und macht seinem Urheber Ehre. Die Mahleren Pl. 54, 70 und 71 beziehen sich auf die Geburt des Königs von Rom, Pl. 60. Das Urtheil des Paris, von *Berthon*. Der Künstler hat den Augenblick ge-

wählt, wie Venus mit dem als Preis erhaltenen Apfel nach dem Olymp eilt, um ihren Sieg zu verkündigen, Minerva und Juno aber den Hirten mit Haß und Unwillen anblicken. Dieß Bild hat viele Schönheiten. Wir übergehen die zahlreichen Gemählde, deren Inhalt aus alten Geschichten und Romanen entlehnt ist, und von Künstlern und Damen herrühren, die sich zu keiner höhern Gattung der Malteren emporheben können. Dahin rechnen wir auch die Scenen aus den berühmtesten französischen Tragikern, woben jedoch zu bemerken, daß der Künstler mehrere in einem Bilde vereinigt hat. —

Die Zweckwidrigkeit des Versuchs, der Bildhauerkunst moderne Gegenstände unterzuschreiben, bedarf keines Beweises, und dennoch haben die Französischen Bildhauer mehrere Statuen berühmter Personen geliefert, deren Costume sie allein schon abschrecken sollte, den Meißel zu ergreifen. So sehen wir den König von Holland als Großmahlherr gekleidet, den berühmten Rechtsgelehrten Tronchet in einem gestickten Staatskleide, den General Wallonge in seiner Uniform, und dergleichen Figuren mehr. Die 18 Fuß hohe Statue von Dessair, ein Werk von Dejoux, verdient jedoch Aufmerksamkeit. Sie ist ganz nackt, soll aus Bronze gegossen werden, und auf einem Basament von Druchstücken Egyptischer Sculpturen sich erheben. —

*Annales du Musée et de l'École moderne des beaux-arts par C. P. Landon. Première collection. Tome complémentaire. 1809. in Octav. Auch als 17ter Band des ganzen Werks. (S. diese Anzeigen vom J. 1810. S. 676.)*

Dieser Band bildet den Schluß der ersten Sammlung, und ist zugleich der stärkste, indem er 209 Seiten Text, und, statt der bestimmten 72 Kupfer,



108 enthält. Auf eine kurze Aufschrift an den Hrn Barbier-Neuville folgt ein Raisonnement über die Kenntnisse der Künstler und Liebhaber, bey dem wir nicht verweilen können, und die Versicherung des Verf., daß mit diesem Bande die erste Sammlung beendigt sey, und daß die folgenden Annalen des Museums in zwey Abtheilungen, die neuen und alten betitelt, erscheinen sollen. In den alten will der Verf. nicht allein die verschiednen für das Museum angeschafften Werke abbilden, sondern auch die durch die Französischen Waffen in den Jahren 1805 und 1806 erbeuteten Gemählde in Umrissen liefern, und damit die Antiquitäten der Villaorghese zc. verbinden. In den neuen soll man eine Auswahl von Gemählten finden, die alle zwey Jahre in den öffentlichen Schausstellungen erschienen sind, und die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen haben. Um die Uebersicht des ganzen Werks zu erleichtern, hat der Verf. S. 135 ein allgemeines Verzeichniß aller in den 17 Bänden enthaltenen Kupferstiche mitgetheilt, und auch dabey auf die vier Bände mit Landschaften Rücksicht genommen.

So wie die frühern Bände, so enthält auch dieser viele, theils alte, theils neue Malereyen und Kupfer, von denen nur die letztern uns hier beschäftigen können. Am zahlreichsten sind die Scenen aus den besten Tragikern Frankreichs, und die verkleinerten Kupfer in den Prachtausgaben von Didot; hierzu kommen noch verschiedne Situationen aus dem Roman Daphnis und Chloë, Phronime und Melidor, aus Bernard's Kunst zu lieben, aus den Eclogen des Virgil, aus Delille's Uebersetzung des Landbauers desselben Dichters, aus der Psyche des Apulejus u. s. w. Chaudet hat verschiedne Scenen aus der Athalia, Esther und dem

Britannicus geliefert. Das Costume des Alterthums ist hier streng beobachtet worden; nicht so treu die architectonischen Beywerke in den Scenen aus der Athalia und Esther. Die Physiognomie des Nero, in dem Britannicus, ist voll Leben und Ausdruck. Von Gerard sieht man Sujets aus dem Alexander, den Eclogen und Georgicis des Virgil, dem Roman Daphnis und Chloë, dem Bajazet, der Iphigenie und dem Apulajus. Dieser Künstler hat eine gewisse Grazie, die aber oft in Ziererey ausartet; auch vernachlässigt er nicht selten das Costume, in dem Wahn, einen schönen Effect hervorzubringen. Girodet gefällt sich in Scenen aus der Phädra und Andromache. Man kann diesem Künstler einen edlen, reinen und geschmackvollen Styl nicht absprechen, und gewiß hat er das meiste zur wirklichen Verschönerung der Prachtausgaben von Pierre Didot beygetragen. Seine Hintergründe sind immer gut gewählt, sein Studium alter Monumente, vorzüglich der griechischen Vasen, leuchtet oft durch, und wenn wir zwey oder drey Blätter ausnehmen, in welchen der Französische Schauspieler zu sehr sich ausspricht, so haben seine übrigen Arbeiten einen entschiedenen Werth. Moitte, ein achtungswürdiger Bildhauer, hat fünf Zeichnungen zu den fünf Acten, der Tragödie Thebais, oder die feindlichen Brüder, entworfen. Sie verrathen eine feurige Phantasie, sind aber zu reich an überladenden Zierathen, vorzüglich was die Gewänder betrifft. Von Peyron findet man fünf Scenen aus dem Mithridat, die gut componirt sind, und ihm Ehre machen. Prudhon zeigt sein Talent in der Darstellung lieblicher Scenen aus den Romanen Daphnis und Chloë, Phronimo und Melidor, und aus Bernard's Kunst zu lieben. Von ihm ist auch das Titelpuffer zur

Prachtausgabe des Racine, das den Dichter darstellt, wie er von seinem Genius und der Melpomene geführt wird, um von der Unsterblichkeit gekrönt zu werden. Endlich sieht man noch fünf Scenen aus der Berenice von Serangeli. Der Hauptfehler des größten Theils dieser Mahleren liegt unstreitig darin, daß die Künstler sich mehr nach dem Schauspieler auf der Bühne, als durch die Lectüre des Dichters gebildet haben; und dieser Fehler, der immer mehr um sich greift, wird den allmählichen Verfall der Französischen Schule nach sich ziehen, wenn sie nicht durch irgend ein großes Genie einen Umschwung erhält. Einen erfreulichen Anblick gewährt Pl. 88, die Verkäuferin der Liebesgötter, von Vien, ein Gemälde, das sich in dem Museum zu Versailles befindet. Vien, der im Jahre 1808 in einem Alter von 89 Jahren starb, war der Schöpfer der neuen Französischen Schule. Ihm gebührt mehr als allen andern der Ruhm, den guten Geschmack wieder-empore gebracht zu haben. Der Gedanke jenes Bildes ist von einem antiken Basrelief entlehnt, und glücklich mit einigen Veränderungen benutzt worden. Ein junges Mädchen hat ein Nest voll Amorine gefunden, und bietet es einem Frauenzimmer zum kaufen an, diese bewundert es, und weiß ihr Erstaunen nicht auszudrücken. Das Ganze ist mit einer edlen Einfachheit und bezaubernden Grazie behandelt.

### Göttingen.

Von dem für die vaterländische Geschichte unermüdeten Forscher, Hrn. Canonicus J. Wolf, haben wir wieder zwey neue Schriften, die hier bey Daier gedruckt sind; anzugeigen: *Denkwürdigkeiten des Marktfleckens Dingelstädt im Harzdepartement, Distrikt Heiligenstadt.* 1812. 52 und 20 S. in Octavo.

Der Name zeigt, daß an dem Orte Gerichte gehalten worden, welches sehr früh geschehen seyn kann, indessen kommt davon erst zu Anfang des 14ten Jahrhunderts in Urkunden Nachricht vor. Wahrscheinlich gehörte der Ort im 12ten Jahrhundert den Grafen von Lonna, auch Gleichen genannt, und stand unter der Gerichtsbarkeit des Schloßvogts zu Gleichenstein, der jährlich drey-mahl hier Landgericht hielt. Dieses scheint auch, nachdem die Kurfürsten von Mainz 1294 das Eichsfeld gekauft hatten, fortgedauert zu haben, bis 1534 die Gerichte durch Kurfürst Albrecht eine neue Einrichtung erhielten. Als angebauter Ort kommt Dingelstädt erst um 1220 vor, und war anfangs klein, vergrößerte sich aber im 15ten Jahrhundert nach Verwüstung mehrerer umliegender Dörfer, deren Bewohner und Güter nach Dingelstädt übergingen, daher so viele adeliche Familien hier begütert waren und noch sind, woben es auffällt, daß es gar keine freye eigene Länderey zu Dingelstädt gibt. Ein Marktsteden ward Dingelstädt wahrscheinlich zu Anfang des 13ten Jahrhunderts durch den Grafen von Gleichen. Pfarrkirche und Capelle, ehedem Maria im Busch genannt. Adliches Geschlecht von Dingelstädt (Nt dem Nec. wie dem Verf. zweifelhaft. Es scheinen Bürger, die sich von der Stadt benannten, und vielleicht nicht einmahl alle zu einer Familie gehörten). Vom Dorfe Kirchberg und dem Herren von Kirchberg s. 8. o. Schicksale und jetziger Zustand. Im dreißigjährigen Kriege litt der Ort sehr und ward 1632 durch die Truppen des Herzogs von Weimar abgebrannt; kaum hatte er sich etwas erhohlet, als 1688 ein neuer Brand ihn zerstörte, worin alle Briefschaften verloren gingen, daher dem Verf. keine einheimische Urkunden und schriftliche Nachrichten konnten mitgetheilt werden. Von gelehrten Dingelstädtern,

mit Anführung ihrer Schriften, S. 32—50. Die Familie Strait und Jagemann zeichnen sich darunter besonders aus. Zuletzt von Keffershausen und den dort wohnhaften Hrn. von Wolf. Unter der Aufschrift Beylagen sind auf 20 Seiten 12 Urkunden angehängt, die sich auf einzelne in der Schrift vorkommende Gegenstände beziehen. Der Verf. hat nicht bemerkt woher sie genommen sind; einige scheinen aus dem Archiv des Klosters Reiffenstein zu seyn. Die Urkunde N. VIII. in der eine wirklich neue Sprache herrscht, ist wohl nicht aus dem Original genommen.

**Geschichte des Gymnasiums zu Heiligenstadt** von 1575—1714. Aus den ersten Quellen, von J. Wolf. 1813. 82 und 43 S. in groß Octav.

Von der Schule des Martinusstiftes zu Heiligenstadt, der ältesten auf dem Eichsfelde, die schon vor 1022 gestiftet war, und der alten lateinischen Schule zu Duderstadt finden sich keine Nachrichten. Aber von dem 1575 gestifteten Jesuiten-Gymnasium erhielt der Verf. eine authentische Quelle, nämlich ein lateinisch geschriebenes Jahrbuch, in welchem von Jahr zu Jahr die Veränderungen und Schicksale dieser Lehranstalt von dem Rector oder einem andern Priester unter dessen Aufsicht verzeichnet worden, und gibt daraus, als Beytrag zur Gelehrten-Geschichte des Eichsfeldes, eine Geschichte dieses Gymnasiums, die, da es gerade 200 Jahre bestanden hat, in zwey Jahrhunderte zerfällt. Erstes Jahrhundert von 1575—1675. Der Stifter war Kurfürst Daniel von Mainz, der bey seiner im Jahre 1574 vorgenommenen Kirchenvisitation dem Verfall der catholischen Religion auf dem Eichsfelde bemerkte, und durch Anlegung eines Jesuiten-Collegiums zu Heiligenstadt, zur Bildung catholischer Priester, woran es hier fehlte, der Sache abzuhelfen beschloß. Fünf Jesuiten,

von Mainz gesandt, eröffneten schon 1575 zwey Schulen, wozu im folgenden Jahre eine dritte kam, und der Ruf derselben zog bald eine Menge Schüler aus den umliegenden Ländern, selbst protestantische, herbey. Die Dotation bestand in 600 Rthl. 2 St. Wein u. a. Naturalien, 50 Rthl. für die Bibliothek, 11 Rthl. Preise für die geschicktesten Studenten. Aber 1611 – 1626 nöthigte die Pest, die  $\frac{2}{3}$  der Schüler aufrieb, und feindliche Durchzüge die Schulen zu schließen. 1631 flohen die Lehrer nach Göttingen, wo sie bey den Dominicanern Aufnahme fanden. Raum zurückgekehrt wurden sie vom Grafen Löwenhieln sämtlich als Gefangene nach Erfurt geführt, und erst 1636, nach Räumung des Eichsfeldes, das Collegium hergestellt. Es waren anfangs 60 Schüler, aber nach zehn Jahren 1646, schon über 240. Was S. 24 ff. über die Lehrart, Schulbücher, Schulsucht gesagt wird, ist bey aller Kürze interessant. Die stete Beschäftigung der Schüler durch Auswendiglernen, eigenes Ausarbeiten, öffentliches Reden, der Wettseifer, die Belohnungen, die strenge Aufsicht und Sorge für Sittlichkeit, sind Vorzüge die den Schulen der Jesuiten zur Empfehlung gereichen, und ihnen ein Uebergewicht über die gewöhnlichen geben mußten. In einer Anmerkung S. 29 vertheidigt der Verf. sie gegen den Vorwurf, daß sie ihren Zöglingen Verachtung des Ehestandes eingeflößt hätten. S. 30 ff. von Sodalitäten der Jesuiten, der Marianischen und Englischen, und von den Lehrern und ausgezeichneten Männern, die durch sie zu Heiligenstadt gebildet worden. Unter den ersteren glänzt besonders Athan Kircher, der hier nur in den untern Classen lehrte, aber schon damahls Beweise seines ausgezeichneten Kopfes gab. Im zweyten Jahrhundert 1678 – 1774, beschreibet der Verf. die günstigeren und ungünstigeren

Schicksale des Collegiums, das im siebenjährigen Kriege viel litt, den Unterricht in der Philosophie und Physik ic. Einiges im Unterricht wurde gebessert; aber 1773 erfolgte unerwartet die Auflösung des Collegiums, die hier, ohne besondere Veranlassung, mit solcher Härte vollzogen ward, daß die Lehrer auf der Stelle das Collegium räumen und die Stadt verlassen mußten. Sie wurden in die Klöster vertheilt, wo sie nicht öffentlich Messe lesen, und nur unter Aufsicht eines Geistlichen innerhalb der Klostermauern spazieren durften. Wie ungleich humaner man mit den Jesuiten in Frankreich verfuhr, erzählt der Verf. S. 64 aus eigener Erfahrung. Unter den Lehrern dieses Zeitraums findet sich auch der Verf. selbst. Zuletzt noch ausgezeichnete Männer geistlichen und weltlichen Standes, die hier studierten; Erstere nur als Nachlese zu des Verf. Geschichte des Eichsfeld und der Eichsfeldia docta. Die Annalen selbst sind als Anlage unter dem Titel res Gymnasii Heiligenstadiani ex annalibus Collegii P. P. S. J. excerptae, beygedruckt. Die Zugabe ist nichts weniger als überflüssig; sie enthält manches, was der Verf. überging, und erklärt anderes z. B. S. 55, daß ein gedruckter Autor vorgelesen wurde, soll nach S. 42, der Res G. heißen, daß man nach einem gedruckten Compendium die Vorlesungen hielt.

### Gotha.

In der Becker'schen Buchhandlung: Neue Predigten, von Dr. Josias Friedr. Christian Löffler, Ober-Consistorialrath und General-Superintendenten in Gotha. Dritte Sammlung. Nebst einer Beantwortung der Frage: Ob und in welchem Sinne die protestantischen Geistlichen Priester sind? 1813. XXXVI und 396 Seiten in Octav.

Der Nebentitel ist: **Auswahl einiger Predigten an Fest- und Bußtagen, vorzüglich für seine Freunde in Gorha.**

In der voran stehenden Abhandlung sucht der Herr Verf. zu zeigen, daß unsere protestantischen Prediger nicht Opferer, nicht Priester sind, als höchstens in einem ganz uncigentlichen Sinne, in wie fern sie nämlich die Christen zu geistigen Gott gefallenden Opfern erheben, oder sie das Sinnliche, Irdische und Böse im Menschen, dem Geistigen, dem Ewigen und der Pflicht aufopfern lehren, und selbst das Beispiel davon geben. Und wer möchte leugnen, daß auf unsre protestantische Prediger der Name jüdischer oder römisch-katholischer Priester gar nicht paßt? Indessen, wer geneigt wäre, ihnen den Namen Priester im bessern Sinne zu erhalten, der könnte vielleicht in Erinnerung bringen: unsre Geistliche sind nicht bloß Lehrer, bloß Erzieher, bloß moralische Redner. Haben sie nicht außer dem Geschäfte Lehren, Unterricht und Ermahnung zu erteilen, auch noch die Bestimmung, in dem Sinne und in dem Geiste einer geoffenbarten Religion den öffentlichen Gottesdienst zu besorgen, im Namen der Gemeinde und mit der Versammlung zu beten, und die Verwalter der Sacramente zu seyn? Sobald man sich unter den Sacramenten der protestantischen Kirche heilige, von der Gottheit selbst angeordnete und mit besonderen göttlichen Verheißungen verbundene feyerliche Religionshandlungen denkt; so möchte doch die Benennung Priester einen besondern Theil dessen, was in den Umkreis des protestantischen Geistlichen gehört, characteristisch bezeichnen.

Die vorliegenden Predigten haben eben dieselben Eigenschaften an sich, welche die Leser schon aus den früher herausgegebenen Predigten des Verf. kennen, nämlich Klarheit der Begriffe und des Ausdrucks, Leichtigkeit in der Anordnung des Ganzen, Faßlich-



keit und Auswahl nützlicher Materien. — Besonders anziehend waren für den Rec. Pred. 10: Ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit ist es nicht möglich, sich über manche Begebenheiten der Welt und des Lebens zu beruhigen, über Luk. 24, 13—35; Pred. 11: Von dem Einflusse, welchen wir, wenn wir zu Gott zurückgekehrt sind, auf der Erde behalten, über Matth. 16, 14—20, am Himmelfahrtstage; Pred. 14: Das Unglück der Sünde, ein sehr zweydeutiges und trauriges Mittel der Besserung, über Luk. 15, 17—20, am zweyten Vultage 1812. — Das wird Niemand läugnen können, daß in diesen Predigten viele gelungene Stellen sind, welche Nahrung hervorbringen; aber im Ganzen genommen ist der Character des Vortrags mehr ruhiger Gang der Betrachtung, als Herzlichkeit und Lebhaftigkeit. — Nicht wie die übrigen hat den Rec. die zweyte Predigt angesprochen: Wodurch wird der Mensch gerecht vor Gott? über Galat. 2, 25—27, am Reformationsfeste 1812. Er ist durch sie von neuem überzeugt worden, daß dogmatische Predigten, sobald sie zur exegetischen und polemischen Behandlung übergehen, in die Gefahr der Kälte und Trockenheit gerathen. — Daß den 16 Predigten dieser Sammlung auch noch unter Nr. 17 die Rede zum Gedächtnisse des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen, und unter Nr. 18, Andacht am Denkmale des heiligen Bonifacius; bey der Feyer der hundertjährigen Dauer der Immanuelskirche bey Altenberga, angehängt sind, wird allen denen willkommen seyn, welche die Schrift des Hrn. Verfassers: Bonifacius, oder Feyer des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen bey Altenberga im Herzogthum Gotha; nebst einer historischen Nachricht von seinem Leben, nicht selbst besitzen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 21. Februar 1814.

Paris,

Ben Didot: Mémoires de la Classe des Sciences Mathématiques et Physiques de l'Institut Impérial de France Année 1810. Première partie. 346 Quartseiten. 1811. Année 1811. Première partie 280 Seiten. 1812.

Année 1810. Essai sur la Géographie minéralogique des Environs de Paris par M. M. Cuvier et Alex. Brongniart. Von dem wichtigen Inhalte dieses auch besonders abgedruckten Abhandlung haben wir bereits in unsern gel. Anz. 1812. S. 801 einiges im Auszuge mitgetheilt. II Mémoire sur les Intégrales définies et leur application aux probabilités, et spécialement à la recherche du milieu qu'il faut choisir entre les Resultats des Observations par M. La Place. Der Verf. hat in den Mém. de l'Acad. 1782 eine Théorie des approximations des formules, qui sont fonctions de très grands nombres gegeben, welche er als einen Theil desjenigen Calculs betrachtet, dem er in seiner Théorie analytique des probabilités (Paris 1812) den Namen des calcul des fonctions

§ (2)

génératrices ertheilt hat, eine Rechnung, welche das Verhalten von Ausdrücken mit endlichen Differenzen und der darin vorkommenden partiellen Functionen zur ursprünglichen Function selbst, woraus sie entstanden sind, darstellt, und also eigentlich den calcul à différences finies, nach seinem weitesten Umfange, zum Gegenstande hat. In jener Théorie des approximations &c. lehrt er die Integrale, von Gleichungen und Ausdrücken mit endlichen Differenzen, insbesondere für solche Fälle zu bestimmen, wo den veränderlichen Größen sehr große Werthe gegeben werden, wobey sich denn der Nutzen von solchen bestimmten Integralen darbietet, welche von  $x = 0$  bis  $x = \infty$  genommen werden. Herr. La Pl. hat seine neue Theorie über die Berechnung der Wahrscheinlichkeit großen Theils auf jenen calcul des fonctions génératrices gegründet, und gezeigt, wie die Auflösung der meisten hierher gehörigen Probleme ungemein leicht auf die Betrachtung von Gleichungen mit endlichen Differenzen zurückgeführt wird, welche denn für den Fall, daß der Begebenheiten, deren Wahrscheinlichkeit gesucht wird, sehr viele sind, auf solche bestimmte Integrale, wie wir eben angeführt haben, hinführen. Der Verf. erläutert dieß hier durch drey Aufgaben aus dem Calcul de probabilités, welche ohne die angeführten Hülfsmittel nur sehr schwer würden aufgelöst werden können. Die erste Aufgabe führt auf das bestimmte Integral

$$\int \frac{dx e^{-ax}}{x^n} (\cos rx - \sin rx \cdot \sqrt{1-x^2})^{n-1}$$

wenn es von  $x = 0$  bis  $x = \infty$  genommen wird, und die beiden andern Aufgaben auf Integrale von der Form

$$\int dx \cdot y \cdot dy e^{-y^2(1+x^2)} \cdot \cos rx$$

gleichfalls für den Fall, daß solche von  $x$  und  $y = 0$  bis  $x$  und  $y = \infty$  genommen werden, bey welchen Entwicklungen sich mehrere sehr schöne Theoreme ergeben, von deren Anwendung auf die erwähnten Aufgaben selbst, hier aber nichts im Auszuge mitgetheilt werden kann. Insbesondere empfehlen wir unsern Lesern die letzte von den drey Aufgaben, du milieu qu'il faut choisir entre les resultats des observations, in Rücksicht auf den sinnreichen Gang der Analyse, welche diesen Gegenstand in der größten Allgemeinheit entwickelt, es mögen der Elemente, welche durch Beobachtungen bestimmt werden sollen, so viel als man will gegeben seyn.

*Année 1811.* I. Mémoire sur la distribution de l'Electricité à la surface des corps Conducteurs, par M. Poisson. Der Verf. beschränkt sich in dieser Abhandlung bloß auf die Verbreitung des electrischen Fluidums über die Oberfläche von Kugeln und solcher Sphäroiden, welche nicht viel von einer Kugel abweichen; und sucht nun die allgemeinen Formeln, welche die höhere Mechanik für die Bedingungen des Gleichgewichts einer Flüssigkeit, deren Theile sich anziehen oder abstoßen, darbietet, auf die electrische Flüssigkeit anzuwenden, um zu bestimmen, wie groß die Dicke der Schicht einer solchen Flüssigkeit an jeder Stelle der Oberfläche eines Sphäroides seyn muß, wenn sie sich im vollkommenen Gleichgewichte erhalten soll. Dann zeigt er, wie eine solche Schicht attractiv oder repulsiv auf jeden vorgegebenen Punct außer ihr wirken würde, um daraus ferner abzuleiten, wie sich die Electricität auf den Oberflächen zweyer Kugeln oder Sphäroiden A und B, vertheilt, diese Körper mögen sich nun berühren, oder auch in beliebigen Entfernungen von einander befinden,

woben denn die Fälle unterschieden werden, ob A, B, gleichartige Electricitäten, oder ungleichartige haben, oder auch einer von beiden Körpern sich im natürlichen Zustande befindet. Die Resultate welche der Verf. für die Dicken oder Epaisseurs solcher couches électriques, an dieser oder jener Stelle auf der Oberfläche der gedachten Körper herausbringt, vergleicht er hierauf mit einigen hierher gehörigen Versuchen Coulombs, und zeigt, daß sie damit gut zusammen stimmen, woben wir jedoch bemerken, daß in Coulombs Versuchen nicht eigentlich von den Epaisseurs solcher couches électriques, sondern vielmehr von einer densité oder Spannung derselben die Rede ist, welches uns in Rücksicht auf die Construction der Formeln nicht so gleichgültig zu seyn scheint, als der Verf. am Ende von n<sup>o</sup>. 1. seiner Abhandlung dafür hält, so wie denn überhaupt bey den Discussionen des Verf. noch viel andere Dinge in Betrachtung kommen dürften; (z. B. die abwechselnden Zonen von + E und - E um jeden electrifirten Körper,) wenn es sich der Mühe verlohnte, bey einem Gegenstande dieser Art so tiefsinnige mathematische Untersuchungen anzustellen, bloß um die Epaisseurs von couches électriques zu finden, da es ja noch gar nicht einmahl ausgemacht ist, ob die electriche Flüssigkeit um einen Körper herum sich selbst so weit erstreckt, als sie ihre Anziehung oder Zurückabstunq auf einen andern äußert. Und so lange dieß nicht ausgemacht ist, können auch Coulombs Versuche, so gut sie mit einigen Resultaten des Verf. übereinstimmen mögen, für die berechneten Epaisseurs solcher couches électriques nichts beweisen. Außerdem scheinen uns auch die Principien, von denen der Verf. bey seinen Untersuchungen ausgegangen ist, z. B. daß das electriche Fluidum,

es sey + E oder — E nur allein auf der Oberfläche eines electrifirten Körpers hatte, daß es überall eine gleiche Dichte habe, daß die Theilchen desselben sich abstießen, und zwar im umgekehrten Verhältniß des Quadrats ihrer Entfernung von einander & dergl. noch lange nicht so bestätigt zu seyn, daß wir es wagen möchten, darauf irgend eine Rechnung zu begründen. Uebrigens wird man die Gewandtheit des Verf. im Calcul auch in dieser Abhandlung nicht verkennen. II. Mémoire sur une modification remarquable, qu'éprouvent les rayons lumineux dans leur passage à travers certains corps diaphanes, et sur quelques autres phénomènes d'Optique par M. Arago. Der Verf. beschreibt in diesem Memoire merkwürdige Farbenerscheinungen, welche dünne Scheibchen von Glimmer, Marienglas, und verschiedene andere durchsichtige Körper, auf welche man polarisirte Sonnenstrahlen auffallen läßt, dem Auge darstellen. Man gedanke sich in dem Malus'schen Apparat zur Polarisation des Lichtes die beiden unbelegten Spiegelplatten A, B, in einer parallelen Lage, und nun weißes Licht auf die obere Platte A unter einem Winkel von  $35^\circ$  auffallend, welches lothrecht auf die untere Platte B (statt deren noch besser ein schwarz belegter Spiegel angewandt wird) zurückgeworfen werde, hierauf das Auge in die gehörige Lage vor B gebracht, daß es von B das zum zweiten Male zurückgeworfene Licht empfängt, so sind nun die von Malus zuerst beobachteten Erscheinungen bekannt, nach welchen die Intensität des von B zurückgeworfenen Lichtes ab- oder zunimmt, je nachdem man die Platte B um die lothrechten von A zurückgeworfenen Lichtstrahlen dreht, so daß der Einfallswinkel immer derselbe bleibt. Nun lasse man aber diese lothrechten bereits durch A polari-

stritten Lichtstrahlen, ehe sie auf B fallen, durch ein horizontal gehaltenes Glimmerblättchen hindurch gehen, so werden sie dem Auge vor B nicht mehr weiß, sondern gefärbt erscheinen, und die Farbe in der sich dadurch das Blättchen selbst dem Auge darstellt, wird von der Dicke des Blättchens mit abhängen, welche übrigens nicht zu gering seyn darf, um recht lebhaftere Farbenercheinungen hervorzubringen. Jetzt lasse man das Blättchen in einer unveränderten Lage, und drehe die mit A parallele Platte B, völlig wie bey Malus Versuchen, um das lothrecht auffallende Licht, so wird das Blättchen auch sogleich eine andere Farbe zeigen, und während einer Viertelumdrehung von B, wird es alle Farben des prismatischen Sonnenbildes durchlaufen. Während der zweyten Viertelumdrehung von B, erscheint wieder derselbe Farbenwechsel, nur in einer umgekehrten Ordnung, bis nach Vollendung dieser zweyten Viertelumdrehung wieder die erste Farbe zum Vorschein kömmt u. s. w. Bey allen diesen Versuchen muß das Glimmerblättchen durchaus eine gleiche Dicke haben, sonst erscheint es bey jeder Lage von B in mehreren Farben, deren jedoch jede für sich, den angeführten Farbenwechsel befolgt. Eben so bemerkt man auch Farbenänderungen, wenn man das Blättchen selbst in seiner eigenen Ebene umdreht, wobei vier um einen rechten Winkel von einander abgehende Azimuths statt finden, in denen das Blättchen das auffallende weiße Licht ungedändert hindurchläßt. Aehnliche Erscheinungen zeigen auch die Glimmerblättchen, wenn man Licht auf sie fallen läßt, welches auf eine andere Art, z. B. vermittelst eines Isländischen Krystalles polarisirt worden ist. Die Kürze, auf die wir uns beschränken müssen, gestattet nicht, noch mehreres aus dieser Abhand-

lung auszuzeichnen. Alle übrigen Versuche sind nur Abänderungen der angeführten: auch stehen damit Neutons Farbenringe in Verbindung. III. Mémoire sur de nouveaux rapports qui existent entre la réflexion et la polarisation de la Lumière par les Corps cristallisés, par M. Biot. In diesem Memoire bemüht sich Herr Biot, die obgedachten von Arago zuerst bemerkten Phänomene der Glimmerblättchen, in Formeln einzukleiden, aus denen sich für jede Lage des Blättchens in Ansehung seiner Krystallisationsaxe, und für jede Lage der Spiegelplatte B, die Intensität und Beschaffenheit der Farbe bestimmen läßt, in welcher sich das Blättchen dem Auge darstellen muß. Eben so auch in welcher Farbe es sich zeigt, wenn es polarisiertes Licht von einem Isländischen Krystalle empfängt, oder auch, wenn solches durch ein Glimmerblättchen gegangenes Licht, nun wieder auf einen solchen Krystall fällt, was durch die gewöhnliche und ungewöhnliche Brechung desselben für Farben entstehen u. s. w. Herr B. nimmt dabey an, daß sich bey obgedachtem Farbenwechsel das Glimmerblättchen eigentlich nie in einer einfachen, sondern allemahl zusammengesetzten Farbe zeigt, welche aber das Auge öfters nur für eine einfache hält; denn die beiden Extreme von Farben (Tintes) die ein solches Blättchen dem Auge darstellt, (z. B. am Anfange und Ende einer jeden Viertelumdrehung des Spiegels B) oder auch die beiden Farben, in denen sich der obgesagte gewöhnliche und ungewöhnliche Strahl im Isländischen Krystall bey einer und derselben Lage des Krystalles darstellt, geben in ihrer Verbindung unter einander, allemahl ein vollkommenes Weiß, welches nie bey der Verbindung zweyer vollkommen einfachen Farben der Fall ist. Ist also die eine Farbe des Blättchens



unter gewissen Bedingungen desselben in Ansehung seiner Dicke, und der Lage seiner Krystallisationsaxe, so wie auch des Spiegels B bekannt, so ergibt sich daraus auch die Farbe desselben unter andern Bedingungen, z. B. wenn man dem Spiegel B eine Viertelumdrehung gibt, im welchem Falle eine Farbe erscheint, welche die erstere allemahl zu vollkommenem Weiß ergänzen würde u. s. w. Da die Dicke des Blättchens hierbei eine vorzügliche Rolle spielt, so machen die Untersuchungen hierüber einen großen Theil dieses Memoires aus, wovon aber hier die Kürze nicht mehreres auszuzeichnen gestattet. Um solche Dicken genau zu messen, wird ein von Hrn. Lauschoix angegebene Werkzeug beschrieben, welches auch zu mehr andern Zwecken vortheilhaft gebraucht werden kann.

### Erlangen.

Herr Jäck, von dem wir schon anderwärts (1812. S. 1870) gerühmt haben, daß er das Andenken berühmter Männer, die sich im Bambergischen um Staat, Kirche und Gelehrsamkeit Verdienste erworben haben, mit echt patriotischem Eifer erneuert, erwirbt sich gleichen Ruhm um noch lebende Männer, die sein Vaterland berühmt machen. Wir haben zwei solche Schriften vor uns: *N. Th. Goerner's Biographie*. Erlangen in der Palmischen Buchhandlung 1813. 94 Seiten in Octav, und: *Adalbert Friedrich Markus nach dem Leben und Character geschildert*, von Joachim Heinrich Jäck. Ebendaf. 1813. 4. Beide Männer sind in ihren Tathern so ausgezeichnet, daß ihre Lebensbeschreibungen auch der Nachwelt willkommen seyn werden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 24. Februar 1814.

Göttingen.

Ben Dieterich: Ueber die Gränzen der Anwendbarkeit des Code Napoleon auf die während seiner Gültigkeit in Deutschen Ländern entstandenen Rechtsverhältnisse, von Dr. Anton Bauer. 1814. 132 Seiten in Octav.

Zu den traurigen Ueberbleibseln der Unterdrückung Deutschlands gehören auch die, aus der vorübergehenden Herrschaft des Französischen Civilgesetzbuches entspringenden, mannichfaltigen Verwirrungen der Rechtsverhältnisse. Noch lange werden sich diese in den nachtheiligsten Folgen äußern, wenn die Gesetzgebung nicht dafür Sorge trägt, durch feste Bestimmungen allen Ungewisheiten und Ungerechtigkeiten zu begegnen und die Rückkehr des alten Rechtszustandes zu erleichtern. Zur Berathung über diesen wichtigen Gegenstand einen Beitrag zu liefern, ist der Zweck der gegenwärtigen Schrift. In einer Einleitung zeigt der Verfasser die Nothwendigkeit und die Erforder-

J (2)

nisse eines Gesetzes, welches jene Uebel verhüten soll, und begegnet dem, eben so gewöhnlichen, als gefährlichen Vorurtheil, als ob alle, unter dem Code Napoleon gestifteten Rechtsverhältnisse mit dessen Aufhebung alsbald vernichtet würden. Hier- auf werden im ersten Abschnitt die Grundlagen der Gesetzgebung über jenen Gegenstand unter- sucht. Diese findet der Verf. theils in den allge- meinen Grundsätzen über die Collision alter und neuer Gesetze, theils in den durch die Billigkeit oder Nothwendigkeit gebotenen Ausnahmen von Anwendung der Principien. Ueber jene Collision stellt er den allgemeinen Grundsatz auf: Sowohl das alte als das neue Gesetz hat ein geschlossenes Gebiet seiner Wirksamkeit; alles, was in dieses Gebiet gehört, ist nach dem darin herrschenden Gesetze zu beurtheilen. Rechtsverhältnisse, welche beiden angehören, indem sie aus der Periode der Gültigkeit des alten Gesetzes in das Gebiet des neuen Gesetzes herübertreten, sind, beziehungs- weise, nach beiden zu beurtheilen.

Um aber diesen Grundsatz auf das Verhältniß zwischen dem Code und den hergestellten alten Ge- setzen richtig anzuwenden, unterscheidet der Verf. zunächst zwischen den Rechten selbst und der ge- richtlichen Verfolgung derselben. In Hinsicht der Rechte selbst legt er den hier durchgreifenden Unterschied zwischen unmittelbar durch das Gesetz begründeten Rechten und solchen, die aus Rechts- geschäften entspringen, zum Grunde. Die un- mittelbar aus dem Gesetz hervorgehenden Rechte sind durch die Gültigkeit des Gesetzes bedingt, welches ihnen das Daseyn gibt. Die aus dem Code entsprungenen Rechte verschwinden also mit diesem Gesetzbuche; und die aus den alten Gesetzen ent-

Rehenden Rechte treten mit deren Herstellung als bald ein. Hierdurch erhalten die Personenrechte, die gesetzlich begründeten Real- und Obligationen-Rechte, so wie die gesetzlichen Hülfrechte, Wohlthaten und Vermuthungen ihre Bestimmung. Die aus Rechts-handlungen entspringenden Rechte haben ihren Grund in der Autonomie. Da nun die Gränzen der Autonomie durch die verschiedenen positiven Gesetzgebungen sehr verschieden bestimmt werden, so muß man die Aeußerungen derselben immer mit Rücksicht auf die Gesetze beurtheilen, welche in dem Zeitpuncte gelten, wo sich die Willkür äußerte oder äußern soll. Zu diesem Ende ist es nöthig, die gültige Errichtung eines Rechtsgeschäftes, dessen Fortdauer in dem neuen Rechtszustande, seine Wirkungen und die Auflösung desselben stets genau zu unterscheiden, und eine jede, in Hinsicht auf diese vier Gegenstände entstehende Rechtsfrage nach dem Gesetze zu beantworten, welches in derjenigen Periode gilt, worauf sich die Frage bezieht. Die gerichtliche Verfolgung der Rechte wird, dem allgemeinen Grundsatz zufolge, nach denjenigen Gesetzen beurtheilt, in deren Zeitraum die hierauf abzweckenden Handlungen fallen. Was daher während der Gültigkeit des Codes, und seinen Bestimmungen gemäß, zur Geltendmachung der Rechte bereits geschehen ist, das bleibt gültig; hingegen alles, was jetzt erst zu diesem Zweck geschehen soll, das ist nach den alten Gesetzen einzurichten und zu beurtheilen, wenn gleich das zu verfolgende Recht selbst noch aus jener Periode herrühren sollte.

Alle diese Regeln werden aus dem allgemeinen Grundsatz abgeleitet, durch hinzugefügte Erläuterungen gegen Mißverständnisse gesichert und auf

die wichtigsten Verhältnisse, worüber die Bestimmungen des Code von den alten Gesetzen abweichen, angewendet, um dadurch nicht nur den oben aufgestellten Grundsatz in seiner erschöpfenden Allgemeinheit darzustellen, sondern auch die Entscheidung der meisten practischen Fragen zu erleichtern. Unter den vom Verfasser mit Sparsamkeit vorgeschlagenen Modificationen der Regeln, sind die Erhaltung der inscribirten Hypotheken und ihres Vorrangs, die Vorschläge über baldige Entfernung der gesetzlichen Gütergemeinschaft unter den Ehegatten, die Erhaltung der seit Einführung des Code noch nicht in andere Hände gekommenen Fideicommissse und die Einschränkungen der Schwängerungsflagen, die wichtigsten.

### Paris.

*Annales du Musée et de l'Ecole moderne des beaux-arts &c. par C. P. Landon. Seconde Collection. Partie ancienne. Tome premier. 1810. in Octav.*

Mit diesem, dem Hrn. Grafen Andreossi gewidmeten Werke, erfüllt der Verf. sein Versprechen, indem er die noch unedirten Malereien des Napoleonischen Museums und die von der Französischen Armee in den Jahren 1805 und 1806 erbeuteten Kunstfachen, in einfachen, aber reinen, und deutlichen Umrissen ans Licht stellt. Er selbst gibt den Inhalt seines Werks mit folgenden Worten an: "La premiere section (partie ancienne) de cette seconde collection des annales du Musée fera connoître ces nouvelles richesses. Elle offrira aux amateurs des beaux-arts des productions non moins dignes de leur attention

que celles que nous avons publiées précédemment. Cette section ne contiendra que des ouvrages d'une date antérieure à l'école actuelle. La seconde section (Partie moderne) sera spécialement consacrée aux productions nouvelles. Et tous les deux ans, un nouveau volume fera connaître les principaux objets de l'exposition publique au Salon du Louvre: ainsi, d'année en année il paraîtra alternativement un volume d'ouvrages anciens et un volume de productions nouvelles." So lobenswerth dieß Unternehmen ist, so wünschte Rec. dennoch, daß es dem Hrn. Landon beliebte, bey jedem erbeuteten Gemählde den Ort zu nennen, wo es vor Zeiten sich befunden hat. Dem Zweck unserer Anzeigen gemäß, nennen wir nur die Hauptwerke. Pl. 7. Der Triumph der Diana, eine Emaillemahlerey, die von dem berühmten Leonard Limosin herrühren soll. Pl. 41. Adam und Eva, in Lebensgröße von Giorgione. Ein vortreffliches Gemählde, das, wenn Rec. sich nicht irrt, ehemahls in der Galerie zu Salsdahlum bewundert wurde. Aus eben derselben Galerie ist unstreitig Pl. 71. Adam und Eva, von Vanderwerff genommen worden. Pl. 17. Ein Basrelief, das nach der Meinung des Verf. die Schmiede des Vulcan vorstellen soll. Die Hauptfigur scheint Vulcan zu seyn, der an der Rüstung des Aeneas arbeitet. Er sitzt in einer Sclaventunica ohne Aermel, hat aber keine spitze Mütze auf dem Haupt. Zu seiner Rechten liegen auf einem Piedestall ein Schwert und ein Küras. Er arbeitet an einem Schilde, das ihm ein Cyclop hält, der aber eher einem Faun ähnlich sieht, und sogar einen Schweif hat. Dem Beschauer zur Rechten scheint ein anderer Cyclop an einem

Beinharnisch zu arbeiten, so wie noch ein anderer, mit einem Bart und einer Mütze auf dem Kopf, mit einem Helme sich beschäftigt. Hinter ihm steht ein Jüngling, der ihm die Mütze vom Kopfe reißen will. Nach dem Verf. ist dieß Cupido → "qui surveille l'ouvrage, se cache derrière une porte, et s'amuse à enlever le bonnet du plus vieux des cyclopes." Diese Erklärung wollen wir auf ihrem Grunde beruhen lassen. Die Statuen Pl. 6, 10, 44, 46, 50, 54 und 66 gehören zu der Sammlung, die ehemahls zu Berlin sich befand, unter dem Nahmen der Familie des Encomedes bekannt ist, und dem Hrn. Levezov den Stoff zu einer gelehrten Abhandlung (Berlin, 1804) dargeboten hat. Sie sind fast sämmtlich von den Gebrüdern Adams restaurirt worden.

Annales du Musée et de l'Ecole moderne des beaux-arts &c par C. P. London. Seconde Collection. Partie ancienne. Tome second. 1811. In Octäv.

Die Zuschrift ist an den Hrn. General Baron von Pommereuil gerichtet, der durch mehrere Werke über die Mittel, den Flor der Künste in Frankreich zu befördern, sich berühmt gemacht hat. Dieser Band enthält, nach der Versicherung des Verf., den Rest der Mahlerereyen, den die glorreichen Französischen Waffen in den Jahren 1806 und 1807 erbeutet haben, und mehrere Bilder der großen Galerie, die, wegen der Stellen die sie einnehmen, noch nicht mit Bequemlichkeit copiert werden konnten. S. 29 ff. ist ein großes Stück aus Winkelmanns Geschichte der Kunst, und zwar das Technische der Kunst unter den Griechen betreffend, eingerückt worden. Pl. 25. Die Leda von

**Correggio.** Den Kennern der Kunstgeschichte wird es nicht unbekannt seyn, daß die prächtige Gemäldesammlung der Herzöge von Mantua, bey der Erstürmung dieser Stadt im Jahre 1630, von den Kaiserlichen Truppen, unter der Anführung des Generals Colalto, geplündert wurde. Die Gemälde kamen nach Prag, und als diese Stadt im Jahre 1643 dem Grafen von Königsmark sich ergeben mußte, wurden sie nach Schweden geschickt. Von hier nahm sie die Königin Christina mit sich nach Rom; nach ihrem Tode aber geriethen sie durch Erbschaft in mehrere Hände, bis sie endlich der Herzog Regent an sich brachte, indem er die Summe von 90000 Scudi oder 135000 Rthl. dafür bezahlte. Einer der nachfolgenden Besitzer verstümmelte aus falschem Religionseifer das Gemälde, die Leda vorstellend, indem er den Kopf derselben abschnitt, den ein Herr Deslyen wieder mahlen mußte. Nun kam das Bild an den König von Preußen, und durch die letzten Ereignisse an das Kaiserliche Museum zu Paris, dessen General-Director, Herr Denon, den Kopf von neuem durch den Hrn. Prudhon ergänzen ließ. Man vergleiche, was über die Schicksale dieses merkwürdigen Bildes in Fiorillo's Geschichte der Malerey, B. II. S. 279 ff. gesagt worden ist. — Außer dem heil. Romualdus, von Andrea Sacchi, besigt das Kaiserliche Museum noch ein Meisterstück von ihm, nämlich das Wunder des heil. Gregor des Großen, das ehemahls zu Rom gemalt wurde. S. Pl. 41. Es ist in einem höchst einfachen Styl gearbeitet, aber unstreitig ein bewundernswürdiges Kunstwerk. Unter den zahlreichen Italiänischen Malereyen, die wir hier nicht alle aufzählen können, verdient noch das schöne Gemälde von Federico Barozzi



320 G. g. N. 32. St., den 24. Febr. 1814.

genannt zu werden, das man ehemahls zu Rom in Santa Maria in Ballincella aufbewahrte, und das den Besuch der heiligen Jungfrau darstellt. S. Pl. 46. — Man findet ferner in diesem Bande einige Arbeiten von N. Poussin, Bartolomeo Biscaino, den Procaccini's, Francesco Raibolini, genannt Francia; Dominichino, Raphael u. s. w. Unter den Statuen sind die meisten aus der Villa Borghese. — An diesen Band schließt sich die *Galerie Giustiniani* an, von der bereits in diesen Anzeigen vom Jahre 1812. S. 1891 geredet worden ist.

### Sena.

Die im Nahmen der Universität von Herrn Geh. Hofrath Heinrich Karl Abraham Eichstädt gefertigte *Memoria* des am 19 May 1813 zu Weimar verschiedenen Geh. Regierungsraths Christ. Gottl. von Voigt verdient eine Anzeige, wegen des würdigen Mannes, dessen Andenken darin nach Verdienst geehret wird, (geb. 1774 am 27. August zu Altstett oder Altstädt im Weimarischen), wegen der rührenden Theilnahme der ganzen Universität an der Trauer, in welche der Verlust eines solchen Sohns den ehrwürdigen Greis, ihren vieljährigen hochverdienten Curator, gesetzt hat, und wegen des Verf. guten Sprache und Ausführung. Sehr zu empfehlen ist die hier beobachtete Sitte, einen Stammbaum der Familie beizubringen, und die Anspielungen im Texte, die oft gelehrter Art oder doch nicht jedem gegenwärtig sind, nach Wyttenbachs Vorgange in seiner *Biographie von Ruhnkentius*, zu erläutern.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 26. Februar 1814.

Königsberg.

**Dey Nicolovius: Encyclopädische Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit, von Christian Jacob Kraus, öffentl. Lehrer der pract. Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg, nach dessen Tode herausgegeben von Hans v. Auerwaldt, Geh. Staatsrath u. s. w. Erster Theil. 1809. XXXIV und 254 S. Zweyter Theil. XVIII und 329 S. in Octav.**

Zu den Schriften, deren Anzeige in unsern Blättern sich zufällig verspätet hat, gehören die vor uns liegenden und einige andere des verstorbenen Königsbergischen Professors Kraus. Sie sind auch gesammelt unter dem gemeinschaftlichen Titel: Vermischte Schriften über staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände von C. J. Kraus, herausgegeben von Hrn. v. Auerwaldt. Die beiden ersten Bände dieser Sammlung, die ebenfalls mit einem besondern Titel versehen sind, werden von einer andern Hand angezeigt werden. Die encyclopädischen Ansichten, die wir hier vor uns haben, machen in der Sammlung jener vermischten Schriften den dritten

R (2)

und vierten Band aus. Mit Vergnügen lernt man durch sie einen hellen und vielseitig gebildeten Kopf, der sich um die Wissenschaften auf mannigfache Art verdient gemacht hat, nach seinem Tode genauer kennen. Wie es gekommen, daß der Verfasser, in Königsberg einer der beliebtesten Lehrer, bey seinem Leben als Schriftsteller nicht sehr bekannt geworden ist, klärt die Vorrede von Hrn. Sävern zum Theil auf, zum Theil läßt es sich auch aus der Form dieser Schriften errathen. Der Verf. scheint zu sehr mit der Erweiterung seiner eigenen Kenntnisse und mit der Verbreitung derselben durch mündliche Lehrvorträge beschäftigt gewesen zu seyn, um sich zur Autorschaft die Zeit zu nehmen, deren er bedurft hätte, sich selbst Genüge zu thun. Merkwürdig ist schon die Verbindung eines Haupttheils der eigentlichen Philosophie mit den Cameralwissenschaften in den öffentlichen Functionen eines academischen Docenten. Die Vorrede gibt darüber weitere Auskunft. Kraus stand als selbstdenkender Kopf und als Professor in einem eigenen Verhältnisse zu Kant. Beide vorzüglichen Männer theilten den größten Beyfall der Zuhörer; beide arbeiteten gewissermaßen einander in die Hände. Jeder von ihnen achtete und lobte den andern, und schickte ihm seine Zuhörer zu; aber so bald beide in persönliche Berührung kamen, konnten sie sich nicht mit einander vertragen. Eine solche concordia discors hat nun gerade nichts befremdendes, wo bey gegenseitiger Anerkennung verwandter Verdienste auf der einen Seite ein entschiedenes Uebergewicht des philosophischen Tiefsinns, auf der andern eine geistvolle Polyhistorie ist, die auch die Philosophie umfaßt. Aber man lernt doch aus dieser kleinen biographischen Notiz, wie der Geist der nachgelassenen Schriften eines so vielseitig gebildeten Mannes auch im practischen Leben sich kund that. — Wir wollen hier nicht wiederholen, was sich dafür

und dagegen sagen läßt, daß Vorlesungen über eine Encyclopädie aller Wissenschaften auf Universitäten gehalten werden. Aber daß eine gewisse Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit im Denken und Lernen durch solche Vorlesungen veranlaßt werden kann, ist nicht zu läugnen. Selbst diese Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines würdigen Mannes bestätigen es. Bey der Durchsicht dieser Papiere glaubte man, wie billig, nur dasjenige dem Publicum vorlegen zu müssen, was nicht gar zu compendiarisch ausgearbeitet war, und auch außerhalb eines academischen Auditoriums ein Interesse haben kann. Die encyclopädischen Ansichten des Verfassers, so weit wir sie aus diesem Buche kennen lernen, beschränken sich also auf eine allgemeine Einleitung in diese Studien, und auf einen Abriß der philologischen, ästhetischen und historischen Wissenschaften. Die Besorgung des zweiten Theils, der sich mit den historischen Wissenschaften beschäftigt, hat Herr Prof. Müllmann übernommen. So gut nun ein solches Buch aus Collegienheften gemacht werden konnte, ist dieses allerdings ausgefallen. Das Interessanteste dabei bleibt aber doch, daß man den Verfasser selbst daraus näher kennen lernt; denn die Stelle eines eigentlichen Compendiums für Anfänger kann es nicht vertreten; und für den gebildeten Gelehrten kann es, seiner Natur nach, wenig Neues enthalten. Characteristisch erscheint hier erstens die systematische Genauigkeit, mit der alles, was zur Sache gehört, durch Abtheilungen und Unterabtheilungen bis ins vierte und fünfte Theilungsglied, und zuweilen noch tiefer hinab, gleichsam erschöpft und in einen Rahmen gefaßt werden soll. Werden dürfen wir fragen, die deutschen Gelehrten noch lange an solchen Tabellen hängen, in die sich doch unvermeidlich die Willkür mischt, und die eben deswegen nichts erschöpfen, weil sie nicht selten da,

wo sie allumfassend seyn sollen, nur einseitige Ansichten systematisch darstellen? Ist die Wissenschaft bey andern Nationen nicht so gut berathen, als in Deutschland, weil außer den Deutschen Professoren fast kein Gelehrter auf eine solche Art systematisirt, daß kaum Zahlzeichen und Buchstaben genug aufzufinden sind, um die disjunctiven Zerspaltungen so weit zu treiben, als der Blick nur reichen will? Doch die Deutschen sind nun einmahl ausgezeichnete systematische Köpfe; und jede Nation behalte immerhin ihre unschädlichen Eigenheiten. Bey dem Verfasser hat das sichtbare Wohlgefallen, das er am disjunctiven Fachwerk gefunden, glücklicher Weise nicht die freye Aussicht in das Gebiet der Materialien verbauet. Dieß zeigt besonders die treffliche Einleitung, wo der wahre Zweck einer Generalcharte der Wissenschaften auseinander gesetzt, und die falsche Polnhistorie, die nur eine vielseitige Stümpererey ist, von denjenigen Kenntnissen abge sondert wird, die jeder Gelehrte haben sollte, der über sein Fach hinaussehen und von dem Zusammenhange aller Wissenschaften einen liberalen und würdigen Begriff haben will. Aber hier zeigt sich auch sogleich das Precäre aller Generalcharten der Wissenschaften, denen kein bestimmtes System der Philosophie zum Grunde gelegt werden sollte. Denn wie soll man die verschiedenen Arten des menschlichen Wissens anders, als oberflächlich, unterscheiden lernen; wenn man nicht durch eigentlich philosophische Studien verstehen gelernt hat, was rationale, und was empirische Kenntnisse sind, und wie beide, nach verschiedenen Vorstellungsarten, sich zu einander verhalten? Eine Hauptsache bey dem Unterrichte in der Encyclopädie der Wissenschaften bleibt doch diese, daß der Lernende sich gewöhne, Meinungen nicht auf Glauben anzunehmen. Aber nach welchem nicht auf Glauben angenommenen Princip soll man denn die Wis-

fenschaften systematisch ordnen, wenn man von keinem System der Philosophie ausgeht? Der Verf. theilt alle menschliche Kenntnisse ein in Sprachkenntnisse und Sachkenntnisse. Dagegen ist vorläufig nichts zu erinnern. Der schlichte Menschenverstand gibt diese Eintheilung an die Hand; und wer ihr folgt, der kann gemeinnützig, mit dem Verfasser, die philologischen Kenntnisse an die Spitze der übrigen stellen. Aber erhält man nun auch eine richtige Ansicht von der Aesthetik, wenn man diese Wissenschaft, mit dem Verf., als eine Schwester der Philologie behandelt? Was haben die tiefer eindringenden Untersuchungen, von denen die Wissenschaft des Schönen ausgeht, und nach denen sie sich über alle schönen Künste, nicht bloß über die schöne Litteratur, verbreitet, mit der Philologie gemein? Welcher Platz der Aesthetik in der Reihe der Wissenschaften angewiesen werden soll, ist freylich nicht ganz leicht auszumitteln. Aber nicht geringere Schwierigkeiten zeigen sich bey einer richtigen Vertheilung der vom Verf. so genannten Sachkenntnisse. Er theilt diese Sachkenntnisse, wie gewöhnlich geschieht, in natürliche oder freye und in positive Wissenschaften ein. Da bleiben denn unter der letzten Rubrik allerdings die positive Theologie und die positive Jurisprudenz nach alter Art nachbarlich beisammen stehen. Aber ist denn, wenn wir die Sache genauer betrachten, das Anerkennen des Positiven in diesen beiden Wissenschaften ein eigentliches Wissen? Werden nicht diese Wissenschaften erst dadurch zu eigentlichen Wissenschaften, daß sie dem blinden Anerkennen des Positiven durch Philosophie, Philologie und Geschichte eine wissenschaftliche Bildung geben? Ist es nicht rathsam, in einer Encyclopädie der Wissenschaften hierauf aufmerksam zu machen? Doch die freyen Wissenschaften kommen natürlicher Weise bey dem Abfassen einer solchen Encyclopädie vorzüglich in Betracht. Die theilt nun

der Verf. ab in historische und rationale; die rationalen wieder in mathematische und philosophische; die philosophischen in reine und empirische Philosophie; und zu den empirisch-philosophischen Wissenschaften zählt er auch die physicalischen, unter ihnen sogar die Medicin. Wir haben kaum nöthig aufmerksam darauf zu machen, wie vieles sich gegen diese Eintheilung einwenden läßt, und wie leicht sie besonders von Anfängern mißverstanden werden kann. — Von den philologischen Wissenschaften und ihrem ganzen Umfange gibt der Verf. eine sehr gute Ansicht. Bey der Erklärung der Entstehung der Sprachen ist aber nicht gezeigt, warum die Bezeichnung der Begriffe zum Mechanismus des Denkens gehört und deswegen von dem Denken nicht zu trennen ist. Unter den speciellen Notizen in diesem Kapitel findet sich manche Uebereilung. Ueber die Celtische Sprache wird bemerkt, sie sey vielleicht einerley mit der alten Gallischen, und werde jetzt von den Hochländern im nördlichen Schottland, von den Kymri in Wales und in Niederbretagne (im Text steht Basbretagne statt Basse Bretagne) gesprochen; auch das Irländische sey damit verwandt. Aber Hochschottisch (Galic) und Irländisch ist fast ganz dieselbe Sprache; das Kymri aber in Wales und Niederbretagne ist von dem Hochschottischen und Irländischen sehr verschieden. Wie es zugehe, daß die Persische Sprache einige Aehnlichkeit mit der Deutschen hat, erklärt der Verf. daraus, daß die Perser mit Parthern vermischt gewesen; und diese, sagt er, waren vielleicht Deutsche. Solche Stellen sollten doch keinem Gelehrten entschlüpfen, der eine Encyclopädie dieser Sprachwissenschaften vorträgt. Ebenso ist bey den Bemerkungen über die Aegyptischen Hieroglyphen nichts von den neueren Untersuchungen beygt, durch welche ziemlich gewiß geworden ist, daß der Schlüssel zu jenen Hieroglyphen in der

historischen Tradition vorhanden gewesen ist, also verloren gehen mußte, als diese ausstarb. Zu den vorzüglichern Partieen des Werks gehört, was über den Werth des Studiums der alten Classiker gesagt ist. Aber was soll man sagen zu Stellen wie S. 132: „Die Französische (Sprache) erhielt von den Griechen schon sehr frühe Bildung in Marseille“? — Ueber die Schwedische Sprache wird bemerkt, sie sey erst seit der Stiftung der Academie der Wissenschaften wieder zu ihrer natürlichen Reinheit gelangt. Ist damit etwa die von Gustav III. gestiftete Vitterhets-Academie gemeint? Diese ist eine Academie der Schwedischen Sprache und schönen Litteratur, und von der Schwedischen Academie der Wissenschaften ganz verschieden. Doch genug dieser Kleinigkeiten, die wir nur hervorgehoben haben, um durch einige Beispiele zu zeigen, wie das encyclopädische Studiren auch einen so vorzüglichen Kopf zur Flüchtigkeit verführen konnte. — Mit vielem Fleiße ist, was die systematische Genauigkeit betrifft, die encyclopädische Darstellung der schönen Künste und Wissenschaften abg. faßt. Aber auch hier zeigt sich, welcher ein großer Unterschied zwischen systematischer Genauigkeit und Gründlichkeit ist. In den ersten Grundsätzen der Aesthetik folgt der Verf. meistens der Kantischen Critik der Urtheilskraft, aber ohne Beweis. Die Vollkommenheit des Geschmacks findet er in Feinheit oder Delicateffe, und Richtigkeit oder Correctheit. Die schönen Künste sind eingetheilt in zeichnende, bildende und — ordnende. Was über die einzelnen schönen Künste gesagt wird, ist kaum oberflächlich. Das beste in diesem ganzen Abschnitte ist das Kapitel über den Styl in der prosaischen Redekunst. — Der zweyte Theil des Werks gibt von den historischen Wissenschaften im Ganzen eine gute Uebersicht, mit vielen Abtheilungen in der Form von AB, ab, aa, bb, u. s. w.



aber ohne neue Ansichten, bis die Reihe an die Religionsgeschichte kommt. Da finden sich mehrere bemerkenswerthe, wenn gleich noch sehr der Critik bedürftige Gedanken über den Ursprung der Religionen, ihr Verhältniß zur Sittlichkeit, u. s. w. Aber wozu dann im Kapitel von der Chronologie die speciellen Anweisungen zur Berechnung der Epacten, und sonst noch Manches der Art, z. B. einen immerwährenden Kalender zu machen? Sind diese Dinge im Verhältnisse zum Ganzen des menschlichen Wissens so wichtig, daß sie in einer allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften, wo so vieles Wissenswürdige kaum berührt wird, eine besondere Exposition verdienen? Und für welche Classe von Lesern sind diese speciellen chronologischen Lehren, die sich längst in andern Büchern finden, hier aus den Collegienheften des Verf. abgedruckt? — Angehängt ist diesen encyclopädischen Ansichten eine academische Gelegenheitsrede, über die Hoffnung, daß es besser werde mit dem Menschengeschlechte, aus dem Lateinischen des Verf. übersetzt; eine der klarsten und verständigsten Beantwortungen dieser so oft aufgeworfenen und so verschieden beantworteten Frage; zwar eben so wenig befriedigend, wie ähnliche philosophisch-historische Demonstrationen, die uns überzeugen sollen, daß die Menschheit nicht an intensiver Bildung verliere, was sie an extensiver gewinnt; aber doch in jeder Hinsicht eine lesenswerthe Abhandlung. Sie hätte wohl schicklicher in die Sammlung der philosophischen Schriften des Verfassers aufgenommen werden können, die wir nächstens anzeigen werden, und durch die man ihn als talentvollen und selbstdenkenden Kopf weit besser kennen lernt, als aus den hier angezeigten encyclopädischen Ansichten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück.

Den 26. Februar 1814.

Paris.

De l'Allemagne. Par Mad. la baronne de Staël-Hollstein. Erster Band, 353 Seiten; zweyter, 387; dritter, 417, in Octav. 1810; bey H. Nicolle.

Bloß durch unbestimmtes Hörensagen kannte man seit drey oder vier Jahren das Daseyn dieses in allerley Hinsichten merkwürdigen Werkes der Frau von Staël. Es wurde im Jahre 1810 in Paris gedruckt. Zufolge des damahls eben erschienenen Decrets über die Einschränkung der Pressfreiheit, mußten die Bogen, einer nach dem andern, zur Censur eingereicht werden, welche viele Stellen unterdrückte, doch aber nach Ausmerzung dieser Stellen die Erscheinung des Buchs zuließ. Allein ehe noch ein Exemplar ausgegeben war, ließ plötzlich der Polizen-Minister, General Savary, die ganze (10,000 Exemplare starke) Auflage einziehen, zerstampfen und vernichten. Correctur-Bogen, Manuscript u. s. w. wurden ebenfalls streng abgefordert und zerstört. Eine Pappenmasse, 600 Franken an Werth, die nach der Zerstampfung

£ (2)

übrig blieb, war die einzige Entschädigung, die dem Verleger zu Theil ward. Auf die Anfrage der Frau Verfasserinn (die damahls vierzig Stunden von Paris auf einem Landgute an der Loire sich aufhielt), was der Grund dieses Verfahrens sey? antwortete ihr der Polizey=Minister: "Ihr Werk ist kein Französisches — so weit ist es noch nicht mit uns gekommen, daß wir unter den vor Ihnen bewunderten fremden Nationen Vorbilder suchen." Also, weil das Werk eine fremde Litteratur und Denkart (und zwar die Deutsche!) mit Liebe und Gerechtigkeit darstellte, mußte es in Frankreich verboten, ja sogar vertilgt werden. Ein herrliches Mittel sich über Sitten und Ansichten anderer Völker zu unterrichten! Dieß sieht, am gelindesten gesagt, etwas Japanisch und Chinesisch aus, und steht in einem sonderbaren Widerspruche mit der Meinung die der ehemalige General Bonaparte, in einem Brief an den Präsidenten des Nat. Instituts, vom 6. Nivose, Jahr VI. (29. Dec. 1797) äußerte: "La vraie puissance de la République française doit consister désormais à ne pas permettre qu'il existe une seule idée nouvelle. qu'elle ne lui appartienne." (So vermag eine Reihe von dreizehn Jahren Gestnungen zu ändern!) — Doch vor der völligen Vernichtung des schrecklichen Buchs, das in Frankreich einige gefährliche, verhaßte Deutsche Ideen einzuführen drohete, wurden mit großer Gefahr ein Paar Exemplare gerettet, von welchen Eines, durch einen glücklichen Zufall, in unsere Hände gekommen ist, und uns in den Stand setzt, unsern Lesern Kenntniß davon zu geben. Freylich, nachdem die Frau Verfasserinn sich nach England gerettet, hat sie das Werk in London wieder drucken lassen, und zwar mit einer Vorrede und Noten, die in der Pariser Ausgabe fehlen; sowohl als

mit Ergänzung derjenigen Stellen, die die Pariser Censur unterdrückt hatte. Von dieser neuen Ausgabe ist aber noch nichts auf dem festen Lande angekommen. Bey der Einrichtung des Englischen Buchhandels und dem hohen Preise der Englischen Bücher, werden auch schwerlich viele Exemplare eingeführt werden. Eine Deutsche Uebersetzung wird indeß angekündigt.

So viel von den merkwürdigen Schicksalen des Buches. Nun noch ein Wort von seiner Entstehung. Im Jahre 1803, im October, mußte die Frau v. Staël Frankreich verlassen. Sie wählte sich Deutschland zum Orte ihres Exils. Veranlassung dazu war die ihr seit einiger Zeit hochgepriesene Cultur der Deutschen, die sie näher kennen zu lernen wünschte. Sie ging nicht dahin ohne von Freunden, wie W. v. Humboldt, Jacobi, Ramdohr, Stapfer, Constant, u. a. vorbereitet zu seyn, ohne das wenige gelesen und benutzt zu haben, was in neueren Zeiten von Einigen über Deutschlands Geist und Litteratur geschrieben war. Auch für den Verfasser dieser Anzeige ist es eine erfreuliche Erinnerung, der gewesen zu seyn, der, nach den eigenen Worten der geistreichen Frau, sie zuerst in das Heiligthum Deutscher Geistes-Cultur einführte, und ihr die Schätze desselben offenbarte. Eine unglaubliche Schwung- und Fassungskraft, eine seltene Erhabenheit der Ansichten, und ein für die Deutschheit offenes und sympathisches Gemüth machten dieses Vorbereitungsgeschäft freylich höchst leicht und gedeihlich. (Frau v. Staël hat oft die Bemerkung selber gemacht, daß da sie eine Genferin und Reformirte wäre, sie nicht dieselbe Eingeschränktheit und Verschrobenheit gegen fremde Ideen hätte, wie sonstige Pariser und Pariserinnen.) So ging denn die

Reise nach Deutschland vorwärts: sie sah Frankfurt, Weimar, und vorzüglich Berlin, wo sie den Winter zubrachte. (Auf einer andern Deutschen Reise, ein Paar Jahre darauf, sah sie auch München und Wien.) Im folgenden April berief sie die Krankheit und der bald darauf erfolgte Tod ihres berühmten Vaters, Hrn. Necker, zu Coppet, nach der Schweiz. Dort setzte sie ihr angefangenes Studium der Deutschen Litteratur fort, umringt oder oft besucht von Deutschen, A. W. Schlegel, Werner, Oehlenschläger, Fr. Schlegel, und andern Gelehrten, sowohl als von mehreren Deutschen geistreichen Frauen. Drey oder vier Jahre blieb sie, besonders unter Anleitung A. W. Schlegel's, bey dieser Beschäftigung, und bey der Abfassung des hier angezeigten Werks. Mit solchen Hülfsmitteln, und ausgerüstet mit Scharfsinn und andern nur ihr allein in so seltener Verbindung verliehenen geistigen Gaben, drang sie allerdings sehr tief ein, und ward gleichsam einheimisch in manchen Gegenden der Deutschen Litteratur und Poesie. Mit der eigentlichen Philosophie einerseits, und mit den häuslichen Sitten der Nation auf der andern Seite, hat es ihr nicht so völlig gelingen wollen. Beides erklärt sich leicht. Um das Gähren und Wogen der philosophischen Speculation in Deutschland, seit etwa drey Decennien, recht zu würdigen und darstellend zu characterisiren, muß man, möchte Rec. behaupten, nicht nur ein ernstes Studium daraus gemacht, sondern diese Periode selbst mit durchlebt haben, so daß sie im eigenen Geiste von ihren ersten Anfängen an sich entwickelte. Ueberdies enthält diese große philosophische Evolution zu viel Männliches, um selbst von dem höchsten weiblichen Verstande, auch nur historisch, vollkommen gefaßt zu werden. — Was

die prunklosen, einfachen, häuslichen Sitten der Deutschen betrifft, so war wiederum die berühmte Verfasserinn vielleicht durch lange Gewohnheit zu sehr befangen, um die Bedeutung, die Beziehung jener Sitten, und ihren innigen Zusammenhang mit dem gesammten innern und äußern Leben der Nation einzusehen, und aus sich selbst, nicht in Vergleichung mit der fremden Erscheinung anderer Sitten, wie es hier meistens geschieht, zu schätzen.

Das Werk selbst also zerfällt in vier Hauptabtheilungen, wovon jede mehrere Kapitel hat: I. Von Deutschen Sitten. S. 9 – 193 des ersten Bandes (die acht ersten Seiten enthalten treffliche *Observations générales*). II. Litteratur und Kunst, das übrige des ersten Bandes und den ganzen zweiten. III. Philosophie und Moral, S. 1 – 206 des dritten Bandes. IV. Religion und Enthusiasmus, die 150 letzten Seiten.

Was die erste Abtheilung betrifft, so hat Rec. schon überhaupt sein Urtheil von der Art und Weise der Frau v. Staël, Deutsche Sitten zu beobachten, oben ausgesprochen. Es wäre ein widriges Verfahren, der berühmten Frau, Wort für Wort, Ansicht für Ansicht kritteltnd zu folgen, und spitzfindig mit ihr zu rechten. Es sey genug, die Richtung des Ganzen überhaupt an gegeben zu haben. Irren würde man auch sehr, wenn man bitteren Tadel, oder überhaupt nur Tadel der Deutschen Sitten darin zu finden meinte! Wenn getadelt wird, geschieht es mit einer Schonung, gleichsam mit einer Vorliebe, die den Tadel sehr mildert. Vieles wird gelobt, und in schönem Lichte gezeigt. Doch wir müssen gestehen, Schonung sowohl als Lob werden gewöhnlich eher mit Wohlwollen als mit Einstimmung vorgetragen, eher mit einer vornehmen Gutmüthigkeit und Rücksicht, als mit aufrich-

tigem Ernste ausgesprochen. Es klingt im Grunde ungefähr so: Die guten Menschen! man muß sie doch lieben und schätzen, ungeachtet ihrer kleinen Unbeholfenheiten. Mehr werth sind sie in der That, als sie eigentlich scheinen, u. dergl. Besonders auf die Feinheit des geselligen Umgangs, des Tons und auf den Geist der Unterhaltung, (es gibt darüber in diesem ersten Theil eigene Kapitel), legt die Frau v. Staël unbeschreiblich viel Gewicht, so wie auf die Französische Amabilité, von welcher sie freylich, nebst vielen höheren Eigenschaften, als das vollkommenste Muster anzusehen ist. Kurz, ihr Urtheil trifft so ziemlich zusammen mit dem des Grafen Orenstierna. im zweyten Band seiner *Pensées diverses*, wo er von dem Deutschen sagt: "C'est un tonneau qui contient plus qu'il ne parait, et un homme qui sait plus qu'il ne saurait exprimer. J'y ajoute, un homme d'honneur et de probité." Nach der einmahl angenommenen Eigenthümlichkeit der Frau v. Staël, konnte ihrem Blick auch freylich die Deutsche sittliche Art und Weise nicht anders erscheinen; und der Vorwurf des Hrn. Polizey-Ministers, daß ihr Werk kein Französisches sey, scheint in dieser Rücksicht doch etwas ungerecht zu seyn. Manches treffliche sonst in diesem ersten Theil muß selbst gelesen werden; so wie über die äußere Ansicht von Deutschland, über Wien und Berlin, über Deutsche Universitäten. Kap. 19, eine sehr schöne durchdachte Lobrede des wackeren Pestalozzi, und Widerlegung einiger ungerechten Vorwürfe gegen dessen Methode, u. s. w. Dann die reizende Beschreibung eines Nationalfestes der Schweizer zu Interlaken (die Stapfer schon in seinem *Voyage pittoresque de l'Oberland* hat abdrucken lassen); und das Alles mit der der Verf. eigenen Manier

gedacht, in eine feurige, beredte Sprache eingekleidet, mit feiner Beobachtung, überraschenden Zusammenstellungen, woben ein sanftes, erwärmendes Licht aufgeht, und Meteor-artig sich in die melancholische Wolken des stillen Fantasiens verliert. — Wie dieses aber, in unsere Deutsche Sprache übertragen, aussehen wird, kann sich Nec. noch nicht recht vorstellen. Es will durchaus, nach seiner Meinung, in der Originalsprache gelesen werden.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir ein Haupturtheil der Frau v. Straël über die Deutschen noch anführen, welches oft und unter verschiedenen Formen in diesem ersten Theil ihrer Schrift sowohl als in den folgenden (auch in anderen Schriften von ihr) vorkommt, und welches sie sogar oft mündlich wiederholte: daß nämlich die Deutschen 1) wenig oder gar keinen practischen Sinn hätten; daß sie sich bloß mit Theorien beschäftigten, ohne sich um Anwendung oder Resultate zu bekümmern (besonders in Ansehung der Politik): 2) daß sie keinen reellen Vereinigungspunct hätten, kein gemeinschaftliches Interesse: 3) daß sie auch deswegen keine Nation bildeten. — In der Nähe gesehen, machen diese drey Puncte, zumahl in der Meinung der Verf., einen einzigen aus. Wäre die geistreiche Frau nun einen Schritt weiter in der Erforschung des Deutschen Wesens vorgebrungen, so hätte sie in Ansehung des practischen Sinnes bemerkt, wie viele herrliche Institute in Deutschland von jeher entstanden; ferner, daß eine große Anzahl practischer, wissenschaftlicher und nützlicher Erfindungen in der neuern Welt, Deutschen zu verdanken sind; als Vereinigungspuncte zur Nationalität hätte sie wohl Sitte, Geist, Sprache, Denkart und eine herrlich blühende Litteratur.



anerkannt. Es hat sich in der That kräftig und klar genug bewährt, wie eine Nation und ein Vereinigungspunct wirklich da waren, und was Deutsche für Deutsche sind, ungeachtet der Vielheit größerer und kleinerer Staaten, welche die Zweige des großen Stammes bilden. — Schon hat Frau v. Staël selbst das nicht ganz Richtige in ihrem Urtheile, in der neuen Londner Ausgabe öffentlich anerkannt und berichtigt. Hier ihre eigenen Worte; "Ich habe in meinem Werke behauptet, die Deutschen seyen keine Nation; aber wahrlich vor den Augen aller Welt strafen sie als Helden diese Besorgniß Lügen . . . . Vor drey Jahren nannte ich Preußen und die Nordischen Länder die es umgeben, das Vaterland des Denkens; in wie viele herrliche Thaten hat sich dieß Denken nicht seitdem gestaltet! Was die Philosophen in Systeme brachten, geht in Erfüllung, und die Unabhängigkeit des Geistes wird die Unabhängigkeit der Staaten gründen!" Ausdrücklicher und edler kann man nicht einen Irrthum berichtigen.

Der zweyte Theil, *La littérature et les arts*, hat Rec. am meisten angesprochen. Dreyßig Jahre früher erschien das bekannte, von Friederich dem Großen geschriebene Werk: *De la Littérature allemande*. (s. Göt. Anz. 1781, S. 26 u. folg.) Eine freylich nicht niederdrückende, aber bisarr- und schmerzlich wirkende Erscheinung für den Deutschen; für den Franzosen hingegen eine höchst willkommene, und der eigentliche Grundstein für alle seine bisherigen Absprechungen über Deutsche Geisteszeugnisse. Zwar braucht der Deutsche nicht mehr, um sich empor zu richten, ein fremdes Urtheil dem schiefen Urtheil Friederichs entgegen zu stellen. Der Franzose aber bedarf dessen desto dringender, um das seinige zu verbessern (falls es ihm möglich

ist). Hoffentlich wird also das Werk der Frau v. Staël dort vieles aufklären und berichtigen, und seinen eigenen wohlthätigen Wirkungskreis finden. Einen Werth anderer Art wird es für Deutschland haben. Einmahl wird sich der weltbürgerliche Sinn der Deutschen darüber freuen, daß irriqe und mangelhafte Begriffe durch bessere ersetzt werden, und eine liberalere Denkart Raum gewinnt. Zweytens wird jedem denkenden Deutschen viel daran gelegen seyn, zu erfahren, wie ein so genialischer Kopf, wie der der edlen Verfasserinn, Deutsche Ideen gefaßt, sich zu eigen gemacht, und darzustellen vermocht hat? Was dieß betrifft, so wird der Leser am häufigsten nicht ohne Bewunderung bemerken, wie treffend und zart zugleich die Verf. den Deutschen Geist im Allgemeinen sowohl als in seinen besondern Erscheinung gewürdigt und empfunden hat; wie sie über ausgezeichnete Köpfe, (Mieland, Klopstock, Lessing, Winkelmann, Göthe, Schiller, Herder, u. a.), über einzelne Geisteswerke, Dichtungen, Romane, geschichtliche Bücher, charakteristische Urtheile fällt, die meistens wahr, oft pikant, neu, überraschend sind, geistvoll und reizend vorgetragen, und nicht selten selbst vollendete Kunstwerke sind. Es muß für jeden Europäer, dem die Deutsche Litteratur bis dahin fremd geblieben ist, der Grund eines günstigen Vorurtheils für dieselbe werden, wenn er den schönen Enthusiasmus, die Begeisterung vernimmt, womit die geistreiche Frau die meisten Gegenstände behandelt, und diese Begeisterung jedem fähigen Leser einzustößen weiß.

Dieß alles geschieht nicht ohne häufige Seitenblicke auf die Englische oder Französische Litteratur, deren beider die Verf. sehr kundig ist; woben denn ein Vorzug hie und da bald den Britten, bald gar den Franzosen unparteyisch eingeräumt wird (so

den letztern im Lustspiel, u. s. w.). Als Hauptvorzüge räumt Frau v. Staël den Deutschen ein, ihre reine Liebe zum Wahren und zum Schönen, um des Wahren und Schönen willen, ihre Originalität, ihre Nichtachtung für conventionelle Regel, für Modeton, und für den Eigensinn eines verwöhnten Publicums; welches aus ihrer isolirten Lage, aus dem Nichtdaseyn einer für ganz Deutschland Ton angehenden Hauptstadt besonders herrührt. Diese Hauptzüge der Deutschen Gelehrten-Republik hat Rec. schon vor funfzehn Jahren 1799, (im Spectateur du Nord, Hamburg, im October- und Novemberheft: *Considérations sur l'état actuel de la Littérature allemande, par un Français.*) im Umriffe geschildert. Es sey ihm erlaubt hier zu bemerken, indem er sich der strengén Anonymität dadurch entäußert, daß er schon damahls mit dem Plan umging, ein umfassendes Werk über Deutschlands Litteratur für Frankreich zu verfertigen, und daß er sogar dachte, es bald zu Stande bringen zu können. Je näher er aber zu rücken glaubte, je weiter dehnte sich sein Horizont aus; sein Ziel schien ihm immer weiter hinaus zu weichen, und die Unternehmung ward ihm täglich bedenklicher und schwieriger. Er wagte unterdeß einige partielle Darstellungen in besondern Fächern, und ihre Unvollkommenheiten machten ihn noch zaghafter, und hielten ihn noch mehr ab von der Bearbeitung des unabsehbaren Feldes. Hier findet er einen Theil seiner projectirten Arbeit leicht und anmuthsvoll in Erfüllung gebracht. Was der Mann brütend und schwerfällig einer langen Forschung noch unterwerfen wollte, um es mühsam und fest zu begründen, das hat die geistvolle, nicht um so viele Nebendinge bekümmerte Frau, mit rascher Hand geschickt ausgeführt. So sehr sich Rec. gefreuet hat

bey der Lesung unzähliger Stellen, die verschiedene Gegenstände der Poesie, Litteratur und Kunst betreffend, so viele er auch dieser gelungenen, witzigen, oder rührenden, oder erhabenen Stellen bemerkt und angezeichnet hatte, um sie gehörig anzuführen, so wenig kann er sich jetzt zu der Wahl irgend einer einzigen entschließen, da der Vorzug allen gleichmäßig gebührt, und es ihm versagt ist, eine zu üppige Blumenlese hier auszulegen. Es sey genug, den Geist und die Art des Ganzen angegeben zu haben. Unmöglich auch ist es uns, leider, einen detaillirten Auszug der 32 Kapitel, die diese Abtheilung enthält, zu geben, und diese Kapitel, meistens selbst Recensionen, hier wiederum zu recensiren. Nicht ohne vielfachen Reiz, nicht ohne Belehrung und großen ästhetischen Genuß wird man sie im Buche selbst lesen.

Dritter Theil, *La Philosophie et la morale*. Wenn die Verfasserinn, deren edle Absicht durchaus auf Besserung und Vervollkommnung ihres Publicums hinzielt, schon bey Gelegenheit der Litteratur häufige Vergleichen anstellte, so kann man wohl denken, daß hier, wo die Rede ist von philosophischer Denkungsart, von Grundsätzen einer mehr oder weniger geläuterten Moral, sie keine Veranlassung versäumt, die nichtswürdige, leichte, materialistisch-atheistische Denkart der herrschenden Französischen Schule, ihre grobe sensualistische Lehre, ihren eckelhaften Epicurismus strenge und nach Verdienst zu rügen. Mehrere Kapitel enthalten allein solche Warnungen und Tadel, indem sie für den Augenblick die Darstellung der Deutschen Philosophie fahren lassen; wie z. B. Kap. III. *De la philosophie française*. IV. *Du persiflage introduit par un certain genre de philosophie*. XII. *De la morale fondée sur l'intérêt personnel*.

XXI. De l'ignorance et de la frivolité d'esprit dans leur rapport avec la morale. Andere beschäftigen sich mit älteren und neueren Deutschen Denkern, von Leibniz an, und suchen die Tiefen verschiedener bey uns einheimischer Systeme für Französische Fassungskraft zugänglich zu machen. Ein Kapitel führt die Aufschrift: Kant; ein anderes: Jacobi; ein drittes hat zu thun mit Fichte, Schelling u. a. Untersuchen wollen wir keineswegs, ob die Lehren dieser Denker auf das Richtige hier dargestellt und orthodox gründlich gewürdigt sind; ob ein Stockantianer, z. B., unbedingt zufrieden wäre mit dem, was über Kantische Philosophie gesagt wird, u. s. w. Nein; aber daß hier jeder Akerphilosophie, jeder vererblichen, den Menschen entwürdigenden Moral, kräftig und mit regem Gefühl entgegen gearbeitet wird; daß überall reinere, höhere, das menschliche Herz erhebende, veredelnde, (und zwar von Deutschen Denkern entlehnte) Grundsätze und Ansichten mit Liebe und überzeugender Kraft vorgebracht werden, — darauf kommt es hauptsächlich an; und das findet man hier in reichem Maße. Dadurch wird das Buch, eher als viele didactische Werke, großen Nutzen in Frankreich stiften. Die Frau v. Staël hat dort ein zahlreiches Publicum; ihre Stimme ist zu einer bedeutenden Auctorität gelangt; und bey dem Völkchen an der Seine ist Auctorität recht viel, ja mehr als Recht und Vernunft! Mancher, durch solches Gewicht erschüttert, durch die hinreißende Darstellung, wobey Unwillen, Begeisterung, spielende Ironie, und die der Verfasserinn eigene lebenswürdige Schwermuth abwechseln, angeregt, wird sicherlich in sich gehen, und der Erbärmlichkeit seiner bisherigen Denkart sich schämen.

Der vierte endlich und kürzeste Theil, mit seinen zwölf Kapiteln, setzt dem schönen Ganzen die Krone auf, indem darin von Religion und Enthusiasmus gehandelt wird, als von den zwey hauptgeistigen Eigenschaften der Völker Germanischen Ursprungs. Allerdings hat die scharffsehende und feinfühlende Verf. in dieser Behauptung vollkommen Recht. Das tiefere Germanische Gemüth, in seinem innern Leben, erhebt sich gern zum Ueberfinnlichen, ist für das Ideale vorzüglich empfänglich, und läßt sich leicht von dessen göttlichem Feuer erwärmen. Der Gallier hingegen lebt mehr ein äußeres Leben, und wird bloß warm für Realitäten. Auch wird hier richtig bemerkt, daß in Frankreich mehr Esprit de parti, und in Deutschland mehr Esprit de secte herrsche. Würdig und mit Ueberzeugung redet Frau v. Staët dem Protestantismus das Wort im zweyten Kapitel. Man erkennt hier überhaupt, wie sehr sie ihrer eigenen Meinung treu geblieben ist, und wie sehr sie, frey von fremden Einflüsse, ihre Autonomie behauptet hat. Vielen Stoff zum Nachdenken gibt übrigens diese letzte beherzigungswerthe Abtheilung. Ueber Catholicismus und Mysticismus, über Theosophen, Brüder-Gemeinde u. s. w., wird mit wahrer Einsicht und Milde gesprochen. Seite 292, die rührende Erzählung eines Vorfalls, der der Frau Verf. bey einem Spaziergange auf der Dom-Terrasse zu Meissen begegnete. Das Ganze schließt mit einem Rückblicke auf das von der Verf. so sehr geliebte Land, woraus sie durch eine Tyrannen-Grille verbannt war: "O France, terre de gloire et d'amour! si l'enthousiasme un jour s'éteignait sur votre sol, si le calcul disposait de tout, et que le raisonnement seul inspirât même le mépris

des périls, à quoi vous serviraient votre beau ciel, vos ames vives, vos esprits si brillans, votre nature si féconde? Une intelligence active, une impétuosité savante vous rendraient les maîtres du monde; mais vous n'y laisseriez que la trace des torrens de sable, terribles comme les flots, arides comme le désert." Solche Stellen konnten der hohen Polizei freylich nicht gefallen. Eingetreten ist seitdem die Prophezehung der Seherinn! Verderblich genug ist der Sandstrom gewesen; indessen auch er ist vorüber! — Beym Schluß können wir nicht umhin noch einmahl zu bemerken, wie, klüglicher Weise, Frankreichs Herrscher sich immer vor dem Deutschen Geist, vor dem Deutschen gelehrten Verein gescheuet und gefürchtet hat. In der That, was haben die Mitglieder dieses hohen Vereins nicht gethan und nicht geleistet bey der großen Angelegenheit der allgemeinen Befreyung? Die Geschichte wird es nicht unbemerkt lassen, wie bey einem Volke, das sich allein durch Ideen leiten läßt, die Pfleger und Bewahrer der ideellen Cultur standhaft und emsig das heilige Feuer erhalten und angefacht haben, selbst unter den drohendsten Umständen. Dem fremden Herrscher muß man die Art, von scharfsichtiger Einsicht lassen, daß er dieses Treiben instinctmäßig und dunkel spürte, und darin etwas Unheimliches für ihn missterte. Auch war stets sein wilder Blick auf das Gebäude Deutscher Gelehrsamkeit, was er gern zerstört hätte, unruhig und spähend gerichtet, so wie, nach Racine's Ausdruck, der Blick der Athalie auf Jehovah's Tempel:

“Comme si dans le fond de ce vaste édifice  
Dieu cachait un vengeur armé pour son  
supplice.”

## Berlin.

Abhandlung über die Sprache und Schrift der Uiguren, von J. v. Klaproth, correspondirendem Mitgliede der Königl. Soc. der Wissenschaften zu Göttingen. 1812. 96 Seiten in groß Octav.

Diese Abhandlung ist zwar schon im zweiten Bande der Fundgruben des Orients gedruckt und in diesen Blättern angezeigt worden, sie erscheint hier aber mit so bedeutenden Bereicherungen, daß sie nicht als ein bloßer Abdruck betrachtet werden kann. Außer einigen hinzugekommenen Noten, die meistens das Mantchu betreffen und einzelne Behauptungen des Hrn. Langlès berichtigen, findet sich S. 56 eine Kupfertafel des Uigurischen Alphabets verglichen mit dem Sabischen, S. 61 die von dem Oberpriester Pacba (Paßba) unter Kublai Chan erfundene, aber ihrer Unbequemlichkeit wegen nicht in Gebrauch gekommene Mongolische Schrift, die mit der Tibetanischen Aehnlichkeit hat. Erstere ist besonders merkwürdig, weil sie zuerst die Uigurischen Schriftzüge darstellt, und zeigt, daß diese aus dem Sabischen, nicht, wie man sonst glaubte, aus dem Estrangelo Alphabet entstanden sey. Nur wird der Sprachforscher wünschen, daß der Verf. bemerkt hätte, woher dieses Uigurische und vom Verf. daneben gestellte Sabische Alphabet genommen sey. Jenes scheint er aus der S. 55 angeführten Mongolischen Schrift über die Schreibkunst genommen zu haben, bey deren Erwähnung auf N. VII. der großen Kupfertafel verwiesen wird, wo das nämliche Alphabet mit Vocalen vorkommt. Aber das Sabäische (so schreibt der Verf.) weicht von dem aus den Sabischen Schriften, durch Norberg bekannt gemachten, sowohl in den Figuren einzelner Buchstaben, als besonders in der Bedeutung der Vocale so merklich ab, daß



man an der Zuverlässigkeit desselben so lange zweifeln darf, bis der Verf. seinen Gewährsmann nachweist. Die Figuren die im Norbergischen Alphabet a und u bezeichnen, sind hier, den Consonanten angehängt, wie im Wärtnerschen, o und i; gleichwohl haben r und ʀ (als Consonanten) die gewöhnliche Figur (L, 2) welches sich nicht vereinigen läßt. Auch über die Zeilenstellung der Uigurischen Schrift läßt uns der Verf. im Dunkeln. Nach der N. VI. gegebenen Probe scheinen die Columnen von der linken anzufangen. — Eine Schlußanmerkung handelt von dem Alter der Uiguren als Volk. Nach Sinesischen Nachrichten (denn die des Abulghasi sind widersprechend und mythisch) setzt der Verf. den Anfang der Dynastie um 506 nach Ehr. Auf zwey beygelegten Blättern vertheidigt sich Herr v. Klaproth gegen Hrn Sager, der ihn wegen der im ersten Bande der Fundaruben eingerückten Tafel der Sinesischen Dynastien eines Plagiats beschuldigt hatte, nur mit mehr Bitterkeit als die Sache werth war. Alles wäre durch die einfache Bemerkung vermieden, daß die Tafel aus der gedruckten Sinesischen Geschichte Kang-Kien genommen sey.

### Schwelm.

Von Moriz Scherz 1812: Anfangsgründe für Naturgeschichte zum Gebrauch für höhere und niedere Schulen von Dr J. C. Nischer. (406 S. 8.): geordnet nach einem strengen System; im Thier- und Mineralreich nach Blumenbach, im Pflanzenreich (doch mit Rücksicht auf die neuen Entdeckungen) nach Linné. Der Vortrag ist allgemein faßlich, und von andern ähnlichen Büchern dadurch ausgezeichnet, daß alle drey Naturreiche verhältnißmäßig gleich umständlich abgehandelt sind.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. Stück.

Den 28. Februar 1814.

Göttingen.

So reich die Türkische Litteratur an historischen Werken ist, so arm ist sie an geographischen von bedeutendem Werthe. Doch war es ihren Kennern nicht unbekannt, daß von Ewlia Mohammed Etendi aus Constantinopel, der unter den Regierungen Murad's IV, Ibrahim's und Mohammed's IV. lebte, eine merkwürdige Reisebeschreibung (Tarichisejjah Ewlia Etendi), aus den Jahren 1631—1656 (Heg. 1041—1066) vorhanden sey, in denen ihr Verfasser die Länder des Osmanischen Reichs in Asien, Africa und Europa durchzogen, und seine Reisen mit einer nach Persien beschlossen hat. Noch aber hat sie kein Europäischer Gelehrter zu benutzen Gelegenheit gehabt; nicht einmahl ein vollständiges Exemplar derselben war irgend einem zu Gesicht gekommen. Endlich ist dem Herrn Johann Argyropulo, vormahligem Osmanischen Minister zu Berlin, gelungen, ein vollständiges Exemplar dieses selbst im Orient äußerst seltenen Werks in einer sehr schönen und wohlerhaltenen Abschrift aufzutreiben, und für die Bibliothek des Hrn. Grafen

M (2)

von Kzewusky anzukaufen. Der Kaiserl. Königl. Hofdolmetscher und Rath, Herr Joseph v. Hammer, correspondirendes Mitglied der hiesigen Königl. Societät der Wissenschaften, hat die Gefälligkeit gehabt, derselben eine kurze Beschreibung des Inhalts dieses merkwürdigen Manuscripts mitzutheilen, aus welcher wir hier das Wesentlichste ausziehen wollen.

Das ganze Werk besteht aus vier Theilen, in zwey großen Foliobänden von 450 und 472 Blättern. Der erste Theil, (für uns nicht gerade der wichtigste,) enthält eine umständliche Topographie von Constantinopel und seinen Umgebungen, in neun Abschnitten. Der zweyte Theil geht über Brussa durch das jetzt so unbekannte Klein-Asien, und ist voll Nachrichten von Gegenden und Orten, die in unsern Reisebeschreibungen und auf unsern Landkarten nicht einmahl dem Nahmen nach vorkommen. Der dritte Theil beschreibt die Wallfahrtsreise, welche der Verf. im Jahre 1058 (Heg., 1648 Ehr.) durch Klein-Asien und Syrien nach Mekka unternahm. Nach seiner Rückkehr ging er mit dem abgesetzten Großwesir, Malek Ahmed Pascha, nach Dejakov, und bey dieser Gelegenheit gibt er in der zweyten Hälfte dieses Theils eine bessere und genauere Beschreibung von Kumili, als sie irgendwo in Europäischen Geographien bisher anzutreffen ist. Da Malek Ahmed Pascha im Jahre 1065 (Heg., 1654 Ehr.) zur Statthaltschaft von Wan ernannt ward, folgte ihm Ewlia Efendi als Imam, und beschrieb diese Reise im vierten Theile seines Werks. Die uns mitgetheilte Aufzählung der einzelnen Abschnitte erweckt einen so vortheilhaften Begriff von dem Reichthum des darin verarbeiteten Stoffes, daß man ihn im Auszuge zu erhalten wünschen muß. Wer könnte ihn

mit leichterer Mühe und vollkommener geben, als der Herr von Hammer selbst, dessen große und geläufige Kenntniß der Türkischen Sprache wir sonst schon in diesen Blättern zu rühmen Gelegenheit hatten (Jahrgang 1812. S. 1076—1080).

#### St. Gallen.

Heyn Huber und Comp.: Höchst wichtige Beyträge zur Geschichte der neuesten Litteratur in Deutschland, aus den nachgelassenen Papieren des Magisters Alexbeios, herausgegeben von Anribarbaro Labienus u. s. w. 1813: Erste Abtheilung, 448 Seiten. Zweyte Abtheilung, 504 Seiten in Octav.

Litterarische Satyren anzuzeigen, ist der Regel nach kein Raum in diesen Blättern. Wir glauben aber dieses Mal eine Ausnahme machen zu müssen, weil die Eccentricitäten der neuesten Deutschen Litteratur, die in dem vorliegenden Werke zur Schau ausgestellt werden, von der Art sind, daß bey Ausländern, die sich um unsre Litteratur bekümmern, wohl die Frage entstehen könnte, ob nicht die Deutschen über ihrer neuesten Art zu philosophiren, einen guten Theil ihres alten gesunden Verstandes verloren haben? Philosophische Systeme auf eine populäre Manier in ein komisches Licht zu stellen, bleibt eine mißliche Sache. Denn wo ist das philosophische System, das dem schlechten Menschenverstande, der sich von wissenschaftlicher Philosophie kaum einmahl einen Begriff zu machen gereigt ist, nicht eine Seite zeigte, von der es eben so lächerlich erscheint, als dem Bauer die astronomische Wahrheit, daß die Erde sich um die Sonne dreht? Aber auch hier gilt die Regel: Sunt certi denique fines. Es gibt eine Grenze, jenseit welcher das Philosophiren aufhört, der gesunden

Vernunft anzugehören; und da tritt das wahre Bedürfniß der ernstern Wissenschaft mit dem Interesse des natürlichen Menschenverstandes zusammen. Wo unverkennbar eine ausschweifende Phantasie die Rolle des besonnenen, wissenschaftlich fortschreitenden Verstandes spielt; wo die Schwärmer gar nicht verhehlen, daß ein halsbrechendes Phantastren in ihren Augen das wahre Denken sey; wo ein wilder Einfall den andern jagt; und wo die Urheber und Verbreiter solcher Einfälle mit unbegrenzter Anmaßung sich die Miene geben, als sey ihnen allein das Reich der Wissenschaft angethan, und jeder denkende Kopf, der ihnen in den Weg tritt, sey als ein Platzkopf ab- und zur Ruhe zu verweisen; da ist es Zeit, da verlangt die Würde der Wissenschaft selbst, daß auch der Wig sich jedes anständigen Mittels bediene, dem Publicum über dergleichen Phänomene die Augen zu öffnen. In einem solchen Zustande befindet sich nun seit der Verbreitung des neuesten Idealismus und der zu ihm gehörenden pantheistischen Naturphilosophie die arme Deutsche Litteratur nicht etwa nur nach der individuellen Meinung des Verfassers dieser Anzeige, auch nicht nach dem Gutachten dieser oder jener Partey, sondern nach dem fast einstimmigen Urtheile aller Deutschen Gelehrten und guten Köpfe, die sich nicht vom Strome der Mode haben fortreißen lassen, so verschieden auch übrigens ihre Ansichten und Meinungen seyn mögen. Diese factische Wahrheit ist in den Actenstücken zur Geschichte der Wissenschaften in Deutschland niederzulegen, damit nicht als characteristisch gewordene Denkart der Deutschen Gelehrten überhaupt aufgeführt werde, was nur Denkart einer einzigen neuen Schule ist, deren Anhänger freylich jetzt in alle Wissenschaften sich mischen, und alle auf ihren

ideal und real zugleich seyn sollenden Standpunct hinauf potenziren wollen. Als Beitrag zu diesen Actenstücken verdient denn auch die vor uns liegende litterarische Satyre aufbewahrt zu werden. Der uns unbekante Verfasser ist kein spaßender Witzling. Sein Buch beweiset auf mehr als Eine Art, daß er zu den Gelehrten im eigentlichen Sinne gezählt werden darf. Seine Absicht, den phantastisch gewordenen Theil der Deutschen Litteratur in seiner ganzen Blöße darzustellen, ist so ernsthaft, daß er deswegen sich der Mühe unterzogen hat, die abenteuerlichen Systeme, die der Gegenstand seines Spottes sind, schulgercht zu excerpiren, und seine Darstellungen durch Citate aus den Werken der philosophirenden und anderer Schriftsteller, von deren Lehren und Anmaßungen die Rede ist, zu documentiren. Nächst den neuen Naturphilosophen und resp. Pantheisten erhalten denn auch gewisse Romantiker, Politiker, Pädagogen u. s. w. ihre Weisung. Daß der Verf. die Lehren, über die er lacht, nicht verstanden habe, werden ihm wohl nur die Adepten vorwerfen, die gewöhnlich zu diesem Vorwurfe ihre letzte Zuflucht nehmen. Die Darstellung ist kräftig und geistvoll; aber der allegorische Zuschnitt des Ganzen scheint uns verfehlt; und die Mittheilungen aus den criticirten Systemen selbst sind für den Zweck einer Satyre, die doch nichts entscheiden kann, viel zu umständlich.

#### Heidelberg.

In der Mohr-Zimmerschen academischen Buchhandlung hat Herr Prof. Heinrich Voss *Notas in Theocritum* 1813, auf 50 Seiten in Quart bey Gelegenheit des Prorektoratswechsels drucken lassen. So viele Bemerkungen von Critikern und Exegeten, zum Theil der ersten Classe, auch schon über die Gedichte Theocrits bekannt gemacht sind, so ist der

Dichter doch noch gar nicht so wiederhergestellt, daß man die Bemerkungen jüngerer Critiker für vergeblich erklären könnte. Dieß beweiset der Verfasser, der sich, nach dem Muster seines Vaters, wesentliche Verdienste um den Dichter erwirbt. Schon im Märzhefte der Heidelbergischen Jahrbücher der Litteratur des Jahres 1811 lieferte er Nr. 17 ff. eine Recension der Valckenaerschen, Heindorffschen, Jakobsschen und Schäferschen Ausgaben von Theocrit, welche viel Treffliches enthielt. Die wichtigsten Bemerkungen, verbessert und vermehrt hat er hier wieder geliefert. Damahls erklärte er gleich den ersten Vers im Theocrit für den Nominativ, indem er *εστι* nach *ψιδύριμα* supplirte. Jetzt tritt er denen bey, die hier den Accusativ annehmen, und zwar mit Recht, um die widerliche Hendiadys zu vermeiden, besonders aber weil die *antithetica mal a plures* → *καὶ τὸ* ihn verlangen. Im 51 Verse schüzt er noch *ἢ ἀνπατιστον*, doch ohne grammatisch zu überzeugen: wahrscheinlicher bleibt uns das Wartonische *ἢ νάριστον*, das auch der sel. Heyne Obfl. ad ll. ω, 124. vorzog. Auch *ῥαρεῖα* im 85 W. zieht er vor, und vertheidigt es sehr genügend aus dem scherzhaften Character des tröstenden Priapus. Unstreitig ist Lamb. Vos Emendation im 124 W. — *ἐλάμα δὲ λίπ' ἤπλον* richtig vorgezogen, wie schon mehrere gethan haben, als Heyne Obfl. ad ll. υ, 404. Bey ll, 33. vertheidigt er den Ausdruck *κινησας ἢ ἀδάμαντα* durch eine gelehrte Note über diesen mythischen Götterstahl mit Hinweisung auf seines Hrn. Vaters Abhandlung de Hecate in Nov. Act. Soc. lat. Jen. Vol. I.: schwer zu bearbeiten mochte er freylich wohl seyn, aber nicht für die Götter, deren gediegenes Geraths, wie die vom Verf. beygebrachten Beweise lehren, aus diesem Stahle war. Also lohnte die Bearbeitung oder Besiegung dieses Göt-

terstahls der Diana oder Hecate nicht schwer werden. Dagegen mußte dieß der Fall seyn, wenn sie den unbiegamen und unbestechlichen Rhadamanthus von seinem Urtheile abbringen konnte. *Κινήσις Παδάμανθου*, der Vorschlag des Hrn. Prof. Hermanns, hat daher viel Gefälliges, und würde ganz überzeugen, wenn die Existenz der Form *Παδάμας* zu erweisen wäre. 53 ist die Vulgata *κατ' ἀγολα ἐν πυρὶ βάλλω* durch den nachgewiesenen Sprachgebrauch gut vertheidigt worden: man sagte, *καταβάλλω ἐν πυρὶ*. Hom. II. 9, 206. 12, 206. 58 ist *κακὸν ποτόν* geschrieben: die Vulgata ist *ποτόν κακόν* bey Winterton u. a. Dergleichen Willkührlichkeiten, die man an dem sel. Brunk, der sein aurium iudicium vorschützte, so oft getadelt hat, verstatet die gesunde Critik nicht. Geschieht es ohne Handschriften, so verbessert der Critiker den Schriftsteller, wögen er kein Recht hat. Ahlwards *μάσσω* statt *πάσσω* II, 62. läßt sich noch bestreiten, und ist nicht so unbedenklich gewiß, noch ist *πάσσω* ineptum, da von Giften, womit die Schwelle als Symbol der Hebeine, des Marks, besprengt werden soll, die Stelle verstanden werden kann. *Ἰν. ᾧ* im Dativ. hat schon Winterton. 88. *πολλάκι* scheint der Verf. zu bezweifeln. Aber es kann sehr gut für: wirklich, ganz und gar, stehen. Daß IV, 11. *πέσει τοι Ἰλλών καὶ τῶς λυγρὸς ἀμνίδα λυσσῆν* (*τῶς* für *ὡς* Dorisch) stehen müsse, ist gut gegen Hermann dargethan. Die mißverständne Stelle VI, 9. hat eine treffliche Erläuterung erhalten. Der Hund kann sein Bild im unruhigen Meere nicht sehen. *Τὰ δὲ οὐν κκλα κώματα Φαλαί* geht auf die Galatea, welche sich im Wasser zeigt, und dahin zurückweicht. Der Hund sieht sie, wie sie im Wasser spielt, und bestet sie an, weshalb der Hirte besorgt, der Hund möge sie beißen, wenn sie aus dem Meere ans Land steigt. 8, 91.



352 G. g. A. 35. St., den 28. Febr. 1814.

Schön Winterton hat: ὄρσπος οὐτῶ καὶ νόμφα  
γαυδαῖσ' ἀνάχοιρο. XV, 25. Eher würde uns  
noch Hermanns Lesart gefallen, als Herr Voss,  
des Waters, Umstellung des Verses, wie er in  
unsern Ausgaben lautet: Ἄν εἶδες, ἧ ᾧν εἶπας  
ἰδοῖσα τὴν τῶ μὴ ἰδοῦντι. Als Sprache des gemei-  
nen Lebens, wie sie in den Mimen üblich war,  
scheint der Vers ohne Emendation gelten zu können.  
50. Valkenaers εἰλωί Räuber aus Aegyptens Süm-  
pfen passen hier eben so gut als Hrn. Voss, des  
Waters, εἰλωί Raubvögel. Für jenes ist der Be-  
weis eher zu führen, als für dieses. 18, 26.  
\* Ἄωε ἀντάλλοισα, tritt er Köhlers Meinung bey,  
daß der 27 mit dem 26 Verse die Stelle vertau-  
schen müsse: wie es uns scheint, mit Recht. Denn  
die Emendationen, die man bey Dahl nachsehen  
kann, wozu nachher noch andre kamen, erzwingen  
den Beyfall nicht. Dies wird hinreichen, unser  
Urtheil von der Gelehrsamkeit, Critik und Inter-  
pretationskunst des Verfassers zu bestätigen.

#### Dresden.

Bey Arnold: Versuch einer medicinisch-  
chirurgischen Diagnostik in Tabellen, oder Er-  
kenntniß und Unterscheidung der innern und äußern  
Krankheiten, mittelst Nebeneinanderstellung der  
ähnlichen Formen; von Dr. Carl Gustav Schmalz,  
Arzt und Physicus zu Königsbrück. Zweyte Auflage  
1812. Fol. 206 Seiten nebst Register.

Die gute Aufnahme dieses Werks hat eine  
zweite sehr vermehrte Ausgabe nothwendig gemacht.  
Rec. begnügt sich bloß mit der Anzeige, und der  
Versicherung, dieses Werk den Ärzten mit dem  
größten Rechte empfehlen zu können.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1814.

Paris.

Des Courcier: Journal de Physique, de Chimie  
d' Histoire naturelle et des arts . . . par J. C.  
*de la Metherie*. Tom. LXX. LXXI. 1810.

Zur Physik gehörige Abhandlungen. T. LXX.  
J. P. Dessaignes über die Wirkung der Spitzen auf  
der Oberfläche phosphorescirender Substanzen, das  
Ausströmen des leuchtenden Fluidums zu befördern.  
Zuerst über die Wirkung jener Spitzen, wenn die  
phosphorescirenden Körper bloß einer dunkeln  
Wärme, und der dadurch bewirkten Temperatur-  
erhöhung ausgesetzt werden. So wie bekanntlich  
Spitzen, rauhe Oberflächen u. dem Ausstralen der  
Wärme und des electrischen Fluidums günstig sind,  
so vermuthete der Verf., daß dieß auch der Fall  
bey dem leuchtenden Fluidum seyn möchte, welches  
fast alle Körper mehr oder weniger im Dunkeln  
ausstrahlen, wenn sie entweder in der Temperatur  
erhöhet, oder auch dem Sonnenlichte ausgesetzt  
worden, und die Versuche welche der Verf. hier-  
über anstellte, bestätigen diese Vermuthung. Viele  
Körper, welche einer dunkeln Wärme ausgesetzt,

M (2)

nur sehr schwach, oder gar nicht leuchteten, wenn sie eine recht glatte Oberfläche hatten, phosphorescirten sehr stark, sobald ihre Oberfläche etwas rauh oder matt geschliffen wurde, ja krystallinische Körper leuchteten öfters nur an ihren scharfen Kanten und Spizen, und hatten solche Körper eine lamellenartige Structur, so war es selbst nicht gleichgültig, wie man die Wärme einwirken ließ, senkrecht auf diese Lamellen, oder parallel mit ihnen. Comme ces petites, lames composantes sont tres minces, j'ai conçu que si je faisais agir la repulsion calorifique dans un sens tantôt perpendiculaire au plan des lames, et tantôt parallèle, il seroit possible que le fluide lumineux se laissât plus aisément refouler par le tranchant des lames, que par leurs petites faces planes et polies, womit denn auch die Versuche übereinstimmen. Der Verf. sucht sich diese Erscheinungen aus dem nach Maßgabe jener Wärmeeinwirkung mehr oder minder leichten Entweichen des mit den Bestandtheilen solcher phosphorescirenden Substanzen verbundenen oder in ihren Zwischenräumen vertheilten Wassers (eau interposée), als eines vorzüglich guten Leiters jenes leuchtenden Fluidums, zu erklären, wogegen sich jedoch erhebliche Erinnerungen machen lassen, so wie uns denn auch die von dem Verf. behauptete electricische Natur dieses Fluidums aus den Versuchen selbst noch nicht erwiesen zu seyn scheint. Versuche über die Wirkung der Spizen, bey der Phosphorescenz nach vorhergegangener Bestrahlung durch Sonnenlicht (insolation).

Meteorologische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Paris vom December 1809 bis May 1810. Von Bouvard. (S. 102. 142. 212. 318. 405. 474.) Ueber das Verhältniß der Verdunstung des Wassers zur Feuchtigkeit der Luft von Lavoisier

Flaugergues. Wasser verdunstet bekannlich um so weniger, je mehr die umgebende Luft selbst schon mit wässerichten Dünsten gesättiget ist. Die von dem Verf. hier angestellten Versuche zeigen, daß die Verdunstungscurve einer logarithmischen Linie sehr nahe kommt, und die Verdunstungshöhe des Wassers in einem Gefäße sich sehr nahe durch die Formel

$$y = \left( (2,72)^{\frac{x}{11,05}} - \frac{z}{12} \right) \cdot 0,34 \text{ Pariser Linien}$$

ausdrücken lasse, wo  $y$  die Verdunstungshöhe innerhalb 24 Stunden,  $x$  die Temperatur der umgebenden Luft nach de Lucs Thermometer, und  $z$  die Anzahl von Cubiklinien Wassers in einem Cubikfuße dieser Luft bezeichnen. (Der Verf. erklärt seine Untersuchungen selbst noch in manchen Rücksichten für mangelhaft, daher wir übergehen, was uns theils an dem zu diesen Versuchen gewählten Apparate, theils an der Methode selbst mißfällt, nach welcher der Verf. die Quantität der Verdunstung bestimmt hat. Das cylindrische Gefäßchen von Glas, aus welchem man das Wasser verdunsten ließ, hatte bey diesen Versuchen nur eine Weite von 4 Linien. Da die Verdunstungshöhe des Wassers nach Richmanns Versuchen auch eine Function von der Weite des Gefäßes ist, wie sehr leicht auch daraus erhellt, daß in engern Gefäßchen die Luftsäulen zunächst über dem Wasser eher mit Wasserdünsten gesättigt werden als in weiten Gefäßchen, und folglich die Dünste in jenen sich nicht so leicht in die entferntern Luftschichten verbreiten können, so kann übrigens obgedachte Formel auch nur für ein Gefäßchen von der Weite, als bey den Versuchen des Verfassers gültig seyn.)  
 Corde über die Perioden des Erscheinens und Ver-

Schwindens der Nordlichter. Es zeigt sich hierbei nichts regelmäßiges. Vorzüglich stark zeigten sich Nordlichter von 1722 bis 1745, weniger häufig von 1746 bis 1751, und wiederum sehr häufig von 1779 bis 1789. Seit dieser Zeit sind nur sehr wenige in dem gemäßigten Erdstriche wahrgenommen worden. Ebendasselben Fortsetzung des chronologischen Verzeichnisses meteorologischer Phänomene, welche an verschiedenen Orten beobachtet worden, verglichen mit denen welche zu eben den Zeiten zu Paris statt gefunden haben. Desselben Versuche über die Verdunstung des Wassers in freyer Luft. Der Verf. fand die Verdunstung stärker in Gefäßen von kleineren Durchmessern als von größeren, und will daraus folgern, daß die Verdunstung in freyer Luft nicht im Verhältniß der Oberfläche der verdunstenden Flüssigkeit, sondern im Verhältniß ihrer Masse stehe. (Es wird hierbei nicht erwähnt, ob die Gefäße der Luft ganz frey ausgelegt gewesen, oder ob sie bis an ihre Oberfläche in die Erde eingegraben, oder in einen Teich oder sonst in eine hinlänglich große Wasserfläche eingesenkt gewesen, welches letztere wie Herr von Saussüre (Hygrom. S. 243.) sehr richtig erinnert, schlechterdings erforderlich ist, wenn Versuche dieser Art auf irgend eine Weise von Nutzen für die Meteorologie seyn sollen.) Ein Schreiben des Hrn. M\*\* an de la Metherie erzählt einige Versuche über die Sprengung metallener Cylinder durch Hülsen einer elektrischen Batterie. Gaultier über die Organisation der menschlichen Haut, und die Ursache ihrer Färbung bey den Negern. Der Verf. findet den Sitz der färbenden Substanz in den Haaren, und zwar bemerkte man diese Substanz zuerst in den Wurzeln am Ursprunge der Haare. *La matière colorante sort par l'ouverture des*

poils. Les organes qui la secèrnent ne sont autres que les bulbes du systèmc pileux. Au delà des bulbes on ne la voit pas. Ce sont ces bulbes qui reçoivent les matériaux, qui les modifient, et qui, d'après leur degré de sensibilité ou d'après des stimules ou des irritans qui les impressionnent, fournissent la matière colorante. On ne commence à voir la couleur noire que dans les bulbes. C'est de ce point commun qu'elle se distribue dans les poils et sur la surface externe du Corion, de sorte que la matière qui colore les poils et la peau est identique. Il résulte de là que la couleur noire tire son origine d'une multitude d'organes, placés au dessous du Corion et non pas du corps réticulaire placé au dessus de ce même corion, comme le pensoit *Malpighi*. Die durch das Sonnenlicht erhöhte action vitale trägt zwar etwas dazu bey, die stärkere Secretion jener färbenden Substanz zu bewirken, jedoch liege die Hauptursache in der eigen- thümlichen Constitution der verschiedenen Menschen- racen, zufolge welcher sich bey einigen Racen jene Substanz häufiger als bey andern erzeuge. Bey den Negern verursache unter andern auch das kurze und krause Haar, daß jene matière colorante mehr auf die Oberfläche der Haut abgesetzt werde. Ce phénomène est bien opposé à la race blanche, sur tout chez les femmes. Chez elles dont les Cheveux sont très longs, ce genre d'absorption contribue évidemment à dériver une partie du fluide colorant vers le systèmc pileux, et à la blancheur du Corps, apanage ordinaire du sexe. In einer Anmerkung zu diesem Aufsatz vergleicht Herr de la Metherie hiemit seine eigene Theorie über das färbende Wesen der Haut aus seinen Considérations sur les êtres organisés. Nun Auszüge aus einigen Büchern, z. B. Chladnis Kunst;

Maltebtun Précis de Geographie universelle &c. Dann aus einem Manuscripte Essai sur l'origine des substances organisées et inorganisées par F. B. Frdy, einiges über Infusionsthierchen. Dem Beschluß dieses Bandes macht ein ziemlich ausgeführtes Memoire von Daubuisson über die barometrischen Höhenmessungen; wobey auch die von dem Hygrometer abhängig seyn sollenden Correctionen in Betrachtung gezogen werden, zufolge welchen denn der von der Dilation der Luft abhängige Coefficient 0,00375 für einen mittlern Zustand der Feuchtigkeit der Luft in 0,004 verwandelt wird. (Da uns das Hygrometer unmöglich über die größere oder geringere Menge vollkommen elastischer Dämpfe in der Luft belehren kann, auf die es doch bey den barometrischen Messungen hauptsächlich ankommt, so wollen auch alle bis jetzt vom Hygrometer abhängig seyn sollende Correctionen so viel als Nichts sagen, und es ist fast besser diese wegzulassen, als einer barometrischen Formel dadurch das Ansehen einer größern Vollkommenheit geben zu wollen, die sich doch der Natur der Sache nach von dem Hygrometer nicht erwarten läßt, da dieses keine andere Dünste in der Luft anzeigen kann, als welche schon ihren elastischen Zustand verlohren haben, und entweder nur als Tröpfchen oder Bläschen mechanisch in der Luft herum schwimmen. Außerdem sind nun auch die Versuche, selbst über die Dichtigkeit des vollkommen elastischen Wasserdampfs unter einer gegebenen Temperatur, noch zu wenig wiederholt, als daß man darauf sichere Correctionen der barometrischen Formel begründen könnte. Die von unserem Hofr. Mayer in seiner Abhandlung de vi elastica vaporum S. 43. gegebene Formel für die Dichtigkeit des Wasserdampfes unter jeder Temperatur (M. s. Comment. Soc. Reg. Gotting. ad ann. 1808 - 1811) möchte zu

dem Zwecke wohl noch die bequemste und brauchbarste seyn. Aber freylich müßte man nun auch in Betracht ziehen, nach welchem Gesetze die Dichte des Wasserdampfes von unten nach oben in der Atmosphäre sich veränderte, eine neue Schwierigkeit, welche beseitigt werden muß, ehe man an Correctionen der Barometerformel in Rücksicht des Wasserdampfes denken kann, die zum Glück eben nicht sehr bedeutend zu seyn scheinen.)

Tom. LXXI. Fortsetzung der eben angezeigten Abhandlung über die barometrischen Höhenmessungen. Hier beschäftigt sich der Verf. hauptsächlich mit den Fehlern, welche bey Messungen dieser Art statt finden können, in so ferne man dieselbe Höhe aus Beobachtungen an unterschiedenen Tagen und zu verschiedenen Stunden des Tages ableitet. Dann ferner über die Fehler welche daher rühren, wenn beide Stationen nicht in einer und derselben Verticallinie liegen, wie gewöhnlich der Fall ist, u. dergl. Der Verf. folgert aus allen Untersuchungen, daß nur etwas beträchtliche Höhen (z. B. über 500 Meter) höchstens bis auf  $\frac{1}{100}$  ihres Werthes richtig bestimmt werden können. Eine größere Genauigkeit könne man indessen auch von andern Methoden, woben die Unsicherheit der Refraction in Betrachtung komme, kaum erwarten. Desfaignes über die Wiederherstellung der Phosphorescenz durch Hülfe der Electricität, an Körpern, welche aufgehört hatten zu leuchten. Beschreibung eines Reflexions - Goniometers von W. S. Wollaston. (Ist bereits auch in Gilberts Ann. der Phys. XXXVII. S. 357 im Auszuge mitgetheilt.) de la Metherie Fortsetzung seiner bereits in den vorhergehenden Bänden angefangene Untersuchungen über die Crystallisations Géologiques Der Verf. bemüht sich zu zeigen, wie die im Innern der Erde vorkommenden Crystallisationen



aus dem état primitif unserer Erdsörper, da alle Stoffe noch im Zustande der vollkommensten Dissolution in den fluides étherés sich befanden, allmählig hervorgetreten sind. Diese fluides étherés sind le feu ou le fluide igné, le fluide lumineux, le fluide électrique ou galvanique, le fluide magnétique et le fluide gravifique (!). Von Demselben ein Auszug aus Laves Histoire philosophique des progrès de la Physique. De la Roche theilt ein in dem Institut vorgelesenes Memoire mit, sur la cause du refroidissement qu'on observe chez les animaux exposé à une forte chaleur. Das Resultat seiner Untersuchung ist "Le developpement de froid qui se manifeste chez les animaux exposés à une forte chaleur, est le resultat de l'évaporation de la matière de la transpiration, laquelle en raison de l'augmentation d'action du système exhalant, est d'autant plus considérable, que la chaleur extérieure est plus forte. Il est donc à la fois le résultat et des causes physiques et des causes vitales. Bekanntlich hat man sich dieses Phänomen auch schon so erklärt, aber der W. hat diese Erklärung durch neue interessante Versuche noch mehr bestätigt, indem er die unmerkliche Ausdünstung verschiedener Thiere, welche er in eine heiße Temperatur brachte, dadurch verhinderte, daß er den erhigten Raum zuvor mit wässerichten Dünsten gesättigt hatte, in welchem Falle dann die Temperatur des Blutes dieser Thiere sich fast bis zu derjenigen des erhigten Raumes erhob, und die Thiere fast todt aus dem Apparate herausgezogen wurden. Einige starben auch noch nachher. Dessaignes noch ferner über einige Phänomene der Phosphorenz durch Insolation. Ein Schreiben des Hrn. M\*\* über einige metallische Oxydationen durch Hilfe der Electricität. Meteorologische Beobachtungen von Bouvard vom Jun. bis Dec. 1810.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 5. März 1814.

Leipzig.

Von Paul Gotthelf Kummer: Untersuchungen über die Natur und Heilung des Fiebers, nebst Bemerkungen über die Vorbauung desselben, insbesondere über die Abwendung der Ansteckung contagiöser Fieberkrankheiten, von Friedrich August Walch, der Arzneykunde und Wundarzneykunst Doctor, ausübendem Arzte und Geburtshelfer in Jena. 1813. 495 Seiten in Octav.

Das ganze Werk zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste enthält die allgemeine Nosologie. In der Einleitung macht der Verfasser auf einige Gesetze der organischen Natur aufmerksam. Das Leben erscheint ihm als ein Streben, nach Individualität und mit Selbstständigkeit zu existiren. So wie sich der Organismus zur Gesundnatur verhält, so verhält sich der einzelne Theil des organischen Körpers zu dem Ganzen. Man kann ihn getrennt für sich existirend betrachten, oder als nothwendigen Theil zur Erhaltung des Ganzen. Das erstere bestimmt das Wesen, den innern Grund des Seyns, das zweyte die Form und sein äußeres Verhältniß.

D (2)

Beide kommen wie eins verbunden im Organischen vor. Diese Einheit kann gestört werden, und alsdann der Zustand sich ändern. Das Einzelne kann seinen individuellen Lebenskreis erweitern, und sich so von dem Einstimmen zu dem Ganzen mehr oder weniger losreißen. Sobald dieses geschieht, läßt die Harmonie des Ganzen nach, und ein Krankheitszustand geht hervor. Eine solche Veränderung läßt sich nur durch eine äußere Einwirkung hervorbringen, worauf ein Entgegenwirken des afficirten Theils erfolgt. Dieses gegenseitige Verhalten zweyer in Disharmonie gerathener Theile erscheint als Kampf, wobei bald das Gleichgewicht hergestellt, bald aber ein Theil von dem andern mehr oder weniger in seiner Function unterdrückt wird. Einer der wichtigsten Gegensätze im Organismus ist der des Blut- und Nervensystems. Beide Systeme stehen aber in einiger Verbindung, und unterstügen sich wechselseitig. Jede Veränderung in dem einen Systeme zieht eine Veränderung in dem andern nach sich. So gewiß dieses ist, so wenig läßt sich jedoch annehmen, daß beide Systeme im umgekehrten Verhältnisse stehen, so daß mit dem Steigen der Thätigkeit des einen, die Thätigkeit des andern sich vermindere. Diese Idee widerspricht dem Begriffe des Lebens in einem individuellen Organismus. Denn so wie die eine Function steigt, sinkt nicht die andere, sondern es entsteht ein Kampf, der in verstärkte Reaction ausbricht. Erstere gibt der unterdrückte Theil so lange von sich, bis endlich sein Lebenskreis bis auf einen gewissen Punct beschränkt ist, dann erst sinkt er, und sein Sinken hat das Sinken der Thätigkeit seines Unterdrückers zur Folge. — Der Verf. gibt nun den Begriff und bekannten Verlauf des Fiebers an; den erstern bestimmt er nach den pathognomo-

nischen Erscheinungen. Alsdann wirft er einen Blick in die innere Natur des Fiebers. Ihm erscheint dasselbe als organischer Kampf zwischen dem Circulations- und Nervensystem, der gegenseitige harmonische Einfluß in beiden ist aufgehoben, und die Folge ist Unterdrückung der Reproduction. Der Sitz des Fiebers ist in beiden Systemen, und das Wesen desselben bestehe in dem Mangel des harmonischen Einflusses auf einander. Indem die Differenz entsteht, treten zwey Fälle ein: es wird der Streit von beiden Theilen entweder mit gleichen oder ungleichen Kräften geführt, und hieraus gehen die verschiedenen Erscheinungen hervor. So ist der Frost das Product der aufgeregten Nerventhätigkeit, und durch sie wird zum Theil das Blutssystem unterjocht. Jetzt folgt die Reaction des letztern, und übermächtig erstere bis zu einem gewissen Punct, worauf critische Ausleerungen folgen, und das Gleichgewicht hergestellt wird. Hieraus erhellt, daß der Frost, die Hitze, der veränderte Puls und Urin die pathognomonischen Symptome des Fiebers abgeben; alle übrigen Erscheinungen sind außerwesentlich. Selbst die critischen Ausleerungen sind nur zufällige Erscheinungen, deren Nothwendigkeit weder an die Existenz noch an die Vertilgung des Fiebers geknüpft ist, (dieses möchte Rec. nicht so geradezu behaupten). Die Crisis durch den Urin ist dem Verf. die wichtigste, indem durch sie die Reproduction wieder Einfluß auf die beiden streitenden Systeme gewinnt. Von einem geringern Nutzen sey die Entscheidung durch den Schweiß; auch die Excretionen durch den Darmkanal, die Nase, die Lungen und Speicheldrüsen sind in gewissen Fällen als critisch anzusehen. — Nachdem der Verfasser über das Heilverfahren der Natur etwas Allgemeines gesagt hat, geht er zu

den Perioden, dem Typus und den kritischen Tagen über, und setzt diese Gegenstände mit Klarheit aus einander. Es folgen nun der Character, die Formen und Verwickelungen des Fiebers. Der Character geht hervor aus dem Grade des Kampfs, in wie fern beide Systeme mit gleichen oder ungleichen Kräften gegen einander streiten. Ist ersteres der Fall, so geht daraus das einfache Fieber die ephemera hervor; ist letzteres, und das Blutsystem überwiegt, so zeigt sich das Blutfieber, febr. sanguinea, oder das Nervenystem überwiegt, so entsteht das Nervenfieber, febr. nervosa. Aus diesen drey Hauptgattungen entspringen alle Fieberarten. Es werden nun die bekannten pathognomonischen Erscheinungen einer jeden Gattung angegeben; zwischen dem einfachen und den übrigen Fiebergattungen liegt das Wechselfieber, dessen Characteristik angefügt ist. — Der zweite Abschnitt begreift die Aetiologie in sich. Der Verfasser redet zuerst von den entfernten Ursachen. Das Fieber erfordert eine gewisse Anlage, die gleichsam den Schattenriß des Uebels abgibt, und unmittelbar die streitenden Systeme betrifft. Diese Anlage findet sich entweder schon von Natur gebildet bey Kindern, oder sie wird durch den Einfluß äußerlicher Schädlichkeiten erzeugt, die, wenn sie fortwähren, mit der schon entstandenen Anlage endlich das Fieber entwickeln. Der Verf. zählt nun die bekannten Schädlichkeiten auf, und spricht von den cosmischen Einflüssen, von der Jahrs- und Tageszeit, und der epidemischen und endemischen Constitution. Alle diese Gegenstände sind mit Klarheit und Deutlichkeit dargestellt, nur da, wo er von den cosmischen Einflüssen redet, wird er dunkel, scheint sich dem Spiele der Phantasie zu überlassen, und bedient sich unsißlicher Ausdrücke, ohne den

Knoten lösen zu können. — Er nimmt drey Fiebergeschlechter an. Im Nervenfieber als dem ersten Geschlecht wird die Function des Nervensystems erweitert. Es ist bald sporadisch, bald epidemisch, und im letztern Fall wird es durch die bekannten schädlichen Einflüsse erzeugt. Das zweite Geschlecht ist das Blutfieber, das entsteht, wenn schädliche Potenzen das Blutssystem erweitern. Sein Character ist selten epidemisch. Das dritte Geschlecht begreift das Wechselfieber und das einfache in sich. Der Verfasser sagt: der Ausbruch des ersteren erfolge, wenn zu der eigenthümlichen Anlage, wohin vorzüglich Verdauungs- und Assimilationsbeschwerden und dadurch hervorgebrachte Stockungen im Lymph- und Drüsenystem zu rechnen sind, eine schnelle Umwechselung der Temperatur, Schreck u. s. w. hinzukömmt, und das Blut- und Nervensystem zu einer fieberhaften Thätigkeit stimmt. (Rec. gesteht, daß diese ätiologische Ansicht ihm kein Genüge leiste, indem hieraus nicht hervorgeht, warum sich gerade ein Wechselfieber entwickle, und die angegebene eigenthümliche Anlage auch bey den andern Fiebergeschlechtern statt habe.) Vom einfachen Fieber sagt er, daß es aus Allem entstehe, was ein Fieber überhaupt bey Abwesenheit der Anlage für eines der andern Fiebergeschlechter hervorbringen vermag. (Alein gibt es wohl streng genommen ein solches Fieber? Muß nicht nach des Verf. Ansicht bey einem jeden Fieber eine wenn auch noch so unmerkliche Disharmonie zweyer Systeme obwalten, wo sich das eine auf Kosten des andern zu erweitern strebt?) — Es folgt nun eine Uebersicht der verschiedenen Meinungen älterer und neuerer Schriftsteller vom Sitze und Wesen des Fiebers. Diese wohlgerathene geschichtliche Ansicht ist keines Auszuges fähig. Hierbey gerathet

es dem Verf. zum Verdienst, daß er die Meinungen der neuesten Aerzte mit Wahrheitsforn prüft, aber zugleich seine Zweifel ihnen mit Bescheidenheit entgegenstellt. Zum Schluß bemüht er sich, die mancherley Erscheinungen aus dem Kampfe zu erklären. — Der dritte Abschnitt enthält die Prognose. Nachdem die Bedeutung des Fiebers angegeben ist, daß es nämlich theils als wirklicher Krankheitszustand, theils als Operation der Natur, um eine vorhandene Krankheit zu bekämpfen) anzusehen sey, kommt der Verf. zur Beurtheilung der Krisen, Metastasen, und der übrigen beim Fieber vorkommenden Erscheinungen, welche letztere er in drey Classen eintheilt, je nachdem sie das Reproductionsystem, das irritable oder sensible System interessiren. Von ihnen gibt er ihre Bedeutung für den günstigen oder ungünstigen Ausgang an. — Im vierten Abschnitt wird von der Cur gehandelt. Bey Behandlung des Fiebers komme es darauf an, die im Circulation- und Nervensystem unterdrückte Reproduction empor zu heben, jedes Hinderniß hieran hinwegzuräumen, und Harmonie in das Leben beider Systeme zurückzuführen. Da in der Natur des Fiebers zum Theil Selbsthilfe liege, die nach einer Harmonie strebe, so müßte es Grundsatz seyn, die Natur in ihren Operationen so lange sich selbst zu überlassen, als sie es ohne eigenen Nachtheil seyn kann. Der Arzt sey also bloß Zuschauer, und entferne nur das, was von außen her den Kampf ungleich machen könne. Nur dann, wenn die Disharmonie immer mehr zunehme, handle der Arzt, und wirke durch nöthige Mittel ein. (Dieses Verfahren möchte Rec. nicht so unbedingt empfehlen; ihm scheint es vielmehr zweckmäßiger, nachdem Grade des Uebels gleich so einzuwirken, daß die Harmonie schnell herbeigeführt werde,

und nicht erst einen höhern Grad der Disharmonie abzuwarten, wo alsdann die Heilung mit größern Schwierigkeiten verbunden ist.) Zuerst wird von der Lebensordnung im Fieber gesprochen, dann von den specifischen Fiebermitteln. Zu diesen rechnet der Verf. bloß die Valeriana, das Opium, die Mineralsäuren und die Chinarinde. (Warum er diesen vorzüglich eine fiebervertreibende Kraft beylegt, sieht Rec. nicht ein. Haben nicht der Salpeter, der Salmiak u. s. w. eine gleiche Kraft?) Dann folgen als Heilmittel das Aderlassen, der Gebrauch der Brech- und Purgiermittel, der diaphoretischen, diuretischen, der rothmachenden Mittel, der Gebrauch der Bäder und des Waschens. Alsdann beschreibt der Verf. die Untersuchungsort eines Fieberkranken, gibt die allgemein bekantnen Heilmethoden, nämlich die depressirende und excitirende an, und redet von der Behandlung einzelner Symptome. Endlich folgt die Behandlung der Reconvalescenz. — Der fünfte Abschnitt enthält die Vorbeugung. Sie gründet sich auf zwey Hauptpuncte, auf die Wegräumung der entfernten Ursachen, und auf das Aufheben der körperlichen Disposition. Der erste Punct ist der wichtigste. Der Verfasser redet von den Vorkehrungen gegen die Ausbreitung der Epidemien, und gibt die Mittel zur Verbesserung der Luft an. — Rec. kann dieses Werk den angehenden Ärzten mit Wahrheit empfehlen; die Gegenstände sind mit Klarheit und Deutlichkeit dargestellt, alle Polemik ist aus ihnen verwiesen, die hinzugefügte Litteratur ist reichhaltig und dabei gewählt, und selten stößt man auf unästhetische und unverständliche Ausdrücke. Die Sprache ist rein, und der Würde eines practischen Arztes angemessen.



### Halle.

Von Hemmerde und Schwetschke: **Bemerkungen** aus dem Gebiete der Heilkunde und Anthropologie, in Moskau gesammelt und herausgegeben von A. S. Wolde, ordentl. öffentlichen Lehrer zu Halle. Zweyter Band. 1812. 688 Seiten in Octav. Auch unter dem Titel: **Beobachtungen über den Gang der Krankheiten zu Moskau während der sechs letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts.**

Es ist sehr lobenswürdig, daß der Verfasser seine medicinischen Ansichten, die Veränderung derselben, welche durch Lectüre und Erfahrung herbeigeführt wurde, und sein Verfahren am Krankenbette (er bekennt sich vorzüglich zur ausleerenden und schwächenden Methode) offen darlegt, auch selbst die begangenen Fehler nicht verschweigt. Und in so fern kann dieses Werk dem angehenden Arzte nützlich seyn. Allein, und dieses darf Rec. nicht verhehlen, es fehlt dem Buche etwas Wesentliches, nämlich die Kürze und das Hervorheben der vorzüglichsten Momente, eine Kunst, die man nur aus Richter's Schriften erlernt. Hier ist der Vortrag weitschweifig, voll Kleinigkeiten und ermüdend. Es sind 473 Krankengeschichten erzählt, von denen die meisten einem jeden nur wenig beschäftigten Arzte täglich vorkommen, und nicht viel Interesse gewähren. Hin und wieder stößt man aber auch auf lehrreiche Fälle, wie dieses die Krankengeschichten 9. 16. 55. 67. 168 u. s. w. beweisen. Leichenöffnungen kommen selten vor, und der Verfasser klagt mit Recht über die Vorentscheidung derselben.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.

Den 5. März 1814.

Züllichau.

Hey Darmmann: Jus romanum privatum idque purum. Auditoribus cum pristinis, in doctrinae coram traditae recordationem, tum futuris scripsit Jo. Christi. Frid. Meister, J. U. D. Antecessor Viadrinus, nunc almae Viadrinae, quae in Silesiae floret capite. Volumen prius in quo, praeter doctrinam generalem, et singulorum juris civilis capitum pars prima traditur. 1813. XX und 490 Seiten in groß Octav.

Man hört nicht selten die Beschwerde gegen Recensenten, daß sie es mehr mit dem Verfasser überhaupt, als mit dem einzelnen Buche desselben zu thun hätten, und unlängbar steht man es mancher Recension an, sie sollte nur für einen guten Freund die Gelegenheit seyn, um seinem Herzen über diesen Schriftsteller, und alles was von ihm herkommt, Luft zu machen. Auf der andern Seite ist aber doch bey mehreren Schriften eines und desselben Verfassers eine Familien-Ähnlichkeit, wegen welcher es meistens nur darauf ankommt, was man nach

den ältern Geschwistern auch von seinem jüngsten Kinde erwartet. Bey Hrn. Criminal-Rath Meister in Breslau rechnet das Publicum gewiß schon au manches Eigene, und worin dieses bey dem gegenwärtigen Lehrbuche bestehe, soll nun einzeln angegeben werden, da Rec. schon im Jahre 1811 S. 657—665 bey den Institutionen des Verf. manches gesagt hatte, was er hier nicht wieder holen will. Die Sprache ist Lateinisch, aber weder in den Kunstwörtern noch in dem Zusammenhange der Rede ganz rein. Von jenem gibt S. 41 ein Paar Beyspiele, wo es heißt *jus in re* sey nicht gut Latein, *jus in rem* sey besser; *jus reale* sey nach dem Muster von *actio realis*. Aber auch dieses und das ganze im Mittelalter so berühmt gewordene Beywort ist ja den Alten unbekannt. Germanismen sind S. 295 und sonst noch *semel* worauf deinde folgt, wie wir einmahl statt erstens sagen, S. 262 *eo obligatur* er wird dazu verbunden. Ob die *uxor in manum conventa*, die in die Gewalt gekommen ist, zu der ersten oder zu der zweyten Art von Fehlern gehört, mögen die Leser entscheiden. — In Ansehung dessen, was gesagt wird, gibt es bey Lehrbüchern zwar bekanntlich wenigstens zwey Manieren, wovon man die eine die plane, für sich verständliche, die andere aber die andeutende, allenfalls auch die räthselhafte, nennen könnte, und wovon jene mehr für den Leser, diese mehr für den Zuhörer berechnet ist; aber beide kömten doch darin mit einander überein, sie streben nach Kürze und Auswahl des Wichtigern, und unterscheiden sich dadurch von Büchern, die gar nicht für den mündlichen Vortrag bestimmt sind. Mit diesem treffen nur etwa zuweilen die Anmerkungen in Lehrbüchern zusammen. Anmerkungen hat nun der Verf. bey seinen Paragraphen gar nicht,

und daher kommt es denn, daß er oft ein gar reichliches Detail oder auch wohl litterärhistorische Notizen mit Texteschrift liefert, während er doch oft wieder nur eine Tabelle über eine Lehre aufstellt. Von jenen ist §. 551. ein Beispiel, wo ill. BUCKER, quem ob ingenii et doctrinae elegantiam, ob favorem, quo in me ipse respexit, plane honoris causa velim nominatum, etwas 1811 zuerst nicht erwähnt, deinde Herr Prof. Konopak vier Jahre vorher 1807 sich ausdrücklich dagegen erklärt, und zuletzt denn Hr. Prof. Unterholzner in einem freundschaftlichen Gespräche den Verf. zu einer Bemerkung veranlaßt haben soll. Dem Eifer des Verf. für alte Litteratur verdankt manche Zeile und selbst manche Seite ihr Daseyn. Dahin gehört selbst die Genauigkeit, womit bey jeder Stelle aus einem Alten auch die Seitenzahl in wenigstens einer Ausgabe, die der Verf. gerade nachschlug, oft aber in mehreren angegeben wird. Bey Ulpian z. B. ist jedesmahl nicht nur Schulting, sondern auch der Rec. so citirt. Diese Genauigkeit wäre nun in manchem andern Buche ein sehr gutes Mittel gegen das bloße Abschreiben von Allegaten ohne sie nachzuschlagen; doch nur so lange die Seitenzahl gewöhnlich nicht angeführt wird, was bey der Eintheilung der meisten zu allegirenden Schriftsteller in Kapitel oder auch in Paragraphen allerdings nicht sehr nöthig ist. Um vorzügliche Ausgaben ist es dem Verf. gar nicht gerade zu thun, da er auch ohne Bedenken die Seitenzahl der Zweybrücker oder der Mannheimer Ausgabe hinschreibt. Der §. 110. enthält auf fast zwey vollen Seiten eine Tabelle über die Geschäfte der servi und der ancillae in der Stadt und auf dem Lande, der §. 186. auf einer halben Seite die Definitionen Griechischer und Römischer Philosophen vom Körper. Die

ganze S. 107 ist zur Erläuterung der Stelle in Seneca, ein Herr habe seinen Slaven in den Murränteeich wollen werfen lassen, zur Strafe, daß er ein Gefäß zerbrochen hatte, es ist sogar bemerkt, die *muraenae* seyen ungesund und es werden drey Bücher über die Murrhinischen Gefäße erwähnt. Daß der Verf. da am ausführlichsten ist, wo er eine eigene Meinung vorträgt, ist wohl in der Ordnung, und ein Verbot, in einem Compendium etwas neues zu sagen, gibt es doch auch nicht. Bey dem Verf. fällt es nur etwas mehr auf, weil seine Ausführlichkeit überhaupt für ein Compendium von ganz eigener Art ist.

Die Ordnung der vorzutragenden Lehren ist diese. Zuerst ein, nach jeziger Art, ziemlich kurzer allgemeiner Theil von nur etwa viertelhalb Bogen, enthaltend I. Methodenlehre und Bücherkenntniß, woben allerley zu erinnern wäre, z. B. unter vier Ausgaben mit der Glosse fehlt gerade die beste, die von Sehe (Fehius) 1627. Der Gegensatz zwischen Schulting's *Jurisprudentia antej.* und dem *codex Theodosianus*, der sich am besten wohl so erklären läßt, daß man bey jenem Titel sich hinjudent: *minor*, stellt der Verf. wohl nicht ganz richtig so: *senes* sind die Schriften der Juristen, dieses ist die *media jurisprudentia*. Bey den Sammlungen fehlt der so genannte *tractatus tractatum*, in welchem doch auch vieles *ad elegantiotem jurisprudentiam spectat*; dagegen sind Nr 6, 7 und 8 Dissertationen von Holländischen Doctoren. Die *opera omnia* stehen nach der Jahrzahl der Ausgaben, die der Verf. gerade vor sich hatte. Aus Versehen fehlt aber hier gerade der sonst von ihm so oft erwähnte *Cujacius*. Die Nürnberger Ausgabe der *commentarii des Donellus* von Hrn. Prof. König, deren Fortsetzung

auch Rec. wünscht, wird hier für eine Ausgabe der opera omnia angeführt, da sie doch S. 22 noch einmahl und zwar richtig vorkommt. Der letzte Abschnitt liefert — die Bücher des Recensenten, ungeachtet einige davon schon vorher da gewesen sind, wo freylich bey Paulus der vollständigere Titel nöthiger gewesen wäre, als bey Ulpian, weil dort der litterärhistorische Anhang beynabe die Hälfte beträgt. Vier Ausgaben aller sieben Bände des Cursus gibt es aber bekannlich nicht, und sieben Bände gibt es überhaupt nicht. Nur B. I. III. und IV. ist viermahl gedruckt. Hoffentlich wird auch niemand den Verf. so verstehen, als ob Haubold's praecognita und Westphal's systematische Anleitung Bücher des Rec. seyn, aber die Rubrik sagt es. Daß der Verf. Haubold's Litterärsgeschichte nicht nennt, ist gewiß unabsichtlich. — II. Juris de jure constituendo aliquot praecepta ist die Ueberschrift des Abschnitts, der von den Quellen des Rechts handelt. III. Allgemeine Begriffe. Necessitas legitima nennt nun der Verf. den Gegensatz von einem Rechte, denn officium gehe auch auf die Moral. Ist dieß denn aber bey Recht nicht auch der Fall? Und wie kann das legitimum heißen, was aus keiner lex herkommt, wie bey Rechten und Pflichten so oft der Fall ist? Bey den Theilen des Privat-Rechts geht der Verf. einen Mittelweg zwischen den verschiedenen Meinungen. Er spricht von einer prisca partitio in I. jus personarum und II. jus rerum; aber die entgegengesetzte Eintheilung in I. jus personarum, II. Dominium und III. Obligatio schreibt er darum doch nicht, wie man den Gegensatz erwarten sollte, mit dem gelehrten Recensenten seiner Institutionen in der A. E. Z. zu Halle, "einigen Neuern" zu, sondern wenigstens im §. 35, denn

§. 36. redet freylich auch nur von alii Ictorum elegantiorum, wirklich den Römern. Ob er gleich aber bey jeder Gelegenheit auf die Römischen Rechtsgelehrten außerordentlich viel hält, so sagt er dießmahl doch, es sey invita Minerva und adversis praecentis logicis geschehen, daß sie drey Theile gemacht hätten. Man sieht, der Verf. ist kein Rantianer. Bey seinen historischen Beweisen beruft er sich zweymahl darauf sole clarius est, aber von Theophilus sagt er, vielleicht eben um deswillen, weil schon alles so klar ist; nichts. (Im Vorbengehen, S. 197 und 470 steht eine Heilsische Ausgabe des so lehrreichen Werks.) Alle actiones sind auch Sachen, es gibt auch actiones in rem, und zu Tribonians Zeit gab es keine eigentliche, von der actio verschiedene, erst eine actio veranlassende, vindicatio mehr, also ist die Eintheilung in zwey Theile ex vero Romanorum ingenio, und diese haben Cajus und Tribonian ingenua fide befolgt. Rec. hat hier den §. 31... 37. ingenua fide ausgezogen und verweist die Leser auf diese Paragraphen selbst, wenn sie etwa Widersprüche in seinem Auszuge finden sollten. Die Lehre von den Actionen ist nun in dem Systeme des Verf., wie es scheint, bloß als Nr. IV. des allgemeinen Theils abgehandelt, das, was nach Abzug derselben übrig bleibt, vertheilt er aber doch wieder anders, als die Römer gethan haben, indem er nicht nur die Verlassenschaften für den zweyten Band aussetzt, sondern auch vom jus personarum, damit es desto reiner sey, die Familien-Verhältnisse trennt. Beym jus rerum ist wieder ein allgemeiner Theil, worin unter andern von menschlichen Handlungen überhaupt geredet wird; ausgenommen jedoch die Lehre von Bedingungen und andern Dingen, welche zu der obli-

gatio ex contractu gestellt sind. Diese folgt übrigens hier auf die ex delicto.

Rec. sprach vorhin von den eigenen Meinungen des Verf. über einzelne Lehren. Dahin gehört §. 56. von der *condictio* von S. 55–58, wo aus dem *status condictus cum hoste* der Gegensatz zwischen *vindicatio* und *condictio* fr. 25. pr. D. 44, 7. erläutert wird, *hostis* sey hier ein Nicht-Römer, der also nicht vindiciren konnte, also sey es eine *actio personalis*, aber welche? Nur eine aus neuern Gesetzen, denn ein neues Rechtsmittel heiße nicht *actio* (es sey wie der Unterschied zwischen Einklagung und Klage, welchen Rec. nicht kennt) oder eine *actio*, wodurch man zurückfordere, was man dem Andern gegeben habe, damit er Eigenthümer davon werde, oder was er sich widerrechtlich zueigne. — (fr. 1. §. 1. D. 36, 4. paßt zu dieser Hypothese nicht sonderlich, so wenig wie der Umstand, daß *condictio* bey Cicero noch gar nicht vorkommt.) Von der *actio Publiciana*, an die man dabey erinnert wird, ist S. 193 richtig bemerkt, der Q. Publicius, welcher 685 Praetor peregrinus war, sey doch wohl ihr Urheber, obgleich Reinold ihn um deswillen nicht dafür gelten läßt, weil der praetor peregrinus nicht leicht (andere sagten wohl: gar nicht) edicirt habe. Das Edict des praetor peregrinus ist ja durch die *lex de Gallia Cisalpina* außer Zweifel gesetzt. Der Grund aber, den der Verf. anführt, daß Cicero von diesem Publicius mit nuper spricht, beweiset hier gar nichts, denn dieses nuper bezieht sich ja nur auf seine Prätur und keineswegs auf die Einführung der *actio*. — Von S. 72–75 wird ausgeführt, die Pubertät sey nach dem alten Rechte auf 17 Jahre gesetzt gewesen, weil dieses Alter beym Kriegsdienste erwähnt wird. So weit ist doch die



Conscription noch nicht voraus! — Auch die Ansicht ist wohl neu, S. 328, die Schrift in einem codex sey vergänglicher gewesen, als die in einem volumen, und so habe man die Sammlungen von Constitutionen codices genannt, weil eine die andere verdrängt habe.

Abichtlich vermeidet es Rec., die Stellen zu erwähnen, wo der Verf. etwas neues gesagt hat, ohne es vielleicht gerade zu wollen. Diese Anzeige ist ohnehin wohl schon mehr tadelnd geworden, als sie es theils nach der Absicht des Rec., der die Vorzüge des Verf. gewiß nicht verkennt, seyn sollte, theils als sie es seyn darf, wenn man diesem auch nur halb das Recht zugestehet: quod quisque juris in alterum statuerit ut ipse eodem jure utatur T. T. D. 2, 2., denn was er eben von Hrn. Prof. Bucher in Halle sagte: ob favorem, quo in me respexit u. s. w., das gilt auch von ihm selbst, in Beziehung auf gar viele noch lebende und namentlich auch auf den Rec., nicht nur in diesem Buche, sondern auch noch in einer Art Programm dazu, welches

#### Eben daselbst

auf 33 Quartseiten erschienen ist, und den Titel hat: J. C. S. Meister's . . . Aufforderungen an das Publicum; demüthiges Bittgesuch an die Großen der Erde Deutscher Zunge; in Beziehung auf das Studium des Römer-Rechts. So nennt der Verf. was sonst allgemein und nach aller Aehnlichkeit des Sprachgebrauchs das Römische Recht heißt; doch ist er es nicht, welcher den neuen Ausdruck geschaffen hat, auch der sel. Zübner zieht seine Berichtigungen zu den Institutionen damit. Rec. würde ihn eher für die Uebersetzung von jus quiritorium halten, wovon er zwei

felt, ob schon die Alten es mit jus civile für einerley genommen haben würden, wie Justinian thut. Indessen will er von den Deutschen Ausdrücken bloß die Anfangsbuchstaben schreiben, jeder kann sie denn lesen, wie er Lust hat. Also von dem N. N. ist der Verf. "ein schwärmerischer Verehrer," ob er gleich weder dem Preussischen noch dem Französischen noch dem Oestreichischen Gesetzbuche zu nahe treten will. Zum Studium des N. N. fordert er auf, und erwähnt außer dem, was schon in seinen Vorkenntnissen gesagt ist, auch sein eben angeführtes Lehrbuch. Die Ausichten für das N. N. sind vortreflich, denn S. 32 ist ein Verzeichniß von zehn Professoren gegeben, die alle große Civilisten seyen. Der Verf. sagt selbst, es seyen nur einige unter vielen, und es hat wohl kein Bedenken, daß er als der eilfte mit dazu gehört. Ob Rec. aber gleich seinen eigenen Grund hat, zu wünschen, daß die Genannten, welche nach der Analogie der contractus nominati süglich Jcti nominati heißen können, die Gelehrtesten unter den jetztlebenden Deutschen Civilisten seyen, und er es deswegen gern nicht gar zu genau mit jedem Einzelnen nehmen will; so thut es ihm doch leid, in diesem ihn so glücklich machenden Wahne dadurch gestört zu werden, daß der Verf. so fleißige und verdiente Männer, wie Weber und Glück, mit Stillschweigen übergeht. Absichtlich ist dieß gewiß nicht bey ihm; aber wer steht nun noch dafür, daß die Jcti nominati irgend anders, als durch einen bloßen Zufall ihm in die Feder gekommen sind? Wer sich dessen, daß er genannt sey und andere nicht, zu sehr überhaben wollte, könnte der nicht schon durch das gedemüthigt werden, was bey der Bücherkenntniß im Lehrbuche selbst vorhin bemerkt worden ist, die opera von Florent sind

da genannt, die von Cujacius nicht? — Eine Königl. Preussische Verordnung vom October 1812 über die Prüfung der zur Universität abgehenden Schüler, gibt dem Werk auch große Hoffnungen, weil sie "zu der ersten Bezeichnung" auch von dem künftigen Juristen so viel Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen fordert. Entscheidender wäre aber wohl das Minimum, ohne welches man bey der Prüfung gerade zu abgewiesen werden soll, und dieses ist hier nicht angegeben. Rec. glaubt indessen unbesehen, es werde, wenn es nach dieser Verordnung gehe, nicht möglich seyn, daß die Juristen auf einer Universität um ein Deutsches Lehrbuch, statt eines Lateinischen, bitten, weil sie letzteres ohne Lexicon oder ohne eine Ausgabe ad modum Em. Sinceri nicht so recht verstehen können, und in so fern wünscht er von Herzen, daß dieser Eifer der Preussischen Regierung für wissenschaftliche und gelehrte Bildung in recht vielen Ländern nachgeahmt werde.

H u g o.

### Göttingen.

Von Wandenhoed und Kuprecht: *Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften zum Gebrauche für seine Vorlesungen* von Gottlob Ernst Schulze: 1814. VIII und 150 Seiten in Octav.

Da das Studium der Philosophie nur erst durch ein tiefes Eindringen in die Untersuchungen derselben zur Weisheit führt, und auf die Bearbeitung anderer Wissenschaften wohlthätigen Einfluß hat; so können die encyclopädischen Vorträge derselben von keinem erheblichen Nutzen seyn, und lassen diejenigen Jünglinge, welche Talente und die nöthigen Vorkenntnisse zur Philosophie besitzen, und die daher auch von dem Lehrer vor-

zöglich berücksichtigt werden müssen, unbefriedigt. Aus diesen Gründen hat der Verfasser Bedenken getragen, dem schon in frühern Zeiten mehrmahls gegen ihn geäußerten Wunsch, die gesammte Philosophie encyclopädisch in einem besondern Collegium zu erläutern, zu entsprechen, und denen, welche diesen Wunsch äußerten, gerathen, wenn ihnen Zeit und Umstände nicht erlaubten, alle Theile der Philosophie zu studieren, sich nur mit demjenigen, welcher für sie ein vorzügliches Interesse haben konnte, und mit den übrigen Studien, denen sie sich besonders gewidmet hätten, in genauer Verwandtschaft stand, mit diesem aber auch so zu beschäftigen, daß sie zu einer gründlichen Einsicht der darin vorkommenden Probleme und der Bedingungen einer Auflösung derselben gelangten. Nachdem jedoch neuerlich jener Wunsch viel öfter noch, als ehemahls dem Verf. zu erkennen gegeben worden ist, so hat er sich zu einer Erfüllung desselben, so weit sie nicht mit seiner Ueberzeugung von den Erfodernissen der Nützlichkeit des Studiums der Philosophie auf der Academie stritt, entschlossen, und mit der Logik, als einen Anhang zu dieser und als bloße Einleitung in ein künftiges ausführliches Studium der verschiedenen Theile der Philosophie, eine encyclopädische Darstellung dieser Wissenschaft verbunden, wozu das gegenwärtige Werk der Leitfaden ist. Es war daher dabei auch nicht die Absicht, eine vollständig ausgearbeitete General-Karte vom ganzen Gebiete der Philosophie zu liefern, sondern der Verf. hat sich darauf beschränkt, nur das, jedem Theile der Philosophie eigenthümliche Problem deutlich zu machen, den Ursprung dieses Problems in den Bedürfnissen der Vernunft nachzuweisen, und die Hauptfragen, deren Beantwortung die Auflösung des Problems nöthig

macht, auf eine solche Art zu bestimmen, daß daraus auch schon dem Anfänger im Studium der Philosophie einleuchtend gemacht werden könne, diese Wissenschaft habe es mit der Aufklärung der höchsten Angelegenheiten für den, über die Welt und über sich selbst nachdenkenden Menschen zu thun. Wie weit dieser Zweck des Werkes erreicht worden sey, darüber kommt das Urtheil Andern zu. Neue Ansichten darin mitzutheilen und zu rechtfertigen, erlaubte dessen Bestimmung nicht. Von ähnlichen Darstellungen der gesammten Philosophie unterscheidet es sich jedoch hauptsächlich dadurch, daß der Verf. sich hat angelegen seyn lassen, darin den Inhalt und den Umfang der Philosophie, so wie auch den Zusammenhang ihrer Theile, nicht nach einem von den verschiedenen Systemen, die bis jetzt aufgestellt worden sind, noch auch nach seiner eigenen individuellen Ueberzeugung von der Auflösbarkeit dieses oder jenes Problems in der Philosophie, sondern hauptsächlich nach den Bedürfnissen zu bestimmen, die in der menschlichen Vernunft auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung immer vorhanden sind, und daher auch, wenn diese Entwicklung statt fand, auf dieselben Fragen in Ansehung der Räthsel der physischen und moralischen Welt geführt haben; daß er ferner die Haupttheile der Philosophie als eben so viele Versuche darstellt, dasjenige, was das Gefühl gebildeter Menschen schon vor aller eigentlichen philosophischen Speculation über jene Räthsel ausgesprochen hat, wissenschaftlich zu begründen; und daß endlich der Ursprung der großen Verschiedenheit in den Systemen der Philosophie, wodurch oft gute Köpfe von der Beschäftigung mit derselben abgeschreckt werden, so weit solcher in dem Organ dieser Wissenschaft liegt, vorzüglich mit berücksichtigt worden ist.

## Weimar.

Ueber die Art der Griechen und Römer die Entfernung zu bestimmen, und über das Stadium, Ein Versuch von J. A. Ucker, Prof. am Gymnasium zu Gotha. 1813. 118 S. in Octav.

Die Frage: ob das Stadium als Längenmaß bey den Griechen nur Eins und dasselbe war; oder ob es verschiedene Arten von Stadien gab? ist eine für die alte Geographie so wichtige, und doch so verschieden beantwortete Frage, daß man sich billig wundern muß, wie sie so lange unentschieden bleiben konnte. Eine Verschiedenheit des Stadienmaßes ward zuerst von Franzosen angenommen; und die hohe Autorität von Danville in seinem *traité sur les mesures itinéraires*, trug am meisten dazu bey, sie zu befestigen. Noch mehr geschah dieß in unsern Tagen, durch neue Gründe, welche Herr Gosselin dafür aufstellte. In Deutschland ward sie von Gatterer angenommen; wogegen sie aber von Hrn. Mannert in der Einleitung seines Werks verworfen ward. Hatte gleich dieser letztere Gelehrte seine Gründe für die Einheit des Stadienmaßes angeführt, so verdiente doch die Frage um so mehr eine neue Untersuchung, da erst seitdem Herr Gosselin als Vertheidiger der Mehrheit des Stadienmaßes aufgetreten war. Man wird es also Hrn. Prof. Ucker Dank wissen, daß er sich derselben unterzog. Sein Gang in dieser Untersuchung ist folgender: Er geht aus von der Entstehung der Längenmaße unter den Griechen überhaupt, und des Stadiums insbesondere, so wie von den verschiedenen Arten die Distanzen der Oerter zu bestimmen. Noch zu Herodots Zeiten scheint die Bestimmung nach Stadien nicht sehr gewöhnlich gewesen zu seyn; da er sich selber häufig der nach Tagereisen bedient; sein Werk scheint indeß dazu beygetragen zu haben, sie gewöhnlich zu machen. Doch blieb die Bestimmungs-

art nach der Zeit die herrschende. Wie vielen Ungewissheiten und Unbestimmtheiten diese ausgesetzt seyn mußte, fällt in die Augen. Vey der daraus hervorgehenden Verschiedenheit der Angaben, sind indeß alle Alten darüber einverstanden, daß diese nicht in einer Verschiedenheit des Stadienmaßes, sondern in andern natürlichen Gründen zu suchen sey. Vey den unvermeidlichen Krümmungen des Weges half man sich indem man etwas dafür abzog. Durch die Uebung, besonders in vielbesuchten Gegenden kam man wohl zu einiger Gewißheit; doch meist nur bey kleinen Distanzen. Auch als man anfang Himmelsbeobachtungen zu Hülfe zu nehmen, um die Länge der Orter zu bestimmen, blieben dennoch die Karten der Griechen sehr unvollkommen; ungeachtet man bereits die stereographische Projectionsart kannte. Aus diesen Mängeln lassen die Abweichungen in der Angabe der Entfernungen sich hinreichend erklären; ohne daß man nöthig hat eine Verschiedenheit des Stadienmaßes zu Hülfe zu nehmen. Demnächst untersucht also der Verf., ob sich bestimmte Stellen der Alten finden, denen zufolge man verschiedene Stadienarten annehmen müsse? Eine solche Stelle findet sich aber bey keinem frühern Schriftsteller als bey *Censorinus de die natali*, cap. 13. Daß aber auch aus dieser Stelle nichts gefolgert werden könne, zeigt der Verf. auf eine überzeugende Weise; wie denn auch schon Herr Mannert dieses bemerkt, und selbst auch Danville es schon zugegeben hatte. Der Verf. kommt hlerauf auf die Frage: ob nicht vielleicht bey den Griechen eine Verschiedenheit des Fußmaßes statt gefunden habe, welche ihren Einfluß auf die Verschiedenheit des Stadienmaßes äußerte? Aber eine solche Verschiedenheit des Fußmaßes wird nirgends angeführt. Andere Beweise nahm man daraus her, daß die Karten nach den Angaben der

Alten so große Verschiedenheiten von den Karten der Neuern zeigen, daß diese nur aus einer Verschiedenheit der Stadienmaße erklärt werden können. Indesß ergibt sich dieses schon aus der Unvollkommenheit der Messungen; der Verf. geht indesß die Behauptungen Einzelner, besonders von Freyer, genauer durch; und zeigt das Willkürliche in dessen Annahmen. Da diese Erdörterung keines Auszuges fähig ist, so wollen wir nur im Allgemeinen folgendes bemerken, welches uns für die Meinung des Verf. zu sprechen scheint. Vor den Zeiten der Alexandrinischen Schule ist uns nichts bekannt, was eine Verschiedenheit des Stadienmaßes begründen könnte. Hätte es aber eine solche gegeben, ist es wahrscheinlich, daß Schriftsteller wie Herodot, Xenophon u. a. die so genau in ihren Angaben zu seyn pflegen, dieß unbemerkt gelassen hätten? Die Alexandrinische Schule fing an nach Stadien den Umfang der Erdfugel zu bestimmen; und die verschiedenen Resultate sind als ein Hauptgrund der Verschiedenheit des Stadienmaßes angesehen. Aber erklären sich diese Verschiedenheiten nicht hinreichend aus den unvollkommenen Hülfsmitteln, deren sie sich bey ihnen, auf Himmelsbeobachtungen sich gründenden, Messungen bedienten? Ihre Werke sind zwar verlohren gegangen; aber ihre Bestimmungen kennen wir doch aus den Auszügen, welche uns Strabo von ihnen erhalten hat. Hätten nun auch sie sich eines verschiednen Stadienmaßes bedient, — ist es glaublich, daß Strabo es würde unbemerkt gelassen haben? — Vorzüglich nun aber sind es die neuen Beweise, welche Herr Gosselin in der Géographie de Strabon traduit du Grec en François Vol. I. aufgestellt hat, die Hr. U. prüft. Dieser Gelehrte hat die von Bailly schon aufgestellte Meinung eines Urvolks das astronomische Kenntnisse gehabt habe, wieder angenommen. Bey dem geo-



graphischen System der Griechen liegen sehr genaue astronomische Kenntnisse zum Grunde; dieß System sey nur durch Unwissenheit entstellt worden; und die Methode die ehemalige Genauigkeit wieder herzustellen bestehe darin, dem frühern Maße die ursprüngliche Größe wieder zu geben; oder diejenige Art der Stadien wieder zu erkennen, worin sie angegeben sind. Sofort zeige sich alsdann die Richtigkeit der griechischen Angaben. Die Quellen derselben aber seyen die Phöniciſchen oder Babylonischen Beobachtungen gewesen. — Der Verf. zeigt dagegen zuerst, daß Herr Gosselin vieles als bewiesen angenommen habe, was es nicht sey; wie seine ganze Annahme von astronomischen Stadien. Hauptsächlich aber, daß die Uebereinstimmung, die er zwischen den Angaben der Griechen und den wirklichen Distanzen gefunden haben will, eine eingebildete Uebereinstimmung sey; da bey der Berechnung der Entfernungen, zumahl bey buchtenreichen Küsten, so viel willkührliches statt finde, daß man fast jede beliebige Zahl herausbringen könne. Dieß wird nun in einer Reihe von Beyspielen von dem Verf. dargethan. Man sehe besonders die Bemerkungen, welche er S. 100—102 macht. — Wenn, wie wir glauben, der Verf. seinen Satz von der Einheit des Stadienmaßes hauptsächlich dadurch hinreichend bewiesen hat, daß sich kein Beweis vom Gegentheil führen lasse, so ist dadurch der alten Geographie ein wesentlicher Dienst geleistet. Denn wenn wir zugeben müßten, daß wirklich verschiedene Stadienarten im Gebrauch gewesen seyn; und sich doch nicht angeben ließe, welche jedesmahl gemeint sey; würde dann die alte Geographie nicht eben so ungewiß und schwankend werden, als die neuere, wenn bey der Angabe von Meilen nicht bekannt wäre, ob Englische, Französische, Deutsche u. s. w. gemeint seyen?

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück.

Den 7. März 1814.

Paris.

Bey Schöll; Voyage de Humboldt et Bonpland. Première Partie. Relation historique. Atlas pittoresque. Livraison VII. Groß Folio. Wellpapier. (S. diese Anzeigen vom J. 1811. St. 156, 157. S. 1553. Jahr 1813. St. 98. S. 970. St. 111. S. 1106.)

Zu der siebenten und letzten Lieferung dieses Prachtwerkes gehört noch: Lettre de M. Visconti membre de l'institut de France, à M. de Humboldt, sur quelques monumens des peuples Americains. Dieses Schreiben enthält manche neue, sehr treffende, und in einer nicht allträglichen Verbindung gesagte Bemerkungen, von denen wir einen Auszug mittheilen müssen. Zuerst handelt Herr Visconti von einer ganz rund ausgearbeiteten Figur einer Aztekischen Priesterinn oder Prinzessin (Tab. I. II.), von welcher Hr. v. S. glaubte, daß der ungeschickte Bildhauer ihr keine Arme gegeben, und die Hände an die Seite gesetzt habe. So roh aber die Figur immerhin seyn mag, so ist es dennoch kaum denkbar, daß ihr Urheber einen solchen Fehler begangen haben soll. Die Extremitäten, die Hr. v. S. für die

Q (2)

Füße hielt, sind, nach W. die Hände der Statue. Sie scheint zu knien, und auf den Beinen und Fersen zu ruhen (ὀκλαῖ καθήμενῃ, wie es Lucian nennt). Diese Art zu ruhen ist den Weibern ganz natürlich. Auf den Aegyptischen Monumenten steht man viele Weiber in dieser Attitude, entweder, wie sie ihre Kinder säugen, vor ihren Idolen beten, auf Instrumenten spielen, oder den Verlust irgend eines geliebten Gegenstandes beweinen. Die Beispiele liefert W. aus den Kupfern zur Description de l'Egypte und aus Denon. (Unter den Griechischen Monumenten, welche weibliche Figuren auf diese Weise vorstellen, verdient die, in einer Muschel sitzende Venus, aus Terra Cotta, zu Capodi Monte, genannt zu werden.) Seltner ist es, daß man männliche Figuren in dieser Stellung antrifft, doch führt W. einige Beispiele an, und glaubt, daß die Vorschrift des Pythagoras, knieend zu beten, ihren Ursprung einer Aegyptischen Sitte verdanke. Sie ist so natürlich, und der Biegsamkeit des weiblichen Körpers so angemessen, daß in mehreren Gegenden Italiens die Bäuerinnen, wenn sie die Kirche besuchen, diese Stellung annehmen. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß sie auch bey den Aethiopen üblich war, wie W. aus einigen Malereien dieses Volks zu beweisen sucht. Der Rücken der Statue zeigt endlich deutlich, daß W. Recht hat; denn man sieht genau die Füße und die Fersen, auch bricht sich die Drapperie an der Stelle, wo die Kniee seyn müssen. — Die Köpfe der Americanischen Idole sind immer zu groß, weil das Bestreben mittelmäßiger Künstler stets dahin geht, den Haupttheil des Körpers recht deutlich auszudrücken, und dessen Züge zu vergrößern und zu übertreiben. — Tab. XXVI stellt die vier Weltalter und ihren Untergang nach den Begriffen der Aethiopen dar. Hr. v. S. verglich sie mit den vier

Weltaltern der Griechen, allein Hesiodus (Epy. 174.) zählte, wie auch eigentlich die Aeteken, fünf Weltalter, wenn man annimmt, daß das Zeitalter, in welchem er lebte, noch nicht abgelaufen war. Sonderbar ist es doch, daß auch ein Americanisches Volk die Vorstellung von einem goldenen Zeitalter hatte, und daß auch in seinen Mythen eine gewisse geheime Sehnsucht nach dem verlorenen, glücklichen Zustande der Natur zu wehen scheint. Ob diese Mythen auf Traditionen sich gründeten, oder bloß gedichtete Philosopheme sind, läßt sich nicht bestimmen. Die Unsicherheit und Ungewißheit der Zukunft, ein mühsames, arbeitsvolles Leben, das Bild des Todes, haben vielleicht in dem Menschen die Sehnsucht nach einem sorgenlosen Zustande, nach dem verlorenen Paradiese der Unwissenheit und der bloß sinnlichen Bedürfnisse rege gemacht. Es ist ein wichtiger Gedanke, daß auf die Eintheilung der Weltalter der Colosß sich beziehen soll, den Nebucadnezar als Traumbild erblickte. Er bestand aus fünf ganz verschiedenen Materien, aus Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Zinn (Daniel. 2.). — S. 212. Hier bemerkt Hr. v. S., daß die Aeteken, um das Lesen und den Sinn ihrer hieroglyphischen Mahlereyen zu erleichtern, zuweilen das Zeichen der vorhergehenden Reihe am Anfange der folgenden wiederholten. Nach Zoëga sollen auch die Aegyptier die Zeichen in ihrer Hieroglyphenschrift wiederholt haben; allein W. beweiset, daß Hr. v. S. diesen Schriftsteller mißverstanden hat. Die Art und Weise, wie die Figuren der Menschen und Thiere gerichtet sind, soll nach Zoëga entscheiden, ob die Reihe der Hieroglyphen von der rechten nach der linken Hand, oder umgekehrt gelesen werden muß, und dieß erhellt noch mehr, wenn gewisse Zeichenreihen auf einem und demselben Monument mehrmals vorkommen, und, wenn sie entweder eine

ganze Reihe einnehmen, oder aber, wenn die Reihe gebrochen ist, in zwey Hälften erscheinen. Auf dem Gallustischen Obelisk z. B. stellt eine Reihe eine Taube, einen Käfer und ein Messer in einer Linie dar. Diese Figurenreihe kommt auf demselben Obelisk noch einmahl vor, aber hier sind die Figuren in zwey Theile getheilt, beweisen jedoch, daß Joëga's Bemerkung richtig ist, indem die Figuren genau auf einander folgen, weil der Käfer und das Messer hinter der Taube stehen. Passender ist die Vergleichung der Ahtekischen Handschriften mit einigen Hebräischen. In diesen bemerkt man, daß, wenn der Schreiber ein Wort nicht ganz in eine Zeile bringen konnte, er nur die ersten Buchstaben hinsetzte, mit dem ganzen Worte aber die folgende Zeile ansing. Zu S. 99, 100. Das Mittel Feuer durch das Reiben zweyer Hölzer hervorzu- bringen, war auch den Griechen bekannt, findet sich aber auf keinem Monument vorgestellt, dagegen es zweymahl unter den Hieroglyphischen Malereyen der Ahteken vorkommt (Tab. XV. n. 8. Pl. XLVII.). Der Scholiast des Apollonius Rhodius (l. 1184.) beschreibt eine solche Feuermaschine, und sagt, sie sey einem Windelbohrer der Tischler ähnlich (*παρὰ πλῆσιον τροπάνω*). Nach W. soll Apollonius in der angeführten Stelle auf eine andre in dem Homërischen Hymnus an den Mercur anspielen, und diese Anspielung scheint die Zweifel zu heben, die Ruhnkennius (Epist. crit. l. ad hymnum in Mercur. v. 25.) gegen die Echtheit einiger Verse aufgeworfen hat. Die Erfindung dieser Maschine, um Feuer hervorzu- bringen, leitete auf den Trepan der Bildhauer, auf den Hohlbohrer, den die Aken bey der Baumzucht gebrauchten, und endlich auf den Zwickbohrer (*te- trebra Gallica*). Einige mißverständene Stellen des Plinius werden bey dieser Gelegenheit vom W. vor- trefflich erläutert. — Unter den Zusätzen des Hrn.

v. S. heben wir folgende aus. Die Pyramide zu Cholula wird auch Toltecatl, Ecaticpac und Tlachihuatepetl genannt. Hr. v. S. erklärt den letzten Namen aus dem Mexicanischen Worte Tlachiani, um sich blicken, und Tepetl, Berg, weil die Pyramide als Wachturm diente, um die Ankunft der Feinde in den Fehden zu sehen, die zwischen den Cholulanern und Tlascalas so häufig waren. Daß die Pyramide des Belus zu Babylon das Vorbild der Pyramiden zu Sakhara und selbst der Indischen gewesen sey, ist eine sehr gewagte Hypothese. Eher kann man annehmen, daß die Indischen Pyramiden den Babylonischen zum Muster gedient haben. Denn aus neuern Forschungen geht hervor, daß in den frühesten Zeiten, noch vor dem Cajumer, ein mächtiges Reich in Iran (worunter nicht allein Persien und Babylonien, sondern ein großer Theil von Asien verstanden werden muß) vorhanden war, welches unter dem Mahabeli (dem großen Bel) den höchsten Flor erreichte (Asiatick Researches T. I. p. 48). Dieser Mahabeli, von dem die Ruinen der Felsenpagoden zu Mahabalipuram den Namen führen, war ein Hindostanischer Eroberer, der aus dem Innern Hindostans hervordringend, sein Reich bis nach Vorderasien an den Tigris und Euphrat ausdehnte. Noch gewisser wird dieß durch die von Jones aus alten Quellen angeführte Thatsache, daß Hindostanische Stämme die Reiche von Nyodna und Indrapresta stifteten, welche in der Nähe von Babylon lagen. Diese Hindostanischen Eroberer brachten den Geschmack an pyramidalischen Gebäuden mit sich, welche, nächst den Felsenpagoden, die ältesten in Indien sind, und gaben die Muster zu den Terrassenförmig emporsteigenden Thurmgebäuden die mit Backsteinen aufgeführt wurden. Und dennoch gehören die pyramidalischen Gebäude in die zweite Periode der Indischen Bau-

kunst, welche um 2500 vor Chr. G. ihren Anfang nimmt, und von denen die Pyramiden zu Deo-gur u. s. w. nur schwache Nachbildungen sind. Der Raum dieser Blätter erlaubt es nicht, diesen Gegenstand weiter zu untersuchen, der die größte Aufmerksamkeit verdient, zumahl über die Indische Baukunst die lächerlichsten und verworrensten Begriffe in unsern Tagen herrschend geworden sind. — Zu S. 72. Man hat in neuern Zeiten gezweifelt, ob die Peruaner außer den Quippus (Knötchen) noch andere symbolische Malereyen gekannt haben. Hr. v. S. beweiset ihre Existenz aus einem alten, seltenen Buche. Zu S. 125. Das Mexicanische Wort Atl. Atel. findet sich auch im östlichen Europa. Nach Fr. Schlegel's Bemerkung wurde das Land der Magjaren, vor ihrem Einfall in Ungarn, Atelkuls genannt, worunter man die Moldau, Besarabien und die Wallachen, drey Provinzen an der Mündung der Donau verstehen muß, welche man, so wie die Wolga, das große Wasser, Atel, nannte. Den Werth dieser Bemerkung lassen wir auf sich beruhet. Wichtiger ist Boturini's Angabe d. r. zwanzig Tage des Toltekischen Monats. Diese sind fast alle Monosyllabisch, und scheinen aus dem östlichen Asien den Americanischen Völkerschaften mitgetheilt zu seyn. Auch findet sich die Chinesische Endsyllbe Tin in vielen Mexicanischen Nominibus propriis wieder. Zum Schluß tritt Hr. v. S. der Meinung Klaproth's bey, welcher behauptet, daß die Quiquoren oder Uighurn niemahls an den Ufern der Selinga (wie Langlé's annimmt) gehaufet, sondern auf dem Gebirge Ulugh-tagh, an den Ufern des Syr, des Jaxartes der Alten, und in den Steppen Karakun, östlich am Aral-See, gewohnt haben. Von Jomard's Vergleichung des Aegyptischen Kalenders mit dem Mexicanischen werden wir nächstens handeln.

## Rostock.

Von Adler: *Albi Tibulli Elegia prima, Annotationem adjecit Immanuel G. Huschke. 1813. IV und 27 Seiten in Quart.*

Wenn man die Arbeiten, die insonderheit neuere Gelehrte von Heyne bis Voß dem Tibull gewidmet haben, betrachtet, so sollte man kaum glauben, daß noch vieles zur Verbesserung oder Erläuterung des Textes ohne Auffindung und Gebrauch neuer noch nicht gebrauchter Handschriften gesagt werden könne. So sehr hat man, scheint es, von allen Seiten den Dichter critisch und exegetisch behandelt, und so treffliche Köpfe, worunter Heyne, van Santen, Görenz, Eichstädt, Müschertlich, Wunderlich vorzüglich genannt zu werden verdienen, haben sich mit ihnen beschäftigt. An diese schließt sich Hr. Prof. H. an, und zeigt, daß ein mit der Sprache und Denkart der alten Welt bekannter Critiker sich noch neue Verdienste um den liebenswürdigen Dichter erwerben könne. Der Verf. hatte mit vielem Beyfalle den Tibull seinen Zuhörern erklärt, und gibt nun als Probe seines Verfahrens diese erste Elegie mit einem Commentare, in welchem besonders auf die Vossische Ausgabe, welche von den übrigen so sehr abweicht, Rücksicht genommen wird, und einige kurze Bemerkungen von dem sel. van Santen beygefügt werden. Eine gesunde Critik, richtiges und feines Gefühl, und eine große wohlgebrauchte Belesenheit zeichnen diesen Commentar aus, den wir nach der Andeutung S. 25, als einen Vorläufer zur Bearbeitung aller Elegien Tibull's betrachten dürfen. Wir geben einige Proben: Gleich im 1. Verse zeigt er deutlich, daß congerat der Lesart des Diomedes conserat oder conserat vorzuziehen sey. Im 2. und 3. Verse werden multa und assidue gut vertheidigt. Im 4. Verse erhalten classica pulsa durch Plutarch's



(Sympos. II. Quaest. 4. Vol. 8. p. 528. Reisk.)  
*προϋμενα ἀλλήματα* die gewünschte Erläuterung,  
 wo der Verf. seine Epist. crit. S. 9. für *πρέκειν*  
*ἀλλήν* nicht einmahl anführt. 7. und 8. wird der  
 Zusammenhang gut gezeigt. Es ist kein von den  
 übrigen verschiedenes Bruchstück, dieß Distichon.  
 Nec spes desituit ist keine Bitte, sondern Aus-  
 druck der Zuversicht des Dichters. Auch wird meine  
 Hoffnung nicht fehlschlagen, sondern u. s.; denn ich  
 bin gottesfürchtig. Ueber desertus, in der Ein-  
 samkeit, stimmt der Verf. Vossien bey. 25—34.  
 Hier tritt er Heyne bey, der diese Stelle für fehler-  
 haft, eingeschoben erklärte. Der Vorschlag des  
 Verf. statt Jam modo non possum zu lesen Jam  
 volo, nam possum ist zwar ganz gelehrt ausgeführt,  
 und paßt auch in den Zusammenhang, ist aber zu  
 gewagt. 28. Rivos gegen Voss, der rivum vorzog,  
 geschützt wegen der Handschriften. 34. Eine Lücke  
 mit Heyne anzunehmen, und mit Voss est ans Ende  
 des Pentameters nach grege zu stellen, oder mit  
 Hermann de metr. p. 143 die Seltenheit der kurzen  
 Enclitiken am Ende des Pentameters anzuerkennen,  
 trägt er billig Bedenken. 36. Palen ist die beste  
 Lesart. Die griechischen Endungen finden im Latei-  
 nischen nur in den griechischen Wörtern statt. So  
 steht unrichtig in Ovids Fast. IV. 746. Palen: so  
 schrieb Virgil Ararim, Tigrim, Irim, Parim. Eben  
 so ist er gegen die Veränderungen die aus der Folge  
 derselben Wörter oder Begriffe entstanden sind.  
 Hanc viam ingressus Vossius, sagt er S. 21, in-  
 finitis paene locis Tibulli, gratiam nativamque  
 simplicitatem detraxit. 51. Smaragdi, nicht Zma-  
 ragdi wie Heyne und Voss nach Vroothus und Bur-  
 mann, schreibt der Römer, nach Priscians ausdrück-  
 lichem Zeugnisse, dem Hemsterhuis zum Lucian I.  
 S. 94. (316 bip.) bestimmet. Tibull's Text ist mit  
 abgedruckt, nebst einigen Varianten darunter.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1814.

Berlin.

Bei dem Verfasser, und in Commission bey  
J. E. Hitzig: Astronomisches Jahrbuch für das  
Jahr 1816, nebst einer Sammlung der neuesten  
in die astronomischen Wissenschaften einschlagen-  
den Abhandlungen, Beobachtungen und Nach-  
richten. Berechnet und herausgegeben von J. E.  
Bode, königl. Astronom und Mitglied der Acad-  
emie. 1813. 268 Seiten in Octav.

Das Jahr 1816 zeichnet sich durch eine große  
Sonnenfinsterniß aus (19. November), welche in  
einem Theile von Europa total mit Dauer sey-  
n wird, z. B. in Danzig, Warschau. Die Einrich-  
tung des Kalenders ist in diesem Jahrgange die-  
selbe, wie in den vorhergehenden, nur sind jetzt  
für Sonnendurchmesser und Schiefe der Ekliptik die  
neuesten Bestimmungen zum Grunde gelegt, und  
bey den Verfinsternungen der Jupiterstrabanten,  
welche noch nach den Wargentinischen Tafeln be-  
rechnet sind, ist der Gang der Unterschiede dieser  
Tafeln von den Delambreschen im Allgemeinen bey-  
gefügt. Von der Menge und Reichhaltigkeit des

N (2)

Zusätze, welche auch diesen Band begleiten, wurden wir um so angenehmer überrascht, da wir der Zeitumstände wegen kaum gehofft hatten, das Jahrbuch überhaupt zur gewöhnlichen Zeit erscheinen zu sehen. Den Anfang macht ein chronologisches Verzeichniß der berühmtesten (verstorbenen) Astronomen seit dem dreizehnten Jahrhundert, ihrer Verdienste, Schriften und Entdeckungen, in welchem man nicht leicht einen in der Geschichte der Astronomie nur irgend merkwürdigen Namen vermissen wird. — Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte zu Kopenhagen in den Jahren 1811 und 1812 angestellt, von Hrn. Staatsrath und Ritter Bugge. Oppositionen des Uranus 1811 und 1812, des Saturn 1811 und 1812, der Ceres 1811, der Vesta 1812, des Mars 1811, Beobachtungen des großen Cometen von 1811, Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten. — Beobachtete Jupiterstrabanten · Verfinsterungen und Sternbedeckungen auf der Greenwicher Sternwarte in den Jahren 1809 und 1810 (aus der gedruckten Sammlung der Maskelyneschen Beobachtungen gezogen). — Beobachtungen des veränderlichen Sterns  $\gamma$  im Aurinous, und Tafeln zur Berechnung seines größten Lichts von Hrn. Prof. Wurm, eine Fortsetzung des Aufsatzes im Jahrbuche für 1814. Wir wünschten, daß dieser verdiente Astronom uns auch bald mit einer ähnlichen Arbeit über den veränderlichen Stern in Wallfisch beschenken möchte. — Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte zu Berlin angestellt, im Jahre 1812. — Beobachtungen der Jupiterstrabanten · Verfinsterungen, Sternbedeckungen, Gegenscheine der Ceres, Pallas, Juno, Vesta, des Cometen von 1812 auf der Wiener Sternwarte angestellt von Hrn. Triesecker. Meridianbeobachtungen der Ceres und Vesta, des

Mars, Saturn und Jupiter im Jahre 1811 angestellt von Hrn. Groombridge — Ueber die Bestimmung der Theilungsfehler eines Spiegelfernrohren von Hrn. Dr. Bensenberg. Daß man sich auf die absoluten Größen der mit diesen Werkzeugen gemessenen Winkel nicht unbedingt verlassen dürfe, ist sehr gegründet, wenn es gleich in einzelnen Fällen unentschieden bleiben mag, wie viel von dieser Ungewißheit auf Rechnung wirklicher Theilungsfehler, oder einer kleinen Excentricität, oder einer kleinen Abweichung der beiden Flächen des großen Spiegels von der parallelen Lage komme. Das von Hrn. V. vorgeschlagene Verfahren, die Fehler des Instruments in eine Tafel zu bringen, verträgt indeß nur in sehr ebenen Gegenden eine Anwendung, wenn man nicht zugleich ein Instrument zum Messen kleiner Höhen hat; auch ist es wohl nicht überflüssig, dabey eine besondere Vorsicht zu empfehlen, damit alle Winkel genau aus Einem Punct gemessen, oder wenigstens darauf reducirt werden. — Verschiedene astronomische Beobachtungen, von Hrn. Lee aus London mitgetheilt. Beobachtungen des großen Cometen von 1811 im Ostindischen Ocean am Bord eines Schiffs vom 17. May bis 15. Junius; ferner verschiedene astronomische Beobachtungen aus Port Jackson auf Neuholland und aus Calcutta. — Astronomische Beobachtungen im Jahre 1812 auf der Prager Sternwarte von den Hrn. David und Bittner. — Beobachtete Scheitelabstände der Sonne und Sternbedeckungen zu St. Gallen in der Schweiz, von Hrn. v. Scherer, woraus Herr Triesnecker zugleich die geographische Lage dieses Orts ableitet. — Sichtbare Lichtveränderungen des Algol in den Jahren 1814, 1815 und 1816, vorausberechnet von Hrn. Wurm. — Beobachtungen des großen Cometen von 1811,

vom 6. September bis 19. October, Opposition des Saturn 1811 und Sternbedeckungen von Hrn. Werflinger in Kremsmünster. — Neue Refractionstafel, aus Bradley's Beobachtungen der Circumpolarsterne abgeleitet, von Herrn Prof. Bessel. Diese Tafel ist aus einer Abhandlung des Verf. im vierten Hest des Königsberger Archivs gezogen; allein es fehlt dabei eine Anweisung zum Gebrauch, um so mehr, da das Rechnungsbeispiel nicht ganz im Geiſt des Verf. ausgeführt ist. — Beobachtungen des großen Cometen im Jahre 1811, nebst Bemerkungen über den Bau seiner verschiedenen Theile, von Herrn Dr. Herschel; und nachher Beobachtungen des zweyten Cometen vom Jahre 1811 nebst Bemerkungen über seinen Bau; von demselben Verf. sind Auszüge aus zwey Abhandlungen in den neuesten Bänden der Philosophical Transactions, von denen wir hier einer umständlichen Anzeige um so mehr uns überheben, da die Original-Abhandlungen bereits früher in diesen Blättern von einem andern Rec. angezeigt sind. Wir bemerken daher nur, daß so schätzbar die Beobachtungen Herschel's über diese Cometen sind, es uns jetzt noch viel zu früh scheint, Resultate über die Naturgeschichte dieser merkwürdigen Weltkörper feststellen zu wollen. Der Erfahrungen sind noch viel zu wenige, sie haben selbst bey weitem nicht den Grad von Zuverlässigkeit, wie astronomische Beobachtungen anderer Art, und unsrer Ueberzeugung nach werden erst die künftigen Jahrhunderte, die die jetzt beobachteten Cometen werden wiederkehren sehen, über das, was jetzt nur vage Hypothese seyn kann, entscheiden können. Herr Herschel stellt unter andern die Vermuthung auf, daß der Comet von 1807, ehe er dießmahl in sein Perihelium gelangte, früher sich einmahl einem

andern Fixstern genähert habe, und dadurch gleichsam zu einer früheren Reise gekommen sey als der von 1811, und glaubt, daß Cometen um andere Sonnen als die unsrige laufen mögen, werde durch den Umstand sehr wahrscheinlich, daß wir unter der großen Anzahl der bis jetzt beobachteten erst von einem einzigen die Rückkehr mit Gewißheit kennen. Allein hiebey übersteht er offenbar, daß nach allen bisherigen Resultaten die Umlaufzeiten der Cometen in der Regel eher noch nach Jahrtausenden als nach Jahrhunderten gemessen werden müssen, und daß erst seit ein Paar Jahrhunderten die Cometen ordentlich beobachtet und seit nicht viel mehr als einem Jahrhundert berechnet werden; und was namentlich dem Cometen von 1807 betrifft, so weiß man, daß dessen größte Distanz von der Sonne, eben so wie die größte Distanz aller andern, deren Bahn elliptisch hat berechnet werden können, nicht viel mehr als Nichts ist gegen die Distanz der nächsten Fixsterne. — Sternbedeckungen; Jupiterstrabanten-Verfinsterungen, Mondfinsterniß, Vesta, Uranus und Mars beobachtet auf der Sternwarte in Wilna in den Jahren 1811, 1812, 1813 von Hrn. Joh. Sniadecky. — Beobachtungen des großen Cometen von 1811 auf der Sternwarte zu Palermo und Berechnung der Elemente seiner Bahn von Hrn. Piazz, aus dessen gedruckten Abhandlung. — Aus einem Schreiben des Hrn. Proh. David in Prag; bezieht sich auf die abweichenden Resultate, welche die Hrn. Vent, Bode und David zu verschiedenen Zeiten für die Polhöhe der Böhmischen Riesenkuppe gefunden hatten, worüber natürlich uns hier kein Urtheil zustehen kann. — Nachtrag zu dem im Jahrbuch 1813 befindlichen Verzeichnisse sichtbarer Sternbedeckungen im Jahre 1813 von Hrn. von Winiarsky. — Verzeichniß der Länge und Breite von

neun der vornehmsten Fixsterne nach den neuesten Beobachtungen, aus dem Nautical Almanac für 1815 entlehnt. — Geographische Lage verschiedener Orter im mittlern America, bestimmt von Hrn. von Humboldt (aus dessen Recueil d'observations astronomiques &c.) — Projectionsmethode einer allgemeinen Himmelskarte. Sie besteht darin, die Abstände vom Nordpol in der Projection den Tangenten von  $\frac{1}{2}$  der Abstände auf der Kugel proportional zu setzen, inderß bekanntlich in der stereographischen Projection jene den Tangenten der halben Abstände auf der Kugel proportional sind. Nach dieser neuen Art hat der Verf. die Himmelskarte bey der neuesten Ausgabe seiner geschätzten Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels entworfen, deren früheren Ausgaben eine ähnliche Karte nach der stereographischen Projection beigegeben war. Er wählte diese Abänderung, damit die Grade nach dem Südpol zu nicht so unverhältnißmäßig stark gegen die nördlichen anwachsen, aber freylich gehen dadurch manche Vortheile der stereographischen Entwerfungsart verloren; das Bild bleibt dem Original nicht mehr in dem kleinsten Theile ähnlich, alle schief gegen den Aequator liegenden Kreise werden nicht mehr durch Kreise dargestellt, sondern durch Curven höherer Ordnung, die nur mühsam durch einzelne Punkte construirt werden können, und die Winkel, unter welchen sie sich schneiden, sind denen auf der Kugel nicht mehr gleich. — Geocentrischer Lauf der Pallas vom 1. August 1814 bis 1. Februar 1815, und der Vesta vom 18. October 1813 bis 9. Jul. 1814. — Planetenbeobachtungen auf der Greenwicher Sternwarte 1809 und 1810 von Dr. Maskelyne — Beobachtung der beiden im Jahre 1813 erschienenen Cometen. Es sind hier bloß vier Pariser Beobachtungen des ersten Cometen aufgeführt, und

über den andern (von Hrn. Prof. Harding auf der hiesigen Sternwarte und zugleich von Hrn. Pons in Marseille entdeckten) nur einige allgemeine Nachrichten gegeben. — Die elliptischen Elemente der Planetenbahnen, für die ältern Planeten aus der dritten Ausgabe der Laplace'schen exposition du système du monde (wovon 1812 eine vierte Ausgabe erschienen ist), die der neuern nach den neuesten (dem Herausgeber damals bekannten) Bestimmungen von Gauß; dieser Artikel würde jetzt bereits eine fast gänzliche Umarbeitung vertragen, da die Theorien der meisten Planeten seitdem neu bearbeitet sind. — Fernere Beobachtungen des großen Cometen von 1811 nebst astronomischen Bemerkungen von Hrn. Prof. Vessel, eine neue Reduction der wichtigen von Bächschens Beobachtungen dieses Cometen im ersten Zweige seiner Bahn. — Beobachtungen des Cometen von 1812 nebst Elementen seiner Bahn von Bouvard. — Methode zur Bestimmung der Abweichung eines Passage-Instruments vom Meridian aus Beobachtungen der obern und untern Culminationen zweier nordlichen in der geraden Aufsteigung beynähe entgegengesetzten Sterne, nebst einem Verzeichniß solcher Sterne. Wir halten diese Methode für die allerzweckmäßigste, besonders wenn der eine Stern der Polarstern selbst ist, und bemerken nur, daß in diesem Falle der andere Stern ohne Nachtheil auch von beynähe gleicher Rectascension seyn darf. — Planetenbeobachtungen auf der Pariser Sternwarte im Jahre 1809 von Hrn. Bouvard (aus der Connoissance des tems für 1812). — Unter den am Schluß beygefügtten verschiedenen kleinen astronomischen Notizen bezeichnen wir hier nur diejenigen, welche die vortreflichen aus der Reichenbach'schen Werkstatt in München hervorgegangenen astronomischen Instrumenten betreffen,



400 G. g. N. 40. St., den 10. März 1814.

worunter ein 24füßiger Achromat mit 8 Zoll Oeffnung. — Noch sind zwey Nachträge zu diesem Bande zu bemerken, wovon der erstere die Originalbeobachtungen des großen Cometen von 1811, von Wisniewsky im August 1812 angestellt, der andere, das Pondsche Fixsternverzeichnis (obwohl nicht das allerneueste) enthält. — Wir können nicht umhin, dem verdienstvollen Herausgeber für den unermüdeten Eifer zu danken, womit er so vielfache dem Astronomen wichtige Materialien zusammengetragen hat, unter denen auch dasjenige, was aus andern, dem bey weiten größten Theile der Leser ohnehin jetzt meistens nicht zugänglichen, Schriften entlehnt ist, nicht anders als willkommen seyn kann.

### Gießen.

Ben. Pasché und Müller: Zusätze und Nachträge zu der Sammlung von 66 Übungsaufgaben aus der Lehre vom Größten und Kleinsten, nebst ihrer Auflösung für Anfänger in der Differenzialrechnung, herausgegeben von Friedr. Wilh. Daniel Snell; ordentl. Prof. der Philos. in Gießen. 1811. 52 Octav. 1 Kupfertafel.

Der Verf. hat bereits im J. 1805 obgedachte Sammlung herausgegeben, und dadurch Anfängern, welche sich in der Differenzialrechnung und insbesondere in den mannichfaltigen Anwendungen der Lehre vom Größten und Kleinsten üben wollen, einen nützlichen Unterricht ertheilt. In gegenwärtigen Zusätzen und Nachträgen werden nicht allein manche Aufgaben der ersten Sammlung noch auf eine andere Art vortragen, sondern auch mehrere neue beigefügt, von denen einige durch Hrn. Jos. Schierel, einen ehemahligen Zuhörer des Hrn. Verfassers, mitgetheilt worden sind.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
— unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1814.

Amsterdam.

Ben Jo. Mart: Reize in eenen Palanquin langs de kusten Orixá en Coromandel door *Haafner*. 1806. D. 1. 454 S. D. 2. 514 S. in Octav.

Der Verfasser ist nicht Gelehrter, aber in ihm vereinigt sich gar manches, was nicht gerade jeder Gelehrter besaß, der über Asien schrieb. Mit einem sehr gesunden Menschenverstande, einem unverdorbenen Gefühle, und einer unbestechbaren Redlichkeit verbindet er eben so mannichfaltige als schätzbare Kenntnisse und die Gabe der Darstellung in einem beneidenswerthen Grade. Herr H. verlebte ein Jahrzehend in Indien, kam in enge Verbindungen mit Menschen aller Art, gewann das Vertrauen und die Liebe der Eingebornen, und erlernte auch die Sanscritsprache. Die Zeit, in der die Reise gemacht wurde, ist nur ganz beiläufig im zweyten Theile S. 441 angegeben. Sie fällt in das Jahr 1784. Wem es nur um die neuesten Nachrichten zu thun ist, der findet hier freylich seine Rechnung nicht. Wer aber weiß, wie viele noch viel ältere Angaben in unserer Astatischen Länder- und Völker-

S (2)

Kunde stehen, weil man keine neuere hat; und wie viele Lücken noch auszufüllen sind, dem wird dieß Werk sehr willkommen seyn, das mehrere Beyträge enthält, nicht nur zur Geographie, sondern auch zur Geschichte Asiens. Die schöne Natur, die sanften, gutmüthigen Hindus, die Gräueltthaten der Europäer in Asien, und die zärtliche Verbindung, in die unser Verf. mit einem Mädchen gerieth, die eine Tänzerinn war, aber nichts destoweniger zu den Kronen ihres Geschlechts gehörte, sind die Hauptgegenstände, die Herr H. schildert.

Ueber das Verbrennen der Wittwen mit den Leichnamen ihrer Männer verbreitet sich der Verf. ausführlich. Th. I. S. 81 f. Hat die Frau es auch ihrem Manne versprochen, nach seinem Tode mit ihm sich verbrennen zu lassen, so ist sie doch ihres Gelübdes entbunden, lebte der Mann ein Jahr von ihr getrennet; oder ließ er es fehlen bey Leistung der ehelichen Pflicht; oder behandelte er die Frau schlecht, oder verstieß er sie gar; oder endlich ist die Frau beym Tode des Mannes schwanger. Alle Gesetze verbieten dem Manne, die Frau zu einem solchen Gelübde zu überreden und durchaus darf keiner sie dazu zwingen. Ist die Frau überredet oder gar gezwungen worden; so hat sie das Recht zurückzutreten, selbst noch beym Anblicke des Holzstoßes. "Es ist so eine große Schande nicht, als man gewöhnlich versichert, wenn eine Frau sich weigert, mit ihrem verstorbenen Manne sich verbrennen zu lassen. Noch weniger wahr ist es, daß die Wittwen dazu gezwungen werden. Wäre dem so; so würden dergleichen Verbrennungen alle Tage in Menge vorkommen. Man kann aber sicher annehmen, daß von fünftausend gestorbenen Hindus etwa einer ist, dessen Wittwe ihm in den Tod folgt." Die Liebe selbst ist es, welche viele Frauen auf

den Holzstoß bringt; man hat sogar Beispiele in Menge, daß Tänzerinnen mit ihrem verstorbenen Liebhaber sich verbrennen ließen. — Es ist auffallend, daß der Ostindische Tabak nicht nach Europa gebracht wird. Im allgemeinen ist er eben so gut als der Westindische; ja an einigen Orten wie in Jaffana und Latocorin noch besser. Der Tabak von Rawil steht in Ruhe. — Jeder Hindu, nur die Suder nicht, kann Wanprusch oder Eremit werden. Ist ein solcher Eremit seines Lebens satt und müde; sehnt er sich wirklich nach dem Tode; so kann er zwischen zwey Mitteln wählen. Entweder macht er sich auf, geht nach Norden oder Osten, und wandert, nur drey Stunden von 24 ausruhend, so lange fort, bis er seinen Geist aufgibt: oder er mordet sich selbst, in welchem letztern Falle er denn die Wahl zwischen fünf Arten des Selbstmordes hat. Er kann tod hungern: er kann sich in Kuhmist begraben, diesen mit eigener Hand anzünden und darin verbrennen: er kann sich nach Thibet begeben und dort im Schnee sich begraben: er kann nach dem äußersten Ende von Bengalen gehen; da, wo der Ganges sich durch tausend Kanäle in das Meer ergießt; dort in das Wasser mit allen seinen Sünden sich setzen und es ablauren, bis ein Krokodil kömmt und ihn verschlingt: und endlich kann er auch, nicht weit von Allahabad, da wo der Ganges und der Jumna sich vereinigen, sich die Kehle abschneiden oder sich ersäufen. — Was die Reisenden von den Tänzerinnen berichten, ist, wie unser Verf. behauptet, falsch oder von keiner Bedeutung. Die Klasse der Tänzerinnen ist eine unentbehrliche Klasse. Ihr ist auch ein eigenes Capitel gewidmet; wozu freylich wohl auch die schöne gute Namia, die Geliebte des Verf., das Ihrige beigetragen haben mag. — Die Justiz ist

in ganz Indien abscheulich, jedoch noch fürchterlicher im Holländischen als im Englischen Indien: hier bestraft man nur mit dem Galgen; dort aber sind noch alle, alles Menschengefühl empörende, Strafen üblich. — Die Göttinn der Kinderpocken Mariatale, Boschontara, auch Ganga genannt, ist eine der vornehmsten Göttinnen. Als der Verf. im Dorfe Elletur ankam, fand er es fast ganz verlassen. Die Pocken hatten fürchterlich gewüthet und eine große Anzahl getödtet. Viele hatten noch zeitig genug die Flucht ergriffen. Die Rückkehr derselben erwartete man indeß alle Tage, da die Seuche aufgehört hatte. — Armenhäuser, Hospitäler und andere Stiftungen dieser Art findet man weder in Madras, noch in irgend einer andern Europäischen Stadt oder Etablissement in Asien. Man denkt nur daran, die Völker zu plündern und auszusaugen. — Der Verf. machte die Reise in einem Palankin, und zu wiederholten Mahlen preißt er, gewiß mit vollem Rechte, diese Art zu reisen, als die sicherste, angenehmste und belehrendste. Man hat (Th. II. S. 470) in Indien weder fahrende noch reitende Posten, sondern nur Fußpost, oder, wie der Verf. es richtiger ausdrückt, Lopende. In allen großen Städten, in Calcutta, Madras, Negaptnam und vielen andern sind Post-comptoirs. Von dort kann man alle Abende Briefe durch ganz Indien versenden. Die Leute welche die Briefe fortschaffen heißen Tappals: ihrer sind immer zwey: der Eine trägt die Briefe, und der Andere führt eine kleine Trommel von einem starken durchdringenden Tone, auf die er unaufhörlich schlägt, sowohl um die Schlangen und wilden Thiere zu verschrecken, als auch um denen das Zeichen der Ankunft zu geben, von welchen sie abgelöset werden. Alle zwey Meilen hat man kleine Häuser, bewohnt

von zwey oder drey Männern, welche Briefträger sind. Die Briefe werden sogleich weiter geschafft, und ihre Träger gehen nicht, sondern laufen. — Die Chauderies, Maram oder Trivafel haben viel ähnliches mit den Karavanferais. Vermögende und devote Indianer, auch wohl Fürsten, haben sie gestiftet, einzig und allein zur Bequemlichkeit von Reisenden und Wallfahrtern. Man hat sie von allen Arten, große und kleine, schöne und gemeine. Alle sind vieredig. Die schönsten und größten besitzt Südforomandel und Bengalen. Längst der ganzen Küste und auch im Innern des Landes ist fast kein Dorf, das nicht ein solches Gebäude hat; in den mehrsten Dörfern findet man ihrer zwey und mehrere: da aber, wo die Dörfer weit von einander entfernt liegen, stehen sie an den großen Wegen, am Eingange in die Gehölze, und in diesen selbst. Ein reicher Indianer weiß von seinem Gelde keinen bessern und wohlthätigern Gebrauch zu machen, als ein solches Ruhehaus zu erbauen. Thut er es nicht während seines Lebens, so läßt er es von seinen Erben bauen. Mancher verwandte darauf den größten Theil seines Vermögens. Das Gebäude trägt des Stifters Nahmen und ehrt sein Andenken. Viele seiner Sünden werden dadurch getilgt und die Segnungen der Reisenden erreichen des Stifters Seele auch in der andern Welt. Bey diesen Häusern steht fast immer, in der Entfernung von einigen Schritten, ein kleines Häuschen, in welchem ein Bramin oder ein Büssender wohnt, dieser reinigt das Gebäude, bedient die Reisenden und Wallfahrter, tränkt die Lastthiere derselben u. s. w. Einem Reisenden zu helfen und ihn zu erquickern, halten die Indianer für eine dem Himmel wohlgefällige und sehr verdienstliche Handlung. „Ganz anders, sagt der Verf. hinzu, verfahren

die Wirth in Europa, die jeden Reisenden für vogelfrey halten, und ihn scheren und rupfen so viel sie können, — und nun vollends noch unsere Werber und Seelverkäufer.“ Zu Maveliwarom übernachtete nicht leicht mehr ein Reisender wegen der wilden Thiere, die dort in undurchdringlichen Gehölzen, auf den bewachsenen Hügeln und Bergen, und in den Ruinen sich aufhalten. Die Braminen, welche jenes Dorf bewohnten, warneten unsere Reisende sehr dringend. Man hatte schon mehrere Male den Fall erlebt, daß Reisende von Tigern selbst aus dem Ruhehause geholt wurden. Die Erfahrung lehrte Hrn. H., wie sehr gearündet jene Warnungen waren. Auch Maveliavarom gehört zu den traurigsten Monumenten der Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Hier, wo einst Gewerbe und Künste blüheten und hoher Wohlstand entzückte, herrscht jetzt die Stille des Grabes, Armuth und Elend. Auch Alamparve, ehemahls eines der schönsten und größten Dörfer, ein wahres Paradies auf Südforomandel, ist in eine Wüsteney verwandelt, in dessen Nähe Tiger haufen. “Es ist unglaublich, in welchem Grade die wilden Thiere seit dem letzten Kriege (1780) in Südforomandel sich vermehrt haben. Sie wurden herabgelockt von den Gautsgebirgen durch die zahllosen Leichen, womit das ganze Land bedeckt war ic.” Mathews belagerte im Jahre 1782 Onur. Die Stadt litt Mangel an Ammunition wie Lebensmittel. Ueberdem war die Garnison schwach. Sie vertheidigte sich nur zwey Tage und ging dann durch Capitulation über. Leben und Eigenthum der Soldaten, wie der Einwohner sollte, das wurde heilig zugesichert, unvölkert bleiben. Man öffnete die Thore und alle — etwa zehntausend — wurden mit kaltem Blute niedergesäbelt. Noch scheußlicher war das

Loos der Garnison und Einwohner von Omanpur, einer befestigten Stadt in Canora, die Mathews mit stürmender Hand nahm. Mit dem Schwerte, dem Dolche und mit Gift wütheten die Europäer gegen die Hindus; sie häuften Schandthaten auf Schandthaten; sie verübten Gräueltthaten, deren der Teufel selbst sich schämen würde; und zu gleicher Zeit schwärmten Missionaire, Verwandte, Landsleute jener Räuber und Mörder, in Asien umher, die den sanften tugendhaften Eingebornen das Evangelium des Gottes der Liebe und des Friedens verkündigten! Mit dem Auge der Liebe und des Mitleids sah der Verf. auf die Hindus; dennoch trifft ihn der Vorwurf zu großer Strenge gegen die Europäer in Asien nicht. Ist auch mancher von den, diesen Europäern gemachten Vorwürfen ungegründet oder übertrieben, so bleiben doch immer noch zahllose Ungerechtigkeiten und Schandthaten. Auf keine Weise aber kann man von Hrn. H. sagen, er hasse die Engländer. Er unterscheidet die Briten in Asien von denen in Europa an mehr als einer Stelle, unter andern im ersten Theile S. 163. Nicht minder verdient bemerkt zu werden, daß von ihm mit eben dem Maßstabe, womit er die Dritten mißt, auch die Holländer gemessen werden. — Von den hinzugefügten Kupfern sind die bedeutendsten das zweite im ersten und das dritte im zweiten Theile. Jenes enthält eine Abbildung von dem Ruhehaufe zu Darma Ur und dieses von den fünf Tempeln zu Mavellewarom.

### Paris.

Bey Courcier: Mémoire sur le mouvement de Rotation d'un Corps libre autour de son Centre de Masse, par J. F. Français, Prof. à l'Ecole J. de l'Artillerie et du Génie. 1813. 56 S. in Quart.



Ungeachtet die Auflösung dieser Aufgabe durch die Bemühungen der Hrn. Euler, d'Alembert, La Place, La Grange, Poisson ic. schon als beendet angesehen werden möchte, so wird man doch auch diese Abhandlung mit Vergnügen lesen, sowohl in Rücksicht der darin herrschenden Klarheit des Vortrags, als auch der von dem Verf. mitgetheilten Bemerkungen über die möglichst vollständige Auflösungsweise dieses Problems, wozu sich dem Verf. noch einige Hülfsmittel dargebothen haben, welche er in dieser Schrift ausführt, und welche davon abhängen, daß er die Rotation eines Körpers auf drey Coordinaten-Axen bringt, deren eine die von Poincaré so genannte *axe du couple d'impulsion primitive* ist, durch welche Voraussetzung, wie der Verf. glaubt, der Allgemeinheit der Auflösung kein Eintrag geschehe, alle Gleichungen aber eine weit einfachere Gestalt erhielten. Zuletzt fügt er noch die Auflösung des besondern Falles hinzu, wenn bey der Rotation des Körpers die Trägheitsmomente in Bezug auf zwey Hauptaxen einander gleich sind, in welchem Falle denn alle Gleichungen, wodurch des Körpers Bewegung bestimmt wird, durch endliche Integrale sich darstellen, da hingegen in andern Fällen die Integration nur durch Reihen bewerkstelligt werden kann. Die Bezeichnungsart des Verf., daß er einen Winkel den  $\beta$ . B. ein paar Linien  $x$  und  $y$ , oder  $x$  und  $z$  mit einander machen, schlechtweg durch  $(x, y)$ ;  $(x, z)$  andeutet, verstatet bey den mannichfaltigen Winkeln, welche bey diesen Untersuchungen vorkommen, eine leichte Uebersicht, und verdient in allen Fällen, wo viele Winkel vorkommen, deren jeden man mit einem besondern Buchstaben bezeichnen müßte, angewandt zu werden.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. Stück.

Den 12. März 1814.

London.

Nachdem wir von den in den Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1811, 1812 and 1813 enthaltenen mathematischen, astronomischen und zur allgemeinen Physik gehörigen Abhandlungen Rechenschaft gegeben haben, wenden wir uns zu den in die Chemie einschlagenden Abhandlungen, deren Anzahl und wissenschaftliches Interesse auch dießmahl diesen berühmten Societätschriften zu einer vorzüglichen Zierde gereichen. Den Anfang derselben macht Jahrgang 1811. P. I. S. 1. *Humphry Davy's Bakerian Lecture on some of the combinations of oxymuriatic gas and oxygen, and on the chemical Relations of these Principles to inflammable Bodies.* Diese Abhandlung ist eine Fortsetzung der in dem vorhergehenden Jahrgange der Phil. Transact. P. 2. S. 231 befindlichen Arbeit des berühmten Verf. über das oxygenirtsalzsaure Gas, und enthält insbesondere Untersuchungen über die Verbindungen dieses Gases mit den Metallen. Bekanntermaßen wird das oxygenirtsalzsaure Gas von Davy jetzt für einen einfachen

Z (2)

elementarischen Stoff angesehen, welcher seinen Eigenschaften nach dem Sauerstoff analog ist, und mit den Combustibilen eine ähnliche Reihe von zusammengesetzten Körpern constituiren soll wie dieser Stoff. Diesen Ansichten gemäß ist die Salzsäure eine Verbindung dieser Art, und aus oxygenirter Salzsäure und Wasserstoff zusammengesetzt. Zufolge dieser Hypothese hat Davy auch den Namen oxygenirte Salzsäure und oxygenirt-salzsaures Gas mit dem von Chlorine und Chloringas vertauscht, und bezeichnet die Verbindungen der Chlorine mit den Combustibilen auf die Weise, daß er die lateinischen Benennungen derselben für die Verbindung im Minimum in *ane* und für die im Maximum in *anea* flectirt, als *Cuprane* und *Cupranea*. Die Erfahrungen, auf welche Davy diese neue Ansicht über die Natur der oxygenirten Salzsäure und der Salzsäure stützt, sind vorzüglich in den beiden genannten Abhandlungen auseinander gesetzt. Da wir indessen erwarten dürfen, daß der Inhalt derselben einem jeden Chemiker jetzt schon längst aus unsern physikalisch-chemischen Journalen bekannt ist, besonders aus dem 39. Bande der Annalen der Physik des Prof. Gilbert, wofelbst sich eine vollständige nach dem Original gemachte Uebersetzung davon findet, so glauben wir über den nähern Inhalt derselben hier nichts weiter sagen zu dürfen, und beschränken uns bloß auf einige Bemerkungen über diese neue Theorie von der Mischung der oxygenirten Salzsäure selbst, wozu uns der Umstand, daß sie bey mehreren unserer Deutschen Chemiker einen zu facilen Eingang gefunden hat, die Veranlassung gibt. Es läßt sich allerdings nicht läugnen, daß die bisher gegebenen Beweise für den Sauerstoffgehalt der oxygenirten Salzsäure keineswegs das Vorhandenseyn des Sauerstoffs in dieser Substanz so evident darthun, als man dieses geglaubt hat; und die Ei-

genschaften derselben lassen daher sehr gut eine Erklärung zu, wobey man dieselbe für einen einfachen Körper annimmt. Eben so wenig können die Versuche für entscheidend angesehen werden, durch welche man das Vorkommen von Wasser im salzsaurem Gase hat beweisen wollen. Auch sie lassen sich sehr gut erklären, wenn man mit Davy die Salzsäure aus Wasserstoff und Chlorine zusammengesetzt betrachtet. Aber darum daß wir noch nicht berechtigt sind, aus unsern Erfahrungen über die oxygenirte Salzsäure und die Salzsäure zu folgern, daß erstere wirklich Sauerstoff enthalte und letztere in ihrem gasförmigen Zustande mit Wasser verbunden sey, ist doch durch eben diese Erfahrungen noch auf keine Weise die Möglichkeit einer solchen Zusammensetzung dieser Substanzen ausgeschlossen. Die Zweifel, welche über die Gültigkeit der für die bisherige Theorie vorgebrachten Beweise gemacht werden können, lassen sich mithin eben so gut gegen Davy's Theorie erheben, weil dieselbe nur durch die völlige Widerlegung der Berthollet'schen Hypothese erst Bestätigung erhalten kann. In Absicht der Beweisraft der zu Gunsten der ältern und neuern Hypothese aufgestellten Erfahrungen möchten daher beide wohl gleich viel für und gegen sich haben. Wenn wir aber die Schwierigkeiten gegen einander abwägen, welche beide Hypothesen in ihrer Anwendung haben, so dünkt uns, daß die ältere doch den Vorzug verdiene, weil die Annahmen, deren sie bedarf, weniger gesucht sind, und von den Erklärungsarten verwandter Erscheinungen sich weniger entfernen. Dagegen die neue Hypothese zu manchen Voraussetzungen ihre Zuflucht nehmen muß, welche zu sehr im Widerspruche mit sich selbst und auch mit unsern bisherigen Ansichten über die Verwandtschaftsgesetze stehen. Dahin rech-

nen wir insbesondere die Bildung der Chlorin-Metalle des Kalium's und Natronium's durch Krystallisation aus den wässerichten Auflösungen ihrer salzsauren Oxyde. Nach Davy soll nämlich das gewöhnliche Digestivsalz und so auch das Kochsalz durch Schmelzen aus einem salzsauren Salze in ein Chlorin-Metall sich umändern. Nun aber dürfen wir es jetzt wohl als ausgemacht ansehen, daß zwischen dem geschmolzenen Kochsalze oder Digestivsalze und den aus ihren wässerichten Auflösungen erhaltenen Salzkry stallen kein wesentlicher chemischer Unterschied statt findet, und daß das Wasser, welches letztere bey ihrem Erhigen ausgeben, weder chemisch mit ihnen verbunden war, noch während des Schmelzens sich erst erzeugte, sondern einzig von dem zwischen den Lamellen derselben bloß mechanisch eingeschlossenen und daselbst zurückgehaltenen Wasser herrührte. Demnach wäre das krystallisirte Kochsalz und Digestivsalz schon ein Chlorin-Metall, und wir müßten nun annehmen, daß die schwache Krystallisationskraft schon vermögend sey, die Verbindung dieser Metalle mit dem Sauerstoff, welche doch durch die mächtigste Verwandtschaft besteht, aufzuheben, und dieses sogar unter dem Zutritt von Wasser, welches nach Davy doch durch seine Concurrenz die Verbindungen der Chlorine mit den Combustibillen, und also auch die des Kaliums und Natroniums in salzsaure Salze umändern soll. Uebrigens sind wir weit entfernt, durch diese Bemerkungen das wissenschaftliche Interesse dieser Hypothese zu beeinträchtigen. Wir verkennen dieses auf keine Weise, eben so wenig wie den außerordentlichen Nutzen, welchen sie schon dadurch der Wissenschaft bringt, daß sie zu einer Reihe sehr wichtiger neuen Forschungen Anlaß gegeben hat. Aber dessenungeachtet müssen wir es doch für die

Wissenschaft als höchst nachtheilig betrachten, wenn man ohne weitere Prüfung, bloß aus dem Grunde, weil ein Davy es behauptet hat, eine unsern bisherigen Ansichten gerade zu ganz entgegengesetzte Hypothese anstatt der ältern sogleich aufnimmt, und diese als unhaltbar ohne weiteres aufgibt. Wir freuen uns daher in dieser Hinsicht, daß bereits ein paar Männer von anerkannter Celebrität mit Freymüthigkeit ihre Bedenklichkeiten über diese Hypothese des berühmten Englischen Chemikers geäußert haben. — S. 96. On the Non-existence of Sugar in the Blood of Persons labouring under Diabetes Mellitus. Von Will. Hyde Wollaston. Schon Nicolas und Goudeville haben die Behauptung Kollo's und Cruikshank's, daß auch in dem Blute der an der Diabetes Mellitus leidenden Personen ebenfalls wie in ihrem Harn Zucker enthalten sey, sehr zweifelhaft gemacht. Die Versuche des Verf., welche mit dem Blute mehrerer an dieser Krankheit leidenden Individuen angestellt worden sind, widerlegen diese Meinung nun vollends, und zeigen zugleich, daß die Gründe, worauf die genannten Chemiker dieselbe gestützt haben, durchaus unhaltbar sind. Noch werden von dem Verf. einige sehr merkwürdige Versuche beschrieben, welche zu beweisen scheinen, daß manche Substanzen, die in den Magen gebracht werden, von da zu der Blase einen Weg finden müssen, ohne zuvor mit der Blutmasse vermischt zu werden. Der Verf. fand nämlich, daß concretes blausaures Eisen-Kali zu 3 bis 3½ Grän genommen, schon nach Verlauf von 1½ Stunden in dem Harn angetroffen werde, und durch die Reaction desselben auf Eisensolutionen und die dadurch bewirkte Fällung von Berlinerblau leicht entdeckt werden könne, während im Blute durch dieses Mittel auch nicht eine Spur

dieses Salzes sich wahrnehmen lasse. — S. 155. On a Combination of Oxymuriatic Gas and Oxygen Gas. Von Humphry Davy. Durch die Behandlung von hyperoxygirt-salzsauerm Kali mit diluirter Salzsäure entdeckte D. ein bisher völlig unbekannt gewesenes elastisches Fluidum, welches von ihm wegen seiner glänzend gelben Farbe, und weil er es als eine Verbindung der Chlorine mit dem Sauerstoff ansieht, den Namen *Euchloringas* erhalten hat. Dasselbe ist insbesondere dadurch merkwürdig, daß es bey der geringsten Erhizung unter heftiger Explosion und bedeutender Vermehrung seines Volumens sich in oxygirt-salzsaueres Gas und Sauerstoffgas zerlegt. 50 Maß dieses Gases werden auf diese Weise in 40 Maß oxygirt-salzsaueres Gas und 20 Maß Sauerstoffgas zerlegt. Dieses Verhalten des neuen Gases ist in manchem Betracht den Zerlegungen des Ammoniakgases und des gasförmigen Kohlenoxyds durch Erhizen und Electricität ähnlich, und gewährt uns einen neuen Beweis für die bestimmten und regelmäßigen Veränderungen des Volumens, welche bey den Verbindungen der elastischen Flüssigkeiten statt finden, und worauf wir durch Gay-Lussac zuerst aufmerksam gemacht worden sind. Die Entdeckung des Euchloringas wird uns hoffentlich auch einen Schritt weiter bringen in der Erklärung der immer noch räthselhaften Explosionen der hyperoxygirt-salzsauern Salze bey ihrer Einwirkung auf verschiedene Combustibilen. — S. 171. On the Composition of Zeolite. Von James Smithson. Die große Uebereinstimmung des Natroliths mit dem eigentlichen Zeolithe oder dem Mesotype Hauy's in seinen physischen Eigenschaften, machten es dem Verf. wahrscheinlich, daß auch diese beiden Fossilien in ihrer Mischung nicht wesentlich von einander ver-

schieden seyn möchten. In dieser Meinung wurde der Verf. noch durch den Umstand bestärkt, daß er bey der Behandlung verschiedener Zeolithe von Staffa mit Schwefelsäure Glaubersalz erhalten hatte. Eine schöne Krystallgruppe von Mesotype pyramidées du Depart. du Puy de Dôme, welche Herr S. von Haüy zum Geschenk empfangen hatte, verschaffte ihm Gelegenheit seine Vermuthung auf dem Wege der Analyse zu bewähren. 10 Gran dieses Zeoliths fanden sich nämlich zusammengesetzt aus: 4,90 Kieselerde, 2,70 Alaunerde, 1,70 Natron und 0,95 Krystallisationswasser. Also aus denselben Bestandtheilen und in demselben Verhältnisse, wie der Natrolith nach der Angabe von Klaproth. Aber wie reimt sich hiemit die Analyse der Ferroëer Mesotyps von Pelletier, welche späterhin von Vauquelin bestätigt worden ist, zufolge welcher dieses Fossil anstatt des Natrons Kalk enthält? Der Verf. erwähnt ausdrücklich, daß er in dem Auvergnier Mesotype keinen Kalkgehalt habe auffinden können, eben so wenig wie die von Streuve zu Lausanne darin vermuthete Phosphorsäure. Sollte es daher nicht aus diesem Umstande wahrscheinlich werden, daß die so genannten Erd- und Steinarten, ebenfalls wie die Tripelsalze, bey denen wir jetzt gezwungen sind dieses anzunehmen, aus verschiedenen einzelnen binairn Verbindungen zusammengesetzt sind, und daß bey ihnen gleichfalls, wie auch bey mehreren der genannten Tripelsalze, von einer dieser binairn Verbindung der physische Character begründet wird, während die übrigen binairn Verbindungen wechseln können, ohne den physischen Character einer solchen Substanz zu verändern, sobald dieser Wechsel nur innerhalb verwandter Verbindungen-statt findet. Auf diese Weise ließe es sich auf eine befriedigende Art erklären,



warum wir in ein und demselben Fossile bald Kali, bald aber Natron und oft wiederum beide zugleich antreffen. Hierdurch möchte auch mancher andere Widerspruch wegfallen, welcher in den Angaben der Chemiker über die Mischung verschiedener hierher gehöriger Fossilien herrscht.

Part II. S. 261. An account of a vegetable wax from Brazil. Von Will. Thomas Brande. Dieses Pflanzenwachs kommt von einem unbekanntem niedrig wachsenden Baume, welcher in den nördlichsten Theilen von Brasilien, den Satthaltschaften von Rio Grande und Ceara zwischen dem 3ten und 7ten Grade nördlicher Breite angetroffen wird, und bey den Eingebornen unter den Nahmen *Carnauba* bekannt ist. Dieser Baum soll außer dem Wachs noch ein eßbares Gummi und eine andere zum Futter des Federviehs dienende Substanz liefern. Das Wachs hat in seinem rohen Zustande die Gestalt eines geößlichen Pulvers; ist blas grau gefärbt, fühlt sich sauft an, und besitzt einen angenehmen Geruch, der mit dem von frischen Heu einige Aehnlichkeit hat, aber fast gar keinen Geschmack. Durch Sieben lassen sich ungefähr gegen 40 Procent Unreinigkeiten davon scheiden, die größtentheils aus Fasern der Rinde des Baums bestehen. Uebrigens besteht es ganz aus reinem Wachs und enthält auch nicht die geringste Vermischung von Harz, wodurch es sich wesentlich von dem Wachs der Wachspalme (*Ceroxylon andicola* Humboldt) unterscheidet. Indessen weicht es in einigen seiner Eigenschaften von dem Bienenwachs und auch dem Wachs der *Myrica cerifera* L. ab. So ist es z. B. in den Alkalien unauflöslich. Die von dem Verf. damit angestellten Versuche, dasselbe sowohl für sich, als auch in Verbindung mit Bienenwachs und Talg zu Lichtern zu benutzen,

sind äußerst genügend ausgefallen. Beyläufig theilt auch der Verf. einige Erfahrungen über die Auflöslichkeit des Baumöls, Mandelöls, Leinöls und Ricinusöls in Schwefeläther und Alkohol mit, die ebenfalls beweisen, daß diese Substanzen in den genannten Menstruis nicht so unauflöslich sind, als man bisher fast durchgehends angenommen hatte. S. 337. Experiments to ascertain the state in which spirit exists in fermented Liquors: with a Table exhibiting the relative Proportion of pure Alcohol contained in several kinds of wine and some other Liquors. Von Ebendenselben. Die Versuche von Jabroni und Chapral über die Weingährung hatten es wahrscheinlich gemacht, daß das geistige Princip des Weins von dem Alkohol verschieden sey, daß in unverfälschten Weinen kein Alkohol vorkomme, und folglich der durch die Destillation aus Wein und weinartigen Flüssigkeiten geschiedene Alkohol erst durch den Proceß der Destillation aus dem weinartigen Princip dieser Flüssigkeiten gebildet werde. Diese Meinung sucht der Verf. hier durch Versuche zu widerlegen, und dagegen zu beweisen, daß das geistige Princip dieser Flüssigkeiten mit dem Alkohol ein und dieselbe Substanz sey. Durch die in einem Nachtrage zu dieser Abhandlung, welche in dem Jahrgange 1813 der Phil. Transact. P. 1. S. 82 befindlich ist, von dem Verf. bekannt gemachten Versuche, zufolge welcher es ihm mittelst neutralen essigsauren Bleys geglückt ist, die Abscheidung des Alkohols aus dem Wein ohne alle Anwendung von Wärme zu bewerkstelligen, erhält des Verf. Behauptung auch volle Bestätigung. Seitdem hat ebenfalls Gay-Lussac durch B's Versuche aufgemuntert sich mit der Untersuchung dieses Gegenstandes beschäftigt, und wir haben eine ausführliche Abhandlung darüber von diesem geschickten Chemiker in dem unter kurzem

erscheinenden dritten Bande der *Mémoires d'Arcueil* zu erwarten. Nach einem in dem 86ten Bande der *Annales de Chimie* S. 175 davon eingerückten Auszuge zu urtheilen, enthält indessen diese Abhandlung nur eine Bestätigung der Meinung Brande's über die Identität des Wein-Princips mit dem Alkohol. Auch Gay-Lussac ist es gelungen durch ein ähnliches Verfahren den Alkoholartigen Bestandtheil des Weins ohne Anwendung von Wärme von den übrigen zu trennen.

#### Berlin und Stettin.

In der Fr. Nicolaischen Buchhandlung: Ueber die Tollwuth und deren Heilung durch zweckmäßigen Gebrauch des Gauchheils (*Anagallis arvensis* L.) Eine Französische Original-Abhandlung vom Hrn. Chabert, Prof. der Thierarzneyschule zu Alfort. Für Deutsche bearbeitet und mit einer Vorrede von G. J. Sack, Prof. der Thierarzneykunde. Herausgegeben von J. C. Ribbe. 1812. 96 Seiten in Octav.

Eine durchaus treffliche und gut geschriebene Schrift, die sich sowohl durch scharfsinnige Bemerkungen als durch eine lichtvolle natürliche Darstellung und vielseitige Erfahrungen auszeichnet. Die Veranlassung dazu waren drey in dem zu Paris herausgekommenen Journal über den Ackerbau aufgeworfene Fragen, wovon die erste sich darauf bezog: ob die Section eines an der Wuth gefallenen Hundes vollkommenen Aufschluß über diese Krankheit und den ursächlichen Tod gebe? Durch die zweite Frage wollte man erfahren, ob die Wasserseuche mit der wirklichen Wuth unzertrennlich verbunden sey oder nicht, und die dritte verlangte die charakteristischen Kennzeichen, durch welche sich die stille Wuth von der eigentlichen Tollheit unterscheidet, zu wissen? Die Beantwortung fängt, wie

es auch natürlich war, bey der dritten Frage an. Zuerst führt der Verf. die Symptome der Wuth bey dem Hunde an, die vortreflich gezeichnet sind. Derjenige Wuthstoff, der dem Körper durch Ansteckung beygebracht wird, wirkt weit schneller und zerstörender, als wenn er Folge eines vorhergegangenen innern Uebels war. S. 8. Untersuchung der Cadaver. Die Obduction liefert eben so mannichfaltige und veränderliche Resultate als der Krankheitszustand selbst. S. 10. Ueber die Hundswuth bey Menschen. Eben so verschieden der Stoff dieses Uebels auf die Eingeweide des Hundes wirkt, eben so verschieden finden wir dessen Wirkungen auch bey den Menschen. S. 14. Untersuchungen menschlicher Cadaver. Ihre Verschiedenheit ist eben so auffallend als die bey Hunden. S. 22. Wasserscheue Menschen haben ihre Furcht vor dem Wasser nicht als einen unmittelbaren Widerwillen gegen dasselbe, sondern vielmehr als eine Furcht vor dem Ersticken erklärt, welche durch die große Schwierigkeit veranlaßt wird, mit welchen sie alle Flüssigkeiten hinunterschlucken. Herr Ch. hält die Wasserscheu für das sicherste Kennzeichen der Wuth und bey jedem mit dem Uebel behafteten menschlichen oder thierischen Individuum; nur mit dem Unterschied, daß dieselbe bey einem mehr, bey dem andern weniger quälend und bemerkbar ist. (In der Regel hat der Verfasser wohl recht, Rec. hat aber in seinen Erfahrungen mehrere hiervon abspringende Ausnahmen aufzuweisen, wo sowohl Hunde die an der so genannten stillen Wuth litten, als solche die von der eigentlichen Tollheit befallen waren, nicht die geringsten Spuren der Wasserscheu äußerten.) S. 27. Unterscheidungskennzeichen der eigentlichen Wuth von der stillen Tollheit. (Das räthselhafte der ganzen Krankheit mag wohl Ursache seyn, daß diese Untersuchung nicht befriedigend

genug ausgefallen ist.) S. 31. Von welcher Natur ist das Wuthgift und wie charakterisirt sich dasselbe? (Rec. hätte sehr gewünscht, daß der Verf. hier mehr seinen eignen Ideen gefolgt wäre, und sich nicht darauf beschränkt hätte, Anderer Meinungen anzuführen, die auch zum Theil widerlegt werden. Doch finden sich mitunter sehr treffende Bemerkungen.) S. 44. Von den Heilmitteln gegen die Hundswuth. Nachdem Herr Ch. viele bis dahin gegen die Wuth mit unsichern Erfolge versuchte Mittel zur Nachricht des Lesers gebracht hat, äußert er sich zuletzt, daß die Bemühungen der Thierarzneyenschule zu Charanton gelungen und in der *Anagallis arvensis* L. ein sicheres Heilmittel für diese Krankheit entdeckt worden sey. Rec. kann hier nicht unbemerkt lassen, daß sich diese Schule ein Verdienst anmaßt, worauf sie keine Ansprüche machen darf; weil der berühmte Gebrauch dieser Pflanze gegen die Tolle-Hundswuth schon alt ist, und durch den Dänischen Minister von Bernstorff zuerst nach Frankreich, und zwar auf diejenige Thierarzneyenschule kam, wo Herr Chabert damahls studierte. Darf man den Lobeserhebungen dieses Mittels vollkommen trauen, so machte es alle andere selbst die chirurgischen Hülfsmittel völlig entbehrlich. Um etwaige Zweifel an der Wirksamkeit des Gauchheils zu heben, theilt der Verf. neunzehn größtentheils von Bourgelat angestellte Beobachtungen mit, die allerdings großes Interesse erregen. Man verband das Anagallispulver zuerst mit Rochsalz und Alaun, die Wirkung fiel aber nicht der Erwartung gemäß aus; die letztern Ingredienzien wurden daher weggelassen, und statt deren setzte man, in der Absicht die unfehlbare Ausdünstung zu vermehren, flüchtiges Laugensalz zu. Die Wirksamkeit dieses Mittels, sagt der Verf., übertraf alle unsere Erwartung. Zur Bestätigung werden meh-

reré Beispiele angeführt, die hier keine Erwähnung verstaten. Rec. bezweifelt keinesweges die Richtigkeit der angestellten Versuche, setzt aber dennoch in die Unfehlbarkeit dieses Mittels, so wie daß es unter allen Umständen und in jedem Grade der Krankheit gleich möglich sey, ein großes Mißtrauen. Unter des Rec. Augen wurden mehrere Versuche mit dem Anagallispulver und dem süchtigen Kaugenßatz bey tollén Thieren gemacht; alle aber mißlangten, ohne daß das geringste bey der Behandlung versehen worden wäre. Es bedarf dieses Heilmittel noch einer allgemeineren Bewährung durch die Erfahrung, bis sich dasselbe den Ruhm zueignen kann, welcher ihm in dieser vorzüglichen Abhandlung eingeräumt wird.

In der Vorrede macht Herr Prof. Sich auf die Wichtigkeit der Materie, welche in dieser Schrift bearbeitet wird, aufmerksam, und gibt Versuche, welche auf Erforschung der Krankheit gerichtet sind, als den einzigen Weg zur Beurtheilung der anzuwendenden Präservatio- und Curatio: Mittel an. (Hieran wird Niemand zweifeln.) Zu diesen Versuchen war Hr. Prof. Willens eine eigne Anstalt zu errichten, wenn zur Unterstützung derselben genügsame Beyträge eingehen würden. Diese müssen aber leider nicht erfolgt seyn; denn noch zur Zeit ist eine solche Anlage nicht zu Stande gekommen.

### Siehe.

Hey Miller: Encyclopädie des heutigen positiven Rechts, von A. Summel. Erste Abtheilung, wissenschaftliche und historische Vorkenntnisse. 1813. 308 S. in Octav. Auch mit dem allgemeinen Titel: Encyclopädie des gesammten positiven Rechts, vierter Band erste Abtheilung.

“Die rein wissenschaftliche (in der ewigen Natur des Geistes gegründete, also nicht erst aus Erfahrung:

abstrahirte) Ansicht, ist die Grundlage und der Maßstab, nach welchem in dieser Encyclopädie, das positive Recht (als etwas bloß Zeitliches) dargestellt und beurtheilt wird. Eine nothwendige Folge dieser Ansicht ist; daß, um aus dem Standpunct der Wissenschaft entscheiden zu können, was wahrhaft positives Recht ist, vorher untersucht werden muß, was an sich, d. h. nach ewigen Vernunftgesetzen, Recht ist; weil das positive Recht, nur das durch den Zeitgeist und die endlichen Verhältnisse der Welt modifizierte ewige Recht ist. Dabey muß denn freylich auch zwischen dem was wahrhaft positives Recht ist, und dem was als solches gilt, ein Unterschied gemacht werden, da bloße Willkühr oder Gewalt, nie Recht, auch kein positives, erzeugen. Diese Darstellung weicht also schon in der Grund-Ansicht des positiven Rechts von allen bisherigen Darstellungen wesentlich darin ab, daß sie von der Vernunft, der ewigen Natur des Geistes, ausgeht, während bisher die Erfahrung (die doch nach der ewigen Natur dessen, der Erfahrung macht, sich richtet, und die also vorher ergründet werden muß) oder das wandelbare in der Zeit, zur Basis gemacht, und darüber willkürlich reflectirt wird, wodurch keine Wissenschaft, d. h. nothwendige (in der ewigen Natur des Geistes gegründete) Erkenntniß zu Stande kömmt, wie dieß z. B. in der Mathematik gefordert wird, und wie es bey allen wahren Wissenschaften seyn muß. Zwischen Wissenschaft und Wissen muß also ein Unterschied gemacht werden, da letzteres sich bloß auf die Erkenntniß die durch das Medium der Sinne, und vom zeitlichen Seyn erworben wird, sich bezieht; jene aber reine Vernunftanschauungen, die ganz unabhängig von sinnlichen Wahrnehmungen sind, fordert. Also auch in der Rechtswissenschaft muß dieselbe Nothwendigkeit und Gewisheit, wie in der Mathematik, herrschen; bey dem Wissen als Abstraction aus

Erfahrung (als dem stets wandelbaren) ist dieß nicht möglich, da die Abstraction nichts geben kann, was nicht schon in dem Object, wovon abstrahirt wird, enthalten ist." Die vorliegende erste Abtheilung besteht aus sechs Abschnitten unter folgenden Rubriken: I. Abschn. Allgemeine Einleitung. 1) Historischwissenschaftliche Ansicht des h. pos. Rechts 2) Ueber das h. pos. Recht und sein Verhältniß zur Wissenschaft. 3) Ueber die Darstellung des Rechts als Wissenschaft. II. Abschn. Historische Einleitung in die Staatsverfassung und Verwaltung Deutschlands, vom Lünoviller bis zum Presburger Frieden (Febr. 1801 bis Dec. 1805). III. Abschn. Staatsverfassung Deutschlands (in Gemäßheit des Lünoviller Friedens u. s. w.) IV. Abschn. Staatsverwaltung Deutschlands bis zum August 1806. V. Abschn. Gesetzgebung dieser Periode. VI. Abschn. Zustand des positiven Rechts als Wissenschaft und Praxis. Da in wissenschaftlicher Beziehung der erste Abschnitt der wichtigste und interessanteste ist, weil er die meisten Abweichungen von der gewöhnlichen Ansicht enthält, so theilen wir unsern Lesern folgendes zur Probe daraus mit. "Moralität und Sittlichkeit verhalten sich zum Recht, wie Inneres zum Aeußern, so daß, obgleich verschieden, doch keines wahrhaft ohne das andere ist und besteht. Zwischen dem Recht an sich, und dem positiven Recht, hat in ihrem Wesen kein Unterschied statt, denn dieses ist von jenem nur durch Limitation und Negation der Absolutheit verschieden, und so braucht das pos. Recht als Wissenschaft keinen besondern, von außen gegebenen Stoff, da das Gegebene nur die Limitation oder Negation des an sich Seyenden ist. Daraus ergibt sich dann die höchst wichtige Folge, daß das pos. Recht als Wissenschaft gar nicht erkannt werden kann, ohne daß man schon die Idee des Rechts an sich hat, wovon es die bloße Limitation der Absolutheit ist; und daß man also bey der wissenschaftlichen Darstellung des pos.



Rechts notwendig von der Idee des Rechts, als Grundlage und Maßstab der Beurtheilung, ausgehen muß, wenn die pos. Rechtswissenschaft Wahrheit und Gewißheit haben soll. Allen Systemen des positiven Rechts die durch Abstraction aus Erfahrung (dem Wandelbaren) gebildet sind, fehlt es also an einer festen Basis, auf welche das Mannigfaltige der Erfahrung gegründet werden kann; an der Wissenschaft mit welcher als dem Maßstab, das Historische mit Gewißheit beurtheilt wird." Um diesen Fehler zu entgehen, glaubte der W. von der Vernunft-Anschauung, d. h. von der Idee des Rechts an sich, ausgehen; die ewigen Gesetze des Seyns und Bestehens desselben aufzeigen, und erst alsdann zu dem zeitlichen oder pos. Recht übergehen zu müssen, weil die Vernunft überhaupt die Basis, und das Positive ihr Accidens, Zeitliches und Wandelbares, sey. Da wo die Erkenntniß durch das Medium der Sinne, als Maßstab der Vernunft-Erkentniß gebraucht werde, da sey alle Wissenschaft unmöglich; weil alsdann das Nothwendige und Ewige dem Zeitlichen und Vergänglichem untergeordnet werde. Wenn sich nun gleich der W. bemüht hat, deutlich und nach allen Rücksichten seine Ansichten zu entwickeln, so müssen sie doch denjenigen stets unverständlich seyn und bleiben, die da glauben einen Stoff der Rechtswissenschaft aus Erfahrung schöpfen zu können, und die daher nicht zugeben, daß alle Erfahrung der Art, nichts anderes als eine bestimmte Limitation oder Negation des ewig und absolutseyenden der Ideen, nicht aber einen Stoff, geben kann. Zum Beschluß müssen noch ein paar Sinnentstellende Druckfehler bemerkt werden: S. 4 steht "der Individualisirung" st. Desindividualisirung, und S. 38 Sinn st. Seyn. Die übrigen schon seit Jahren druckfertigen Abtheilungen dieses Bandes sollen, sobald die Zeitverhältnisse es erlauben, nachfolgen und das Ganze beschließen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. Stück.

Den 14. März 1814.

**Wernigerode.**

**Beiträge zur Geschichte Deutscher Gebiete und ihrer Beherrscher**, herausgegeben vom Archivar **Delius** zu Wernigerode, Correspondenten der königl. Soc der Wissenschaften zu Göttingen. Erster Band. Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes **Elbingerode**, während des Besizes der Grafen zu Stolberg. Erstes Heft, die allgemeinen Verhältnisse und die Urkunden enthaltend. 1813. Erste Abtheilung 242 S. Zweyte Abtheilung, Urkunden und Beylagen 234 S. — Auch unter dem speciellen Titel: **Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes Elbingerode auf dem Harze**, während des Besizes der Grafen zu Stolberg vom 15ten bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts; gesammelt vom Archivar **Delius** zu Wernigerode. Erstes Heft. Auf Kosten des Verf. — Die Specialgeschichten einzelner Orter oder Gegenden, wenn sie zweckmäßig bearbeitet sind, müssen für die Historiker, denen es Ernst mit ihrem Fache ist, eben so viele Aufforderungen zur Bescheidenheit, und Gegenmittel gegen den Dünkel seyn. Sie

U (2)

lernen aus ihnen, wie vieles sie noch nicht wissen, und sehen zugleich in Beispielen, wie viel dazu gehört, auch nur die Geschichte eines kleinen Flecks unserer Erde zu erforschen. Wenn aber solche Monographien zugleich einen höheren Character annehmen; wenn sie nicht bloße critische Chroniken sind; wenn vielmehr ihre Verfasser von dem Einzelnen zugleich ihre Blicke über das ganze Zeitalter, von dem sie sprechen, zu erheben wissen, so werden dadurch noch ganz andere Betrachtungen veranlaßt. Hier wird es recht klar, wie das Studium der Geschichte eigentlich erst von dem Einzelnen ausgehen, und auf diesem Wege sich zum Allgemeinen erheben sollte; wie daraus jene richtige Ansicht ganzer Zeitalter hervorgehe; und wie, wenn dieses freylich nur immer in einem beschränkten Maße möglich ist, dieß zugleich ein stilles Bekenrniß unserer Schwäche und unserer Beschränktheit sey.

Nicht leicht sind diese Betrachtungen bey uns so lebhaft aufgeregt worden, als durch das gegenwärtige Buch. Es enthält nur die Geschichte eines einzelnen Amtes, und auch diese noch nicht einmahl vollständig; aber auf eine Weise bearbeitet, daß sie dem Verfasser sofort einen ehrenvollen Platz unter den Deutschen Historikern sichert. Nach seinem eignen Ausdruck in der Vorrede, die ihn als denkenden Geschichtschreiber characterisirt, verspricht er nur Bruchstücke aus der Geschichte, nicht eine vollständige Geschichte selbst. Das liegt allerdings in der Natur eines historischen Gegenstandes, wenn derselbe, so wie hier, ganz aus Urkunden, und gleichsam im Archiv selbst, bearbeitet werden muß. Wie wäre es möglich aus diesem ein so fortlaufendes Ganzes zu geben, als vielleicht gewünscht werden könnte? Aber die schwere Kunst, nicht mehr wissen zu wollen, als man wissen kann, lernt

sich nirgends so wie hier. Sonst hatte der von dem Verf. bearbeitete Stoff auch noch den Vortheil, daß er ganz und allein der Geschichte angehörte. "Frei und ohne Rücksicht (heißt es in der Vorrede) konnte der Verfasser vorlegen, was er besaß; es gehört ja Alles einer uns fremden Vorwelt an; kein Besitzstand wird gestört, oder in der Meinung wenigstens untergraben; die Urtheile sind unbestochen durch die geheime Absicht der Vertheidigung oder Bekämpfung der über das Recht zu dieser Landschaft aufgestellten Grundsätze; unbestochen durch die Scheu, in der Beurtheilung der Handlungen der alten Herrscher, die fromme Achtung der Enkel zu verletzen. Des Hauses Stollberg jetzige Zweige stammen nicht von denen, welche das Amt verloren; auch die jüngsten Herrscher des Hauses Braunschweig sind eben so wenig von denen entsprungen, unter welchen die Rechte ihrer Vasallen untergraben wurden; — überall herrscht nur die Geschichte über die Masse von Nachrichten; nur in der Vorzeit lebt die Erzählung, nur deren Verhältnisse können und müssen festgehalten werden, wenn sie auch (vor unsern Augen) nun gänzlich untergegangen sind." Ist nun gleich die Geschichte des Verfassers nur die eines Amtes, so betrifft sie doch eine Gegend, die als zum Harze gehörig einer Bearbeitung schon deshalb werth war; noch mehr aber, weil gerade über diese Gegend ein Dunkel schwebt, das wohl nicht anders aufgeklärt werden kann, als durch solche einzelne Lichtstrahlen, die, wenn sie auch nur zunächst einen kleinen Fleck erhellen, doch zugleich Blicke auch auf einen größern Umfang zu werfen erlauben.

Die Zeiten vor dem Stollbergischen Besitz bis 1427, sind größtentheils nur eine Region der Dämmerung. Sie beginnt in den Zeiten der Sächsischen

Kaiser, noch ehe der Ort Elbingerode vorkommt, wo die umliegenden Höhen mit der Burg Bodfeld verbunden waren; wo so oft jene Kaiser wohnten, wovon aber kaum noch einige Spuren erhalten sind. Im Jahre 1008 kam diese Burg mit den umliegenden Gegenden an das Stift Gandersheim, wovon sich das Lehenrecht der Abtissin über das Amt hereschreibt. Noch vor 1125 vergab das Stift es an die Grafen von Hohenstein, welche es bis zu Anfang des 15ten Jahrhunderts besessen haben sollen; da es 1412 an einen Friedrich von Heldringen gekommen zu seyn scheint. Einzelne Besitzungen im Elbingerodischen hatten jedoch schon seit 1300 die Grafen von Blankenburg; und wurden nur 1319 mit einem Theil des Bodfeldischen Districts von Gandersheim belehnt. Die Untersuchungen über den zweifelhaften Heldringischen Besitz dürfen wir wohl als Muster der sorgfältigen Forschung anführen; so wie die nachfolgenden über den Lehensbesitz der Grafen von Wernigerode. Im Jahre 1422 aber kam es an das Haus Braunschweig; indem am 30. Nov. die Abtissin Agnes zu Gandersheim ihren Vater den Herzog Erich zu Braunschweig Grubenhagen mit dem Schloß Elwirode belehnte. Daß diese Belehnung aber nur eine so genannte Gnadenbelehnung habe seyn können, beweiset der Verf. sowohl aus der Analyse der Urkunden, als den Zeitverhältnissen. Eine Schilderung des Zustandes des Landes schließt diesen ersten Abschnitt, nebst einer Untersuchung über den Ursprung der Stadt Elbingerode; der sich auch in dem Dunkel der Vorzeit verliert. Die ältere Form des Namens ist Elvelingerode. „Heißt dieß: der ausgerodete Platz der Elbbewohner, der Albelinaer? Ist zweitens dieser Ort jenes Aluelinchor, das Pabst Innocens III. 1206 unter den

vorzüglichsten Besizungen des Sanderzheimer Stif-  
tes aufführt; und welches damahls eine Münze  
hatte? Dann könnten wir wenigstens die wirkliche  
erste Erscheinung desselben um ein volles Jahrhun-  
dert weiter hinausrücken; wozu uns die erste Er-  
wähnung eines gleichnamigen adlichen Geschlechts  
nur halb berechnigte, (die nur wenig später 1222  
fällt,) wie bestimmt sie auch das viel frühere Da-  
seyn des Orts, der den Namen hergab, andeutet,  
weil wir nicht gewiß seyn können, ob diese Ritter  
aus unserm Elbingerode entsprungen waren.'  
Wir heben diese Stelle aus als Beweis von der  
großen Vorsicht des Verfassers in Aufstellung von  
Behauptungen, und seiner Entfernung von aller  
Hypothesensucht. Der folgende Hauptabschnitt  
enthält nun die Geschichte Elbingerodes während  
des Besizes der Grafen zu Stolberg. Auch der  
Ursprung dieses Besizes liegt im Dunkeln; nur  
so viel ist gewiß, daß wenigstens 1429 die vorher  
getrennten Theile der Ämter sämtlich in ihren  
Händen vereinigt waren. Zwey Urkunden, der  
Lehnbrief Herzog Erichs von Braunschweig Grub-  
enhagen, für den Grafen Botho zu Stolberg von  
1427, und H. Otto des jüngern von 1429, (beide  
unter Nr. 3. und 5. der Beilagen von dem Verf.  
mitgetheilt,) geben davon die Beweise. Die weitem  
Schicksale des Amtes, bis es 1635 an die Herzoge  
von Celle kam, sind keines Auszuges im einzelnen  
fähig. Sie wurden vom Anfang bis zu Ende fast  
ausschließend durch die gute oder schlechte Wirth-  
schaft der Besizer bestimmt; wie denn auch die  
bereits 1584 geschehene Verpfändung an Statius  
von Münchhausen endlich den Herzogen von Celle  
die Veranlassung oder den Vorwand gab, sich in  
den Besiz des Amtes zu setzen.

Bey einer Arbeit wie die gegenwärtige, wo es Anmaßung eines Recensenten wäre, gelehrter als der Verfasser seyn zu wollen, der aus Quellen arbeitete, die jenem unzugänglich sind, werden die Leser keine Critik einzelner Meinungen, wohl aber einige Bemerkungen über den Geist des Werks von uns erwarten. Wie groß die Gewissenhaftigkeit; wir dürfen wohl sagen die ängstliche Pünctlichkeit des Verf. in seinen Angaben und Beweisen sey, wird aus dem obigen erhellen. Aber seine Arbeit erhebt sich weit über eine mit Critik geschriebene Chronik. Was zuerst jedem auffallen wird, ist die genaue allgemeinere Kunde des Zeitalters, das er beschreibt. Wer die Geschichte der Regierung Borho des Glückseligen aus dem Hause Stollberg gelesen hat, hat auch sofort ein treues Bild eines Herrn im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, der in Deutschland als guter Wirth seine Besitzungen verwaltete: wie es dagegen die schlechten Wirthe trieben, lehrt leider! der größere Theil des Buchs. Was wir ferner nicht unbeachtet lassen dürfen, ist der Reichthum practischer Bemerkungen, die der Verf. als Resultate seiner historischen Studien so oft einstreut; und welche, indem sie plötzlich den Geist von dem oft kleinlichen Einzelnen zu großen Ansichten erheben, auch dem Werke des Verf. den kleinlichen Character benehmen, der ihm nach der Natur des Stoffes fast nothwendig schien eigen seyn zu müssen. Aber was wir noch höher als dieß anschlagen, ist das Gemüth und der edle Sinn, der sich allenthalben ausspricht. Besonders jener unbestechliche Sinn für Recht und Unrecht; und die Wärme des Gefühls, die auch den Leser nicht kalt läßt. Was dürften wir nicht von dem Schriftsteller, der der Geschichte eines einzelnen Amtes einen solchen höhern Character zu geben wußte,

erwarten, wenn es ihm gefallen sollte, einen umfassenden Gegenstand der Deutschen Geschichte zu bearbeiten? Dann würde auch der, oft etwas schwerfällige Periodenbau, der besonders durch zu häufige Parenthesen dieß wird, einen leichtern Gang annehmen.

Die zweyte Abtheilung enthält in 95 Numern die Urkunden, vier Beylagen und eine Geschlechts-tafel der Grafen zu Stollberg, Besizer von Elbinggerode. Die Urkunden bestehen größtentheils aus Lehenbriefen; die älteste ist aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts (zwischen 1303 und 1324). Die Urkunden sind, bis auf ein Paar, sämmtlich ungedruckt; die Beylagen enthalten statistische Data.

Dieser Band enthält die allgemeinen Verhältnisse. Der zweyte soll die besondern innern Verhältnisse darlegen. Der Verf. hat den Inhalt davon schon angegeben; und wenn wir sagen, daß außer der Verfassung, Abgabewesen, Landeshoheit ic. ganz besonders die Geschichte des Bergbaues, des Hüttenwesens und Forstwesens ihre Aufklärung finden werden, so kündigen wir hier für die Geschichte des Harzes einen so wichtigen Beitrag an, daß er keiner weitern Empfehlung bedürfen wird. Der würdige Verfasser hat laut des Titels diesen ersten Theil in ungünstigen Zeiten auf seine Kosten drucken lassen (das vermag der Enthusiasmus für die Wissenschaft!). Möge die Aufmunterung des Publicums zum Druck des zweyten dafür sein Lohn seyn!

### Wien.

Wey Kaufuß und Armbruster: Beschreibung eines Dendrometers oder Baummessers, mittelst welchem man nicht nur die Höhe und jeden beliebigen Durchmesser eines gerade stehenden,



sondern auch die Länge und jeden gegebenen Durchmesser eines wie immer schief oder krumm gewachsenen Baumes sowohl, als auch die Länge und die Durchmesser der Aeste desselben, folglich die Kubicmasse der Bäume möglichst genau zu bestimmen im Stande ist, nebst der Anweisung zum Gebrauche desselben, von *Georg Winkler*, Prof. der Mathematik am K. K. Forstlehrinstitute zu Purkersdorf bey Wien. 1812. 56 Seiten in Octav und 1 Kupfertafel.

Unter den vielen hieher gehörigen Werkzeugen mag das von dem Verf. angegebene immer auch seinen Platz behaupten. Wenn man indessen bey einem Werkzeuge dieser Art die möglichste Einfachheit, und Wohlfeilheit beabsichtigt, so möchten wir eben nicht behaupten, daß das von dem Verf. angegebene diesen Zwecken entspräche. Es ist ein völliger Winkelmesser, mit Niveau, Vernier und was sonst dazu gehört, nur daß der eingetheilte Rand nicht über 70 Grade faßt, weil dieß wohl für Erhöhungswinkel von Baumstämmen hinreicht, und auf der dioptrischen Regel ein ziemlich excentrisches Visir angebracht ist. Diese Regel führt zugleich eine Vorrichtung, daß wenn man nach dem obern Ende eines Stammes hinvisirt, um den Erhöhungswinkel auf dem Gradbogen abzulesen, zugleich der scheinbare Durchmesser des Stammes vermittelst einer Art von Micrometerschraube abgefaßt werden kann. — Bey dem gewöhnlichen Gebrauche der Dendrometer verlangt man, daß die Höhe und Dicke eines Baumstammes, wo möglich auf dem Werkzeuge selbst angegeben werden können. Bey dem gegenwärtigen ist ungeachtet einer beygefügtten Tabelle, noch immer mehr Rechnung nöthig, als eigentlich dem Forstmanne angenehm seyn möchte.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. u. 45. St.

Den 17. März 1814.

London.

Philosophical Transactions for 1811 und for 1812. (s. oben Stück 22.)

Nun die zur Arzneywissenschaft und Naturgeschichte gehörigen Abhandlungen. — Erst aus dem Jahrgang 1811. Die dießjährige Croonian Lecture lieferte Herr Brodie. (— Ein Wort zum Verständniß jenes so oft vorkommenden Ausdrucks ist wohl für manche Leser nicht überflüssig. Der 1684 verstorbene Dr. Croone oder, wie er sich auch schrieb, Croone, hatte der Londner Societät gleich im ersten Decennium nach ihrer Stiftung nicht nur selbst in ein Paar Aufsätzen eine Theorie der Muskelbewegung mitgetheilt, sondern war auch Willens der Gesellschaft ein Legat zu vermachen, wofür alljährlich eine Vorlesung über eben diesen schwierigen Gegenstand gehalten werden sollte. Er starb darüber, aber seine Witwe, die Sir Edwin Sadleir heirathete, hat es ausgeführt, daher das Vermächtniß auch den Namen der Lady Sadleir, so wie die Vorlesung den der Croonian Lecture führt. —) Sie handelt dießmahl vom

F (2)

Einfluß des Hirns auf die Bewegung des Herzens und auf die Erzeugung der thierischen Wärme, nach Vivisectionen von Hunden und Caninchen, denen Hr Br den Genicksang zwischen dem Hinterhauptbeine und dem Atlas gegeben. (— Da wo schon Hasdrubal seine Carthaginienser die wüthig gewordenen Elephanten im Augenblick [celerrima via mortis wie sich Livius darüber ausdrückt] zu tödten lehrte; — wo neuerlich Lorry den Centralpunct des Lebens und Sitz der Seele suchte; — und wo jetzt nach der berühmten Motion des Bischofs von Durham die Englischen Schlächter ihre Ochsen aufschmerzloseste abstechen. —) Er folgert daraus: 1) der Einfluß des Hirns sey zur Bewegung des Herzens nicht unmittelbar nothwendig; 2) wenn das Hirn vom Rumpfe getrennt worden, so steht das Herz nur deshalb stille, weil das Athemholen dadurch unterbrochen wird; und wenn man hingegen dieß durch einen angebrachten Blasebalg (— wie in Rob. Hoot's Versuch —) künstlicher Weise fortsetzt, so dauert auch der Blutumlauf fort; 3) wenn der Einfluß des Hirns abgeschnitten worden, so scheint die Absonderung des Harns zu cessiren, und es wird keine thierische Wärme erzeugt, ungeachtet Athemholen und Blutumlauf ihren Fortgang behalten und der gewöhnliche Farbenwechsel des Bluts in den Lungen erfolgt; und 4) wenn die eingeathmete Luft kälter ist als die natürliche Temperatur des Thiers, so bewirkt dann das Athmen keine Erzeugung, sondern Verminderung der thierischen Wärme.

Dr. Parry der ältere zu Bath (— der verdienstvolle Verf. der Werke über die so genannte Brustbräune und über die durch ihn selbst bewirkte Veredlung der Englischen Wolle zur Güte der Spanischen —) von einer Nervenkrankheit, die durch äußern

Druck auf die Carotiden gehoben worden. Belesene Aerzte werden wissen, daß der Verf. schon vor etlichen und 20 Jahren in den Abhandlungen der medicinischen Gesellschaft zu London die zum Bewundern schnelle, leichte und glückliche Hülfe bekannt gemacht, die ein solcher Druck bey gewissen Arten von Nervenzufällen, wie z. B. in mancher Migraine, Schwindel, Wahnsinn, Convulsionen, Starrsucht 2c. leistet; und er gibt nun in dem vor uns liegenden Aufsatz, bey Gelegenheit eines Falles, wo in langwierigen krampfhaften Zufällen, zumahl der linken Extremitäten, die Compression des gemeinschaftlichen Stammes der rechten Kopfschlagader wohlthätig gewesen war, scharfsinnige physiologische Erklärungen über die Congestion des Bluts nach dem Kopfe als häufigster Ursache der gedachten Zufälle, so wie über die mit Decussation der Nerven sich reimende Wirkung des einseitigen Drucks in dem erwähnten Fall u. dergl. m.

Hrn. Home's Versuche zumahl an Hunden (— die Linné im Natursystem wohl mit Recht *anatomicorum victimas* und zwar namentlich in *sanguinis circulatione, vasis lacteis &c.* nannte —) zum Erweise, daß Flüssigkeiten geraden Wegs aus dem Magen in den Blutlauf, und von da in die Zellen der Milz, in die Gallen- und Harnblase gelangen, ohne durch die Milchsaftsröhre zu gehen. Diesen neuern Versuchen zu Folge nimmt er also auch seine vorige Meinung zurück, als ob die Milz dazu bestimmt sey, das Getränk unmittelbar aus dem obern Theile des Magens aufzunehmen; (— wogegen auch schon in der 3ten Ausgabe von Hofr. Blumenbach's *institut. physiologic. Erinnerungen* gemacht worden —); und hält sie nun vielmehr für ein *secernirendes Organ*, welchem ausnehmend große nach der Milchsaftsröhre lau-

fende lymphatische Gefäße statt Ausführungsganges dienen.

Wiederum von Hrn. Brodie Versuche und Beobachtungen über die verschiedene Weise wie gewisse vegetabilische Gifte den Tod verursachen, je nachdem sie entweder auf die Schleimhaut der Zunge, des Magens und Mastdarms oder aber in frische Wunden angebracht worden. Vergleichung der Wirkung von Alcohol und geistigen Getränken in den Magen gebracht mit der von gewaltsamer Erschütterung des Hirns oder Druck auf dasselbe. Herr Br. bezweifelt, daß diese geistigen Flüssigkeiten ins Blut übergehen, sondern schreibt ihre Wirkung aufs Hirn dem Nervenconsens zu. (— Aber Beobachtungen jenes Ueberganges s. in unserm sel. Dr. Albrecht's Göttingischen Preisschrift: *Recensus alimentorum et medicaminum quibus ingressus in systema vasorum sanguiferorum aut concessus a natura, aut negatus sit*, S. 33 u. f. —) Ein Tropfe flüchtiges Bittermandelöhl einer jungen Kage auf die Zunge gebracht, tödete das Thier in fünf Minuten; schneller als wenn es durch eine Fleischwunde beigebracht ward. Mancherley andere Versuche mit dem Saft von Eisenhutblättern, Tabaksaufguß, brenzlichem Tabaksöhl, auch den beiderley berühmten Pfeilgiften, dem Wurara aus Guyana und dem Upas Antiar aus Java. — Alcohol, das flüchtige Mandelöhl, der Napellsaft, das emphyreumatische Tabaksöhl und das Wuraragift, zerstören geradezu die Function des Hirns und tödten durch die Hemmung des von demselben abhängigen Athemholens; Tabaksaufguß hingegen und Upas Antiar hemmen den Blutumlauf, indem sie das Herz selbst gegen den Blutreiz unempänglich machen. In manchen Fällen von jener Art Vergiftung lasse sich also von künstlich bewirktem Athemholen Hülfe erwarten.

Herr **T. A. Knight** (von welchem schon die vorigen Jahrgänge treffliche Beiträge zur Pflanzenphysiologie enthalten) über die Ursachen, wodurch die Richtung bey dem Wachsthum der Pflanzenwurzeln bestimmt wird. Mancherley scharfsinnige Versuche, größtentheils freylich zur Widerlegung derjenigen Physiologen, die den Pflanzen Empfindung, Vorstellung, Instinct u. s. w. zuschreiben, und dieß namentlich aus vorgeblichen Beobachtungen über die Art beweisen wollten, wie sich die Wurzeln nach Stoffen die ihnen zuträglich sind, hinzuziehen, sich hingegen von schädlichen zu entfernen scheinen.

Herr **Jac. Macartney** über das bleibende kleine Anhängsel (diverticulum) am dünnen Darne von Vögeln, an der Stelle wo derselbe bey dem befruchteten Thiere im Eye mit dem ductus vitello-intestinalis zusammenhing. Die Verschiedenheiten dieses Anhängsels bey mancherley Gattungen. Bey der Heerschnecke übertrifft seine Länge der Blinddärme ihre. Der Drey aus den Därmen tritt nicht hinein; vielmehr scheint es Schleim abzusondern.

Im Jahrgang 1812 berichtet **Dr. Wollaston** die Bestimmung der bisher für gleichwinklich gehaltenen primitiven Rhomboeder des Kalkspaths, Bitterspats und Spatheisensteins. Der Winkel der bey ersterem  $105^{\circ} 5'$  beträgt, ist bey dem zweyten von  $106\frac{1}{2}^{\circ}$ , und bey dem dritten nahe an  $107^{\circ}$ .

Herr **Some** über den Antheil, welchen die Bewegung der Rippen am Kriechen der Schlangen hat, mit genauer Beschreibung und Abbildung des dazu gehörigen Muskelapparats.

Von **Hrn. Brodie** fernere Versuche über die Wirkungsart von Giften auf den thierischen Organismus; und zwar dießmahl meist von den heftig-

sien Mineralischen. — Bey Thieren durch Arsenik getödtet zeigte sich weder im Schlunde noch im Oesophagus Entzündung; wohl aber im Magen. Aber auch diese konnte nicht von der unmittelbaren Einwirkung dieses Giftes auf die Magenhäute herühren, noch auch Ursache des Todes seyn. Sie zeigt sich daselbst gerade am stärksten, wenn daselbe durch Wunden beygebracht worden war. — Bey Thieren die durch salzsaure Schwererde vergiftet worden, wirkt dieselbe hauptsächlich aufs Hirn, und nächstem auch aufs Herz. — Daselbe scheint auch der Fall bey Vergiftung durch Brechweinstein, er mag nun in den Magen oder in Wunden gebracht seyn. — Alle drey genannte Gifte wirken nicht eher tödtlich als bis sie ins Circulationsystem übergegangen sind. — Hingegen ägender Sublimat in Menge innerlich genommen, tödtet durch chemische Wirkung auf die Schleimhaut des Magens die dadurch zerstört und die zum Leben unmittelbar nothwendigen Organe consensuell dadurch afficirt worden.

Wiederum Herr Knight über die Bewegung der Gabeln und Ranken an Pflanzen, die von manchem Naturforschern auch einer Art von Empfindung oder Vorstellung ic. hat zugeschrieben werden wollen. Er zeigt durch seine an Ephen, Weinstock, an Erbsen und der *ampelopsis quinquefolia* angestellten Versuche, wie sich diese Bewegungen als nothwendige Folge von Wirkung des Lichts oder aber von Druck benachbarter Körper erklären lassen.

Hrn. Brodie's fernere äußerst genaue und scharfsinnige Versuche und Beobachtungen zum evidenten Erweise des Einflusses, welchen das Hirn auf die Erzeugung der thierischen Wärme hat, — "that the temperature of warm-blooded animals is considerably under the influence of the nervous system" u. s. w. (— Ganz das gleiche hatte Hofr.

Blumenbach vor 27 Jahren in seinem *Specimen physiologiae comparatae inter avimantia alidi et frigidi sanguinis* im VIII. Bande der Societäts-Commentationen behauptet; woegen ihm anfangs allerhand, theils gar curiose Einwendungen gemacht werden wollten. —)

Herr Home über den verschiedenen Bau und Lage der zur Auflösung des Futters bestimmten Drüsen (the solvent Glands) in den Verdauungswerkzeugen der Vögel, (— eigentlich in ihrem Vormagen, proventriculus oder bulbus glandulosus —) in Gemäßheit ihrer Nahrungs- und Lebensweise. — Beyläufig auch viel interessantes über den Kropf und den eigentlichen Magen. Alles durch treffliche Kupfer erläutert.

### Paris.

Ben Longchamps und Duiffon, 1813: *Correspondance Littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain d'Allemagne depuis 1753 jusqu'en 1769, par le Baron de Grimm et par Diderot, Première Partie.* Sechs Bände in groß Octav, von bald mehr, bald weniger als sechshalb hundert Seiten.

Eine Erscheinung, die vermuthlich sobald nicht wieder statt finden wird: critische Blätter nämlich, die mehr als 50 Jahr alte Histörchen und Erzeugnisse betrafen, so viel Beyfall einernten zu sehen, daß man sich gar nicht daran satt lesen zu können scheint, und die Verleger, denen so was freylich sehr erwünscht seyn muß, bis an die Quelle des Pactolus zurückschreiten durften! Daher die Benennung Première Partie; nachdem eine zweyte und dritte bekanntlich doch vor länger als Jahr und Tag schon zum Vorschein gekommen waren, und von 1770



bis 1790 sich erstreckt hatten. Daß der Herausgeber dieser so genannten ersten Abtheilung im Vorberichte nicht unterläßt, den in seinen Augen nicht geringern Werth derselben auf jede Art bemerklich zu machen, versteht sich von selbst; und wer die hierzu nöthige Muffe gewann, wird seine aufs-Durchblättern der sechs neuesten Bände verwendete Beharrlichkeit auch eben nicht zu bereuen haben. Bey dem Allen hätte der Herausgeber über Manches doch sich deutlicher und bestimmter ausdrücken sollen: gleich z. B. auf der ersten Seite, wo er mit dürren Worten hinwirft, Hr. v. Gr. sey keineswegs der erste und damahls einzige gewesen, der diese literarische Correspondenz mit auswärtigen Fürsten geführt, sondern schon Abbe Raynal habe das gleiche gethan, und erst im Jahre 1755 dieses Geschäft an jenen abgetreten. Dieser Nachricht zu Folge sollte man glauben, daß was bis zu gedachtem Jahre hier vor uns lieg, aus keiner andern als des Abbe's Feder geflossen sey; da doch Alles der Grimm'schen Darstellungsart, wie ein Ey dem andern ähnlich bleibt, und höchstens ein paar auf Handel und Geschäfte Bezug habende Aufsätze nach der bekannten Redseligkeit dieses Schriftstellers schmecken. Gleich das erste hier beurtheilte Buch sind seine längst vergessenen *Anecdotes historiques, militaires et politiques de l'Europe &c.* die zwar nicht gerade zu verspottet, doch aber so wenig geschont werden, daß, wenn der über die Masse reizbare K. etwas davon gewußt, er unserm Landsmann wohl schwerlich den kritischen Scepter oder Mantel würde abgetreten haben. Noch mehr! Schon S. 106 des ersten Bandes wird das sophistische Buch *de l'Interprétation de la nature* mit voller Bocke angepriesen, es auswendig zu lernen empfohlen, und Diderot am Ende als Verfasser genannt. Hier nun macht der Heraus-

geber die sonderbare Anmerkung, daß Hr. v. Gr. sich diese Nomenclatur füglich hätte ersparen können; weil aus so lobrednerischer Anzeige schon zur Genüge erhelle, daß Niemand anders als der vertraueste Freund des Critikers, nämlich Widerot selbst, Verfasser eines Buchs seyn könne, das übrigens von seinem Credit seitdem sehr viel verloren habe. Wie verträgt dieß sich mit der früher ertheilten Nachricht, daß Gr. ungleich später erst die Führung des Briefwechsels übernommen gehabt? Nur eins noch! Mit Recht gibt der Herausgeber es als die vorzüglichste Empfehlung des oder der Berichterstatter an, daß solche der Erlaubniß frey von der Leber weg zu urtheilen auch wirklich ohne Rücksicht sich bedient hätten; wenn er indeß hinzusetzt, daß Hr. v. Gr. und seine Mitarbeiter ne songeaint point à *éclairer le public*, so ist dieß ein sehr unschicklicher Ausdruck; denn auch die eine Zeitsang handschriftlich gebliebene, und nicht an einen Fürstenhof allein gerichtete Correspondenz hatte ja, wenn gleich nicht das Pariser, doch auch ihr Publicum; und dieses werden die Briefsteller, au lieu de l'éclairer, doch nimmermehr haben irreführen, oder gar verfinstern wollen! Auch mit der von unabhängiger Lage zu erwartenden Parteylosigkeit sieht es mit unter etwas zweydeutig aus. So lange der Beurtheiler die Herren Autoren nur aus ihren Schriften kannte, blieb das non quis sed quid so ziemlich seine Richtschnur; da jedoch seine persönlichen Bekanntschaften sich täglich mehrten, so geriethen der Geradsinn und der gute Geschmack des Landsmanns bald genug in Verlegenheiten, wo er der leidigen Wahrheit zwar nie ganz den Rücken zugehrt, die Pillen aber, wozu er nothgedrungen dann und wann greifen muß, so reichlich vergoldet, daß man am Ende nicht weiß, ob er gelobt oder getadelt hat. Wo zu jenem sich gar kein Anlaß finden

will, weiß er doch immer durch witzige Einfälle, unerwartete Wendungen, Opymora wohl auch und eingestreute Anekdötchen den Leser bey guter Laune zu erhalten.

In Hinsicht auf die Gegenstände dieser neuesten, oder wenn man will, ältesten sechs Bände, hat es damit, wie natürlich, eben die Bewandniß, wie mit ihren zehn Vorgängern; wovon das 115. und 159. Stück unsrer vorjährigen Anzeigen, so weit ein solcher Wald von Einzelheiten es erlaubte, Begriff zu geben versucht haben. Darüber, daß in diesem jüngsten Anfluge ungleich weniger Räthsel, Charaden, Logogryphe und überhaupt poetische Ländeleien sich darbieten, wird man hoffentlich am geschwindesten sich trösten; auch wird schwerlich Jemand wahrzunehmen glauben, daß man einen noch jungen, seines Berufs noch nicht gewissen Kunst-richter sprechen höre; denn was an erschöpfender Umsicht ihm hier und da etwa noch fehlt, wird durch eine Wärme und Lebhaftigkeit ersetzt, die so selten der Antheil späterer Jahre, und doch nirgend zu entbehren sind! Ob eine durchweg sich rein erhaltende Sprachcorrectheit, die vor den Pariser Aristarchen (denn bekanntlich hat in Frankreich die Provinz hierüber keine Stimme) wenigstens den spätern Vorträgen des Hrn. v. Gc. gern oder ungern zugestanden wird, auch seinen frühern nachzurühmen sey, muß ein Ausländer schon deßhalb unerörtert lassen, weil, wie eben so bekannt, die Sprachcensoren der Hauptstadt über diese Correctheit, ohne welche es für dasige Autoren kein Heil gibt, mit unerbittlicher, oft ganz unbarmherziger Strenge wachen und absprechen. Unser Landsmann selber war von der Unentbehrlichkeit dieses, dem Nichtpariser kaum erreichbaren Atticism — *sit venia verbo!* — so früh schon und innig durchdrungen, daß er den Schriftea

mehr als eines für trefflich anerkannten Gelehrten nichts weiter noch zu wünschen weiß, als daß ihre Verfasser ein paar Jahre nur zu Paris gelebt haben möchten!! Nur komme man und wage es den Einfluß einer jedem Meisterwerke erst das Siegel der Vollkommenheit ausdrückenden Hauptstadt noch einen Augenblick zu bezweifeln!

Wodurch übrigens der vom Jahre 1753 an hier behandelte Zeitraum für das Studium Französischer Litteraturgeschichte anziehender als mancher spätere wird, ist der Umstand, daß mehrere in der Folge berühmt genug gewordene Köpfe, wie D'Alembert, Diderot, J. J. Rousseau, Marmontel, Piron, Bernis, Delille, Collé, Selverius, Beaumarchais (denn nur in der Correspondenz aufgeführter Namen darf hier erwähnt werden) damahls ihre Flügel versuchten, und dieß mit einem Erfolge, der sie zu höhern Anstrengungen allerdings ermuntern konnte. Andere Schriftsteller, z. B. Voltaire, Buffon, Montesquieu, Thomas, Duclos, hatten ihren Ruhm bereits gesichert, und bloß dafür zu sorgen ihn nicht wieder zu verlieren, die Herren mochten fortfahren zu schreiben oder nicht; und in dieser Gewandtheit die Pariser Schöngeliker fort-dauernd im Anstaunen, oder wohl auch Augaffen nur zu erhalten, lief bekanntlich Voltaire allen seinen Mitbewerbern den Preis ab. Freylich kam auch aus seiner Feder manches zum Vorschein, was Deutschem Geradsinne wenig behagen wollte, und worüber auch Herr v. Gr. nicht anstand, seine Bedenklichkeiten zu äußern; dennoch blieb er im Ganzen genommen sein erklärter Bewunderer; wozu der Umstand wohl mit gewirkt haben mag, daß B. von Zeit zu Zeit ihn selbst mit Schmeicheleyen beehrte! Daß noch eine Classe von Schriftstellern, die bey aller Anstrengung es doch nie zu fester Celebrität bringen

konnten, wie z. B. die Dorat, Lemierre, Belloy, St Lambert, Pezay, Batteur, Linguet, de la Bletterie, Gaillard, Condorcet, Morellet, oder die Damen du Bocage, Riccoboni, de Beaumont u. die bey weitem zahlreichste wurde, und über deren Producte sich die Laune des Künstrichers mit der wenigsten Schonung ergoß, kann man sich vorstellen. Am härtesten aber werden die Gegner der ihr Haupt schon dreister erhebenden allerneuesten Philosophie abgefertigt, und über diesen Gegenstand läßt er oft genug eine kaum verzeihliche Einseitigkeit sich zu Schulden kommen. Eine nicht minder zu tadelnde gegen den zu Fernay frenlich sehr übel angeschriebnen Jeron, der an Wiß, Geschmack und Correctheit des Styls doch keinem der damahls ihr Amt ausübenden Aristarchen nachstand. Daß auch La Harpe unserm Correspondenten über lang oder kurz im Wege stehen würde, muß dieser sehr früh geahnt haben; weil er gleich an den ersten Erzeugnissen desselben zum Splitterrichter wird, und persönliche Abneigung bereits nicht selten durchschimmert. Wie mißlich es übrigens mit jeder nicht auf wesentliches, lange hin wirkendes Verdienst sich gründenden Verühmtheit stehe, erbhellet abermahls aus der Art und Weise, wie die Voltaire, Rousseau, D' Alembert, Diderot, Thomas u. jetzt in den gelesensten, und also doch die öffentliche Meinung auf ihrer Seite habenden Pariser Tagesblättern behandelt werden. Hier scheint man in Herabwürdigung dieser ehemahligen Abgötter wie zu wetteifern, und läßt die noch übrigen Anbeter derselben gar nicht mehr zu Worte kommen. *Tantum est in rebus inane!*

Was endlich die Lage der öffentlichen Angelegenheiten, Sittenstimmung, und die übrigen Eigenheiten jenes Zeitraums betrifft, so boten solche

dem Correspondenten Stoff genug seine durchlauchtigen Leser und deren Hofstaat bald scherzhaft, bald in vollem Ernst zu unterhalten. So brachte z. B. — denn woher Raum Alles anzugeben? — die Einführung Italiänischer Musik in der großen Hauptstadt (die unser Landsmann doch etwas zu freigebig mit 800000 Inwohnern bevölkert, da sie deren schwerlich mehr als drey Viertel je gezählt hat) eine solche Erschütterung hervor, daß die gerade damahls gleichfalls erfolgte Verweisung des Pariser Parlaments wenig oder gar keinen Eindruck machte, und Spottvögel diese Geschmacksrevolution für ein dem Publico bengebrachtes Gegengift wider die etwas ernsthaftere politische erklärten. Bekanntlich hatte unser Landsmann in diesem musicalischen Handgemenge selbst Partey genommen, gegen die Französische Amphione sich aufgelehnt, und in seinem Petit prophète de Bohmischbroda, so wie in andern Flugblättern, als angehender Schriftsteller mit einem Beyfalle sich gezeigt, der seiner Eigenliebe allerdings schmeicheln mußte; weßhalb er denn über diese Erstlingsgeburten auch später noch, was man ihm gern zu gut halten wird, dann und wann ein Wörtchen fallen läßt; wie denn selbst Voltaire mit mon cher prophète in seinen Briefen ihn zu begrüßen pflegte. — Ferner waren die damahls sich verbreitende Pockenimpfung, der bevorstehende Sturz des Jesuitenordens, die ihr heillofes Spiel treibenden Convulsionnaire, der siebenjährige Krieg, die Mißhelligkeiten zwischen Staat und Kirche, die Schwierigkeiten die es bey dem Abdruck der so berühmten Encyclopädie zu bekämpfen gab, die Cabalen auf Theatern und in Academien u. dergleichen Gegenstände, worüber eine gut unterrichtete und gewandte Feder genug zu sagen hatte: solchen Lesern nämlich, die doch wissen wollten,

wie es mit den Herrlichkeiten der gefeyerten Hauptstadt eigentlich beschaffen wäre?

An Lückenbüßern indeß und solchen Aufsätzen die einer übeln, auch wohl überströmend-späßhaften Laune ihr Daseyn zu danken haben, fehlt es ebenfalls nicht. Unter dergleichen gehört unstreitig die gleich im ersten Bande befindliche, nicht weniger als 15 S. kostende Mystification eines armen Dorfpfarrers in der Nachbarschaft von Paris, der sich einbildete, kein schlechterer Dramatiker als Corneille oder Racine zu seyn, ein Trauerspiel David und Bethsabée zu Markt brachte, und darüber von der Zollbach'schen Clique aufs unbarmherzigste perfißiert wurde. — Oder die nicht kürzere Abhandlung im sechsten Bande über die zu insignes forfaits littéraires hier gestempelten Sprachschneider und Ungereimtheiten des Abbé de la Blottière; dessen Leben Kaiser Julians und andere Producte freylich auch dießseits des Rheins ehemals Leser und Lobredner fand; überall doch mit Fug und Recht nunmehr vergessen sind. Die mit unter ungebührlich langen Theatercritiken, solcher Stücke besonders, die sich gar nicht auf der Bühne behaupten konnten, wird ohne Zweifel auch der geduldigste Leser ohne weiters zu Paris wie anderwärts überschlagen: wer anders aber ist an so unnützer Aufbewahrung Schuld als der Herausgeber selbst? der doch besser hätte unterscheiden sollen, was vor 50 und mehr Jahren mit einiger Theilnahme sich lesen ließ, jetzt aber für In- und Ausland alles Interesse verloren hat. Für die Sicherheit seiner Beurtheilungskraft möchte es überhaupt schwer halten Bürgen zu finden; und bey dem so großen, — wie er abermahls wiederholt — noch zu sichten übrig gebliebenen Handschriften-Vorrath bleibt es um so mehr zu bedauern, daß solche Niemanden in die Hände ge-

fallen, der sich besser darauf verstand quid distent aera lupinis; denn unter jene gehören doch gewiß nicht, die oft am unrichtigen Ort eingeschalteten viele Duzende an Gr und Andere von Voltaire geschriebene Briefe und Briefchen; theils sind solche ganz unbedeutenden Inhalts, theils voller Auspielungen zu deren Verständniß man erst den Schlüssel haben müßte; der aber hier fehlt.

Auch in dieser Lieferung figurirt, wie man gesehen, Diderot auf dem Titelblatte. Ein paar Duzend Aufsätze seiner Feder stehen freylich darin, und das mit ausdrücklicher Angabe seines Namens; auch mag Manches über bildende Künste, Theater, Moral, Politik, wo seine nicht selten eccentriche Ansicht der Dinge durchblickt, ihn zum Verfasser haben; seines Freundes Stelle jedoch vertritt er erst in der zweyten Hälfte des letzten Bandes, als dieser im Jahre 1769 eine Reise nach Deutschland unternahm; bey seiner Zurückkunft indeß Manches zu ergänzen oder zu modificieren fand; was mit Unterscheidungszeichen versehen hier gleichfalls beygebracht wird. Daß Schriften und Erscheinungen aus höhern Wissenschaften und den sie anwendenden Künsten sich nur selten beurtheilt finden und ihr Daseyn bloß angezeigt wird, ist, wie bereits gemeldet, auch in den frühern Abtheilungen der Fall gewesen. Wer aber zu erfahren neugierig ist, wie unser eigener Landsmann von ins Französische übersetzten Schriften eines Klopstocks, Lessings, Zachariäs, Schöneichs und Andreer geurtheilt; mag sich darnach umsehen, und, wenn er will, sich darüber lustig machen. Lehrreicher schon der kleine Aufsatz S. 139 im sechsten Bande, wo über die großen Schwierigkeiten etwas in eine so ängstlich umschränkte Sprache wie die Französische überzutragen, und dieß aus eigener Erfahrung vermuth-



sich geklagt wird. Nur Suber dem Vater gesteht er noch Uebersetzungstalent zu; ohne Einschränkung jedoch auch nicht. — Wie sauer Herr v. Gr. es sich werden ließ, die Verdienste Diderot's um das so genannte bürgerliche Drama recht anschaulich zu machen, kann man sich kaum vorstellen; und der Erfolg davon? Daß die Pariser diese Diderot'schen Meisterstücke gar nicht mehr sehen wollen!

Allein es ist Zeit von unsern sechs zehn Bänden einmahl förmlich Abschied zu nehmen. Kein Zweifel, daß, auf die Hälfte zurückgebracht, das Werk um so brauchbarer geworden und noch lange geblieben wäre. Wenn das Ganze, wie es da liegt, dennoch so viele Leser besonders in Frankreich fand, so lag dieses in einem Umstande, den man bey Anzeige der mittlern Abtheilung nur von weitem andeutete, jetzt aber wohl unbedenklich aussprechen darf. Die Mitgift des so bändereichen Werks war nämlich keine andere als jene hohe Freymüthigkeit, womit die Berichterstatter über Alles ihre Meinung äußern durften, und mit Ausnahme ihrer nächsten Umgebungen versteht sich, auch wirklich Niemand schonten. So was war in den neuesten Schreibernen dieser Art nicht mehr anzutreffen; und wie Manches mag die Correspondenz noch in der Handschrift enthalten, dessen Abdruck nicht verstatet worden; weil man nämlich auf mehr als einen Carton stößt; und dieß bey Gegenständen, die vermuthen lassen, daß manches Curiosum dem Auge des Lesers doch hat müssen entzogen werden! Jetzt freylich wird die Neugier der mit so starker Selbstgefälligkeit sich für Capitale du monde erklart habenden Hauptstadt wohl auf andere Dinge gerichtet seyn!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück.

Den 19. März 1814.

Göttingen.

Bei Heinrich Dieterich: Sammlung einiger wichtigen Actenstücke, welche sich aus der Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen herzs schreiben, und die zur anhebenden Gesetzgebung in finanzieller Rücksicht, sowohl im Allgemeinen für alle diejenigen Provinzen, welche dazu gehörten, als insonderheit in Ansehung des Kurfürstenthums Hessen = Cassel dienen möchten. Von dem ehemaligen Präfecten des Merre-Departements und Staats-Rathe Friedrich Ludwig von Berlepsch. Prüfet Alles und das Gute behaltet. 1 Theil. 5, 21. 1814. 202 Seiten in Octav.

Auch wir sind der Meinung, daß Actenstücke, wodurch das Westphälische Steuerwesen mit Sachkenntniß, Gründlichkeit und sine ira et studio erläutert wird, für die künftige Finanz-Gesetzgebung in Deutschland ungemein wichtig sind: zumahl wir fast nicht zweifeln können, daß das künftige Steuersystem mancher Länder sich dem Westphälischen (eigentlich Französischen) in der Theorie, die man aber freylich mit der

habfüchtigen tyrannischen Anwendung nicht verwech-  
seln darf, nähern werde, und daß uns also daran  
gelegen seyn müsse, diese auch aus der Westphäli-  
schen — wenn gleich noch so fehlerhaften und incon-  
sequenten Praxis besser kennen zu lernen. Gegenwär-  
tige Aufsätze rechtfertigen das Vorurtheil, das der  
Nahme des Verfassers schon längst für sich hat, auf  
die vollkommenste Weise; und wir eilen daher um  
so mehr, unsere Leser damit bekannt zu machen.

Es sind ihrer überhaupt nur vier. Die ersten  
beiden bestehen in Berichten, die der Verfasser als  
erste Magistratsperson des Werre-Departement  
den ihm vorgesetzten Behörden erstattet hat. Der  
dritte ist eine Uebersicht und Vergleichung des alten  
Steuerwesens mit dem neuen, wodurch der Ver-  
fasser dem Könige von Westphalen über die unter  
seiner Regierung eingeführte unerschwingliche Ab-  
gaben die Augen hat öffnen wollen. Der vierte ist  
eine Klageschrift, in welcher der Verfasser gegen eine  
gesetzeswidrige Erhöhung der Steuer von seinem Hause  
in Cassel reclamirt. Wir wollen die eine nach der  
andern vollständig anzeigen.

**I. Der Präfect des Werre-Departements  
reicht das Budget des Departements für das  
Jahr 1809 ein; und erfüllt sein Versprechen,  
auf seinen Bericht vom 17. December 1808.  
Nr. 496 zurückzukommen.**

Die Budgets der Departementalkosten für 1809  
hatten aufgestellt und eingesandt werden müssen;  
und doch war noch Niemand gründlich belehrt ge-  
wesen, weder was eigentlich für Kosten hier zum  
Anschlage hätten kommen, und wie sie zum An-  
schlage hätten kommen sollen; noch woher die Ein-  
nahmen, womit man diese Kosten bestreiten wollte,  
würden genommen werden müssen. Das Wohl und

Weg der Departements hing von diesen Kosten ab; und doch überließ das Gouvernement diese wichtigste Angelegenheit des Volks nur sich selbst oder dem Zufalle! Den Departements-Räthen blieb also nichts übrig, als auf die spärlichen Data, die die Verwaltungs-Ordnung enthielt, und auf die wenigen Bestimmungen, die aus der Französischen Gesetzgebung zu uns durchgeschlüpft waren, ihr leichtes Gebäude aufzuführen. Der Verfasser, dem als Vorgesetzten der ausführenden Gewalt im Departement oblag, dem Entwurf des Finanzgesetzes für das Departement seine Zustimmung zu geben, hatte zwar die Einsendung desselben — so wie solcher war — nicht aufhalten können; aber er suchte nun, noch bevor er Gesetzes-Kraft erhalten möchte, die beiden wichtigsten Punkte, woher nämlich die Kosten genommen werden sollen, und daß solche auch überhaupt noch nicht gehörig liquidirt seyen, bey dem Ministerio des Innern zur weiteren Untersuchung und Entscheidung zu bringen.

In Absicht auf den ersten Punkt hätte er freylich nur nöthig gehabt, auf die Französische Gesetzgebung hinzuweisen. Diese hat mit ungemeiner Genauigkeit dafür gesorgt, daß jede Art von Ausgaben auch hier von denen bestritten werde, zu deren Besten sie gereiche. Sie geht darju so weit, daß sie selbst die Besoldung der Richter in den Departements nicht der Staats-, sondern den Departements-Cassen auferlegt hat, und sie nur durch Zulage-Centimen aufbringen läßt; weil diese nach dem Maße der Bevölkerung bestimmte Besoldungen in dem einen Departement nicht eben so groß sind als in dem andern; und der Steuerpflichtige in den kleinen Departements also darunter leiden würde, wenn sie aus der Staats-Casse ersetzt sollten, woher der eine verhältnißmäßig eben so

viel als der andere im ganzen Reiche ohne allen Unterschied bentraaen muß. Es hat jedoch dem Verfasser nicht gefallen, diesen Ausweg zu nehmen; sondern voraussetzend, daß die Departementalkosten allein von den Zulag-Centimen der Grundsteuer bestritten werden sollen, macht er das Ministerium darauf aufmerksam, daß sie ja nicht bloß zum Besten des Grund-Eigenthums verwandt werden; sondern eben so gut auch allen übrigen Einwohnern des Departements zu Gute kommen, und daß es daher der Billigkeit höchst gemäß sey, auch diese der Besteuerung mit zu unterwerfen. Um indessen dem Departement auch hier so weit, als es möglich, Erleichterung zu verschaffen; schlägt er dazu die Einführung einer Sporteln-Taxe für administrative Sachen vor — die aber freylich auch wohl Bedenken gefunden haben würde, wenn man, wie allerdings vermuthet werden muß, damahls schon die Absicht gehabt hätte, die Entregistrements-Gebühren unter dem Nahmen von Stempel-Taxe noch besonders zu verlangen.

In Absicht auf den zweyten Punct geht der Verf. das Budget der Departementalkosten nur Kapitel für Kapitel durch, und zeigt bey jeder Rubrik, daß die Ansätze theils viel zu gering, theils zu unvollständig seyen. Aber wie hätten sie auch richtig veranschlagt werden können, da die Mitglieder des Departements-Raths die Sachen in der Regel nicht kannten; noch viel mehr aber ihnen durch ganz willkührliche, oft unausführbare Vorschriften die Hände gebunden waren? Der Erfolg hat daher auch bewiesen, daß von allen diesen Etats vielleicht kein einziger hat gehalten werden können; und daß man sich dabey mit Mitteln geholfen hat, die eine gänzliche Zerrüttung des Staats herbeigeführt haben würden, wenn es damit länger gedauert hätte.

Doch wir können hier in das Detail des Verf. nicht weiter eingehen, sondern bemerken nur, daß wir in folgenden Punkten seiner Meinung nicht beitreten: 1) S. 27 nimmt er nämlich an, daß auf die Grund- und Patent-Steuer keine Zulage-Centimen Behuf der Departementskosten gelegt werden können, weil schon welche davon entrichtet worden; also von demselben Gegenstande doppelt würden entrichtet werden müssen. Nach dem Französischen Steuersysteme bestand aber ein Theil der Zulage-Centimen auf die Grundsteuer gerade in denen, wovon die Departementalkosten zum Theile bestritten werden mußten; und es kam also jetzt nur darauf an zu bestimmen, wie viel Zulage-Centimen wegen der Departementalkosten auf die Grundsteuer zu legen wären. Und die auf die Patentsteuer bereits gelegten Zulage-Centimen sollten nur die Erlassungen und die Hebungskosten decken. Dieses hinderte also die Hinzufügung von neuen zu den Departementalkosten nicht. Diese lag vielmehr ganz in dem Französischen Steuersysteme als das Mittel, auch die Gewerbesteute zur Mitleidenheit bey Aufbringung der Departementalkosten zu ziehen. 2) S. 50 scheint der Verf. vorauszusetzen, daß die Universität Marburg von dem Werre-Departement habe unterhalten werden sollen. Dieses liegt aber in dem Sinne des Französischen Steuersystems nicht. Denn dieses verweist die Kosten Behuf der Universitäts-Anstalten, welche dem ganzen Lande zum Besten gereichen, allein auf die Staats-Casse. 3) S. 42 hält der Verf. für billig, daß die Besoldung der Richter im Departement an die Staats-Casse verwiesen werde. Nach dem Französischen Steuersysteme wäre das aber aus dem oben bereits angeführten Grunde wirklich nicht billig gewesen.

II. Bericht des Präfecten des Departements der Werke an das Finanz-Ministerium zu Caspel vom 22. März 1809, die Vollziehung des Decrets vom 27. October 1808 wegen der Veranlagung der persönlichen Abgabe angehend.

Zur Verzinsung und allmählichen Abtragung der Nationalschuld bedurfte es nach den aufgestellten Berechnungen einer jährlichen Einnahme von vier Millionen Franken Hauptsumme, die aber weder eine Vermögens- noch eine Gewerbe-Steuer seyn durfte; indem Vermögen und Gewerbe durch die Grund- und Patentsteuer schon besteuert waren. Man mußte also eine Personalsteuer wählen. Da aber die Bevölkerung nur auf zwey Millionen Köpfe gerechnet werden konnte; und man also zwey Franken auf den einen Kopf wie auf den andern hätte legen müssen, wenn man eine reine Kopfsteuer hätte verlangen wollen — eine Summe, wovon sich mit Gewisheit voraussehen ließ, daß sie von dem Haupttheile des Volks nicht würde aufgebracht werden können; so ließ man der Steuer nur den Nahmen von Personal-Abgabe; gab ihr aber den Character einer Vermögens- Gewerbe- und Besoldungs-Steuer; und verband damit einige Modificationen, wovon man hoffte, daß sie das Gehässige der Sache einigermaßen mildern sollten. Die Steuer sollte nämlich nicht nach Köpfen, sondern nach Familien angelegt; für diese sollten 11 bis 15 Classen gemacht werden; für die Classen wurde ein Maximum von 50 Franken und ein Minimum von 60 Centimen vorgeschrieben; alle Staatsbedienten, die 6000 Franken und darüber Besoldung hätten, sollten — auch wenn sie sonst ohne Vermögen wären — doch in die erste Classe verwiesen seyn. Hätte man bey diesem Plane die Ausführung von unten herauf, nämlich damit angefangen, daß man die Familien hätte classificiren,

aufzählen, und nach dem Resultate dann die ganze Steuer-Summe unter sie vertheilen lassen; so hätte alle Beschwerung des Einen vor dem Andern gar wohl vermieden werden können. Dagegen operirte man aber von oben herunter. Man vertheilte die vier Millionen Franken zuerst auf die acht Departements — wie es scheint, nach der im Decrete vom 24. December 1807 angenommenen Bevölkerung mit einiger, aber offenbar ganz verfehlter Rücksicht auf die Wohlhabenheit, dergestalt, daß man gegen 90 Köpfe im Elbe-Departement 95 im Oker-, 97 im Saal- so wie im Fulde-, 104 im Werre-, 106 im Harz-, 107 im Weser-, und 108 im Leine-Departement setzte; und auf das Mißverhältniß, welches dabey noch überdieß durch die so höchst zufällige Kopfzahl der Familien entstehen konnte, gar nicht achtete. Den auf diese Weise für jedes Departement herausgebrachten Theil der Steuer, sollten nun die Departements-Räthe unter die Districte vertheilen. Im Werre-Departement war dieß, wie es scheint, allein nach der Kopfzahl geschehen (unserer Meinung nach hätte man dabey jedoch auch hier schon die Umstände der Districte mit in Betracht ziehen müssen). Nach was für Grundsätzen die Districts-Räthe die weitere Vertheilung der Districts-Quoten unter die Gemeinden vorgenommen haben, wird hier nicht angeführt; aus dem Umstande, dessen der Verf. erwähnt, daß er nämlich von den drey dazu vom Schweger Districts-Rathe vorgelegten Planen die ersten beiden, wovon der eine die Abgabe allein auf das Grund-Eigenthum, der andere allein auf die Köpfe gelegt habe, läßt sich aber schließen, daß dabey auf das Vermögen und Gewerbe mit Rücksicht genommen worden ist. Zur Vertheilung der Steuer in den Gemeinden hatte der Verf. den Municipalrätthen eigene Vorschriften gegeben, die aber — wie er



klagt — nicht allenthalben gleich richtig verstanden worden; und woraus also die größten Fehler entstanden waren.

In der ministeriellen Anordnung dieses Systems der Personalsteuer, so wie in der obersten Einleitung der Ausführung desselben, herrschte also Inconsequenz über Inconsequenz. Dem Verfasser war keine davon entgangen; und er machte dem Finanz-Ministerio in dem gegenwärtigen Berichte Vorstellungen darüber mit seiner bekannten Sachkenntniß und mit derjenigen Bescheidenheit, die die Dienstverhältnisse erforderten. Die Steuer selbst hat man nachher auch nach einem ganz andern, viel zweckmäßigeren Plane angelegt, wozu man vermuthlich durch des Verf. Vorstellung bewogen worden ist.

Nur eine Aeußerung des Verf. in dem Aufsatze bekümmert uns; und dieser wollen wir noch erwähnen. Der Eschweger Districts-Rath hatte sich dreymahl über die Sachen berathen müssen; weil die Resultate der ersten beiden Berathungen von der Præfectur verworfen worden waren; und der Verf. trägt nun darauf an, für jene erste beide Berathungen den Ersatz der Kosten zu verweigern. Jene erste beide Berathungen hatten freulich den Fehler, daß man in der einen auf eine reine Grund-, in der andern auf eine reine Personalsteuer gestimmt hatte, da doch gewiß nur eine gemischte Grund- oder Vermögens- und Personalsteuer zweckmäßig war. Indessen hatte das Gesetz verfügt: *la repartition sera principalement basée sur la population des differents districts. Il sera n'en moins libre aux conseils — de district de s'en départir &c.* Die Stimmung auf eine reine Grund- oder Personalsteuer konnte also ein Irrthum seyn, aber ein Fehler, der mit der Verweigerung der Kosten bestraft werden durfte, war sie doch nicht!

III. Vergleichungs-Tabelle des ehemahligen Finanzsystems von Hessen, mit dem, welches durch die Besetze des Königreichs Westphalen eingeführt worden ist.

Da das neue Finanzsystem mit der gänzlich abgeänderten Verfassung in der genauesten Verbindung steht; so läßt es sich mit dem alten Finanzwesen, worin doch wirklich kein System war, eigentlich nicht vergleichen: indessen zeigt die Zusammenhaltung von beiden doch mehr, als was ein jeder schon selbst schwer genug empfunden hatte, daß nämlich jetzt über alles Verhältniß mehr gesteuert werden mußte als vorhin. Sie zeigt, daß die Landesherrlichen Domainen, ob sie gleich vorhin nur für fürstliches Privateigenthum angesehen seyn wollten, doch einen großen Theil der Staatsbedürfnisse bestritten hatten; daß der Staat jetzt mit dem Verkaufe derjenigen Produkte, die der Unterthan von ihm nehmen mußte, nicht mehr väterlich, wie vorhin die Landesherren, sondern in dem Geiste eines Wucherers, der die Preise so hoch treibt, als es nur geschehen kann, zu Werke ging; daß die Steuern jetzt nur an dem Nahmen, nicht mehr an die Sache gebunden, folglich wenn von dem steuerbaren Ertrage des Grund-Eigenthums der fünfte Theil als Grundsteuer genommen war, die übrigen  $\frac{4}{5}$  auch noch gar füglich unter dem Nahmen von andern directen oder indirecten Steuern genommen werden konnten. Diese Zusammenhaltung gewährt also die beste Uebersicht der entsetzlichen Mißbräuche, die nun mit dem Vermögen der Unterthanen gemacht wurden. Ein angehängter muthmaßlicher Anschlag des Einkommens und dessen Verhältnisses zur Grundsteuer, ergibt in Zahlen ganz bestimmt, daß die Summe  $5\frac{1}{2}\frac{1}{2}$  der Grundsteuer; folglich, wenn die Grundsteuer für  $\frac{1}{5}$  des steuerbaren Ertrags angenommen wird,  $\frac{1}{2}\frac{1}{2}$  über

den Ertrag des ganzen Grund-Eigenthums ausmacht. Daß die Grund-Eigenthümer bey der Ein-  
nahme von ihrem Grund-Eigenthume zu  $\frac{1}{4}$  weniger als Nichts doch noch bestanden haben, zeigt nun zwar auf eine gänzliche Unrichtigkeit in der Schätzung des steuerbaren Ertrags. Muß aber ein Land nicht für höchst unglücklich angesehen werden, dessen Existenz einzig und allein von Fehlern abhängt, die man bey der Schätzung des steuerbaren Ertrags begangen hat!

Bei dem großen Interesse, das wir diesem Auf-  
sage zugestehen, können wir indessen dem Verf. darunter doch nicht beystimmen, daß Chauße-  
Gelder nach dem alten Systeme mit zu den Rega-  
lien gehört haben; wenn es auch mit den so ge-  
nannten Wege-Zöllen hier und da der Fall gewesen seyn sollte. Auch fanden die Communal-Steuern nicht vorzüglich in den Stadt-Gemeinen statt, sondern sie traten bey allen Gemeinen ein, wenn gemeine Bedürfnisse zu befriedigen waren. Und endlich scheint uns bey dem muthmaßlichen An-  
schlage des Soll-Einkommens und dessen Verhält-  
nisse zur Grundsteuer der wahre Gesichtspunct nicht ganz richtig angegeben zu seyn. Denn wenn wir nicht irren, so soll hier das Verhältniß der Abgabe zu dem steuerbaren Einkommen des steuerpflichtigen dargestellt werden. Dieses wird jedoch nicht durch das Fünffache der Grundsteuer allein ausgedrückt, sondern es gehört dazu auch der Ertrag der Gewerbe und der andern Gegenstände, wovon hier die Abgaben aufgeführt sind. Dieser hätte also dem vom Grund-Eigenthume hinzugefügt, und dann erst mit der Summe von Allem die Vergleichung an-  
gestellt werden müssen. Indessen hat der Verf. mehrerley Kosten, z. B. Einquartierung, Krieger-  
fahren etc. übergangen. Werden diese mitgerechnet, so bleibt der Schluß doch auch nach des Ref. Er-

fahrung noch immer richtig, daß der steuerbare Ertrag des Grund-Eigenthums — nämlich so, wie derselbe zur Grund-Versteuerung geschätzt gewesen, durch die Abgaben gänzlich erschöpft worden ist.

Der hier noch angehängte Finanz-Kalender kann für den Steuerpflichtigen von Nutzen seyn; woher aber dem Publico dienen solle, sieht Ref. nicht ein.

IV. Reclamation des Staatsraths Friedrich Ludwig von Berlepsch als Eigenthümer eines Hauses in der Bellevue-Straße Nr. 8. zu Cassel Reclamanten wider die Special- und General-Direction der Steuern, Reclamaten, die ihm angelegte Grundsteuer von seinem Hause betreffend.

Das Finanz-Gesetz für 1810 war stehen geblieben; und die dem ganzen Lande auferlegte Grundsteuer also nicht erhöht worden. Von keinem Steuerpflichtigen konnte folglich für 1813 mehr Steuer gefordert werden, als er für 1810 entrichtet hatte — außer wenn sich Beschwerden des Einen vor dem Andern ergeben hatten, die durch eine neue Vertheilung der Steuer ausgeglichen werden mußten. Dergleichen Beschwerden hatten sich aber wenigstens in der Masse nicht ergeben, daß man eine neue Vertheilung der Steuer hätte vornehmen wollen. Dessen ungeachtet hatte die Direction der directen Steuern den Steuerfuß für die Häuser von Cassel ganz verändert; und statt des bisherigen sehr milden Sages mit einem Male nach Art. 49 des Grundsteuer-Gesetzes das  $\frac{1}{2}$  der Hälfte des (wie es scheint) noch dazu willkürlich angenommenen Mieth-Werths von den letzten fünf Jahren als Häuser-Steuer verlangt. Dieses verursachte eine so unerhörte Erhöhung, daß der Verf. von seinem Hause statt der bisherigen 15 Alb. 9 Hlr. nun 6 Rthl. 4 Alb. oder mehr als das 12malige monatlich entrichten sollte.

Die General-Direction der directen Steuern war mit dem Ministerio der Finanzen verbunden; es fand also von dieser Seite keine Controlle statt. Von Seiten der Vorsorge für das gemeine Wohl hatte die Constitution zwar Controlen genug angeordnet. Der Maire, der Municipal-Rath, der Districts-Rath, der Departements-Rath, der Präfect, das Ministerium des Innern konnten dagegen sprechen; aber auch nicht einer sprach. Die von der Constitution vorgeschriebene Form war bey der Verhandlung der Sache ganz übergangen worden. Der Präfect hatte die neue Steuer-Rolle für executortsch erklärt — natürlicher Weise, wie fast immer, ohne zu untersuchen, ob sie constitutions- und gesetzmäßig wäre. Der Steuerpflichtige mußte nun darnach bezahlen, und es blieb ihm nichts übrig, als allenfalls nachher bey dem Präfectur-Rathe zu klagen.

Da in dieser Sache so schreyend ungerecht verfahren worden war, und da diese Ungerechtigkeit eine ganze, nicht kleine Stadt traf, worin es gewiß an Männern nicht fehlte, die die Constitution und das Gesetz kannten und verstanden; so hätte man erwarten sollen, daß die Eigenthümer der Häuser in Masse aufgestanden seyn würden, um zu klagen; aber — außer den Verfasser war auch nicht ein einziger, der es gewagt hätte; und selbst Er scheint die Klage durch dem Verkauf des Hauses lieber haben vermeiden zu wollen. Der Verkauf fand aber unter annehmlchen Bedingungen nicht statt, und die Klage mußte also erhoben werden.

Es kam darauf an darzuthun, daß die General- und Special-Direction der Steuern durch die gegenwärtige Besteuerung der Häuser zu Cassel nach dem 49. Art. des Grundsteuer-Gesetzes gegen das Gesetz verfahren habe, und dazu bedurfte es der Darstellung

der Gesetzgebung und des Thatbestands. Beides führt der Verf. mit einer Gründlichkeit und einer Schonung aus, die gewiß den allgemeinsten Beyfall verdienen. Die Steuer kann nach dem Westphälischen (Französischen) Steuersystem nicht durch eine Quotisation des steuerbaren Ertrags des Grund-Eigenthums, sondern einzig und allein durch die Repartition des als Steuer geforderten Staatsbedarfs auf das Grund-Eigenthum bestimmt werden. Der Anschlag des steuerbaren Ertrags gibt nur den Steuerfuß oder das Cadaster. Das Cadaster muß für das ganze Land vollendet seyn, ehe die Repartition des als Steuer zu fordernden Staatsbedarfs darauf gegründet werden kann. Bis dahin war in Westphalen die Beybehaltung der alten Rollen da, wo welche vorhanden waren, gesetzlich. Wo keine vorhanden waren, da mußten freylich welche gemacht werden; aber es konnte nach dem neuen Steuer-Gesetze nur in so fern geschehen, als der Steuerpflichtige dadurch nicht vor andern, die noch nach den alten Rollen steuerten, gedrückt wurde. Ganz unrichtig war es also, wenn in denselben Departement der eine Artikel nach dem neuen Steuer-Gesetze veranlagt werden wollte, alle übrige aber auf dem alten Satze stehen bleiben sollten. Diese Ungerechtigkeit wurde nun noch um so mehr vergrößert, wenn man diesen einen ausgesuchten Artikel zur Steuer quotisirte, und nicht die Steuer darauf repartirte. Die Besitzer der Häuser in Cassel waren also durch die Maßregel der Steuer-Direction höchst beschwert; und wenn die Sache zur Entscheidung gekommen seyn sollte — wie uns jedoch unbekannt ist — so hätte diese durchaus für sie ausfallen müssen. Auf die geheimen Rathgeber des Königs machte die Klage jedoch einen so starken Eindruck, daß sie darum die Ausstreichung des Verf. auf der Liste der Staatsräthe bewirkten!

In der Sache selbst treten wir ganz auf die Seite des Verfassers; über das Detail glauben wir uns aber folgende Erinnerungen erlauben zu müssen: 1) S. 120 wird das so genannte Königreich Westphalen, als eine durch die Reichsstände eingeschränkte Monarchie angesprochen. Die Constitution Art. 33. gesteht den Reichsständen aber doch nicht mehr zu, als über die Gesetzes-Entwürfe ihren Rath zu geben; und die mit den Reichsständen zweymahl gespielte Farce hat bewiesen, daß man ihnen in der Ausübung noch viel weniger als dieses votum consultativum hat zugehen wollen. Durch sie ist also die Monarchie nicht eingeschränkt gewesen. 2) S. 127 meint der Verfasser das Grundsteuer-Gesetz wolle zu den Durchschnitts-Jahren nur solche angenommen wissen, die seiner Erscheinung vorhergegangen seyen. So wie es uns scheint, sagt das Gesetz dieses nicht nur nicht, sondern der Geist desselben verstatet auch nicht es dahin auszulegen. Es will den steuerbaren Ertrag so richtig als möglich herausgebracht wissen, und zwar nicht irgend einen ältern, sondern den gegenwärtigen, den zur Zeit der Errichtung des Cadasters bestehenden. Diesen können ja aber nur die vor einer solchen Operation unmittelbar vorhergehenden Jahre ergeben. Bey dem Ackerlande konnten dazu 30 Jahre vorgeschrieben werden; weil sich der Ertrag dieser Art des Eigenthums so schnell nicht ändert; bey den Häusern dürfen es aber nur wenige Jahre seyn; weil Hausmieten schnell fallen oder steigen können. 3) Wenn das Grundsteuer-Gesetz Art. 5. Ausnahmen von der Besetzung mit der Grundsteuer wegen des gemeinen Besten verstatet; so will der Verf. S. 183 unter diese auch die Einquartirung mit rechnen. Unserer Meinung nach spricht aber das Gesetz hier nicht von Ausgaben oder Kosten, die von steuerpflichtigen Eigenthümern

zu machen seyen, sondern von solchen Gegenständen, die nach Art. 61 bis 82 gar nicht besteuert werden sollen. Der Geist des Gesetzes geht auf die Erhaltung der Gleichheit des Beitrags aller Steuerpflichtigen. Diese wird durch die Einquartierung nicht gestört. Denn sie kann nur örtlich seyn; und muß folglich da, wo sie vorkommt, durch Nebensteuern oder Zulage-Centimen ersetzt oder ausgeglichen werden. 4) S. 187 scheint uns der Verf. die gewöhnliche Capital-Verzinsung des Kaufwerths eines Hauses mit dem Miethswerthe desselben zu verwechseln. Der Miethswerth muß außer der Capital-Verzinsung auch die Unterhaltungskosten und den Abgang an den Gebäuden enthalten, worauf das Steuergesetz die Abrechnung der ganzen Hälfte des Miethzinses verstatet.

In dem Vorberichte stellt der Verf. noch 24 Fragen auf, die für die von Frankreich zeither tyrannisiert gewesene Deutsche Länder gegenwärtig alle von der größten Wichtigkeit sind. Einige davon werden wahrscheinlich von den hohen Allirten selbst bey dem Friedensschlusse entschieden werden; die übrigen aber in jedem Staate besonders der Landesregierung zur Entscheidung nach localen Verhältnissen überlassen bleiben. Ueber alle läßt sich vieles für und wider sagen, je nachdem man den Gesichtspunct nimmt, aus dem man sie betrachtet. Das Interesse der Staaten und der Landesherren muß dabey aber mit dem der Particuliers vereinigt werden. Ganz nach den Grundsätzen des Privatrechts läßt sich darüber nicht urtheilen. Wenn ein Land so lange in feindlicher Gewalt, und zu dessen Befreyung am Ende so wenig Ansehen ist, als Deutschland bis zur Verbrennung von Moscau hatte; so kann man nicht mehr verlangen, daß der Privatmann sich in die Umstände der Zeit gar nicht füge, und daß die Speculation ganz stille stehe. Eine



solche Unthätigkeit würde für das Allgemeine die nachtheilhaftesten Folgen haben. Der gegenwärtige Streit der Interessen muß also mit Rücksichten und mit Billigkeit erwogen und beurtheilt werden; und es wäre daher gewiß recht sehr zu wünschen, daß mehrere sachkundige redliche Männer noch zeitig genug ihre Gutachten darüber geben möchten. Von wem könnte man dieses aber mehr wünschen als gerade von dem Fragsteller selbst, der alle Eigenschaften des competenten Rathgebers so vorzüglich in sich vereinigt?

### Frankfurt am Main.

Ben Barrentrap und Sohn: Physiologisch-medicinische Untersuchungen über einige Gegenstände der Lehre vom Zeugungsgeschäfte, insbesondere des Mannes, von Dr. Samuel Christ. Luca, ordentl. öffentl. Lehrer der Physiologie an der medicinisch-chirurgischen Specialschule zu Frankfurt a. M. 1813. 53 Seiten in Octav.

Die Phosphorsäure, welche im Samen enthalten ist, scheint dem Verf. eine wichtige Rolle bey der Zeugung zu spielen. Die Einsaugung des Samens finde nur theilweise statt, und diese trage zur Entwicklung des Körpers nichts bey; die Schwächung des Körpers nach häufigem Verlust dieser Feuchtigkeit rühre nicht von der verhinderten Absorption her. Der Same werde vorzüglich erst belebt während des Durchganges durch die Harnröhre, indem bey dem Turgor der Ruthe ein imponderables Princip aus dem Nervensystem ihm mitgetheilt werde. Diese *aura seminalis* könne auch in die Scheide gelangen, ohne daß eine tropfbare Flüssigkeit eindringe, daher eine Befruchtung bey unverletztem Hymen. Indem dieses Princip ausströme, sinke die Gehirnthatigkeit, und der Verlust desselben erzeuge die momentane Erschöpfung.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 21. März 1814.

Paris.

Annales de l'agriculture française, contenant des observations et mémoires sur toutes les parties de l'agriculture, rédigées par M. Tessier, de la légion d'honneur, et de l'Institut Impérial &c. et par M. Bosc, Membre de l'Institut Impérial &c. Tomes XLIX. L. LI, et LII. dans la librairie de Mad. Huzard. 1812. 432. 408. 429. 424 Seiten in Octav.

Die hier genannte Zeitschrift, wovon uns aber die vorhergehenden Bände nicht zu Gesichte gekommen sind, wird in monatlichen Heften ausgegeben, wovon drey immer einen Band, und vier Bände einen Jahrgang ausmachen. Der Jahrgang, den wir hier vor uns haben, ist von 1812.

Die öconomische Gesellschaft im Departement der Seine und Oise, unter deren Mitgliedern sich ungemein schätzbare Männer befinden, und die sich schon auf so mancherley Art ausgezeichnet hat, scheint das ganze Unternehmen zu leiten. Die Redaction

3 (2)

haben aber die Herren Tessier und Rose, deren Schriften auch bey uns genugsam gekannt und geachtet sind. Der Plan geht auf die Landwirthschaft im weitesten Verstande: denn auch den Weinbau, den Seidenbau, die Thierarzneykunde, das Forstwesen, die Gesetzgebung für die Landwirthschaft umfaßt der gegenwärtige Jahrgang mit. Das geographische Gebiet der Zeitschrift erstreckt sich nicht nur auf das ganze Französische Reich, wie es in 1812 noch war; sondern nach der Andeutung in den Frucht-Preis-Tabellen scheint man auch die Rheinbunds-Staaten darunter mit haben begreifen zu wollen. Jedes Heft besteht 1) aus Abhandlungen, die an eine der öconomischen Gesellschaften gekommen sind, und deren vollständige Mittheilung zweckmäßig gefunden worden ist; 2) aus instructiven Anzeigen von erschienenen neuen Schriften; und 3) aus Nachrichten von Ereignissen und Beobachtungen, die den Landwirth interessiren können; vorzüglich sind aber die Verhandlungen der vielen in Frankreich neuerlich entstandenen oder wieder angelebten öconomischen Gesellschaften angezeigt. Im Ganzen würde diese Zeitschrift also, zumahl wenn sie immer in so guten Händen bleiben sollte, eine zweckmäßige Uebersicht der Französischen Landwirthschaft geben; und auch dem Ausländer sehr willkommen seyn.

In dem gegenwärtigen Jahrgange finden wir die Erwartung, die die Nahmen der Redacteurs bey uns rege gemacht haben, völlig befriedigt. Denn was erstlich die mitgetheilten Abhandlungen betrifft, so haben fast alle einen entschiedenen Werth. Wir können hier jedoch nur folgender erwähnen: *Précis de quelques observations faites sur les bêtes à laine*, par M. Leschevin; *Manuel du Cultivateur de tabac à l'usage du dep. du Bas-*

Rhin; Mémoire sur les Moyens de favoriser l'éducation des bois courbes par M. Baudrillart. (überhaupt verdienen alle hier mitgetheilten Aufsätze dieses Schriftstellers über Forstfachen Aufmerksamkeit,) notice sur une nouvelle machine à peser facilement les bestiaux; description et figure d'une machine propre à broyer l'ajonc (stachlichten Ginster) à la nourriture des bestiaux; rapport succinct des déchets et dommages resultans de l'usage de la meule de grains en gerbes (Getreide Fime) généralement pratiquée dans les dep. reunis au ci-devant Belgique (der Verlust wird hier in Garben auf  $\frac{4}{300}$  berechnet); mémoire sur la germination des blés par M. Coze, worin der Verfasser durch Versuche darzuthun sucht, daß das Keimen keine Gährung ist, und daß dadurch die Bestandtheile des Mehls (les matériaux immédiats de la farine contenus dans les grains) nicht, wie durch die Gährung, verändert werden. Zweitens die Bücher-Anzeigen sind größtentheils von Commissionsen, die die Ackerbau-Gesellschaft des Dep. der S. und D. zur vorherigen Untersuchung von solchen Werken niedergesetzt hat: es versteht sich also von selbst, daß sie mit Kenntniß ohne Parteilichkeit und mit gehöriger Bedachtsamkeit gemacht sind. Drittens die Nachrichten können nicht anders angesehen werden, als ob sie von der oft gedachten Ackerbau-Gesellschaft selbst gegeben seyen, und man kann daher an der Richtigkeit und Wichtigkeit derselben nicht zweifeln. Um unsern Lesern aber auch noch einiges neue aus diesem Jahrgange mitzutheilen, zeichnen wir folgendes aus: 1) Allein dem Departement der Seine und Oise befinden sich an echt Spanischem Merino-Wieh schon 60,370 Stück. Der Bastarde sind 243,769, und an Landvieh sind nur noch 187,705 Stück übrig. 2) Die

Landwirthschaftlichen Gegenstände, womit sich jetzt die Regierung vorzüglich beschäftigt, sind die Beförderung der Pferdezucht, die Einführung des edlen Schafviehs, die Verbesserung der Forsten, die Obstcultur und die Gewinnung des Runkelrübenzuckers. Die Mittel zur Beförderung der Pferdezucht scheinen aber doch nicht sehr einladend. Das Sprung-Geld zu 24 Fr. von der Reit-, zu 12 Fr. von der Kutschen- und zu 6 Fr. von der gemeinen Zugrasse, ist offenbar zu hoch gesetzt; zumahl es immer nur für drey Sprünge gegeben werden muß — ohne Rücksicht, ob die Stute zukömmt oder nicht; und dann sind die Beschäler auch nicht durch das Land vertheilt, sondern nur an wenige gewisse Orte gestellt, wohin die Stuten alle gebracht werden müssen. 3) Die Vieh-Arznenschulen, deren Organisation hier vollständig angegeben ist, scheinen ungemein gut eingerichtet und mit sehr würdigen Männern besetzt zu seyn. Man kann darnach erwarten, daß Frankreich, so wie es zur wahren Vieharznkunde den Grund gelegt hat, das schöne Gebäude nun auch auf das beste vollenden wird. 4) Bey jedem Hefte der Zeitschrift wird eine Uebersicht der Preise des Weizens von dem Monate des Hefts aus dem ganzen Reiche mitgetheilt, woraus man nicht nur den Zustand des Ackerbaues in jeder Abtheilung des Reichs beurtheilen, sondern auch sichere Data für den Handel und die Speculation nehmen kann. Auffallend ist es aber, die Preise in den verschiedenen Abtheilungen des Reichs so verschieden zu finden, daß sie in der 13ten 68 Fr. 43 Ct., in der 1sten hingegen nur 21 Fr. 88 Ct. sind. 5) An der Vollendung des code rural wird gegenwärtig fleißig gearbeitet. Die Ackerbau-Gesellschaft des Departement der S. und O. stellt Discussionen darüber an. Unbemerkt dürfen wir

endlich nicht lassen, daß man hier überall Bekanntheit mit den bessern Deutschen Schriften und die verdiente Schätzung derselben wahrnimmt.

### Gießen.

Von G. F. Heyer: Des Kajus Valerius Catullus Brautlied auf die Vermählung des Manlius Torquatus und der Julia Aurunculeja. Lateinisch und Deutsch, mit Anmerkungen von Dr. Joh. Phil. Krebs. 1813. 82 Seiten in Quart.

Die Vermählung des Hrn. Erbprinzen von Nassau Weilburg, welche am 24. Junius vorigen Jahres gefeyert wurde, veranlaßte das vorliegende Werkchen, welches derselben, nebst einem eignen vom Verfasser verfertigten Gedichte, gewidmet ward. Die Wahl des Stoffes zur gelehrten Feyer dieses frohen Ereignisses konnte schwerlich besser getroffen werden, da dieß Gedicht unter den wenigen Gedichten dieser Art aus dem Alterthume offenbar das gelungenste, und unter den Catullischen Poesien eins der besten ist (LXI). Voran geht eine Einleitung, zum Theil nach Wernsdorf (*Poetae Lat. Min. IV, 462 ff.*) und Souhay gearbeitet, worin über die Entstehung solcher Gedichte, über das Metrum, und über die Personen, welchen dieß Brautlied gesungen ist, mit Einsicht und richtigem Urtheil gehandelt wird. Das Metrum ist richtig bestimmt: auf vier glyconische Verse folgt ein pherecratischer. Sehr gut ist die Vermuthung ausgeführt, daß der Manlius Torquatus einer von den beiden Torquaten sey, die als Anhänger des Pompejus Opfer des bürgerlichen Krieges wurden. Nec. hält ihn für den Manlius, an welchen die berühmte Elegie (LXVIII) gerichtet ist. Die Braut ist höchst wahrscheinlich aus der Familie der Cottá, vielleicht die Tochter des Con-

suls L. Aurelius Cotta, der dem beredten und trefflichen Sohne seines Collegen die *Aurunculeja* zur Frau gab, ihm, der seinem Vater das Consulat durch die Anklage des Consuls Sulla im Jahre Roms 688 verschaffet hatte. Die Uebersetzung ist im Ganzen wohlgerathen, wiewohl man doch bisweilen zum Text hindlicken muß. Die Anmerkungen zeugen von Belesenheit, Einsicht und Geschmac. Der Ideengang wird Strophe für Strophe gut angegeben, und wenn gleich, dem Zwecke gemäß, die Erläuterungen hauptsächlich auf das historische gerichtet sind, welchen man es ansieht, daß der Verf. des Stoffes mächtig sey, den er verarbeitet, so ist doch auch die Critik des Textes nicht vernachlässigt. Vers 31. ist *dominam* richtig für Bestimmungs-accusativ und nicht für Hauptaccusativ genommen; die sonst wahre Bemerkung, die aus Epictet und Petronius bekannt genug ist, daß schon 14jährige Mädchen sich in Rom gern den Titel *domina* geben ließen, findet also hier nicht statt. V. 36. *integrae virgines* übersetzt der Verf. durch *heilige Jungfrauen*: dieß erzeugt einen Nebenbegriff, der hier nicht paßt, indem er an Vestalinnen erinnert. Das Erschöpfende ist; *teusche J.*; 46. *magis ac magis* ist gut vertheidigt, auch 73. *Terra* nach Kamler; 136. *Sordebant tibi villicae*. 158. *Quae tibi sine serviat*; 171. *intus ut accubans*; 183. *adeat* für *adeant*. Dagegen 54 *will timens* mit dem folgenden *fero juveni* nicht recht stimmen; man mag *fero juveni* dem wilden oder glühenden Mann übersetzen. *Timens* kräftig paßt unbedenklich besser. 82. *Quae tamen* und 106. *Lenta quin mōchte Nec.* mit dem Verf. auch vorziehen. 77. *Virgo adest* verändert er in *Virgo ades!* Als Ausdruck der Freude, die das Bevorstehende gern als gegenwärtig darstellt, läßt sich doch *adest* schügen. Dem Verf. scheinen

griechische Hymnen auch hier zum Grunde gelegen oder dem Catull als Muster vorgeschwebt zu haben. Daß Catull ein gelehrter Dichter war, ist freylich gewiß, aber eben so entschieden auch, daß er echt römisch ohne griechische Muster dichten konnte. Es wäre daher gut gewesen, wenn der Verf. diese seine Meinung ein wenig genauer nachgewiesen hätte. Warum sich der Verfasser in der Lateinischen Orthographie so ungleich geblieben, und auf dem Titel Cajus Catullus; dagegen in der Einleitung und in den Anmerkungen Cajus Catull, Aurunculeja, nicht Aurunculeja, geschrieben, läßt sich nicht absehen.

### Amsterdam.

In der Buch- und Kunsthandlung: *Curtii Sprengel institutiones medicae. Tomus III. pathologia generalis. 1813. 539 Seiten in Octav. Auch unter dem Titel: institutiones pathologiae generalis.*

Vergleicht man vorliegendes Werk mit dem ersten Theil des in Deutscher Sprache verfaßten Handbuchs der Pathologie des Verfassers, so findet man, wie leicht zu erwarten steht, in beiden eine große Uebereinstimmung, sowohl in Ansehung der Ordnung, als auch der Entwicklung der Gegenstände. Doch finden sich auch Stellen, die etwas Eigenthümliches an sich haben, von denen Rec. einiges ausheben will. Schon der Begriff der Krankheit ist hier anders gestellt; nach ihm ist sie *status is corporis, qui actiones et phaenomena haud congruentia cum finibus naturae producit*. Die allgemeine Pathologie unterscheidet sich von der speciellen dadurch, daß erstere die Krankheiten an sich oder den krankhaften Zustand der Organe untersuche, letztere hingegen sich bloß mit den Erscheinungen oder den



Krankheitsformen beschäftigen. Die Eintheilung der Erscheinungen in *symptoma morbi causae* und *symptomatum* behält er bey, und vertheidigt sie; ob mit Recht? Im Abschnitt vom Sitze der Krankheiten spricht er sehr richtig über den wahren Unterschied, welcher zwischen einer allgemeinen und örtlichen Krankheit herrsche, und billigt die Eintheilungen der Krankheiten nicht, welche auf *Reproduction*, *Irritabilität* und *Sensibilität*, oder auf *imponderablen Substanzen* als *Sauerstoff*, *Wasserstoff* und *Kohlenstoff* beruhen. Weitläufiger und mit mehr Ordnung als in dem Deutschen Werke hat er sich über den dynamischen Unterschied der Krankheiten ausgelassen. Die *Metastasen* sind keine Wanderungen durch Hülfe des Zellgewebes oder der Gefäße, sondern sie hängen vom *Nerveneinfluß* ab; sie werden nicht durch das Blut als *Vermittler* erzeugt, sondern durch den *Gegensatz*, die *Association*, und *Sympathie* der Organe, wodurch *vicariirende Thätigkeiten* hervorgehen. Daher sind die neuen abgeforderten Stoffe wohl den vorigen ähnlich, aber nie gleich. In der *Aetiologie* ist die Stellung der Gegenstände anders als im Deutschen Werke geordnet. Der Verfasser schiebt die Lehre von der *Opportunität* voraus, woben er sich aber sehr kurz faßt, und auf den *physiologischen Theil*, worin die *Temperamente* abgehandelt sind, verweist; dann folgen die äußern einwirkenden *Schädlichkeiten*, deren *Natur* und *Einwirkungsart* nach den neuesten richtigen Ideen angegeben ist; und zuletzt die Fehler der *Gestalt* und *Form* als Ursache von Krankheiten. Die *Symptomatology*, welche das Ganze beschließt, hat fast dieselbe Gestalt, wie im Deutschen Werke, ist aber durch *reichhaltige Zusätze* mehr vervollkommenet.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1814.

Göttingen.

*Godofr. Christ. Frid. Lücke*, Magdeburgens., nunc Repetentium in Ordine Theologorum Georgiae Augustae numero adscripti, Commentatio de Ecclesia Christianorum apostolica, in certamine literario die XV. Novembr. 1812. praemio regio ex sententia venerabilis Theologorum Ordinis ornata. 1813. 150 Seiten in Quart.

Unter den mancherley trefflichen Früchten, welche das von der Weisheit und Gnade unseres Königs vor dreßßig Jahren zuerst gestiftete, und indessen auf mehreren Academien nachgeahmte Institut der jährlichen für unsere studierende Jugend ausgesetzten Preise bis jetzt getragen hat, zeichnet sich diese Abhandlung sehr vorzüglich aus. Mögen es immer dabey einige Merkmale verrathen, daß sie selbst unter die Erstlings-Früchte eines Baumes gehört, der erst seit kurzem tragbar geworden ist, aber man erkennt doch sogleich die edlere Sorte, man erkennt auch jenes nur an der Leppigkeit des Triebes, in welchem er noch steht, und man findet dabey dennoch,

X (3)

daß die Frucht schon reif genug zum Genuß ist. Herr L hat wirklich in dieser Abhandlung mehr geleistet, als ihm in der Aufgabe vorgeschrieben war, denn nach dieser sollte er nur alle historische in den Acten und in den Briefen der Apostel zerstreute Notizen sammeln und ordnen, welche uns etwas von der ersten Entstehungs- und Pflanzungs- Art der christlichen Kirche und von der Form ihrer ersten Gesellschafts-Verfassung erkennen lassen; er hat sich aber auch auf die erste Ausbreitungs- Geschichte der Religion, auf die Umstände, wodurch sie am merklichsten begünstigt und erschwert, und auf die verschiedenen Formen eingelassen, in denen ihre Lehren von den verschiedenen Menschen, unter welche sie zuerst kamen, aufgefaßt wurden. Einiges von diesem mußte allerdings berührt werden, denn es erklärt sich auch bey der Entstehung der Kirche manches daraus, und es erklärt sich noch mehr daraus in Beziehung auf den Geist, der das neue Institut zuerst belebte; ohne Zweifel würde aber der Hauptgegenstand der Abhandlung einiges gewonnen haben, wenn er mehr als solcher herausgehoben und gehalten worden wäre. Dem Verf. würden dann wohl auch einige der kleineren Züge nicht entgangen seyn, auf die man hin und wieder in den Briefen der Apostel, besonders in den Briefen Pauli stößt, und aus denen sich über mehrere Einrichtungen in den ersten Christen- Gemeinden, wie z. B. über einige ihrer ersten Gesellschafts- Bedürfnisse und über die Art, wie man ihnen abhalf, so manches erkennen und errathen läßt. Doch für dasjenige, was man hier im einzelnen vermissen konnte, wird man durch das Ganze so vielfach schadlos gehalten, daß man schwerlich etwas verloren zu haben glauben wird.

## Mailand.

Dalla Stamperia reale: Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno 1814, calcolate da *Francesco Carlini*. Con appendice 120 und 140 S. in klein Quart.

Da wir von der zweckmäßigen Einrichtung dieser vortrefflichen astronomischen Ephemeriden und von den stehenden Artikeln, welche ihm beigegeben sind, bereits bey der Anzeige der vorhergehenden Jahrgänge Rechenschaft gegeben haben, (m. s. St. 95. vom vorigen Jahre) so schränken wir uns jetzt auf die Anzeige des auch bey diesem Jahrgange sehr reich ausgestatteten Anhangs ein. Wir finden zuerst die Beobachtungen des ersten Cometen des Jahres 1811 von Barnabas Oriani. Diese Beobachtungen reichen vom 29. August 1811 bis 21. Januar 1812; es werden sowohl die Original-Vergleichungen am Aequatorealsector als die daraus abgeleiteten Stellungen mitgetheilt, auch parabolische Elemente, wodurch diese sehr gut, aber nicht so genau die ältern von Zachschen Beobachtungen dargestellt werden. Was Oriani über das äußere Ansehen dieses merkwürdigen Cometen sagt, ist übereinstimmend mit den Beobachtungen anderer Astronomen; er stellt auch eine Vergleichung mit dem Cometen von 1744 an, welcher in dieser Beziehung mit dem von 1811 viel ähnliches hatte, allein mit Recht bemerkt dieser einsichtsvolle Astronom, daß die Anzahl größerer mit Fernröhren beobachteter Cometen noch viel zu klein, und es daher zu mißlich sey, auf einige bey drey oder vier Cometen im äußern Ansehen wahrgenommene Aehnlichkeit Theorien gründen zu wollen, die auf eine plausible Art den Ursprung der verschiednen seltsamen Erscheinungen ihrer Atmosphären und Schweife erklären könnten. Am 24. December glaubte Oriani

mitte in dem Kopfnebel des Cometen einen hellen Kern zum ersten Male zu bemerken, allein da derselbe in den folgenden Tagen sich nicht wieder unterscheiden ließ, so wurde er hierüber wieder zweifelhaft, und hielt es für wahrscheinlich, daß jener vermeinte Kern vielmehr ein Fixstern 9 oder 10 Größe gewesen sey. Es scheint uns wohl der Mühe werth, daß deßhalb an dem Orte, wo der Comet den 24. December stand, (gr. Aufst.  $306^{\circ} 16' 21''$ , Abw.  $1^{\circ} 54' 6''$  Nordl.) einmahl wieder nachgesehen werde (in der gegenwärtigen Jahreszeit ist dieser Theil des Himmels nicht sichtbar). Hierauf folgen in gleichem Detail die Beobachtungen des zweyten Cometen von 1811, von demselben Astronomen, auch parabolische Elemente, welche indessen keine sehr gute Uebereinstimmung geben. Bekanntlich hat Herr Nicolai die Bahn dieses Cometen in einer Ellipse berechnet, wodurch auch die Oriani'schen Beobachtungen, ohne vorher mit benutzt gewesen zu seyn, doch recht gut dargestellt werden. — Beobachtungen des Cometen vom Jahre 1812 von Abendemselben, (vom 1. bis 25. Sept.) nebst parabolischen Elementen. — Es folgen hierauf in einer Reihe von Aufsätzen mehrere beobachtete Planetenoppositionen von Oriani und Santini, die wir hier nur kurz berühren können. Von Oriani sind die Gegenscheine des Uranus 1811, des Mars 1811, der Vesta 1811 und der Vesta 1812, die drey ersten am Ramsdenschen Mauerquadranten, die vierte am Aequatoralsector; von Santini in Padua die Opposition der Juno 1810 und die des Uranus 1810, beide am Ramsdenschen Mauerquadranten. — Sternbedeckungen in den Jahren 1812 und 1813 und Sonnenfinsterniß vom 31. Januar 1813; beobachtet von Oriani, nebst einer ausführlichen Berechnung der Bedeckung von  $\alpha$  Stier

22. October 1812, um die Fehler der neuen Burdhardtschen Mondtafeln zu bestimmen. Es wird manchem lieb seyn, hier die nöthigen Vorschriften in zierlicher Form zusammengestellt und practisch erläutert zu sehen; vielleicht wäre indeß für manche Leser die Bemerkung nicht ganz überflüssig gewesen, daß eben in dem gegenwärtigen Fall das Resultat für den Breitenfehler der Tafeln nicht sehr scharf ausfallen konnte. — Ein Brief des Hrn. Joseph Piazzi an Oriani vom 4. Julius 1812, welcher noch einige Verbesserungen seines großen Stern-catalogs und des kleinern im Libro Sesto della specola astronomica, und außerdem die angenehme Nachricht enthält, daß jener berühmte Beobachter eine ganz neue Bearbeitung des großen Catalogs der Vollendung schon ganz nahe gebracht hat, die die Astronomen nicht anders als mit Ungedult erwarten können. — Betrachtungen über die astronomischen Uhren von Angelo Cesaris enthalten neben dem Bekannten einige nicht uninteressante Bemerkungen über verschiedene von Italienschen Künstlern versuchte Abänderungen des Chappements und anderer Theile, welchen Bemerkungen man nur etwas mehr Ausführlichkeit wünschen möchte. — Noch einige beobachtete und berechnete Oppositionen der neuen Planeten von Francesco Carlini, nämlich Beobachtungen der Ceres 1811 und 1812 und der Pallas 1811, und Berechnung der Oppositionen der Ceres von 1809, 1811 und 1812, der Vesta 1810, der Juno 1810 und der Pallas 1811. Alle diese Resultate, so wie die oben angeführten, sind, da sie von sehr geübten Beobachtern herrühren und sich auf Beobachtungen mit vortreflichen Werkzeugen gründen, für die Planetentheorie von sehr hohem Werthe. — Den Schluß machen die dreijährigen von Cesaris auf der Mailänder Sternwarte angestellte

ten meteorologischen Beobachtungen (1810 — 1812), worüber wir hier uns nur die einzige Bemerkung erlauben, daß der in den nördlichen Gegenden von Europa so ungewöhnlich heiße Sommer von 1811 es in Mailand in bey weitem geringerem Grade war; während der letzten Hälfte des Julius war der höchste Thermometerstand nur  $25^{\circ}4$ , und plötzliche Abänderungen hatten gar nicht statt, da hingegen z. B. in Göttingen das Thermometer im Schatten den 19. Julius auf  $27^{\circ}$ , und den 20. sogar auf  $29^{\circ}$  stieg, und denn auf einmahl sehr tief herunter ging: eine niederschlagende Bemerkung für die Liebhaber allgemeiner Wettertheorien!

### Paris.

Ben Courcier: Mémoire sur la Projection de Cassini par L. Puissant, pour servir de Supplément à sa Théorie des Projections des Cartes Géographiques. 1812. 43 Seiten in Quart.

In dieser Abhandlung wird gezeigt, wie auf einem trigonometrischen Netz, worauf die Orte nach ihren berechneten Abständen von der Mittellinie dieses Netzes, und den diesen Abständen oder Perpendikeln entsprechenden Abscissen aufgetragen worden sind, wie dieses z. B. bey der Cassinischen Karte von Frankreich und viel andern der Fall ist, ein geographisches Netz, d. h. die wahren Meridiane und Parallelen entworfen werden können, so daß jedes Orts geographische Länge und Breite, nach der bekannten Art, und so genau es Karten verstatten, abgefaßt werden können. Auf der Cassinischen Karte befindet sich kein solches geographisches Netz, und Cassini hat auch nirgend angegeben, wie ein solches zum Behuf des geographischen Gebrauches seiner Karte noch hinzuzufügen seyn möchte, daher sich der Verf. die Mühe

gegeben hat, diesen Defect durch die Vorschriften der gegenwärtigen Abhandlung zu ergänzen. Es ist leicht einzusehen, daß die Meridiane und Parallelen besondere frumme Linien bilden müssen, deren Constructionsart sich jedoch sehr bald aus ein paar Formeln (S. 10), welche die sphärische Trigonometrie darbietet, ergibt, wobey denn die geradlinigten Coordinaten für jeden Punkt eines Meridians oder Parallels, nach dem Maßstabe, wornach die Linien des trigonometrischen Netzes aufgetragen worden sind, bestimmt werden können. Erstreckt sich die Karte nur über einen kleinen Theil der Erdoberfläche, so werden die Meridiane und Parallelen auf ihr nicht merklich von Kreisbögen abweichen, für welchen Fall sich dann für die Construction derselben, Abkürzungs-Vortheile darbieten. Wenn der Verf. bey seinen Untersuchungen sich eine Art von Carte plate (S. 9) mit gleich großen Meridian- und Paralleltheilen gedenkt, und diese dabey zum Grunde legt, so sieht man leicht, daß seine Aufgabe nur ein besonderer Fall einer weit allgemeineren ist, welche Mayer in seiner practischen Geometrie Th. IV. S. 50. vorgetragen hat. Man dürfte daselbst Fig. XXXV, Nro 2 nur annehmen, daß auf  $ab$  und  $ps$  die Theile alle einander gleich wären. Auch wird man sogleich die Aehnlichkeit der daselbst für  $y$  und  $u$  gegebenen Formeln, mit denen des Verf. S. 10 wahrnehmen. Für Karten, welche sich nicht über einen großen Theil der Erdoberfläche erstrecken, wie z. B. die Cassinischen, würden denn freylich die Tafeln in S. 50. Nr. 5. der angeführten practischen Geometrie, wodurch sich die Construction der Meridiane und Parallelen so sehr erleichtert, nur innerhalb engerer Gränzen, z. B. etwa von halben zu halben Graden, oder von 10 zu 10 Minuten berechnet werden müssen. Uebrigens müssen wir auch noch erinnern, daß die Art, wie gewöhn-



lich auf den trigonometrischen Netzen, die Abstände der Oerter von der Mittellinie des Netzes, oder sonst einer damit parallelen Linie, nebst den zugehörigen Abscissen, aus den trigonometrisch bestimmten Dreiecken berechnet zu werden pflegen, keineswegs vollkommen genau Bögen von größten Kreisen auf der Erdsfläche entsprechen, wie bey des Verf. Rechnung S. 10 zum Grunde gelegt wird. Daher auch bey der Anwendung seiner Methode auf Cassinis und ähnliche Karten, noch verschiedenes zu erinnern seyn möchte, welches hier herzubringen aber die Kürze unserer Blätter verbietet. Die Untersuchungen des Verf. S. 15 über die quadrature des espaces sur la projection, und S. 21 über die Rectification der projecirten Curven, sind, so wie mehr andere Sachen in seiner Géodesie und Topographie, in der Ausübung dieser Wissenschaften von wenig oder gar keinem Nutzen, oder gehören doch wenigstens nicht an den Ort, wo sie der Verf. vortragen hat, z. B. in seiner Topographie die equations d'équilibre d'une masse fluide §. 75. mit denen er das Kapitel vom Niveliren anfängt. Wer sich die Mühe nehmen wollte, Puffants Werke durch eine Uebersetzung auf Deutschen Boden zu verpflanzen, würde wohl thun, solche erst durchaus von den überflüssigen Discussionen zu befreyen. Den Beschluß der gegenwärtigen Abhandlung machen noch Untersuchungen über das bisher vergetragene, wenn man die Erde nicht für eine Kugel, sondern für ein elliptisches Revolutionsphäroid annimmt. Die selbst gegebenen Formeln kann man ohne irgend eine Integration herausbringen, leisten jedoch ebenfalls kein Genüge, wenn man die Abscissen und Ordinate auf dem trigonometrischen Netze so nimmt, wie sie auf die gewöhnliche Art aus den Dreiecksystemen berechnet werden.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1814. F. Böhter

Königsberg.

Ben Nicolovius: Nachgelassene philosophische Schriften von Christian Jacob Kraus, öffentl. Lehrer der pract. Philosophie und der Cameraalwissenschaft auf der Universität zu Königsberg. Nach dessen Tode, herausgegeben von Hans von Auerswald, Landhofmeister des Königreichs Preußen u. s. w. Mit einer Vorrede und bengelegten Abhandlung von Joh. Fr. Herbart. 1812. Zwey Bände mit fortlaufender Seitenzahl. XXI und 651 Seiten in Octav.

Wir machten schon neulich bey der Anzeige der encyclopädischen Ansichten des Verf. vorläufig aufmerksam auf diese Sammlung seiner nachgelassenen philosophischen Schriften, die in der Sammlung seiner sämmtlichen nachgelassenen vermischten Schriften den fünften und sechsten Theil ausmachen. Der Herausgeber dieser beiden Bände, Herr Prof. Herbart in Königsberg, urtheilt mit Recht, daß hier für die Philosophie des Interessanten genug sey, um lebhaft zu wünschen (wünschen zu machen), es möchte dem Verewigten gefallen

haben, sich vollständiger auszusprechen." Wirklich lernen wir hier den verstorbenen Verf. nicht nur weit besser, als aus seinen encyclopädischen Ansichten, sondern zugleich als einen der besten und vorzüglichsten Köpfe kennen, die an der wissenschaftlichen Bildung der neueren Philosophie thätigen Antheil genommen haben. Der Einfluß, den das System seines Collegen Kant auf seine philosophische Denkart hatte, blickt freylich überall hervor, aber auch die Freyheit und Selbstständigkeit des Geistes, die einen solchen Anhänger fremder Lehren auffallend von dem Nachbeter unterscheidet. 1. Ueber den Pantheismus. Bruchstück einer (ungedruckt gebliebenen) Recension des dritten Theils von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, mit einem Anhang, der zur fortgesetzten Bearbeitung dieses Stoffs bestimmt war. An dem Bruchstücke der Recension wäre nicht viel verloren gewesen, wenn es untergegangen wäre. Der Verf. würde allem Vermuthen nach, wenn er die Recension vollendet hätte, gegen Herder noch ungerechter gewesen seyn, als er sich schon in diesem Bruchstücke zeigt. Kraus scheint mit Kant gleichen Widerwillen gegen Herder's Art, zu philosophiren, empfunden zu haben. Dieser Widerwille erklärt sich leicht aus der Verschiedenheit der Köpfe. Bekanntlich war eben deswegen auch Herder'n die gesammte Kantische Philosophie unausstehlich. Aber wenn man denn auch bey Herder gewöhnlich die Klarheit der Begriffe und die Bündigkeit der Demonstration vermißt, ohne die keine Philosophie zur Wissenschaft werden kann, so verband er doch mit der seltenen Feinheit seines ästhetischen Sinnes einen trefflichen Verstand, der sich in großen, freyen, und im Ganzen richtigen und würdigen Ansichten der menschlichen Natur auf das mannichfaltigste

bewährt hat. Zum Metaphysiker war Herder nicht gemacht. Sein Pantheismus, den er in dem Buche "Gott" der Welt vorgelegt hat, ist ein Gewebe von erhabenen Philosophemen und Bildern ohne wissenschaftliche Consistenz, und überhaupt kein echter Pantheismus. Daß nun dieser geistreiche Mann seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit gewissermaßen als eine historische Befräftigung seines Pantheismus habe angesehen wissen wollen, wird ihm von seinem Recensenten vielleicht nicht ganz mit Unrecht Schuld gegeben; aber in jedem Falle war dieß nicht Herder's Hauptabsicht, als er das treffliche Werk schrieb, das, mit allen seinen Fehlern, einzig in seiner Art ist. Was sein Recensent dagegen sagt, ist von wenigem Belange. Desto mehr Aufmerksamkeit verdienen die Zusätze, die Kraus bey dieser Gelegenheit über den Pantheismus überhaupt niedergeschrieben hat. Sie bringen zwar diese verwickelte Untersuchung in der Hauptsache nicht weiter, als sie bisher fortgeschritten ist; aber sie zeigen sehr scharfsinnig und mit ungemeiner Klarheit, auf wie mancherley Wegen der menschliche Verstand durch folgerechte Entwicklung gewisser Voraussetzungen zum Pantheismus gerathen kann. Vom Kantianismus entfernt sich der Verfasser bey diesen Untersuchungen ziemlich weit. Er zeigt sich durchaus als selbstdenkenden Kopf. Aber zum Beweise, wie wenig sich alle möglichen Vorstellungsarten voraus deduciren lassen, dient der neueste naturphilosophische Pantheismus, von welchem damals, als der Verf. diesen Entwurf zu einer metaphysischen Abhandlung schrieb, noch nicht die Rede war, und der auch in diesem Entwurfe nicht vorkommt. Wir bedauern, daß des Verfassers Darstellung der Entstehungsarten des Pantheismus keinen Auszug in unsern Blättern

zuläße. — II. *Moralphilosophie*. Unter diesem Titel erhalten wir aus des Verfassers nachgelassenen Papieren zwar kein vollständiges Moralsystem, aber doch eine Art von systematischem Ganzen, das wieder das Gepräge des selbstdenkenden Kopfs trägt, und ein sehr schätzbarer Beitrag zur Moralphilosophie genannt werden darf. Das Ganze nimmt den größten Theil dieses Bandes ein. Allerdings sieht man ihm leicht an, daß es nicht für das Publicum niedergeschrieben ist; aber es ist doch in jeder Hinsicht weit mehr, als bloßer Entwurf zu den wirklichen Vorträgen des Verfassers an seine Zuhörer. Man erkennt den hellen und systematischen Verstand, dem es eine Hauptsache war, ohne Vorurtheil mit sich selbst ins Klare zu kommen. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient die erste Abtheilung, die *Practische Anthropologie* überschrieben ist. Der Herr Herausgeber scheint, laut seiner Aeußerung in der Vorrede, von dieser Abtheilung nicht viel zu halten, vielleicht deswegen, weil sie viel bekanntes enthält, das hier nur in einer neuen Zusammenstellung erscheint, vielleicht auch, weil es mit dem Moralsystem des Herausgebers nicht übereinstimmt. Auch nach dem System des Recensenten hat des Verfassers Anhänglichkeit an die *Kantische Moral* seinem Begriffe von moralischer Wahrheit überhaupt sehr geschadet. Dessen ungeachtet behält diese *practische Anthropologie* als Vorbereitung oder Einleitung zu allen möglichen Moralsystemen einen bleibenden Werth. Der Verfasser war, wie man sieht, in so fern Kantianer, als er die *Kantische Lehre* von dem categorischen Imperativ und die darauf gegründete reine Vernunftmoral in der Hauptsache unbedingt annehmen zu müssen geglaubt hatte. Zugleich aber leuchtete ihm ein, wie vieles, das zur moralischen Reflexion gehört, im menschlichen

Gemüth übersehen wird, wenn man, mit Kant, geradezu den categorischen Imperativ an die Spitze der Moralphilosophie stellt. Ueberzeugt also, daß nur dasjenige in menschlichen Dingen wahrhaft gut zu nennen sey, was mit Freyheit nach Pflichtbegriffen gethan wird, fand der Verf. für nöthig, die Dispositionen und Neigungen, durch die der Mensch von Natur bestimmt wird, wenigstens zum Theil dasselbe zu thun, was den Pflichtbegriffen gemäß gefunden werden kann, psychologisch zu ordnen und zu erläutern. Dem Rec. ist kein Buch bekannt, wo diese Untersuchungen mit solcher systematischen Genauigkeit durchgeführt wären. Die unaufhörliche Folge von tabellarischen Abtheilungen und Unterabtheilungen ist ein wenig ermüdend. Aber das Ganze soll ja auch nur ein Abriss seyn. Für vieles bekannte, das sich hier darbietet, damit das Fachwerk ausgefüllt werde, wird man entschädigt durch eine nicht unbedeutende Anzahl von Reflexionen, in denen man den feinen Beobachter und scharfsinnigen Erklärer erkennt. Man sieht mit Vergnügen und Bedauern, wie vieles der Verfasser in der feineren Psychologie würde haben leisten können. Zu einem Auszuge für unsre Blätter ist aber auch diese practische Anthropologie nicht geeignet. Weit dürftiger ist der zweyte Theil der Moralphilosophie des Verfassers, überschrieben Keine Sittenlehre; meistens Kantische Grundsätze ohne befriedigende Erläuterung, auch nur kurz und sehr im Allgemeinen angegeben. Die ausführlichere dritte Abtheilung, unter dem Titel: Von den Systemen der Moralphilosophie, enthält wieder mehrere vorzüglich scharfsinnige und dem Verf. eigene Bemerkungen über die verschiedenen Moralsysteme, ob er sie gleich am Ende sämmtlich nach den Kantischen For-

malprincipien zurecht weist. — III. (zu Anfange des zweyten Bandes) Eine Recension der bekann- ten *Kleurbheriologie* des verstorbenen Ulrich, schon im Jahre 1788 abgedruckt in der Allg. Litt. Zeitung. Sie verdiente in diese Sammlung aufgenommen zu werden, da sie eine zwar bittere, aber gewiß nicht oberflächliche, nur zu sehr auf Kantische Ansichten beschränkte Critik des Determinismus enthält, den der übrigens verdienstvolle Ulrich auf den Thron der evidenten Wissenschaft erheben wollte. — IV. Noch eine Recension, und zwar von unserm Meiners *Grundriffe der Geschichte der Weirweis- hrit*, wieder abgedruckt aus der Allg. Litt. Zeitung vom Jahre 1787. Das Andenken des achtungs- würdigen Meiners ist uns zu theuer, als daß wir die Art billigen könnten, wie er hier, wenn gleich mit unverkennbarer Gelehrsamkeit, zurecht gewiesen wird. — Endlich V. eine Lateinische Dis- fertation vom Jahre 1781, *De paradoxo; edi interdum ab homine actiones voluntarias, ipso non invito solum, verum adeo reluctantante*. Wie- der ein trefflicher Beytrag zur Psychologie in ihrer Beziehung auf Moralphilosophie, mit musterhafter Klarheit und Genauigkeit durchgeführt, um zu zeigen, wie es psychologisch möglich ist, daß man zuweilen durch die oft zufällig bewirkte Stärke der Vorstel- lungen hingerissen wird, diesen Vorstellungen gemäß zu handeln, nicht nur gegen seinen eigentlichen Willen, sondern auch gegen seine Neigung. Die ganze Untersuchung ist von tiefer Bedeutung und von entscheidendem Einflusse auf die Lehre von den wirklichen Triebfedern des menschlichen Handelns. Denn wenn, wie der Verf. einleuchtend beweiset und durch Beyspiele erläutert, die bloße Stärke und die öftere Wiederkehr einer Vorstellung hin-

reichend ist, uns zu Handlungen hinzureißen, die wir nicht nur mittelbar nach Grundsätzen, sondern auch unmittelbar im Gefühle verabscheuen, so folgt schon daraus, daß nicht alle unwillkürlichen Handlungen auf Rechnung der so genannten Selbstliebe zu schreiben sind, weil es sich selbst widerspricht, anzunehmen, daß jemand durch die Selbstliebe getrieben werde, zu thun, was ihm in keiner Hinsicht Vergnügen macht. Wir wünschen deswegen dieser Abhandlung viele Leser, ob sie gleich, um ihr Thema zu erschöpfen, fast zu umständlich ist. — Auf diese Abhandlung und auf die Recension der Ulrich'schen Eleutheriologie bezieht sich denn auch vorzüglich die Beilage, von Hrn. Prof. Herbart; über die Ursachen, welche das Einverständnis über die ersten Gründe der praktischen Philosophie erschweren. Bekanntlich ist auf die beste Abhandlung über diesen Gegenstand noch neulich von einer gelehrten Gesellschaft zu Haarlem ein Preis gesetzt worden. Wir haben die gekrönte Preisschrift angezeigt. Herr Prof. Herbart scheint aber nur haben zeigen zu wollen, warum seine eigene practische Philosophie, der er einen Platz neben der Aesthetik anweist, und die er selbst für die einzige wohl begründete hält, keinen Eingang bey dem philosophirenden Theile des Publicums gefunden hat. Man muß seine Gedanken darüber bey ihm selbst nachlesen. Dieser Gelegenheit bedient er sich denn zugleich, den Determinismus nach Grundsätzen seiner Metaphysik von neuem zu vertheidigen, und den Indeterminismus, der seit der Kantischen und Jacobischen Philosophie in Deutschland die Oberhand gewonnen hat, zu bekämpfen. Schon seit längerer Zeit sind mehrere philosophirende Bearbeiter der Pädagogik dem



Determinismus zugethan gewesen. Auch Basedow war ein strenger Determinist. Es begreift sich auch zum Theil schon psychologisch, wie diejenigen Beobachter der menschlichen, besonders der weichen kindlichen Natur, die sich ein besonderes Studium aus der Kunst machen, methodisch den Menschen nach moralischen Ideen zu bilden, am ersten gewahrt werden; wie die Gewalt der Ideen und der sie begleitenden Gefühle bey der moralischen Erziehung das meiste thut, und wie beschränkt die Wirkungen der eigentlichen Freyheit im Menschen sind. Die Verdienste, die sich Herr Prof. Herbart um die Pädagogik erworben, sind bekannt. Eben so bekannt ist, daß die wandelbare Metaphysik (denn die unwandelbare wird noch gesucht) alles Mögliche aus sich machen läßt, um jeder empirisch entstandenen Meinung zu Hülfe zu kommen. Das Gutachten des Recensenten neben die Lehren des Verfassers zu stellen, ist hier eben so wenig Raum, als es schicklich seyn würde, jenes Gutachten ohne wissenschaftliche Rechtfertigung über diese Lehren zu stellen. Aber Unrecht thut Herr Herbart den neueren Indeterministen, wenn er ihnen vorwirft, daß sie alle, wie Kant, das freye Können nur um des moralischen Sollens willen postulirten. Die Jacobi'sche Freyheitslehre hat in dieser Hinsicht mit der Kantischen gar nichts gemein. Und wenn von reiner Metaphysik die Rede ist, sollte sich dann nicht schon aus dem richtig aufgefaßten Begriffe eines Wesens demonstriren lassen, daß, wenn wir keine metaphysische Freyheit, auch keine beschränkte, in der menschlichen Natur anerkennen wollen, auch unsre individuelle Wesenheit zum empirischen Hirngespinnste herabsinkt?

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stück.

Den 26. März 1814.

Paris.

**Vey Crapart:** Histoire des Wahabis depuis leur origine jusqu'à la fin de 1809. Par L. A\*\*\*, Membre de la Légion d'honneur. 1810. 222 S. in Octav.

Ein sehr schätzbares Buch über die berühmte neue Secte des Orients, welche den Islam zu seiner ursprünglichen Einfachheit zurückzubringen sucht; durch dasselbe wird eine wichtige Lücke in der neuesten Geschichte recht glücklich ausgefüllt.

Die Materialien zu seiner Geschichte der Wahabiden hat der Verf. während seines achtjährigen Aufenthalts zu Aleppo zu sammeln Gelegenheit gehabt: ein daselbst wohnender gelehrter Maronite hat ihm seine Sammlungen über den Ursprung und den Fortgang der Wahabiden zu benutzen gestattet; zu Nachrichten über die einzelnen neuen Unternehmungen des Volks hat ihm ein Briefwechsel nach Aegypten, Syrien, Damastus und Bagdad verholfen. Was sich in unsrer Kenntniß von den Wahabiden über die Ungewißheit der Zeitungsberichte

E (3)

erhebt, das verdanken wir dem Verf. allein. Von ihm war die erste genaue Nachricht über sie im *Moniteur*, welche wörtlich in die *Description du Païs alik de Bagdad* (Jahrg. 1810. S. 79) überging, und die auch hier wieder in den ersten Kapiteln, aber mit vielen Zusätzen, wiederholt ist.

Der Stifter dieser Secte war aus dem kleinen Stamm Nedschdi in Jemen, Schech Mohammed, der Sohn Abd el Wahab, dem zu Ehren seine Anhänger den Namen der Wahabiden tragen. Sie sind Befenner eines gereinigten Islam. Von der Anbetung des Propheten, die ein Stück des neuern Islam ist, als wahrer Idolatrie beleidiget, warf Mohammed Ebn Abd el Wahab die gesammte Tradition sammt der Verehrung aller Propheten (Moses, Christus u. s. f.) und der Heiligen weg, und hielt sich bloß an den Koran. Aus ihm nahm er die Lehre von Einem Gott und eine strenge Moral an. Im übrigen behielt er fast alle Religionsgebräuche der Mohammedaner bey, die Anzahl der Gebete, die Waschungen, die Kniebeugungen, das Fasten im Monat Ramadan, die Enthaltung von Wein und andern geistigen Getränken: nur steigerte er in allem die Strenge und predigte Ermordung aller Mosleme, welche bey der Verehrung des Propheten verharren wollten. Den Juden und Christen sollte der neue Lehrbegriff nicht aufgedrungen werden; sie leben auch wegen ihres Glaubens unangefochten, aber in der größten Verachtung, unter den Wahabi. Schech Mohammed gab sich nur für berufen zum Reformator des Islam aus.

Anfangs fand er nur wenige Anhänger seines Lehrbegriffs in seinem Stamm. Um sie zu vermehren, durchstreifte er Syrien und die Gegenden des Euphrats; ward aber zu Mecca, Damas, Bagdad

und Bassora zurückgewiesen, und kehrte fast wie ohne Proselyten nach seiner Heimath zurück.

Dort hatte sich in den letzten 20 Jahren ein neues großes Volk aus der Vereinigung mehrerer Stämme gebildet. Die drey tief herabgekommenen Stämme von Jemen, Nedschdi, Agnesch und Atub gaben, um sich vor ihrem völligen Aussterben zu retten, die Gewohnheit ihrer Vorfahren, nicht außer ihrem Stamm zu heirathen, auf, und traten in Einen Stamm zusammen. Sie nahmen außerdem noch einzelne herumziehende Familien in sich auf, und wurden binnen 20 Jahren so stark, daß sie sich Arabestan, Dreyeh und Lahsa unterwerfen, und durch die Aufnahme der dasigen Einwohner in ihren Stamm verstärken konnten. Durch diese Vereinigungen zu einer furchtbaren Nation herangewachsen, wählten sie den Mohammed Ebn Seud aus dem Stamm Kabi Aha zu ihrem Anführer, der den Titel eines Fürsten von Dreyeh und Lahsa annahm, und nach Dreyeh in der Wüste, zwölf Tagereisen süd-östlich von Bassora, seine Residenz verlegte. An diesem machte der Reformator Schech Mohammed einen Proselyten; seinem Beispiel folgten die übrigen Araber der Wüste, die noch keine Anhänger des Schechs waren: die ganze große neue Nation bestand nun aus Wahabiden, unter denen Ebn Seud die weltliche, und Schech Mohammed die geistliche Macht besaß.

Ebn Seud zog nun auf die Unterwerfung der noch freyen Arabischen Stämme aus Dreyeh mit seinen Horden aus. Wer von ihnen nicht den gereinigten Lehrbegriff der Wahabi annahm, den traf als Götzendiener der Tod. Mitten in diesen seinen Unterjochungstreifereyen starb Ebn Seud; er ward aber mehr als ersetzt durch seinen Sohn und Nachfolger Abd el Azis. Durch ihn erhielt der Wahabi-

staat seine völlige Ausdehnung und Ausbildung. In kurzem reichte er durch die große Wüste zwischen dem Arabischen und Persischen Meer, und von dem glücklichen Arabien bis Aleppo und Damas. Wer den Wahabismus freiwillig annahm, der behielt Güter und Rang; nur mußte er an Abd el Azis von seiner ganzen Habe, welcher Art sie seyn mochte, den Zehnten abgeben, und sich, wenn er bey der Zahlung der zehnte Mann war, zu seinem Heere stellen, wie er ihnen als von Gott befohlen aus dem Koran erwies. Wem der Wahabismus aufgedrungen werden mußte, verlor Güter und Rang und wurde unter das Heer untergeschoben: wer sich weigerte ihn anzunehmen, ward niedergehauen und dessen Güter wurden eingezogen. Die gemachte Beute behielt Ebn Seud nicht nach dem bisherigen Herkommen allein für sich, sondern theilte sie mit seinen Waffengefährten so, daß sie vier Fünftel davon erhielten.

Schon 1763 hörte Niebuhr auf seiner Reise durch Arabien, daß vor kurzem ein neuer Religionslehrer, Mohammed Ebn Abd el Wahab, in der Provinz Eläred in dem Lande Nedschd aufgestanden sey. Um jene Zeit, oder kurz darauf mußte also die oben beschriebene Coalition der geistlichen und weltlichen Macht in der großen Arabischen Wüste zu Stande gekommen seyn. Gegen 40 Jahre ließ ihr die Pforte Zeit sich auszubreiten und zu verstärken: denn erst im Jahre 1798 stellte sie sich der Macht des Abd el Azis mit Ernst entgegen; zu einer Zeit, wo sie noch nicht über die Wüste hervorgebrungen war. Dem Ali, Riaya des Statthalters von Bagdad, Soliman Pascha, würde es mit Hülfe des Arabischen Stammes el Ubeid, der sich von Abd el Azis keine Befehle wollte vorschreiben lassen, gelungen seyn, den unvermuthet überfallenen Wahabifürsten wo nicht zu vernichten, doch zu schwächen, wären

die Türkischen Anführer Ali Kiana und sein Wästenführer unbestechlich gewesen. So erkaufte sich Abd el Azis von ihnen einen leichten Frieden.

Dieser Angriff war das Signal zu Streifereyen über die Gränzen der Wüste. Am 20. April 1801 wird Imam Hussein von einem Wahabidenheer überfallen, alles, ohne Unterschied des Alters und Standes niedergemacht, die Moschee des Heiligen zerstört, und ihr ganzer großer Reichthum auf 200 Kameelen nach Drenah gebracht. Im Jahre 1802 mischt sich Abd el Azis in die Streitigkeit zweyer Prätendenten der Scherifswürde zu Mecca, und setzt sich durch seinen ältern Sohn Seud, der das Heer anführte, in den Besitz der heiligen Stadt und den rechtmäßigen Scherif in die Oberherrschaft ein; eine zurückgelassene Garnison schützte beide in ihrem erlangten Besitz: der erste Schritt, die Pforte aus ihrem heiligsten Recht, ohne das der Großsultan nicht mehr Chef der Gläubigen seyn könnte, aus der Oberherrschaft über die heiligen Orte zu verdrängen. Der vertriebene Usurpator der Scherifswürde entflieht nach Dschidda: für den nunmehrigen Diener und Beschützer des h. Ortes eine erwünschte Gelegenheit, Dschidda, den Mittelpunkt des Handels mit Aegypten, anzugreifen: doch mißlingt ihm der Versuch, weil die Wahabi noch keine Belagerung verstehen. Gleich darauf (am 12. November 1803) wird Abd el Azis von einem Kurdischen Derwisch ermordet; und tritt sein älterer Sohn Seud die Regierung an.

Aus einem Fürsten wird nun ein Sultan der Wüste, wenn er gleich diesen Titel nicht führte. Die bisherigen Plünderungen hatten alle Arten von Asiatischen Kostbarkeiten zu Drenah angehäuft: Seud's Pallast wird mit Orientalischer Pracht ausgeschmückt, und der Sitz Asiatischer Schwelgerey.

Brüder und Verwandte werden von allem Einfluß entfernt, Hofämter gestiftet, einem Fremdling, der sich eingeschmeichelt hatte, wird nach morgenländischer Weise die Regierung überlassen. Das Reich hatte nun einen Großwesir, ob ihm gleich der Titel noch fehlte, und der Despotismus organistrt sich nach und nach.

Gelingen und Mislingen wechseln seitdem mit einander ab. Bagdad greift Seud (1803) und Bassora und Maskate (1804), beidesmahl ohne Erfolg, an; dagegen vereitelt er (1804) einen Einfall des Ali Pascha von Bagdad, erobert (1804) Medina, und macht (1805) dem letzten Schein der Oberherrschaft der Pforte über die heiligen Orte ein Ende. Seit der Eroberung von Mecca hatte noch die Pforte ihr Recht behalten, die Karavane der Pilgrime durch den Pascha von Damas dahin begleiten zu lassen, obgleich unter dem Druck eines schweren Tributs, den die Wallfahrer an die Wahabiden entrichten mußten; jetzt erklärte Seud, daß er für die Escorte sorgen würde, die Karavane aber weder mit Waffen, noch mit Fahnen, noch mit Musik, noch in dem feyerlichen Aufzuge mit den gestickten Teppichen die heilige Stadt betreten dürfe, und setzte (1806 und 1807) diese Erklärung durch, ohne auf die Anträge der Pforte zu achten, daß sie die Leitung der Wallfahrt nach Mecca jedesmahl mit 400 Beutel von ihm erkaufen wolle. So war nun der Fürst von Dreyeh auch Oberhaupt der Gläubigen. Dschidda, das vormahls seinem Angriff widerstanden hatte, ward in demselben Jahre (1806) genommen.

Nach diesen Ereignissen war der Fürst von Dreyeh und Bahsa im Innern von Arabien allmächtig. In Bagdad Meister der großen Wüste, und im Süden des ganzen Landes Nedschd, im Westen Herr der

Städte Dschidda, Mecca, Medina, Tafef, Labfa, Dreneh, und im Osten aller Stämme der großen Wüste. Selbst an der westlichen und östlichen Küste, im Arabischen und Persischen Meerbusen, hatte er eine große Macht. Seit 1804 schwärmte eine Menge kleiner Fahrzeuge in diesen Meeren umher, welche Schifffahrt und Handlung unsicher machten. Sogar den Britten, die ihre Correspondenz mit Indien über Constantinopel, Aleppo und Bassora führten, nahmen sie häufig Schiffe im Angesicht von Bassora weg. In den nächsten Jahren kamen die Inseln Baharein und Zebara in die Gewalt der Wahabiden; und durch die Abdschiwafem, die sich Seud unterwarf, wurden sie Herrn von Ras el Khraim, welches den Eingang des Persischen Meerbusens beherrscht.

Im Anfange des Jahrs 1807 standen die Wahabiden im Zenith ihrer Macht. Im Gefühl derselben jagte Seud durch ein Edict (gegeben im April 1807) alle Mosleme, die den Wahabismus nicht annahmen, ohne Rücksicht auf Alter und Schwäche, aus dem Innern seines Reichs, und herrschte seitdem über lauter Staubensgenossen. Als er aber die Gränzen seiner Wüste überschreiten wollte, scheiterte sein Glück.

In der Mitte des Jahrs 1807 forderte er Aegypten, gegen das Ende desselben Syrien auf, den Wahabismus anzunehmen; er ließ in beide Länder, um ihnen denselben aufzubringen, ein bewaffnetes Heer einbrechen, das aber zurückgeschlagen ward. Zu Grain in einem Dorfe, drey Tagereisen von Bassora, wurde ihm der bisher entrichtete Tribut verweigert; zu Zebara brach ein Aufbruch aus, der nur mit Mühe gestillt wurde; das innere Arabien traf eine große Dürre, auf die Hungersnoth und Epidemien folgten; der Pascha von Bagdad machte die von ihm mishandelten Ubeid, einen mächtigen



Stamm, von ihm abtrünnig, und schlug die gegen Bagdad vorgedrungenen Wahabiden zurück. Im Jahre 1809 vereinigte sich die Englische Escadre im Persischen Meerbusen mit den Schiffen des Imam von Mascate gegen die Seeräuber der Abdschimasem; die Schiffe der Seeräuber wurden in den Grund gehohrt, ihr Schlupfwinkel, Ras el Kheraim, ward erobert, die unter dem Schloß liegende Stadt mit allen ihren Schiffsbedürfnissen verbrannt; die Abdschimasem wurden dadurch in eine tiefe Entkräftung niedergeworfen, aus der sie sich sobald nicht möchten erholen können.

Dies ist die Summe aller gewissen Nachrichten von den Wahabiden bis zum Jahre 1810; was nach der Zeit öffentliche Blätter von ihren Niederlagen durch den Pascha von Aegypten und der Wiedereroberung von Mecca und Medina (1813) gemeldet haben, sind einseitige Berichte der Pforte, auf die nicht mit Sicherheit zu bauen ist. Wir begleiten lieber diese kurze Darstellung mit einigen Bemerkungen.

Man ersieht aus der Mangelhaftigkeit dieser Nachrichten, die ein sorgfältiger, mit Asien sehr bekannter historischer Forscher über sie hat zusammen bringen können, wie schwer es hält, Asiatischen Ereignissen, wenn sie auch von allgemeiner Wichtigkeit sind, auf den Grund zu kommen. Noch liegt die Zeit des ersten Ursprungs dieser Secte und der Gang ihrer Ausbreitung im Dunkeln; noch kennt man den Character ihres Stifters nicht; doch läßt sich nicht zweifeln, daß man einst, wenn sich die Wahabiden noch zur Herrschaft über andere Theile des übrigen Asiens erheben sollten, diese Lücke der Geschichte ausfüllen und über diese und ähnliche Punkte sehr genaue Nachrichten liefern wird; aber auch wahre Nachrichten? wird nicht die Geschichte ihres Ursprungs ein Roman werden, wie die Geschichte der meisten frühern Staaten und Religions-

stifter, so gläubig sie auch unsre Geschichtsbücher wiederholten?

Sieht man sich in der Geschichte des Islam nach Analogem um, so bieten sich bloß die Karmathen, aber in Hinsicht auf die Religionsgrundsätze, als Gegentheil, zur Vergleichung dar. Denn ihr Stifter, zufrieden mit der täglichen Wiederholung von fünfzig Gebeten, befrepte seine Anhänger von der Strenge, mit welcher bis dahin auf Buße, Fasten, Wallfahrten gehalten worden war, und kesselte seine Parthey durch größere Sinnlichkeit; auch ließ er dem Propheten seine Prophetenwürde. Hingegen die Wahabiden lehren bloß, es gibt nur Einen Gott, und schneiden den zweyten Satz und Mahomed ist sein Gesandter von der bekannten Glaubensformel ab. Statt der laxen Moral der Karmathen halten die Wahabiden auf eine sehr strenge. Man kann daher schwerlich mit dem Verf. behaupten "Les Wahabis paroissent descendre des Carmates." Nur in Ansehung der Schnelle der errungenen Macht haben sie einige Aehnlichkeit; aber in Ausdehnung derselben, in den Mitteln, durch welche sie erlangt worden, tritt schon wieder die größte Unähnlichkeit ein; und so weit sich eine ungewisse Zukunft überschauen läßt, möchten sie auch in der Dauer ihrer Macht verschieden seyn.

Die Wahabiden füllen einen Raum fast viermahl so groß wie Deutschland. Nie würde der Stifter ihrer Secte, Schech Mohammed das Glück eines so großen Anhangs gemacht haben, wenn er nicht mit dem Fürsten von Dreyeh und Lahsa zusammengetroffen wäre, der sich seiner gut bedienen konnte, um die unter ihm vereinigten Arabischen Stämme fest zusammen zu halten. Gesezt, daß auch die Wechselheirathen hingereicht hätten, die Stämme Medsch, Agnesch und Atul zu Einem unzertrennlichen Stamm zu machen, so hingen doch die übrigen

Arabischen Horden, durch deren Unterwerfung sie erst eine große Nation geworden waren, zu schlaff mit ihnen zusammen, als daß man, bey der Liebe der Beduinischen Araber zur Unabhängigkeit, hätte sicher seyn können, sie würden sich nicht wieder bey der ersten Gelegenheit trennen und isoliren. Der Fürst von Dreneh und Bahsa mußte sie durch ein neues festes Band umschlingen: und gab es ein festeres als das der Religion, deren Grundgesetz mit fanatischem Eifer erfüllte, wie er sich in den südlichen Provinzen des Türkischen Reichs in Asien so leicht der Gemüther bemächtigt? Schem Mohammed mit seiner neuen Lehre und Intoleranz gegen jeden Moslem, der nicht von der Verehrung des Propheten ließe, war ihm daher sehr willkommen. Feuer und Schwerdt, womit er wüthete, gab seinem Lehrbegriff bey seinen Bekennern ein Interesse, das so lange fortbauern wird, als seine Intoleranz nicht in Toleranz übergeht: der Schem vermehrte die weltliche Macht des Fürsten, und der Fürst, der des Schems Religionsgebote mit unerbittlicher Strenge vollzog, die geistliche Macht des Schems: mit reißender Schnelle mußte sich der Wahabismus ausbreiten.

Er würde sogar einem großen Theil von Asien furchtbar geworden seyn, wenn nicht bisher Feldherrntalente unter den Wahabiden ausgeblieben wären. Noch keiner ihrer Anführer ist in der Art Krieg zu führen von der Beduinen Weise abgegangen. Ihre ganze Kriegskunst bestand bisher im unvermutheten Ueberfall. Wo ihnen ein Heer, auch nur mit der schwachen Türkischen Kriegskunst entgegenstand, da ergriffen die Schaaren der Wahabiden die Flucht; vor jeder nur mit einer etwas festen Mauer verwahrten Stadt scheiterte ihr Angriff. Was würde ein Heerführer von Kriegstalenten mit den Menschenmassen der zum Krieg

verpflichteten Wahabiden, welche der Verf. bloß im Norden von Arabien, ungerechnet die Gefangenen bey den herumziehenden Stämmen, die man der Fahne zu folgen zwingt, ungerechnet die Militärmacht der unterjochten Städte, auf 180,000 Mann schätzt, auszurichten im Stande seyn, wenn er sie nach einer kurzen Angewöhnung zum regelmäßigen Kampf den Feinden entgegen führte!

Wey dieser ihrer Kriegsverfassung würde es der Pforte leicht seyn, diesen ihren gefährlichen Feind zu vernichten, würde er nicht von unzugänglichen Wüsten geschützt. Den Wahabiden selbst ist es ein Leichtes, über ihre Wüsten in das Türkische Gebiet zu streifen; für eine Türkische Armee hingegen unmöglich, das Bollwerk ihrer Wüste zu übersteigen. Sie sind gewohnt, Hunger, Durst und Hitze zu ertragen, und begnügen sich mit der schlechtesten Nahrung. Auf ihren Dromedaren, die immer zwey Reuter tragen, sind zwey Schläuche, einer mit Wasser und einer mit Gerstenmehl gefüllt, hinreichend, die Reuter ein paar Wochen durch das mit Wasser abgekochte Mehl zu ernähren: jedes Türkische Heer wird durch die Wüste, durch welche die Wahabiden von dem übrigen Asien abgesondert sind, aufgerieben, ehe es den Feind, den es aussuchen soll, erreicht hat. Mögen daher die Osmanen ihnen wieder Dschidda, Mecca, Medina, Tafez u. s. w. abnehmen: besiegt werden dadurch die Wahabiden nicht seyn, so lange sie ihre große Wüste besitzen, bis zu welcher sie kein Osmanischer Pascha verfolgen kann. Das einzige Mittel, den Wahabiden ihre Furchtbareit zu nehmen, müßte daher die Pforte in ihren Steppen selbst suchen. Sie müßte die unter Einem Fürsten vereinigten Stämme unter sich entzweyen, und von einander trennen; oder einige Hauptstämme der Wüste zu ihren Allirten haben, welche ihr die Mittel und Hülfquellen des Kriegs in der Wüste

verriethen und andere Wahabidische Stämme zum Abfalle verführten. Und schon einigemahl war die Pforte auf diesem Wege zur Rettung ihrer Oberherrschafft über die heiligen Städte. Schon bey dem ersten Angriff der Wahabiden 1798, den der Statthalter von Bagdad, Soliman Pascha, veranstaltete, diente der Anführer der Ubeid zum Führer der Armee, unter dem sie glücklich bis ins Land Bahsa, den Mittelpunct des Reichs, vordrang: nur blieb alles ohne Erfolg, weil er bestechlich war. Schon einigemahl brach Unzufriedenheit einzelner Stämme gegen die despotische Strenge des Fürsten Seud aus, wie im November 1804, auf einer Generalversammlung der Schechs, wo Seud fürchterliche Drohungen gegen einige Stämme aussprach, die sich von dem Statthalter von Bagdad, Ali Pascha, hatten überfallen lassen. Hiedurch beleidiget, verließen 16,000 Familien die Fahnen des Fürsten, und wanderten zu dem Pascha von Bagdad aus. Mit solchen Emigranten, die mit den Bescherden der Wüsten und ihren Geheimnissen bekannt sind, ließe sich ein glücklicher Krieg in dem Innern des Wahabidenreichs führen, sobald sich ein Anführer auf ihre Treue verlassen kann. Ließe gar die Strenge der Intoleranz gegen die Mosleme nach, so würde der Wahabismus aufhören, seinen Bekennern ein wichtiges Gut zu scheinen, und die Auflösung des großen Stämmevereins würde von selbst erfolgen.

Diese Anzeige war schon mehrere Monathe für diese Blätter niedergeschrieben, als uns folgende Schrift zu Gesicht kam:

Ueber die Wahabiten. Frankfurt am Main in der Hermannschen Buchhandlung. 1813. 24 S. in Octav. Sie hat den Herrn Prof. Hariman zu Marburg zum Verfasser, und war zuerst in den theologischen Annalen abgedruckt. Sie drängt mit

Sachkenntniß die Nachrichten über die Wahabi zusammen, die sich aus Stewart's Uebersetzung von Mirza Abu Taleb Khan's durch Asien, Africa und Europa (1799—1803) gemachten Reise (Deutsch. Heidelberg 1812. 8.), aus J. L. Rousseau's (Französischen Consuls zu Aleppo) Notice sur la secte des Wahabis (in den Fundgruben des Orients I. S. 191) und aus der Description du Païschalik de Bagdad, schöpfen ließen. Wem die von uns oben angezeigte ausführliche Geschichte der Wahabi nicht zur Hand ist, kann sich aus dieser kleinen Schrift in der Kürze von dem Wichtigsten belehren, was diese merkwürdige Secte betrifft.

### Amsterdam.

Ben Job. Aart: Nieuwe Verhandlingen van het Baraafsche Genootschap der proefondervindelyke Wysbegeerte te Rotterdam Vierte Deel. 283 Seiten in Quart, mit mehreren Kupfertafeln.

Die Einleitung enthält auf XIV Seiten Programmen über Preisfragen, welche die Gesellschaft aufgegeben hat. Die Abhandlungen selbst sind der Ordnung nach folgende: 1 Verhandlung in Antwort op Vrage 66 betreffende de Verbetering van den Krimpenerwaard &c. door *Ary Blanke Jansz.* Die von der Gesellschaft aufgegebene Preisfrage war, trübes Flußwasser, welches in den Krimpenerwaard hineingelassen werden kann, auf das vortheilhafteste zu benutzen, sowohl um den niedrigen Boden des Krimpenerwaard zu erhöhen, als auch durch die abgesetzten schlammichten Theile des Flußwassers die Fruchtbarkeit des Bodens zu befördern, die Vortheile gegen die Nachtheile aufzumägen, die dieser Unternehmung nach der Localbeschaffenheit des Krimpenerwaard und der benachbarten Gegenden entgegen zu seyn scheinen, und die brauchbarsten und

wohlfeilsten Mittel anzugeben, das überflüssige Wasser wieder fortzuschaffen, nachdem es seine schlammichten Theile abgesetzt hat. Die Vorschläge, welche der Verf. zur Beantwortung dieser Preisfrage angegeben hat, erläutert er durch Beyfügung einer Karte, welche die Situation des Krimpenerwaard mit allen Umgebungen von Schleusen, Canälen u. dergl. auf das deutlichste darstellt. Unter andern Vorschlägen, den beabsichtigten Zweck zu erreichen, erwähnt der Verf. auch der Dampfmaschine nach Watt und Boultons Verbesserungen, und erwägt die Vortheile derselben gegen die sonst üblichen Schöpfmühlen. II. Ein Auszug aus einer zweyten eingelaufenen Abhandlung über eben diesen Gegenstand. III. Proeven en Waarneemingen over de Verschynsels by de Verrorting van Vleesch in verschillende Gas-soorten van *Carel Willem Beukman*, de zoon. (Carl Wilhelm Böckmann in Carlsruhe.) Diese Versuche über das Verhalten des Fleisches in verschiedenen Gasarten, und über die Fäulniß, die es darin schneller oder langsamer erfährt, sind mit atmosphärischer Luft, Sauerstoffgas, Stickstoffgas, Wasserstoffgas (mit Eisen und verdünnter Schwefelsäure bereitet), kohlensaurem Gas, Salpetergas und Gemischen von diesen Gasarten meist zu gleichen Raumtheilen angestellt worden. Versuche mit Ammoniac- und salzsaurem Gas hat der Verf. weggelassen, weil sich diese Gasarten durch die wässerichten Theile des Fleisches decomponiren, und alsdann nicht mehr als Gas, sondern als trockbarflüssige Substanzen wirken. Unter allen Gasarten beförderte das Sauerstoffgas die Fäulniß am schnellsten und vollkommensten. Es ward dabey zum Theil zerlegt, und es bildete sich kohlensaures Gas. Wasserstoffgas entwickelte sich hiebey wenig oder gar nicht, wie auch schon Berthollets Versuche, gegen Priestleys Behauptungen, ausgewiesen hätten.

Im Stickstoff-, Wasserstoff- und kohlensauren Gas verhielt sich das Fleisch fast auf einerley Art. Nach Verlauf einer längern oder kürzern Zeit ward es missfarbig, schmierig und übelriechend, ohne jedoch in vollkommene Fäulniß überzugehen. Im Salpetergas hielt es sich am längsten, und das Gas verlor die Eigenschaft mit Sauerstoffgas rothe Dämpfe zu bilden.

IV. Verhandling over Schut-sluiten en Aanmerkingen over het Doorlaaten van Schepen door dezelve, door *J. P. van 'apelle*. Der Verf. beschäftigt sich in dieser Abhandlung mit der Berechnung der vortheilhaftesten Wassermenge, welche in eine Schleusenkammer gelassen werden muß, die Fahrzeuge mögen nun von oben herab, oder von unten herauf geschleuset werden. Da hierben auf das Volum von Wasser, welches die Fahrzeuge selbst aus der Stelle treiben, und den dadurch erhöhten Wasserstand innerhalb der Schleusenthore Rücksicht genommen werden muß, so zeigt der Verf. wie diese Rechnungen für eine beliebige Zahl von Fahrzeugen, welche zugleich durchgeschleuset werden sollen, zu führen sind, daß der Binnencanal von dem durchgelassenen Wasser am wenigsten Nachtheil zu befürchten habe.

V. Verhandling over de Gang, de Buiging en de Breeking van het Licht door het Straalbreakend Prisme door *Pieter Curten*. Der Verf. betrachtet hier die mannichfaltigen Fälle der Brechung und Zurückwerfung des Lichtes in einem Prisma, und erläutert sie sowohl durch Zeichnungen, als er sie auch aus den hierher gehörigen Formeln entwickelt, Untersuchungen welche an und für sich eben nicht schwer, aber bisher noch nicht so ausführlich und im Zusammenhange wie hier dargestellt worden sind. Ähnliche Untersuchungen, wenn zugleich auf die verschiedene Brechbarkeit der einzeln Lichttheile, und also auf die farbigen Strahlen Rücksicht genommen wird.



## Bremen.

Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexicon, worin die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmsten Lebensumständen und Schriften beschrieben werden. Angefangen von J. C. Adelung; und vom Buchstaben K fortgesetzt von Heinrich Wilhelm Korermond, Pastor an der Domkirche zu Bremen. Viertes Theil. 1813. LXXXIV und 735 Seiten mit gespalteten Columnen, in Quart.

Ohne durch alle Hindernisse, welche die ungünstigsten Zeitumstände ihm in den Weg legten, (der Theil ward unter Französischer Herrschaft gedruckt; und selbst eine Abgabe sollte der Verf. noch davon bezahlen,) sich abhalten zu lassen, geht Herr K. in seiner Arbeit fort; und nach Beendigung des dritten Theils, mit dem er bekanntlich seine Fortsetzung begann, erscheint hier nun der erste Heft des vierten. Er fängt an mit Lubienizky; und endet mit Maripetrus. Die Leser kennen die Einrichtung des verdienstvollen Werks schon aus unsern frühern Anzeigen (Gött. gel. Anz. 1810. St. 179.) oder hoffentlich manche aus dem Werke selber. Das fortgesetzte Verzeichniß der Quellen, die der Verf. benutzte, bekräftigt seinen Eifer sich alle Hülfsmittel zu verschaffen; und die von S. XIV—LXXXIV beigefügten Zusätze und Verbesserungen zum dritten Theil sein Streben nach Vervollkommnung. Möge nun, bey wiederhergestellten glücklichen Verhältnissen, auch für die Litteratur unsers Vaterlandes, dem würdigen Verfasser seine Arbeit zugleich erleichtert und belohnt werden; an deren Fortsetzung und Vollendung, wenn nur das Publicum ihn nicht verläßt, nicht zu zweifeln ist.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.

Den 28. März 1814.

Paris.

Vom Journal de Physique Tom. LXX. und LXXI. von 1810 sind oben S. 353 die physikalischen Abhandlungen angezeigt worden. Wir lassen nun zuerst die zur Chemie gehörigen folgen. Im B. LXX: Herr Davy electrisch-chemische Untersuchungen über die Metalle aus den Alcalien und Erden, und über einige Verbindungen, in die der Wasserstoff tritt. — Derselbe über die oxygenirte Salzsäure, den Schwefel und Phosphor. Beide Abhandlungen sind aus den Phil. Transact. for 1810 entlehnt. (Man s. Göt. gel. Anz. Jahrg. 1812. S. 281 und 284.) — Gay-Lussac und Thénard über das Kalium und Natronium. Enthält eine Wiederrufung der von den Verfassern über diese Substanzen anfangs geäußerten Meinung, daß es bloße Verbindungen des Wasserstoffs mit Kalk und Natron seyn. — J. C. Delamétherie Bemerkungen über die chemische Verwandtschaft der Körper und über die Einfachheit der so genannten einfachen Substanzen. — Proust über die Mittel der Gährung des zum Syrup und Zuckerfabrication bestimm-

D (3)

ten Traubenmostes vorzubringen. Ein Schreiben an Bertholler. P. empfiehlt in dieser Hinsicht die Anwendung des schwefelsauren Kalks. — Außerdem theilt der Herausgeber die Analyse des Achenen Wasser von Neumont und Monheim (s. Götting. gel. Anz. Jahrg. 1811. S. 1441) und die Resultate sämmtlicher von Blaproth in dem 4ten und 5ten Bande seiner Beiträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper bekannt gemachten Untersuchungen mit.

T. LXXI. — Gay-Lussac Bemerkungen über die partielle Verflüchtigung einiger vegetabilischen und animalischen Substanzen, wenn man sie der Destillation unterwirft. Der Verf. glaubt diese partielle Verflüchtigung der genannten Substanzen aus eben denselben Principien erklären zu können, welche er im ersten Bande der Mémoires d'Arcueil über die Verflüchtigung der Körper beym freien und gehinderten Zutritt der Luft aufgestellt hat. — Fourcroy und Vauquelin über die Menschenknochen als Fortsetzung ihrer Untersuchung über die Ochsenknochen. Die Verfasser theilen darin ihre Methode mit, die Knochen auf ihre mineralischen Bestandtheile zu untersuchen. — Gay-Lussac über die effigsaure Alaunerde. Enthält Bemerkungen über die spontane Fällung der Alaunerde beym Erhitzen dieses Salzes, und die Wiederauflösung desselben in der Kälte. — Gay-Lussac und Chénard Analyse verschiedener vegetabilischen und animalischen Substanzen. Diese Abhandlung ist hier nur im Auszuge mitgetheilt, und befindet sich vollständig und revidirt in dem zweyten Bande der Recherches physico-chimiques der Verfasser, bey deren Anzeige wir den Inhalt derselben auch näher berücksichtigen werden. — J. J. Dixé über die Benutzung des Kochsalzes auf Soda im Großen, und die erste

zu St. Denis bey Paris errichtete Soda-Fabrik dieser Art. Ist bloß historischen Inhalts. — Prouff über das Schießpulver. Ein trefflicher Vortrag zur Kenntniß des Schießpulvers, sowohl in chemischer als technischer Hinsicht. Von dieser Abhandlung enthält der vorliegende Band dieses Journals nur den ersten Theil. In diesem theilt der würdige Verfasser seine Erfahrungen über den Grad der Verbrennlichkeit verschiedener Arten von Kohle mit. — Nun folgen die unsern Lesern aus dem 36ten Bande der Annales der Physik des Hrn. Prof. Gilbert schon bekannten Bemerkungen Humphry Davys über die Arbeiten der beiden Französischen Chemiker Gay-Lussac und Chénard über das Ammoniumamalgam und über die Metalle aus den Alkalien und Erden, nebst den Gegenbemerkungen der genannten Chemiker. — Den Beschluß macht die Beschreibung und Analyse des zu Weston in Nord-America am 4. December 1807 gefallenen Aerolithen von Warden, von der wir unsern Lesern bereits bey Anzeige des 73sten Bandes der Annales de Chimie (Öst. gel. Anz. 1813. S. 230); worin sie ebenfalls aufgenommen worden ist, Nachricht gegeben haben.

Den Beschluß unsrer Anzeige mögen die Abhandlungen allgemein naturwissenschaftlichen Inhalts machen, die weder unter den physicallischen, noch unter den chemischen begriffen sind. Nur bey den wichtigeren Aufsätzen und denen, welche nicht bereits auf einem andern Wege in Deutschland bekannt geworden sind, werden wir etwas länger weilen; alle übrigen aber und namentlich die, welche nur Auszüge liefern, kurz berühren.

Tome LXX. Mémoire sur la géologie des Antilles, extrait d'une lettre de M. Cortis (astronome royal de la Martinique) à M. Humboldt. p. 129.  
Der Verfasser theilt die Antillen in vier Classen

Zur ersten rechnet er die, welche zum Theil aus primitiven Massen, zum Theil aus vulcanischen und kalkartigen bestehen; wozu die großen Antillen gehören, la Trinité, Portorique, Cuba, St. Domingue und Jamaïque. Die nach ihm zur zweyten Classe gehörigen sind ganz und gar vulcanisch, wie la Grenade, St. Vincent, Sainte Lucie, la Martinique, la Dominique, les Saints, la Guadeloupe, Montferrat, St. Eustache, St. Christophe und Saba. Zur dritten Classe zählt er die ganz kalkartigen, zu denen Marigalante, la Desirade, Curacao, Bonaire, und im Allgemeinen alle wenig erhabenen Inseln gehören. Die vierte Classe endlich begreift die Inseln, welche ihren Ursprung theils dem vulcanischen Feuer, theils organischen, kalkigen Substanzen verdanken, welche sind: l'Antigue, S. Barthélemi, St. Martin, St. Thomas u. s. w. Die Höhe der kalkigen Inseln gibt das positive Resultat, daß das Niveau des sie umgebenden Meeres jetzt um 360 Fuß niedriger steht als vormahls; mehrere Gründe lassen aber vermuthen, daß es noch bey weitem tiefer gesunken ist. Nach der Hypothese des Verfassers brannten einst Vulcane unter dem Ocean, und ihre Auswürfe erhoben sich und nach dem Meeresgrund über die Meeresfläche. Erst nach dieser Epoche zog sich das Meer allmählig zurück und entblößte die kalkigen Inseln. Die größte Höhe, bis zu welcher sich die vulcanischen Gipfel des Archipels erheben, beträgt ungefähr 890 Toisen über dem Meere. — Recherches sur les Albinos d'Europe, par M. Haldad, M. D. p. 144. Einige Bemerkungen über einen jungen zu Nancy gebornen Albino; übrigens aber größtentheils eine Compilation, besonders auch aus den Schriften von unserm Herrn Hofr. Blumenbach. — Nouveau Cours complet d'agriculture théorique et prati-

que, par les membres de la section d'agriculture de l'institut de France &c.; quatrième livraison. p. 174. Kurzer Auszug. — Histoire générale et particulière de tous les animaux qui composent la famille des Méduses, par M. M. Péron et Lesueur. v. 185. Auszug aus den Annales du Muséum. Fortsetzungen p. 269 und 357. — Note sur une mine d'or du Mexique, qui contient du Palladium. p. 183. Hr. Cloud, Director der chemischen Arbeiten bey der Münze zu Philadelphia, hat diese natürliche Legirung von Gold und Palladium untersucht, in welcher das letztere ungefähr den eilften Theil beträgt. — Note sur une poudre végétale fossile trouvée par M. Leschevin, Commissaire des poudres à Dijon. p. 344. Dieses Pulver hat sich auf einem Lager von holzförmiger Baumkohle (bituminösem Holze) in dem Territorium von Louhans, im Departement der Saone und Loire gefunden. Es besitzt eine zimtbraune Farbe, und brennt mit einem eigenthümlichen Geruche. — Extrait d'une lettre de M. Desfaignes à J. C. Delamétherie sur la phosphorescence. p. 345. Eine kurze Nachricht von einem Versuche über die Phosphoreszenz des Wassers, welches der Werk. in starken Röhren von Krystall einem heftigen Stosse aussetzte. — Mémoire sur le Chrome oxidé natif du département de Saone et Loire; par M. Leschevin. p. 372. Der Inhalt dieser Abhandlung, welche die merkwürdige Entdeckung des natürlichen Chromoxyds (Chromochers) in einem Kiesel-Conglomerata der Gegend von Creuzot, so wie die chemischen Untersuchungen desselben zum Gegenstande hat, ist bereits aus Deutschen Schriften bekannt. — Essai de géologie, ou mémoire pour servir à l'histoire du globe; par M. B. Faujas St. Fond. p. 430. Kurzer Auszug. — Note sur les Hématites brunes, les oxides de fer en

grains, les mines de fer limoneuse. p. 433. — Lettre de M. Leschevin à J. C. Delamétherie sur la découverte de la substance végétale fossile, annoncée. p. 344.

Tome LXXI. Analyse de la Laumonite, par M. Vogel. p. 64. Bereits aus Deutschen Zeitschriften bekannt. — Description des terres, qui se trouvent dans les jardins de Schönbrunn près de Vienne, et détails sur le mélange des terres et sur la culture pratiquée dans les jardins de Schönbrunn et de l'université; par Marcel de Serres, Inspecteur des arts &c. p. 118. Die Beschreibungen sind keines Auszuges fähig. Die angehängten allgemeinen Betrachtungen über die Mengung der Erden und über die Ursachen, welche die treffliche Vegetation in den Wiener Treibhäusern bewirken, sind oberflächlich und dürftig. — Essai sur l'art de fabriquer le sucre de raisin par M. Fouques. p. 141. Eine kurze, auch besonders gedruckte Anleitung zur Traubenzucker-Fabrication, welche übrigens nur das über diesen Gegenstand bereits bekannte enthält. — Traité de minéralogie, première partie, renfermant l'introduction à la minéralogie en général, la théorie de la cristallisation, l'étude de la chaux carbonatée proprement dite, et de l'aragonite, avec application du calcul cristallographique à la détermination des formes cristallines de ces deux substances; par M. le Comte de Bournon, de la Soc. Roy. de Londres &c. Extrait par J. C. Delamétherie. Dieser kurze Auszug des neuesten bis jetzt noch nicht zu uns gelangten Werkes, des um die Mineralogie verdienten Grafen von Bournon, gibt von dem Inhalte einen sehr günstigen Begriff. — Description anatomique du *Squalus maximus* de Linnée, qui, par la forme de son estomac, établit un passage entre les poissons cartilagineux et les

cétacées. Lue à la Soc. Roy. de Londres par M. E. Home. Extrait par H. de Blainville. p. 241. Angehängt ist: Note sur plusieurs espèces de squalus, confondues sous le nom de squalus maximus de Linnée. Lue à la Soc. philomat. par H. de Blainville, Prof. d'anatomie. — Mémoire sur la conservation des diverses espèces d'animaux dans l'alcool; par M. M. Péron et Lesueur. p. 265. Sehr schätzbare Erfahrungen über die Aufbewahrung der Thiere im Alkohol sind in dieser Abhandlung niedergelegt, welche daher nicht nur für den reisenden Zoologen, sondern auch für den Besitzer oder den Bewahrer zoologischer Sammlungen, von Interesse seyn muß. Die Verfasser hatten auf ihrer langen und mühseligen Reise mit den größten Hindernissen zu kämpfen, um die von ihnen eingesammelten zoologischen Schätze gut zu erhalten. Beynahe keine der bekannten Aufbewahrungsmethoden blieb unversucht. Sie machten manche unangenehme Erfahrungen über die Mängel derselben, und kamen allmählig auf ihre möglichste Verbesserung und dadurch zur Lösung des Problems: "une espèce d'animal étant donnée, la conserver, au milieu des pays chauds, et parmi les embarras d'une longue navigation, le plus sûrement, le plus parfaitement possible, avec la plus petite quantité possible d'une liqueur alcoolique, le moins forte possible." Die Verfasser handeln zuerst von den zur Aufbewahrung dienlichen Gefäßen. Selbst für die Aufbewahrung auf der Reise gaben sie den Gefäßen aus starkem Glase den Vorzug, welche aber vierkantig und mit einem weiten Halse versehen seyn müssen. Darauf betrachten sie den Verschlus der Gefäße. Zum Ritt fanden die Verfasser nach vielen Versuchen eine Verbindung von gemeinem Harz oder trockenem Schiffstheer mit rothem Eisenoxyd, gelbem Wachs und Terpentinöl am haltbarsten. Sie bedeckten



mit demselben die Korkdeckel, und umgaben ihn dann auswendig noch mit Leinwand, welches bald in Oel bald in Schiffstheer getränkt wurde. Die Verfasser kommen nun auf die verschiedenen zur Aufbewahrung dienenden Flüssigkeiten, und handeln endlich von der Zubereitung der Thiere und der Art und Weise wie sie in die Gefäße zu bringen und darin zu befestigen sind. — *Mémoire sur un marbre remarquable par quelques caractères particuliers, que j'ai désigné sous le nom de marbre grec magnésien.* Lu à l'institut par M. de Cubieres l'ainé, Correspondant de l'institut. &c. p. 304. Der hier beschriebene Marmor, welcher unter den Ruinen eines Tempels in Italien gefunden wurde, enthält nach der Analyse des Verfassers in 100 Theilen 30 Kalk, 22 Zalk, 47,2 Kohlenäure, und gehört mithin zum Bitterkalk. — *Extrait d'une lettre de M. de Bournon sur quelques points de cristallographie.* p. 364. Der Verfasser dieses Briefes äußert darin, u. A. die auch von neueren Deutschen Mineralogen ausgesprochene Meinung, daß jetzt die Zeit noch nicht gekommen sey, bey Bestimmung der mineralogischen Substanzen sich mit gutem Erfolge durch das chemische und äußere Verhalten gemeinschaftlich leiten zu lassen; womit wir jedoch auf keine Weise einverstanden sind, indem wir glauben, daß man nicht früh genug anfangen könne zum Vortheile der Wissenschaft das innige Verhältniß aufzusuchen, in welchem die äußeren Beschaffenheiten der Mineralkörper zu ihrer Mischung stehen. — Außer den hier erwähnten Abhandlungen sind in dem vorliegenden Bande auch noch Auszüge aus dem Précis de la Géographie universelle von Malte Brun und der dritten Abtheilung der Reise von Humboldt und Bonpland enthalten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1814.

London.

Philosophical Transactions for 1813. (s. oben Stück 27.)

Auch aus diesem Jahrgange nun die zur Arzneywissenschaft und Naturgeschichte gehörigen Abhandlungen.

Der nunmehrige Baronet, Sir Everard Home hat seine Untersuchungen über den verschiedenartigen Drüsenbau im Vormagen der Vögel fortgesetzt. Dießmahl von den Verdauungswerkzeugen des Bengalischen Niesenfrankhs, Argala (— *Ardea dubia* —), des Emu, wie das Wort hier geschrieben ist, (— *Struthio casuarius* —) und des Casuar ohne Helm aus dem fünften Welttheil (— *Struthio australis* —). Dabey auch teleologische Reflexionen über das Verhältniß des specifischen Organismus der Verdauungswerkzeuge dieser Gattungen von Vögeln zu der üppigern oder dürftigern Fruchtbarkeit des Klimas, auf das sie beschränkt sind. Bey solchen Gattungen nämlich, deren Heimath ihnen Nahrung in Ueberfluß liefert, seyen jene Organe kleiner und von einfacherm Bau als

E (3)

bey solchen die sterilere Erdrich bewohnen, und durch reichliche humores inquilinos das ersetzen müssen, was ihnen an reichlichem Futter abgeht.

Ein Obrister Humphreys in Connecticut beschreibt eine neue ganz sonderbare Rasse von Schafen, die erst seit 20 Jahren in Neu-England entstanden ist, und sich besonders durch kurze Beine und verkrüppelte Stellung der vordern, bey langgestrecktem Kumpfe auszeichnet. Offenbar ein zum erblichen Schlag eingewurzeltet virium malae conformationis. Der einzige Vortheil den man in jenem Erdtheil, wo es an Schäfern und Schafhunden fehlt, davon hat, ist, daß diese krummbeinigen Thiere nicht so leicht über Befriedigungen springen und Schaden thun können.

Wiederum Sir Everard Home über die gerinnmachende Kraft des Magendrüsenstoffes. Auch der Kropf und die Magenhaut vom Hahn, und selbst der Magen der Haisfische, Roggen und des Lachses bringen Milch zum gerinnen, so gut als das Saab vom Kälbermagen.

Ebenderfelbe über die Stoßzähne des Narhwals. Bey beyden Geschlechtern liegt im jungen Thier in jedem der beiden Oberkiefer ein solcher Zahn vorräthig, wovon aber der auf der rechten Seite erst im spätern Alter zum Ausbruch kommt, und daher den bey weiten mehresten Narhwalen zu fehlen scheint.

Auch Derselbe über die Bildung von Fett in den Därmen lebendiger Thiere. — Ein sowohl für Physiologie als Pathologie besonders merkwürdiger Aufsatz, der so viel unerwartetes enthält, daß wir uns bey dessen Anzeige um so genauer an des Verf. Worte halten müssen um ihren Sinn nicht zu verfehlen. — Da er bey seinen zootomischen Untersuchungen über die Verdauungswerkzeuge gefunden hatte, daß je zusammengesetzter der Magen einer

Thierart ist, desto größer und gleichsam verwickelter auch ihr dicker Darm; so schloß er daraus, daß die Nahrungsmittel, nachdem in den dünnen Därmen der Milchsaft davon abgeschieden und eingesogen sey, selbst noch in den dicken eine solche Veränderung erleiden, daß dadurch noch etwas nahrhaftes (a secondary kind of nourishment) aus denselben bereitet werde. Damit verband er die doppelte Consideration, daß 1) sich der eigenthümliche Habitus des so genannten Darmkoths zur wirklichen Fäulung organischer Stoffe ungefähr so verhalte, wie das in Fettwachs umgewandelte Fleisch von Cadavern zur wirklichen Verwesung der Leichen; denn in jenen beiden Fällen, beym Darmkoth und den Fettwachsmumien, zeige sich bloß eine angefangene nicht vollendete Fäulung; — und daß 2) außer dem Chylus keine andre Substanz besser den Verlust ersehen könne, der durchs Wachstum und Muskelanstrengung verursacht werde (the waste produced by the actions of growth and muscular exertion) als thierisches Fett. — Aus diesem allen folgert er, daß im dicken Darm, besonders durch Zutritt der Galle eine zur Ernährung dienliche Substanz, nämlich Fett, bereitet werde. Damit reime sich auch die Entstehung der grauen Amber, die 60 p. C. Fett halte, und nur im dicken Darm kranker Eschelote gefunden werde, wahrscheinlich, wie er sagt, weil das Fett darin gestockt habe, nicht gehörig von den absorbirenden Gefäßen eingesogen worden sey. Vollkommen ähnliche Concremente fänden sich zuweilen auch bey Menschen im krankhaften Zustande im Grimmdarm (in the human colon, solid masses of fat are sometimes met with in a diseased state of that canal, and are called *scybala*; those are in all respects similar to ambergris). — Einer Kranken, die gegen Gal-

lensteinbeschwerden von Zeit zu Zeit viel Baumöhl eingenommen hatte, gingen dann durch den Stuhl wachsähnliche kleine Kugeln ab, die aus  $\frac{2}{3}$  Oehl und  $\frac{1}{3}$  thierischen Schleim bestanden. Und ein kleines schwaches gelbsüchtiges Mädchen hatte von selbst, ohne solchen vorgängigen Genuß von Oehl, meist alle 10 bis 14 Tage eine ähnliche Ausleerung von einigen Unzen flüssigen Fettes das beym Erfalten gelieferte. Auch aus dem hartleibigen mit Galle gefärbten Stuhlgang eines Mannes ließ sich durch warmes Wasser ein öbliches Wesen ausscheiden; und Menschenfleisch und Rindfleisch mit Galle in Temperatur von Blutwärme digerirt, ward dadurch zum Theil in Fett umgewandelt; so wie dann auch durch Wirkung krankhafter Galle auf den Schleim in der Gallenblase die Fettwachsähnlichen Gallensteine entstehen. — Hingegen fehlte in der Leiche eines gelbsüchtigen Kindes von etlichen Monaten, das aber während dieser seiner Lebenszeit beym besten Appetit doch nicht gewachsen war und kein Fett unter der Haut hatte, die Gallenblase und selbst der Lebergallengang. Und so schließt dann der Verf. aus allen diesen vielartigen einzelnen Datis, das Fett werde im Körper nicht abgeschieden (it has, sagt er, nothing in common with the secretions), sondern im dicken Darm gebildet und dann erst ins Blutssystem gebracht.

Auch noch von Ebendenselben Zusätze zu seiner frühern Abhandlung über die Zergliederung des *Squalus maximus*, mit trefflichen Kupfern, nebst Bemerkungen über den Bau der Bronchialarterie der Fische überhaupt und mancher zweckmäßigen Eigenheiten in gewissen Geschlechtern derselben insbesondere; auch Vergleichung mit den so genannten Circulations-Organen in den niedern Thierclassen.

## Halle.

In Commission bey Hemmerde und Schwesfche:  
**Grundsätze der theoretischen und practischen  
 Philosophie, als Leitfaden zu Vorlesungen heraus-**  
 gegeben von A. Kayßler, öffentl. und ordentl. Pro-  
 fessor der Philosophie an der Universität, auch Mit-  
 director der Königl. Friedrichschule zu Breslau.  
 1812. XVII und 296 Seiten in Octav.

Die Erkenntniß, welche in diesem Werke darge-  
 stellt wird, sagt der Verf. in der Vorrede, hat  
 durchaus die dogmatische Richtung, doch ist sie nicht  
 Dogmatismus in der seit Kant üblichen Bedeutung  
 des Wortes, sondern um ihn geschichtlich zu fassen,  
 ein aus der Transcendental-Philosophie wieder-  
 gebornen, oder eine von dem Bewußtseyn abso-  
 luter Freyheit begleitete Erkenntniß des Object's.  
 Der Gegensatz der Freyheit und Nothwendigkeit,  
 von welchem die Vernunft-Crisis ausging, und  
 den die Wissenschaftslehre dießseitig, die Natur-  
 Philosophie dagegen jenseitig faßete, löset sich in  
 meiner Erkenntniß auf folgende Weise zur Einheit  
 auf. Zuerst fühle ich mich genöthigt, ein absolutes  
 Subject als Object meiner Erkenntniß vorauszu-  
 setzen, und dieses Gefühls der Nothigung bin ich  
 mir als des ersten Actes meiner Freyheit bewußt.  
 Das absolute Subject kann nicht Object irgend  
 einer Erkenntniß seyn, wenn es nicht sich selbst  
 Object ist. Denn ohne dieses würde das absolute  
 Subject aufhören dieses zu seyn, indem es Object  
 der Erkenntniß würde, hiermit aber wäre die erste  
 Voraussetzung der Erkenntniß aufgehoben; mit der  
 ersten Voraussetzung ist also nothwendig die zweyte  
 verbunden, daß das absolute Subject sich selbst  
 Object sey, und das Bewußtseyn der Nothwendig-  
 keit dieser Voraussetzung ist der zweyte Act meiner  
 Freyheit. Diese doppelte Voraussetzung ist zugleich

Setzung der Einheit des Subjects und Objects, und in dieser Einheit bin ich mir des dritten Actes meiner Freyheit bewußt, welcher der Erkenntnißact ist, das wahre Ich. Setze ich diesen, an sich und in Wahrheit dritten Act, als den ersten "Ich bin Ich": so hebe ich damit das absolute Subject (den Grund) auf; setze ich ihn als den zweyten "Es ist ein Object schlechthin" so hebe ich das absolute Object (absolute im Seyn beschlossene Form) auf; setze ich ihn aber, auch im freyen Bewußtseyn, als das, was er in der Nothwendigkeit ist, nämlich als die Einheit des Subjects und Objects: so ist er die im Freyen geoffenbarte Copula des absoluten Subjects und Objects, womit dann zugleich auch das Subject und Object offenbar wird. Dieses Princip der Erkenntniß ist mir aus dem Studium der Transscendental-Philosophie als ihr nothwendiger Schluß hervorgegangen, und auf ihm ruhet der Dogmatismus, den ich in diesem Werke darlege. — Worauf der Verf. in seiner Philosophie ausgehe, in welcher Schule er das Philosophiren erlernt habe, und welche Belehrung und Unterhaltung der Leser sich von dessen im gegenwärtigen Werke ausgesprochenen Bemühungen, im Gebiete der Philosophie mehr Licht und Ordnung zu verbreiten, versprechen dürfe; kann schon aus jener Erklärung eingesehen werden, deren Anführung also auch zu einer Anzeige des Werkes nach der Bestimmung unserer Blätter hinreicht. Denn diese Bestimmung gestattet es nicht, jedes Bestreben, die Philosophie weiter zu bringen, seiner ganzen Beschaffenheit nach darzustellen, oder gar in Rücksicht des dadurch erhaltenen Gewinnes zu würdigen, welches, wenn es nicht das Ansehen von Nachsprüchen haben soll, mit Gründen unterstützt werden muß, die sich nicht in wenigen Zeilen angeben lassen.

## Leipzig.

Beim Antritt einer ordentlichen Professur der morgenländischen Sprachen hat Herr Prof. K. C. Rosenmüller zur Anhörung seiner Rede durch ein gelehrtes Programm, de versione Pentateuchi Persica (auf 54 Seiten in Quart) eingeladen, und dadurch eine Lücke in der biblischen Literatur ausgefüllt. Denn bisher beschränkte sich, was wir von dieser Version wußten, auf das was Walton zur Londner Polyglotte über sie mitgetheilt hatte, und das war sehr wenig, da Thomas Greaves, der die ausführlichere Beschreibung derselben für die Polyglotte ausarbeiten sollte, bloß bey einer allgemeinen Anzeige der Materien stehen geblieben ist, über die sich eine critische Beschreibung des Persischen Pentateuchs zu verbreiten hätte.

Der Verfasser der Uebersetzung war Jacob der Sohn Josephs, ein Jude aus Tus, einer Stadt in Persien, die einst der Sitz einer berühmten Jüdischen Academie war. Weder seine Person noch sein Zeitalter sind näher bekannt; doch kann er nicht vor dem neunten Jahrhundert gelebt haben, weiß er (1 B. Mose 10, 10.) Babel durch Bagdad erklärt, das erst vom Chalifen Almanfor im Jahre Ehr. 762 (Heg. 145) erbaut worden. Die Uebersetzung ist aus dem Hebräischen Original verfertigt, und folgt einer sehr buchstäblichen Manier, welche die Reinheit der Persischen Sprache ohne Bedenken aufopfert, wenn sie sich nur recht genau an ihren Urtext anschließen kann. Sie ahmt daher Hebräische Constructionen im Persischen bis zur Barbarey nach; behält ungeschweht Hebräische Wörter bey, so fremd sie auch dem Persischen seyn mögen, und nimmt sogar zuweilen (wie 4 B. Mose 33, 10 — 35. 42 — 50) den He-



520 G. g. A. 52. St., den 31. März 1814.

bräischen Text, mit Arabischen Buchstaben geschrieben, Wort für Wort auf. Bis jetzt kennen wir den Text des Persischen Pentateuchs nur aus Einer Handschrift, aus der, welche bey seinem Abdruck mit Hebräischer Quadratschrift in der Ausgabe des Pentateuchus Hebraeo - Chaldaeo - Persico Arabicus (Constantinopel 1546. Fol.) zum Grunde liegt. Mit Arabischer Schrift von Hyde umgeschrieben, ist er wieder in der Londner Polyglotte abgedruckt worden, doch nicht mit seinen vielen Auslassungen einzelner Worte und zum Verständniß unentbehrlicher Sätze: Hyde hat diese Lücken ausgefüllt; aber seine Zusätze in Klammern eingeschlossen, um sie sogleich kennrlich zu machen. Für die Critik des Hebräischen Textes ist aus der Persischen Uebersetzung nichts zu erwarten; sie drückt fast gar keine eigenthümliche Lesarten aus, sondern folgt allermwärts dem Masorethischen Texte, und in den Kleinigkeiten, bey denen dieser in seinen einzelnen Autoritäten verschieden ist, hält sie es immer mit einer von den vorhandenen Parteyen, zum Beweis, daß in der Gegend, wo der Uebersetzer lebte, auch der von den Masorethen festgestellte Text herrschte. Der größte Theil dieser gelehrten Abhandlung beschäftigt sich mit Proben der dem Uebersetzer eigenthümlichen oder nur bey wenigen (meist auch in Onkelos Targum) befindlichen Erklärungen einzelner Stellen der Genesis, welche der Verf. gelehrt erläutert, und hie und da auch gelegentlich den Sinn des Originals erörtert, wobey man, wenn man auch nicht mit ihm gleiche Ansichten, Vorstellungen und Erklärungen theilt, doch immer den Sprachkenner und gelehrten Interpreten wird schätzen müssen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1814.

Breslau.

Ben E. F. Barth: Darstellung der Höhen verschie-  
dener Berge, Flüsse und Orte Schlesiens.  
Von Toussaint von Charpentier, Königl. Preussis-  
chem Oberberggräthe und Oberbergmeister von Nie-  
derschlesien u. s. w. Mit einem illuminirten Kupfer.  
1812. III Seiten in Quart.

Die Schlesiſchen Gebirgsgegenden haben das  
Glück gehabt, von verschiedenen trefflichen Natur-  
forschern untersucht zu werden, wodurch sie im  
Ganzen näher bekannt geworden sind, als manche  
andere Gebirge, die es nicht minder verdienen.  
Dessen ungeachtet ist noch außerordentlich viel für die  
genauere Kunde der Schlesiſchen Gebirge, besonders  
in geognostischer Hinsicht zu thun. Ueberhaupt ist  
es im höchsten Grade schwer, mit der geognostischen  
Untersuchung eines Gebirges von bedeutendem Um-  
fange und mannigfaltiger Zusammensetzung dahin zu  
gelangen, daß man behaupten darf, seine Consti-  
tution ganz zu kennen; denn gewiß keine Art von  
Naturbeobachtungen hat mit größeren Schwierig-  
keiten zu kämpfen, erfordert in einem höheren Grade

öftere Wiederholung und einen längeren Aufenthalt in der betreffenden Gegend, als die über äußere Gestalt und innere Zusammensetzung der Gebirge. Um in diesen beiden Theilen der geognostischen Untersuchung gute Fortschritte machen zu können, ist es unumgänglich nöthig, mit der Bestimmung der Höhen der wichtigsten Punkte den Anfang zu machen. Aus diesem Grunde schon haben die neueren geognostischen Beobachtungen eines von Humboldt, eines von Buch, welche größtentheils mit dem Barometer in der Hand angestellt wurden, einen so sehr viel größeren Werth als viele andere, auch vielleicht nicht ohne Scharfblick und Wahrheitsliebe gemachte, denen Höhenbestimmungen mangeln. Die Geognosie und die physicalische Geographie sind daher dem bereits aus früheren litterarischen Arbeiten vortheilhaft bekannten Hrn. Verfasser des vorliegenden Werkes, in welchem viele Höhenbestimmungen Schlesiſcher Berge und Orte, mit beständiger Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse, zusammengetragen sind, für die Herausgabe desselben vielen Dank schuldig. Die Höhenmessungen, welche diesen Bestimmungen zum Grunde liegen, wurden sämmtlich mit dem Barometer unternommen, und zwar mehrere derselben von dem Hrn. Verfasser selbst; die übrigen hingegen von dem verstorbenen, als eifriger Naturforscher rühmlichst bekannten Hrn. von Bersdorf in Meßersdorf, Hrn. General von Lindner und Hrn. Prof. Jungnick. Zum Theil sind sie früher schon durch den Druck bekannt geworden, zum Theil aber erst dem Hrn. von Charpentier handschriftlich mitgetheilt. Ueber die Anstellung und Berechnung der Beobachtungen fehlen in der Schrift leider die genaueren Angaben. Da die Genauigkeit der Höhenmessungen mit dem Barometer so sehr abhängt von

der Beschaffenheit des Instruments und der Sorgfalt des Beobachters; die Resultate auch außerdem so verschieden ausfallen können, nach den verschiedenen Correctionen und Berechnungsmethoden die man anwendet; so muß es natürlicher Weise bey der Mittheilung solcher Beobachtungen sehr erwünscht seyn, wenn man durch genaue Angabe aller erforderlichen Data in den Stand gesetzt wird, die Bestimmungen einigermaßen zu controlliren; um so mehr aber, wenn die Angaben von verschiedenen Beobachtern herrühren, durch deren verschiedenartige Berechnungen die Höhen vielleicht nicht einmahl in einem gegenseitigen richtigen Verhältnisse erscheinen. Nachahmung verdient daher die Methode der Herren von Humboldt, von Buch, Wahlensberg u. a. welche neben den berechneten Höhen auch das Tagebuch ihrer Beobachtungen ausführlich mitzutheilen pflegen.

Die Höhen sind von Hrn. von Charpentier profilmäßig auf ein großes Blatt getragen. Die Darstellung zerfällt in zwey Haupttheile. In einem obern sind die Höhen der Gebirge und Gebirgsorte, in einem untern die der Flüsse und an ihnen liegenden Orte verzeichnet. Die Anzahl von jenen beträgt 65, von diesen 40. Die Zeichnungen sind nicht so gemacht, daß sie zugleich richtige Profildarstellungen geben; dieses war bey der großen Längen- und Breitenausdehnung der betreffenden Gegenden, wenigstens auf einem Blatte nicht wohl thunlich. Auf der Höhenkarte sind die wichtigsten allgemeinen geognostischen Verhältnisse durch verschiedene Farben angedeutet. Auf Schichtung und alle näheren geognostischen Verhältnisse konnte nicht Rücksicht genommen werden. Sowohl für das Gebirgs- als auch für das Flußprofil ist das Niveau der Ostsee als Basis angenommen. Die Höhen in

Pariser Fußes sind jedem Puncte in Zahlen beschrieben.

Die zur Erläuterung der Höhenkarte dienende kleine Schrift enthält viele schätzbare geognostische und bergmännische Notizen, von denen wir hier aber, wegen des beschränkten Raumes unserer Blätter, nur einiges ausheben können. Das bekannte Sobren-Gebirge ruhet in Norden auf Granit, in Süden auf Gneus, aber das gegenseitige Verhältniß dieser Gebirgsarten ist noch problematisch. Ueber beiden liegt Serpentin und abwechselnd auf demselben Urgrünstein (oder nach v. Buch's neuerer Bestimmung, Gabbro). Ungemein interessant sind in geognostischer Hinsicht die Kalk-, Serpentin- und Arsenikflieſlager in einem in Glimmerschiefer übergehenden Gneuß der Gegend von Reichenstein. Das reine Erz hält im Zentner ungefähr  $\frac{2}{5}$  bis  $\frac{7}{8}$  Loth Gold. In früheren Zeiten benutzte man es auf Gold, nicht aber auf Arsenik; jetzt verintereſſirt sich das Goldausbringen nicht mehr, dagegen gewinnt man aber mit vielem Vortheile den Arsenik. Die dortige Arsenikfabrication ist vielleicht die bedeutendste, welche es gibt, indem, wenn der Absatz es gestattete, füglich an 6000 Zentner Arsenik-Glas jährlich ausgebracht werden können. — Mit der hohen Meuse, dem höchsten Puncte auf dem Grünwalder Gebirge, verläßt man den Glimmerschiefer und gelangt zu einem jüngeren Sandstein, welcher das Gebirge der Heuscheuer konſtituirte, und daher oft Heuscheuer-Sandstein genannt wird. Auf der Heuscheuer selbst erreicht er seine größte Höhe, indem der höchste Punct 2893 Fuß über der Ostsee liegt. Alles was von diesem Sandsteine — der sich besonders durch seine seltsamen Felsengestalten auszeichnet — mitgetheilt wird, scheint dafür zu reden, daß er mit dem Qua-

der Sandsteine unserer Gegenden und der Sächsischen Schweiz zu einer Formation gehöre, welche Vermuthung auch schon von anderen Geognosten geäußert worden ist. — Sehr merkwürdig ist das Vorkommen des Basaltes zu Krobadorf in dem so genannten Kauenloch, womit man einen etwa zwanzig Lachter lang in Glimmerschiefer getriebenen uralten Stollen bezeichnet. Mit demselben ist Basalt überfahren worden, welcher zum unmittelbaren Hangenden und Liegenden Glimmerschiefer hat. Er ist von ein Paar Zollen bis über  $\frac{1}{2}$  Lachter mächtig, und scheint an einigen Stellen die Eigenschaften eines Ganges, an anderen die eines Lagers zu besitzen. Uebrigens ist er mit dem Glimmerschiefer fast verwachsen. Dieser Basalt verdiente wohl auf das genaueste in Hinsicht der äußeren Beschaffenheit und der Bestandtheile untersucht und mit dem Basalte des Flöztrappgebirges verglichen zu werden, um näheren Aufschluß darüber zu erhalten, ob der erstere auch mit vollem Rechte den Namen Basalt verdiene. Denn es gibt manche Gebirgsarten die dem Basalte täuschend ähnlich sind, und bey ganz genauer Betrachtung sich doch verschieden zeigen. Ganz vorzüglich würden bey einer solchen Untersuchung, die für den Basalt so besonders charakteristischen Gemengtheile: Olivin, Augit, basaltische Hornblende — zu berücksichtigen seyn. Fehlen diese gänzlich, und sind keine Aufklärung gebende Uebergänge sichtbar, dann dürfte die Entscheidung, ob jene Gang- oder Lagermasse wahrer Basalt sey oder nicht, sehr schwer seyn. — Interessant sind die mitgetheilten Bestimmungen des Falles der verschiedenen Flüsse. Hätte man ähnliche Angaben von vielen Flüssen verschiedener Länder, so würde die physicalische Erdbeschreibung dadurch manchen guten Aufschluß über die verschiedenen Abdachun-

gen, die Verhältnisse der Flußgebiete u. s. w. erlangen können.

### Lübeck.

Bei Kömhlid 1814: Christian Nicolaus Carstens. b. A. Dr., *Beiträge zur Erläuterung des Lübeckischen Rechts. Zweyte Sammlung.* 240 S. in Octav.

Der Verfasser wollte den geschäftlosen Zustand, in welchen er durch die Occupation Lübeck's versetzt wurde, nicht unbenutzt lassen, und lieferte daher diese Fortsetzung seiner vor dreizehn Jahren begonnenen Sammlung. So löblich dieses Unternehmen an sich ist, so durfte man doch erwarten, daß eine fünfzigjährige ausgebreitete Praxis eine reichere Ausbeute geben werde. Die Sammlung enthält, außer einigen Nachträgen zum ersten Stück, meist in das Seehandlungsrecht und in den Concursoprocess einschlagende Rechtsfragen, welche der Verfasser, mit Beziehung auf Präjudicien, beantwortet. Gründliche theoretische Ausführungen und neue Belehrungen darf man jedoch bey ihm nicht suchen. Sehr interessant und für die Lehre vom künstlichen Beweis in Criminalsachen instructiv, ist die unter Nr. XII. erzählte Entdeckung einer falschen Affecuranz. Ein fremdes zu 169278 Mark versichertes Schiff trat, wohl ausgerehdet, in der besten Jahreszeit und beymschönsten Wetter die Reise von Lübeck nach Petersburg an, war aber kaum am dritten Tage bis Bornholm gekommen, als es versank und die Besatzung sich auf diese Insel rettete. Mehrere Umstände erregten den Verdacht eines Betrugs, und durch kluge Ausmittelung und Venuzung aller Anzeigen gelangte man zu einem hohen Grade des künstlichen Beweises der absichtlichen Versenkung des Schiffs, wodurch denn auch der Ablader zum Ge-

ständniß der ganzen Betrügerey gebracht wurde. — Der Versuch einer systematischen Darstellung der Lehre von der ehelichen Gütergemeinschaft nach Lübeckischem Rechte scheint bloß in der Absicht geschrieben, um der, in den Jahren 1810 und 1811 viel besprochenen Meinung: als ob die beerbte Ehefrau eines Falliten in jedem Fall die Schulden ihres Mannes zu bezahlen verbunden sey, von neuem das Wort zu reden. Er ist indessen gänzlich mißlungen, und das aus dem einfachen Grunde, weil das Lübeckische Stadtrecht eine solche allgemeine Gütergemeinschaft, wie sie der Verf. hinein zu interpretiren bemüht ist, durchaus nicht kennt. Schon längst ist dieses in den jenem Gegenstande gewidmeten Schriften des Hrn. von V., besonders in dem bekannten Memoire (Cassel 1811), so wie in den Grundlinien einer neuen Theorie der ehelichen Gütergemeinschaft nach Lübeckischem Rechte, bis zur Evidenz dargethan. Auch hat der Verf. nicht das Mindeste vorgetragen, was diese richtige Ansicht zu widerlegen vermöchte. Den Mangel an Rechtsgründen sucht er indessen durch Schimpfen zu ersetzen, indem er jene Schriften ganz kurz damit abfertigt, daß er sie für Unsinn und unter aller Critik erklärt, zugleich aber sich über den achtungswürdigen Verfasser des Memoire, der nach Geist und Gesinnungen als ein wahrer Deutscher längst und allgemein anerkannt ist, auf eine Weise äußert, die insbesondere einem Lübecker sehr übel ansteht. Auch über die in diesen Blättern (1811. Stück 37) geschehene beifällige Anzeige jenes Mémoire ist der Verf. sehr erzürnt. Doch rührt diese Anzeige von einem Recensenten her, der mit Hrn. von V. in keiner Verbindung stand, den er damahls noch nicht persönlich kannte. Sollte aber auch Herr Dr. C. und alle blinde Verehrer der



Praxis darüber noch mehr in Zorn gerathen, so nimmt doch gegenwärtiger Rec. nicht den geringsten Anstand, seinem Collegen hierin mit voller Ueberzeugung beizutreten, und die in dem Mémoire, so wie in den erwähnten Grundlinien, mit eben so viel Gründlichkeit als Scharfsinn vertheidigte Ansicht für die einzig wahre zu erklären. Der einzige Grund, mit welchem Herr C. gegen den klaren Buchstaben und Sinn des Gesetzes kämpft, besteht in der Berufung auf die Praxis. Allein Mißbrauch ist keine Gewohnheit, sagt schon unser Vorfahr, und aus einer Vernunft- und Gesetzwidrigen Rechtsprechung kann kein Recht hervorgehen. Dieser Wahrheit hat denn auch Herr Dr. C. selbst unwillkürlich huldigen müssen. Man höre nur was er an einer andern Stelle der nämlichen Abhandlung sagt: "Was sind Präjudicata, die auf einem offenbar unrichtigen Rechtsgrund beruhen? Daraus kann auch durch die Praxis kein jus consuetudinarium erwachsen." (S. 30). Diese Stelle, welche den oben erwähnten, von ihm für baaren Unsinn erklärten Schriften als Motto vorgelegt werden könnte, enthält die bündigste Widerlegung der von ihm vertheidigten Meinung, als ob eine beerbte Ehefrau, gegen den klaren Inhalt des Gesetzes, bloß um deswillen die Schulden ihres Mannes bezahlen müsse, weil die Praxis eine Zeitlang diesen Mißbrauch befolgte. Wenn nun Herr Dr. C., nachdem er sich auf diese Weise selbst widerlegt hat, dennoch auf der Behauptung beharret, daß eine solche offenbare Ungerechtigkeit durch die Praxis zu einer rechtlichen Gewohnheit umgeprägt werden könne, so macht er sich hierdurch augenscheinlich einer auffallenden Inconsequenz schuldig.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. Stück.

Den 2. April 1814.

Haarlem.

Bei J. Engelschede: Verhandelingen raakende den natuurlyken en geopenbaarden Godsdienst: uitgegeeven door *Teyler's* godgeleerd Genootschap. XXIV. Deel. 1810. 438 Seiten in Quart.

Schon in der frühesten Kindheit (hört man öfters wohl denkende Männer klagen) stellt man uns die Griechen und Römer als Ideale alles wahrhaft Großen und Edeln auf; und zugleich als die freyes ten und glücklichsten aller Erden söhne. Unkundig der Geschichte der neuern Zeit werden wir nicht überzeugt, nur geblendet von der Glorie, welche die Häupter der Helden und Halbgötter der alten Welt umstralt. Grenzenlos ist die Huldigung, welche wir Athen, Sparta, Theben, Rom darbringen. Wir verherrlichen als Tugenden von Griechen und Römern verübten Kinder-, Bruder- und Vatermord und die Erstickung der heiligsten Gefühle. Wir erheben die Staatsverfassungen der Alten hoch über die unsrigen. Allem Menschenverstande Hohn sprechend geben wir der Götterlehre der Alten den Vorzug vor der christlichen Religion. Wir preisen

G (3)

jene Zeiten als die seligsten, da jeder Berg, jeder Baum, jede Quelle, die ganze Natur belebt und beseelt war. Wir finden Hella's Cultus unsäglich reizender, als den unsrigen. Immer häufiger bedienen wir uns zur Würdigung der verschiedenen Religionen statt des sittlichen, des so genannten ästhetischen Maßstabes. Wir können sogar dem Christenthum einen Vorwurf daraus machen, daß es die göttlichste aller Lehren verkündigte, die Lehre von der Unsterblichkeit; jene Lehre, die so oft das Leben — verbitterte; die dem Leben so oft alle seine Reize nahm. Auch in Hinsicht auf Tugend und Glück räumen wir den Alten den Vorzug ein; und immer mehr verbreitet sich die Vergötterung der Alten. Vorzüglich in Deutschland trieben die Feinde des Christenthums dieß heillose Werk, und unter ihnen findet man Männer des ersten Ranges; selbst einen Wieland und Schiller. Um nun diesem Uebel, so viel sie es vermochte, zu steuern, gab die Zeylersche Gesellschaft die Preisfrage auf: "Was gelten jene der Tugend und dem Glück der alten Völker gehaltenen Lobreden? Sind die Völker unserer Zeit, verglichen mit den civilisirten Völkern der alten Welt, besser und glücklicher? Und ist dieß wirklich der Fall, in wie weit können wir es dem Christenthum zuschreiben?" Herr H. G. van Kampen trug den Preis davon, und seine Abhandlung ist es, die den ganzen vor uns liegenden Band einnimmt.

Im ersten Theile vergleicht Herr v. K. das Glück der Alten (von S. 11 — 226) mit dem Glück der Völker neuerer Zeit: (von S. 226 — 284) und zwar 1) in Hinsicht auf den Zustand des Menschen in der Gesellschaft; als Bürger nicht nur, sondern auch in Bezug auf die Verhältnisse der Völker gegen einander; 2) in Hinsicht auf das häusliche Leben;

und 3) in Hinsicht auf die mehr oder weniger günstige Lage zur Entwicklung der sittlichen und religiösen Anlagen. Im zweyten Theile (von S. 285—386) ist vom sittlichen Werthe der Völker der alten Welt und unserer Zeit die Rede. Und da das Resultat zu unsern Gunsten ausfällt; so wird im dritten Theile (von S. 387—438) untersucht, in wie weit wir unsere höhere Veredelung dem Christhume zuschreiben müssen.

Höchst vortheilhaft zeichnet Hrn. v. K. Arbeit sich aus durch Fleiß, Gelehrsamkeit und Prüfungsgeist. Ein tiefes Studium der Quellen, besonders der Geschichte der alten Welt, verschaffte ihm Materialien in reicher Fülle. Herr v. K. gehört zu keiner Partie, er huldigt keinem Systeme, er zeigt sich überall als ein eben so ruhiger als muthvoller Forscher. Und — was hier höchst wichtig ist — auch er kann zu den wenigen gezählt werden, denen der göttliche Geist des Stifters unserer Religion in seinem reinsten Glanze strahlt. Vielleicht ist von allen Abhandlungen, welche die Tenlersche Gesellschaft veranlaßte, die vor uns liegende die vollständigste.

Aber die Frage: "verdient in Hinsicht auf Glückseligkeit und Tugend die alte Welt vor der unsrigen, oder diese vor jener den Vorzug?" führt ins Unendliche. Zwey unüberschbare Gegenstände, die sämtlichen civilisirten Völker der alten Welt, und die sämtlichen civilisirten Nationen unserer Zeit, sollen da mit einander verglichen werden; Perser, Babylonier, Aegypter, Griechen, Karthager, Römer auf der einen Seite, und auf der andern die gestifteten Bewohner unsers Erdtheils! Kein Zeitpunkt ist bestimmt: was aus der alten Welt gebracht ist, gehört verschiedenen Jahrhunderten an: und eben so stehen gegenüber neben einander

Tromp, de Ruiter, Oldenbarnevelt, Pestalozzi und mehrere unserer berühmten Zeitgenossen. Dazu kommt, daß der Begriff von Glückseligkeit bey den Millionen von Individuen, welche über denselben nachdachten und nicht nachdachten, millionenfache Gestalten annahm und noch annimmt. Endlich gibt es auch wahrhaft unbesiegbare Schwierigkeiten schon dann, gilt es auch nur die Würdigung des moralischen Werths Einer Nation in einer bestimmten, uns nicht zu nahen, aber auch nicht von uns weit entfernten Zeit.

In der Untersuchung über die Cultur der Völker der alten wie der neuen Welt ist, was Seite 390 ganz besonders auffällt und gar viel verdarb, weit nicht genug intensive von extensiver Cultur unterschieden. Von der einen gilt nicht der Schluß auf die andere: es kann die extensive fortschreiten und die intensive stillstehen: es kann diese fortschreiten, und jene unverändert dieselbe bleiben, oder nur unmerklich fortschreiten. Eben so fanden wir, daß Herr v. B. nicht immer der mannigfaltigen Wege sich erinnerte, auf welchen nach den Wünschen, wie wider den Willen der Machthaber, Licht wie Finsterniß zu den Völkern kommen kann. Noch öfter aber bedachte er nicht, daß nicht nothwendig die religiöse Aufklärung zugleich mit der allgemeinen, und diese mit jener fortschreiten muß; daß die Eine der Andern voreilen kann; und daß sowohl die allgemeine wie die religiöse Aufklärung zurück wie fortschreiten kann, ohne daß ein sterbliches Auge es wahrnimmt.

Gewiß haben wir auch zur Erforschung des moralischen Werths einzelner Menschen wie ganzer Völker mehr zu thun, als ihre Laster und Tugenden aufzuzählen und die gefundenen Summen mit einander zu vergleichen. Umstände können der Tugend

wie dem Laster eben sowohl beförderlich als nachtheilig werden. Wer kennet alle diese Umstände, und wer, der sie alle kennet, mag sich schmeicheln, daß er sie alle auch bey Völkern aufgefunden habe, die vor Jahrtausenden lebten? Es ist verschieden der Werth der einzelnen Tugenden; wer aber kann jede in jedem Zeitalter gehörig würdigen? Nicht jedes Laster richtet in der Welt dasselbe Unheil an, und höchst verschieden ist das aus jedem einzelnen Laster hervorgehende Unheil, je nachdem das Laster mit andern verbunden und nicht verbunden ist: wer aber ist fähig, jedes Volkes und jedes Zeitalters Laster und ihre Verbindungen zu ergründen? Weiter: jede Tugend verbarg sich, bald mit mehrerem, bald mit wenigerem Glücke: gute und edle sowohl, als schlechte und abscheuliche Handlungen ohne Zahl bleiben in jedem Zeitalter jedem sterblichen Auge verborgen: wie oft galt als Tugend, was spätern, schärfern Augen einzig als mechanische Wirkung unreinigbarer Sinne erschien: und wie häufig war nicht auch der Fall, daß Laster in der Tugend-Farbe erschienen, einzig weil man sie nur von einer gewissen Seite betrachtete hatte. Endlich ist es ja nicht die That, sondern der Wille, der des Menschen wirklichen Werth entscheidet.

Die zweyte, von Hrn. v. B. beantwortete Frage: "Welchen Antheil hatte das Christenthum an der höhern Veredelung der neuern Völker?" führt in eine Region, auf der die tiefste Finsterniß ruhet, und ewig ruhen wird. Nur Gott kennet der Thaten Quelle, der guten und edlen, wie der bösen und der abscheulichsten Handlungen, unserer wie aller Zeiten. Wir sind durchaus unfähig, zu bestimmen, zu welchen Handlungen blinde Triebe führten; zu welchen klare Einsichten; zu welchen die Eingebungen des Gefühls. Welche religiöse wie nichtreligiöse

gigste Meinungen, Begriffe, Grundsätze, Glauben in irgend einem Volke älterer wie neuerer Zeit herrschten und nicht herrschten: kann kein Sterblicher angeben. Ein anderes ist es, was geschrieben steht und gelehrt wird; und ein anderes, was in die Köpfe und Herzen gedrungen ist. Was sich da dem stumpfen wie dem schärfsten Auge offenbarte, war eine unendliche Mannigfaltigkeit, die von dem Sohne des Staubes nicht überschauet, nicht gefaßt werden konnte. Kennen wir auch die in den Köpfen und Herzen befindlichen Glaubenslehren wie die Moral des Christenthums; wären auch jene Lehren und diese Moral in allen Menschen in allen christlichen Ländern dieselben; und wüßten wir auch noch alle guten und edlen Handlungen eben dieser Menschen so gewiß, genau und vollständig, als sie im Buche des Himmels geschrieben stehen; so sind es doch nicht bloß jene Lehren und jene Moral, die in jenen Menschen wirkten; so wirkte doch noch außer jener Lehre und Moral so vieles sowohl mit jener Lehre und Moral, als wider sie; so wirkten doch noch zugleich, mit bald geringerer, bald größerer, und bald unwiderstehlicher Gewalt, Klima und Nahrung, Krankheiten und zermalmende Schläge des Schicksals, Verfassung, Verbindungen und Verhältnisse aller Art, so, daß nur der Allwissende jeder Ursache Wirkung erkennen kann. Keiner läugnet, daß dieselben Grundsätze anders wirken im Leichtsinrigen und anders im Ernsthaften und Bedachtsamen: aber jeder verstummet, soll er angeben, was dieselben Grundsätze einst wirkten oder jetzt wirken in Holland, dem Wohnsitz des Ernstes und der ruhigen Ueberlegung, und was in Frankreich, dem Wohnsitz des Leichtsinnes. Wir alle sind überzeugt, daß dieselben guten Grundsätze anders wirken, ist mit denselben ein behutsames

Mißtrauen in die Stärke guter Grundsätze verbunden, und anders, wo dieß Mißtrauen fehlt: aber keiner hat jemahls sich erkühnt, auch nur in einzelnen bestimmten Fällen die Früchte jener Grundsätze anzugeben. Wir können leben und auch nicht leben nach unsern Grundsätzen, Meinungen, Glauben: bey wie vielen ist nun hier und dort dieses oder jenes der Fall? Ist — was auch Wieland so oft äußerte — wahr oder falsch, und in welchem Grade ist es wahr oder falsch, daß die Tugend, nach seinen Grundsätzen zu leben, eben nicht die Tugend der Moralisten ist? Wer weiß es denn auch nicht, daß so viele Menschen im wirklichem Leben weit besser erfunden wurden, als ihr Glaube?

Die Größe der Wirkungen des Christenthums zur Beredelung der Menschen durch und nach Thatfachen zu bestimmen, ist eben so unmöglich, als es unmöglich ist, den Seegen eines erquickenden Regens zu berechnen, oder jene, der Gesundheit und dem Leben so wohlthätigen Wirkungen, welche einer jener herrlichen Tage hat, welche Dupaty Feste nennet, welche der Himmel der Erde gibt. Wir sind noch nicht einmahl darüber einig — und schwerlich werden wir es je werden — ob die Christenthumslehren stärker da einwirkten, wo der supernaturalistische Offenbarungsglaube sich fand, oder da, wo die Ueberzeugung von einer mittelbaren göttlichen Offenbarung herrschte: obgleich zu allen Zeiten und überall mit jenem Glauben die größte Roheit und Unstetlichkeit verbunden war.

Ist es nun aber auch unmöglich, durch Thatfachen darzuthun, was das Christenthum zur Beredelung der Menschen wirkte; oder, mit andern Worten, wie viele und welche gute und edele Handlungen Wirkungen der Christenthumslehren waren; was liegt daran? Können wir doch, fassen wir nur rein



und unverfälscht die Lehren des Stifters unserer Religion auf, aus der Natur des Menschen jedem menschlichen Menschen un widersprechlich darthun, daß jene Lehren — erhabener, göttlicher, als alle Lehren des Socrates und Plato — so lange sie den Menschen verkündigt werden, so lange die Menschen Menschen bleiben, ihre Herzen und Willen heiligen, sie zu allem Guten, zur Tugend, zu Gott führen müssen. Was bedürfen wir mehr? Dazu kommt aber noch, daß durch Beweise, die sich gar nicht führen lassen, auch wenn Tausende durch sie gewonnen werden sollten, der guten Sache nicht nur nichts genützt werden kann, sondern am Ende nothwendig geschadet werden muß.

Daß wir in der Reihe der Völker der alten Welt die Hebräer oder Israeliten vermisten, war uns nur beim ersten Blicke auffallend. Die Geschichte dieses Volks enthält des Elends aller Art und des moralischen Verderbens der scheußlichsten Art durch alle Perioden hindurch so unsäglich viel, daß mit einer treuen Schilderung desselben der Lehlerschen Gesellschaft wohl nicht sonderlich gedient seyn könnte. Die frühe Cultur der Römer wird S. 94 ihren Gesetzgebern zugeschrieben. Selbst die älteste, so genannte Geschichte der Römer ist dem Verf. wirkliche Geschichte. "Die Entweihung des Volks auf den heiligen Berg ist ein Gebrauch, den das Volk von seiner Gewalt machte, der uns Ehrerbietung gegen dasselbe einflößen muß." Blieb ihm aber irgend etwas anders zu thun übrig? "Nun ließ das Volk sich nicht weiter betriegen" und doch wurde es arg genug betrogen! Nach S. 120 war August als Triumvir ein Unmensch und als Kaiser Vater des Volks. Welch ein Wunder! Wie sehr verschieden die Regierungsformen in der Wirklichkeit und in der Theorie sind, ist S. 227 nicht erwogen.

Es halfen nur die Kreuzzüge; sie waren es nicht einzig, wodurch der dritte Stand gebildet wurde. Nach S. 227 ist die Rede von mehreren Ländern, in welchen das Christenthum in seine oude zuiverheid hergestellt ist. Wir kennen auch nicht ein einziges Land, in dem das geschah. Die Englische Staatsverfassung soll das wahre Modell für Alle seyn! Was S. 228 f. von den Staatsverfassungen der neuern Völker gesagt ist, befriedigt gar wenig. Die Schwedische Verfassung wird sehr gelobt, und Dänemark ist, des vollsten Despotismus ungeachtet, eines der glücklichsten Länder. Recht widerlich wird S. 236 von dem Vermiethen der Truppen in der Schweiz gesprochen. Die Tugend der Schweizer war der Grund ihrer Erhaltung! Härter, als unser Herr Verf., kann man nicht die Quelle verdammen. Sie verrathen die größte openstapeling van zinnelooze ongerymdeid und teufelische Bosheit; sie sind eine Geburt der Hölle, ein Schandflecken Europas und des Christenthums, ein Ueberbleibsel aus der schwärzesten Nacht des Mittelalters. Um sie zu vertilgen, wird gerathen, man solle den überlebenden Duellanten mit dem verächtlichsten Tode, mit dem Galgen, bestrafen. Die Alten glaubten mit Recht, daß derjenige wahre Stärke der Seele besitzt, der durch Beleidigungen aus seinem Gleichgewichte und seiner Ruhe sich nicht bringen läßt. Ein Themistocles konnte einem Enrybiades zum schon aufgehobenen Stocke seinen Rücken hinhalten mit den Worten: "Schlage zu, dann höre mich aber auch." Herr v. K. meint, daß die Alten uns an gesundem Menschenverstande übertrafen, erbelle schon daraus, daß sie sich nicht duellirten. Sehr hoch werden uns unsere Quelle angerechnet, dagegen aber kommt uns zu Gute, daß bey den Peitschenhieben des Schicksals wir weniger murren,

und nicht solche Lasterungen, wie die Alten, gegen den Himmel ausstoßen. So wird nun fortgezählt, fortgerechnet, zugeschrieben und wieder abgeschrieben, und so kann man denn das Werk forttreiben bis an das Ende der Lage, ohne zu dem Resultate zu gelangen, das man sucht und durchaus finden will, und das — wie die Erfahrung lehrt — der Rechenmeister und mit ihm der größte Theil seiner Leser gefunden zu haben, so leicht als fest glauben kann.

### Leipzig.

Bei Kühn und dem Verf.: *Mauricii de Prasse Institutiones analyticae*. 1810. 352 S. in Quart.

Dieses Lehrbuch empfiehlt sich bey der großen Menge der darin behandelten Gegenstände dennoch durch eine außerordentliche Kürze und Klarheit des Vortrags. Der Rec. kennt wenig Anleitungen zur Analysis, die eine zweckmäßigere Uebersicht selbst von solchen Lehren verschafften, welche sonst eben nicht in Lehrbüchern vorgetragen zu werden pflegen, und gewöhnlich schon geübtere Leser zum voraussetzen. Der Verf. bemüht sich bey seinen Untersuchungen überall sogleich von möglichst allgemeinen Sätzen und Formeln auszugehen, aus welchen denn einzelne Fälle, als Corollarien und Beispiele, von jedem leicht selbst entwickelt werden können, welches zumahl in der Integralrechnung sehr vielen Raum erspart, und die Uebersicht derjenigen Operationen, welche in unserer Gewalt stehen, ungemein erleichtert. Indessen fehlt es doch auch nicht an einzelnen Fällen und Beispielen, so weit sie zur Erläuterung der allgemeinen Sätze erforderlich sind. Ungeachtet wir in Rücksicht der philosophischen Principien einer jeden Rechnungsart mit dem Verf. meist übereinkommen, so scheint es uns doch, als wenn zum

Behuf der Anfänger unterweilen noch einige Erklärungen hätten beygefügt werden dürfen, so z. B. S. 287. bey der Entwicklung des Begriffs der Variationsrechnung, deren Erklärung doch fast etwas zu kurz gerathen ist, als daß Anfängern der Geist dieser Rechnungsart daraus vollkommen klar werden möchte. Bey einem so schwierigen Gegenstande ist es immer rathsam, den Anfänger erst durch eine Aufgabe vorzubereiten, die ihn nicht allein über den Zweck und die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung belehrt, sondern auch geschickt ist, die Grundbegriffe selbst näher zu fixiren, auf deren möglichste Klarheit hiebey so vieles ankömmt. Irgend ein leichtes isoperimetrisches Problem hätte hier die beste Einleitung geben können, warum man genöthigt war, auch auf einen Differenzialcalculus für unbestimmte Functionen zu denken; überhaupt, was man für Begriffe mit den Variationen, auch wenn diese selbst wieder von Differenzialen genommen werden, zu verknüpfen habe u. s. w. Doch dieß alles hat der Verf. vielleicht nur dem Lehrer überlassen wollen. Wir begnügen uns hier bloß noch die Ordnung der in dieser Schrift behandelten Lehren in der Kürze anzuzeigen. Sie zerfällt in drey Bücher, deren jedes wieder in mehrere Kapitel abgetheilt ist. **Erstes Buch.** De quantitibus determinatis. Buchstabenrechnung, Ausziehung der Wurzeln, Lehre von den Gleichungen im allgemeinen, binomischer Lehrsatz, combinatorische Analysis, Kettenbrüche, niedere und höhere arithmetische Progressionen, Auflösung numerischer Gleichungen. **Zweytes Buch.** De functionibus. Verwandlung der Functionen in Reihen, Umkehrung der Reihen, Lehre von den Logarithmen, Polynomialtheorem, Summirung der Reihen, unbestimmte Aufgaben, Differentialrechnung, Taylorischer Lehrsatz,

Interpolirung der Reihen. Drittes Buch. De calculo integrali et methodo variationum. Integration rationaler und irrationaler Differentiale, worin nur eine veränderliche Größe vorkommt. Von der Integration durch Reihen; Integrale von Ausdrücken, welche logarithmische und Exponentialgrößen enthalten. Allgemeine Vorschriften, Integrale durch Näherungen zu bestimmen. Integration von Ausdrücken und Gleichungen, worin mehrere veränderliche Größen mit ihren höhern und niedern Differentialen vorkommen. Integration von Gleichungen mit partiellen höhern und niedern Differentialen. — Integrale, welche von trigonometrischen oder Kreisfunctionen abhängen, z. B.

$$\int \frac{dx}{a^2 + x^2}; \int \frac{dx}{\sqrt{(a + bx - cx^2)}} \text{ u. dergl.}$$

werden bloß in Reihen dargestellt, weil in einem rein analytischen Werke keine fremden Einmischungen, z. B. aus der Geometrie, und also auch keine Ausdrücke wie  $\sin x$ ;  $\text{Arc} \sin x$  u. dergl. statt finden dürften, die eigentlich nur zu den Anwendungen der rein analytischen Lehren gehörten. Daher vermißt man auch in dieser Schrift Integrale wie  $\int dx \sin \varphi^m \cos \varphi^n$ ;  $\int dx \text{Arc} \tan x$  u. dergl. In wie fern indeß eine solche gänzliche Absonderung einer Classe von Functionen und Integralen, deren Gebrauch doch so vielfältig ist, Benfall finden dürfte, lassen wir unentschieden. Wollte sie der Verf. auch in dem Werke selbst nicht vortragen, so hätten sie doch in einem Anhange beigebracht werden müssen, um nicht eine gar zu große Lücke in der Integralrechnung zu lassen, und den Lehrling über die mannichfaltigen Abkürzungen, die statt jener Reihen gebraucht werden, und über so viel andere Ausdrücke (wohin wir auch die imaginären zählen), zu belehren, die man in einem Werke dieser Art

gewiß sehr ungerne vermißt. Vielleicht hätte sich der Verfasser entschlossen, diesem Defect noch durch einen zweyten Theil dieses Lehrbuchs abzuheifen, wenn ihn nicht ein zu frühzeitiger Tod den Wissenschaften entrißen hätte.

### Gotha. Jena. Halle.

Die großen Weltbegebenheiten, welche unser Zeitalter erblickte, sind in der Art ihrer Entwicklung, in den Erschütterungen, die mit ihnen verbunden waren, und in den Folgen, die sie gehabt haben und noch haben werden, dem ernstesten Nachdenken viel zu wichtig, als daß nicht der Reichthum moralischer Beziehungen, der darin liegt, in den öffentlichen Religionsvorträgen benützt werden sollte. Die Schwierigkeit hierbey ist, zwischen der Aufzählung und Schilderung des Einzelnen, und zwischen einem Vortrage, der sich aus dem Umkreise des Allgemeinen nicht herausbewegt, den richtigen mittlern Weg zu wählen. Das Erste greift tiefer ins Gemüth der Zuhörer ein, ist aber nicht immer mit der Würde der Kanzel vereinbar; das zweyte vermeidet den Uebelstand der speciellern Angaben, verliert aber, so wie alles Abstracte, an lebendiger Wirksamkeit. Für das homiletische Studium sind daher solche öffentliche Reden von großer Bedeutung, welche auf eine angemessene Weise beides mit einander vereinigen. In diese Classe gehören folgende drey dem Publicum zu empfehlende Vorträge: I. Zwey Andachten, am ersten Tage des Jahrs, und bey der Verpflichtung der Freywilligen des Herzogthums Gotha, am 18. Januar 1814. Von Dr. J. S. C. Löffler, General-Superintendenten in Gotha. Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung. 48 Seiten in groß Octav. — Das Thema

der ersten Predigt ist: Erinnerungen an einige gemeinschaftliche Erfahrungen des vorigen Jahres. — Darauf folgt von Seite 25 — 45: die schöne Rede an die Freywilligen des Herzogthums Gotha, bey ihrer Verpflichtung. Zuletzt wird der Text zur Kirchenmusik bey der feyerlichen Andacht der Freywilligen mitgetheilt.

II. Zwen Predigten, mit besonderer Beziehung auf die neuesten Ereignisse der Zeit, gehalten von Dr. Heinrich August Schott, Professor der Theologie zu Jena. Der Ertraq ist zu einer Unterstützung vaterländischer Krieger bestimmt. Jena in der Erbkerschen Buchhandlung. 1814. 40 Seiten in groß Octav. — Die erste Predigt ist am zweyten Advents-sonntage 1813 in der Collegienkirche in Jena über Lucä 21, 25 — 36 gehalten, und führt das Thema aus: Wie wichtig in den Ereignissen unserer Tage ein aufmerkfamer Blick auf die Verkündigungen Christi sey? Die drey gemachten Theile werden auf eine Art, die nichts zu wünschen übrig läßt, aus dem Texte abgeleitet, und mit rhetorischer Gewandtheit auf die Eigenthümlichkeiten unserer Zeiten angewendet. Das Thema der zweyten Predigt: Daß uns die Feyer der Menschwerdung Jesu Christi vor einem verhängnißvollen Jahre mit christlichem Sinne scheiden lehrt. Die Predigt ist am zweyten Weihnachtsfertage 1813, über Evangel. Johannis 1, 14 — 18, in der Stadtkirche in Jena gehalten. Beide Predigten gehören nach Rec. Empfindung zu den gelungensten Kanzelreden.

III. Siegespredigt. Gehalten in der Marienkirche zu Bernburg, den 18. November 1813, von Friedrich Adolph Brummacher, Doctor der Theologie und Herzogl. Anhaltischem Superintendenten, Consistorialrath und Oberprediger an der Schloßkirche. Nebst einem Anhange von fünf Kriegs-

liedern. Auf Verlangen gedruckt, zum Besten verwundeter Krieger. Halle, in Commission bey Hemmerde und Schwetschke, 24 Seiten in groß Octav. — Nach dem Texte Psalm 118, 15. 16. betrachtet der Verf. die erkämpften Siege als Gottes Werk: “Laßt uns hinblicken 1. auf Gott, der der gerechten Sache den Sieg verlieh; 2. auf den Kampf, wodurch er erkochten wurde; 3. auf die Hoffnungen, zu welchen er uns erhebt.” Die Anrede des Schlußes wendet sich an die Wehrmänner und an die übrigen Zuhörer. Diese vortreffliche Predigt verdient allen Predigern und jüngern Theologen empfohlen zu werden.

### Rostock.

Bei Adler: *Commentatio de inscriptione vasculi Loctris in Italia reperti ad Virum Illustrum ingenio et doctrinā excellentissimum Olavum Gerhardum Tychostrum*, Lingg. orient. Profess. P. O. munere academico per quinquaginta ipsos annos summa cum laude functum Academiae Rostochiensis auctoritate scripsit *Immanuel G. Hujshke* h. t. Rector. Die XIV. Novembris MDCCCXIII. 20 Seiten in Folio.

Mit vielem Vergnügen haben wir diese gelehrte Schrift gelesen, welche der Jubelfeyer des auch von uns hochgeehrten Greises bestimmt war. Der Gegenstand der Schrift ist größtentheils schon bekannt aus des Verf. *Analectis in Anthologiam graecam* S. 9 ff. Das vormahlige Mitglied der Academie von Herculanium, Michael Ardito, gab im Jahre 1791 die Erläuterung einer alten in den Ruinen von Locri gefundenen Vase heraus, auf welcher eine stehende weibliche Person abgebildet ist, die auf einer Lyra spielt. Die Inschrift las Ardito *Kαλοδοξος*,



und sein College und Gegner, Matth. Zarillo, Καλσδόνες, ohne in ihren Erläuterungen dem Leser zu genügen. Herr Prof. Züsche bleibt bey Καλσδόνες, der dorischen Form von Κηληδόνες, wie er schon in den Analecten dargethan hatte. Gelehrt paläographisch und sehr passend für eine Schrift, die einem so berühmten Paläographen gewidmet ist, zeigt er nun, daß Καλσδόνες die rechte Lesart der Inschrift sey, und bestätigt seine im Jahre 1800 vorgetragene Meinung, daß hier die von Pindar besungenen Κηληδόνες oder Sirenen (Sanggöttinnen ᾠδικὰ δαιμόνια, wie sie Eustathius nennt) verstanden und auf die Citharistria bezogen werden müßten. Ein Kupfer, die Vase darstellend, schmückt diese gelehrte Abhandlung, in welcher auch die magischen Injunctes sehr gut von diesen Sirenen des Pindar abgesondert werden. Nebenher erhält Athenäus VI. S. 230. A. eine schöne Aufklärung, wo das fehlerhaft geschriebene Fragment von Sophron: Τῶν δὲ χαλκωμάτων καὶ τῶν ἀργυρωμάτων ἐμάρμαρς Δουίᾱ aeneis et argenteis vasis splendebant repositoria in — ἐχρημαρς Ἀ δούᾱ repleta erat domus verbessert wird. Die Wahrheit dieser Verbesserung einzusehen, braucht man nur den Schol. zu Aristoph. Acharn. 3. und Suidas in ψαμμακοσιογάργα zu Hülfe zu nehmen. Vergl. Steph. Thes. Gr. Ling. Vol. V. unter Γαργαίρω und Μαρμαίρω. Δουίᾱ kann nicht repositorium bedeuten, und μαρμαίρω wird immer mit dem Dativ construct. Auch die von Buttmann vorgeschlagene und von Schneider in den Text des Xenophon Anab. V, 2, 11. (13) aufgenommene Lesart μνησιδής, worauf der Verf. auch gefallen war, statt μονοσιδής oder Schäfers Vorschlag σιγμοσιδής wird gut vertheidigt.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 4. April 1814.

Göttingen.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Versuch einer rein algebraischen und dem gegenwärtigen Zustande der Mathematik angemessenen Darstellung der Rechnung mit veränderlichen Größen, als desjenigen Theils der Rechnung, den man gewöhnlich Differential-, Integral- und Variations-Rechnung oder auch Functionen-Theorie zu nennen pflegt, im Umriss zum Gebrauch bey Vorlesungen, auch als Entwurf eines systematischen Lehrbuchs dieser Rechnung zu betrachten, von August Leopold Crelle, (ehemahls) K. Westphäl. Oberbaurathe. Erster Band, welcher die ableitende, oder den directen Theil der Ableitungsrechnung enthält. 1813. 776 Seiten in Octav.

Der Verf. findet an dem gegenwärtigen Zustande der so genannten Rechnung des Unendlichen gar vieles auszufegen. Erstlich die gewöhnliche Klage, daß es den Principien dieser Rechnung an der nöthigen Klarheit und Gewißheit fehle, und in der bisherigen Entwicklung und Construction dieses Calculs weder ein bestimmter Plan, noch eine

eigentliche Regel, statt finde. Dann Vernachlässigung der Ordnung — daß man z. B. nicht wisse, wohin man ganze Theile der Wissenschaft bringen solle, — daß öfters bloße Anwendunnen der Rechnung, gleichsam zu Principien erhoben, Principien dagegen oft nur bey Beyspielen, und gleichsam im Vorbeygehen vorggetragen würden, — daß man nicht wisse, welche Stelle der gesammten Differenzenrechnung gebühre, wo ihrer Natur nach die Theorie der partiellen Differentiale, der Bedingungengleichungen der Integrabilität, die Principien der gesammten Variationsrechnung, die so genannten bestimmten Integrale, die Lehre vom Größten und Kleinsten, die Bestimmung unbestimmt scheinender Werthe, z. B. §, die Anwendung davon auf die Zerlegung der Bruchfunctionen u. dergl. hingehörten, indem fast in jedem Lehrbuche diese Gegenstände in einer andern Ordnung, also nicht nach feststehenden Principien auf einander folgten. — Dieß alles hat den Verf. bewogen, die Analysis des Unendlichen, oder weil diese Benennung so anstößig ist, die Rechnung mit veränderlichen Größen, die Functionenlehre, einer gänzlichen Reform zu unterwerfen, die eigentlichen Principien von Anwendungen derselben gehörig zu sichten, und den ganzen Calcul, wie er glaubt, erst zu einem eigentlichen Systeme zu erheben. Daß diesem zufolge jene Analysis nur ein Derivationscalcul nach La Grange's oder Arbogast's Darstellungsart wird, ist leicht zu erachten. Das Unendlich Kleine ist davon gänzlich ausgeschlossen, und gehört nach dem Verf. nur zu Anwendungen jenes Calculs überhaupt. Was man Integralrechnung nennt, ist nur ein Theil der Zurückleitungsrechnung, des umgekehrten der Derivations- oder Ableitungsrechnung. Die Ordnung in der die Hauptlehren der höhern Ana-

Inßis in diesem Buche (wovon gegenwärtiger Band nur die Ableitungsrechnung enthält) behandelt werden soll, ist S. 28. in einem Tableau zur Uebersicht mitgetheilt. Wir haben gegen diese Ordnung an und für sich nichts zu erinnern, auch mögen wir mit dem Verf. nicht kritteln, wenn er sie für die beste und zweckmäßigste hält. Da aber sein Buch, zufolge des Titels, auch zu Vorlesungen soll gebraucht werden können, so wäre doch zu wünschen, daß er von der eingeführten Methode, so abstracte Lehren sobald es nur geschehen kann, durch Beispiele zu erläutern, und insbesondere den Lehrling recht bald mit dem eigentlich brauchbarsten Theile des Derivationscalculs, nämlich der Anwendung desselben auf die Betrachtung des Unendlichkleinen (ohne Ende abnehmender Größen), der Gränzverhältnisse; oder wie man es sonst nennen will, also mit dem eigentlichen Geiste dessen, was man gewöhnlich Infinitesimalcalcul nennt, vertraut zu machen, nicht so streng abgegangen wäre, weil bey der Anwendung des Derivationscalculs auf wirkliche Gegenstände, z. B. auf Quadraturen, Rectificationen, jene Idee des Unendlichkleinen doch einmahl nicht zu vermeiden ist, so sehr man sie auch durch den Derivationscalcul zu verhüllen sucht. So z. B. kann bey der Anwendung des Ausdrucks

$$f(x+k) = f(x) + kf'(x) + \frac{k^2}{1.2} f''(x) \text{ u.}$$

auf die Quadratur einer krummen Linie, doch nie die Frage umgangen, und ohne Behülfe des Begriffs immer abnehmender, d. h. unendlich klein werdender Größen, entschieden werden, warum bey der Betrachtung eines Elements einer solchen Fläche nur auf das erste Ableitungsglied  $kf'(x)$ , und nicht zugleich auch auf die folgenden Rücksicht zu nehmen ist, wenn durch die Zurückleitung (In-

egration) die ursprüngliche Function, nämlich  $f(x) + \text{Const}$ , den wahren Ausdruck für die Fläche geben soll. So vielerley Anwendungen des Derivationscalculs auf wirkliche Gegenstände der Mec. noch vorgefunden hat, auf so mancherley Weise bestätigte sich ihm der Gedanke, daß man durch diesen Calcul nicht allein die Schwierigkeiten nicht wegräumt, welche man der Idee des Unendlichkleinen gewöhnlich zur Last legt, sondern bey der Anwendung dieses Calculs auf wirkliche Gegenstände sich nur noch in größere Labyrinth und Umschweife verirrt, sobald man zeigen soll, welche Glieder der ganzen Derivation von  $f(x+k)$  bey der Auflösung einer Aufgabe eigentlich in Betrachtung kommen, und wie diese aus der Natur der Aufgabe selbst zu entwickeln sind, daß nachher durch die Zurückleitung aus denselben (durch die Integration) das wahre Resultat, die wahre der Aufgabe entsprechende  $f(x)$  selbst erhalten werde. Oder, um uns deutlicher auszudrücken: Ist  $f(x)$  eine gegebene Function, so ist es ein leichtes  $f'(x)$  oder  $f''(x)$  kurz jede abgeleitete Function der ursprünglichen zu finden. Sollen aber solche abgeleitete Functionen aus der Natur einer Aufgabe bestimmt werden, um daraus durch Zurückleitung (Integration) die ursprüngliche  $f(x)$ , durch deren Bestimmung man die Aufgabe selbst als aufgelöst ansieht, finden zu können, so ist dieß ohne Betrachtung des Unendlichkleinen, oder einer ohne Ende abnehmenden Größe, in den meisten Fällen höchst verwickelt, und der Derivationscalcul verfällt hier nun wieder in dieselben Schwierigkeiten, welche man dem gewöhnlichen Differentialcalcul oder vielmehr den Principien desselben zur Last legt. Daß dem Derivationscalcul an und für sich, bloß als eine Rechnungsoperation betrachtet, jede Spur von einer

Anwendung der Idee des Unendlichen gänzlich fremd sey, wie der Verf. S. 40 erwähnt, wer hat das je geläugnet? Die Frage ist nur, in wie fern dieser Calcul den Schwierigkeiten ausweiche, welche die bey der Anwendung oft so nothwendige Idee des Unendlichkleinen herbey zu führen scheint, und da antworten wir, daß dieß weder durch La Grange's Functionenlehre, noch durch den damit in der Hauptsache übereinkommenden Derivationscalcul, noch sonst durch irgend andere Vorstellungsarten, welche man der Idee des Unendlichkleinen zu substituiren versucht hat, bisher geschehen ist. Uebrigens wollen wir gar nicht läugnen, daß der Verfasser den Derivationscalcul in seiner Allgemeinheit gut durchgeföhrt hat. Nur mißfallen uns die vielen neuen und von der gewöhnlichen Weise abgehenden Bezeichnungsarten, welche der Verf. gewählt hat, so wie die ihm eigenthümliche Sprache, die man jedesmahl erst in die gewöhnliche übertragen muß, um zu wissen, welche Untersuchungen der Verf. jedesmahl zu seinem Gegenstande hat. Neue Zeichen und Ausdrücke ohne Noth zu wählen, halten wir nie für rathsam, weil man doch auch die gewöhnlichen wissen muß, um andere Schriften lesen zu können, und also dem Leser eine doppelte Last aufgebürdet wird, welche zumahl dem Lehrling, der nun aus einer Schrift wie des Verfassers, eine Wissenschaft gelernt zu haben glaubt, immer höchst beschwerlich fallen muß.

### Weimar.

Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend. 1814. 65 Seiten in Octav.  
Gedanken, hingeworfen um bey der künftigen Regenerirung von Deutschland die öffentliche Meinung für die Wiederherstellung der allgemeinen Deut-

sehen Reichs-Post zu stimmen! Nur durch sie könne die größte Sicherheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Verkehrs, woran doch dem Einen eben so viel als dem Andern gelegen sey, erhalten werden. Alle Territorial-Posten, selbst die am besten eingerichteten verschaffen diese Vortheile schon ihrer Natur nach nicht.

Die Richtigkeit dieses Raisonnements fällt auf, und es hätte wohl nicht einmal aller der 65 Seiten bedurft, um auch den Unkundigen davon zu überzeugen; aber doch wird das kleine Buch gern gelesen werden, weil es die Sache aus der Organisation des Postwesens selbst, und den dabey zeitlich gemachten Erfahrungen und Beobachtungen erläutert. Nur auf das Wie? der Verbesserung läßt sich der Verfasser gar nicht ein; und darin liegt doch gerade das Schwierige! Wird Deutschland künftig das Föderationssystem erhalten — welcher Staat wird dann die fremde Post, die ja unabhängig seyn müßte, diesen Staat im Staate, in sich dulden wollen; auf die pecuniären Vortheile Verzicht leisten, aller Gewalt über die Anstalt, die doch unter Umständen für das individuelle Beste des Landes auch ihren Nutzen haben könnte, entsagen wollen? Und erhält Deutschland das Subjectionssystem, wenn auch noch so sehr geläutert und verbessert — wird dann die Reichs-Post nicht wieder eben das Schicksal haben, das sie bey unserer vorigen Reichsverfassung gehabt hat? Bleiben die Menschen nicht Menschen, selbstsüchtige, eigennützigte Wesen, die das gemeine Beste nur in dem Keinen Kreise, der sie zunächst umgibt, finden? Allein in einer Monarchie kann eine Reichs-Post gedeihen; in einem von diesem Systeme abweichenden Staate nicht! Doch vielleicht könnte die Schwierigkeit um etwas gemildert werden, wenn man die,

Inländische Post der Deutschen Staaten von der ausländischen, der Post von Land zu Land gänzlich trennen wollte — könnte! Wenigstens hätte dann die Eifersucht gegen die fremde Anstalt weniger Nahrung; und die Macht der besondern Staats-Gewalten behielte im Inlande ihr freyes Spiel! Aber freylich würde die Wohlfeilheit des Verkehrs dabey nicht gewinnen!

Wenn übrigens der Verfasser in dem Eingange der Schrift von der Post spricht, als von einem der wirksamsten Mittel, den gestörten Zustand der Menschen zu erhalten und zu befördern, so stimmen zwar auch wir in dem frohen Gefühle des großen Genusses, den sie uns verschafft, ihm darunter gern bey; aber unerinnert können wir doch nicht lassen, daß die Sache auch eine Schattenseite hat. Die zu große Erleichterung der Mittheilung, was für Nachtheile hat sie nicht auch verursacht? Sehr absichtlich wollen wir unter den Tausenden nur einen nennen — die Verbreitung der Lotterien. Man überrechne einmahl, wie viel Menschen dadurch täglich unglücklich werden, und man wird gleich finden, daß auf der andern Seite große Vortheile eingebracht werden müßten, wenn wir für diesen einzigen Nachtheil Ersatz erhalten sollten.

#### Leipzig.

Von Karl Enobloch: Die philosophischen Wissenschaften in einer encyclopädischen Uebersicht für seine Vorlesungen dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölig. 1813. XII und 159 S. in Octav.

Der Verfasser hat bereits vor sechs Jahren eine aus vier Theilen bestehende Encyclopädie der gesammten philosophischen Wissenschaften im Geiste des Systems einer neutralen Philosophie (unter welchem Titel er seine philosophische Denkart ge-



bracht hat, und deren Charakter darin besteht, daß sie sich auf den Streit über das, was den Aussprüchen des Bewußtseyns als das An sich zum Grunde liegt, gar nicht einläßt, sondern diese Aussprüche als Basis der Philosophie aufstellt) herausgegeben. Das gegenwärtige weit kürzere Werk bestimmte er dazu, um danach seinen Zuhörern in halbjährigen viertägigen Vorlesungen eine encyclopädische Uebersicht über die gesammte Philosophie mitzutheilen, und es ist kein bloßer Auszug aus jenem früher erschienenen, sondern davon durch den Einfluß der Bestrebungen, seine philosophische Uebersetzung mehr auszubilden, in mehreren Punkten dem Inhalte nach verschieden. Kant wird von dem Verf. als derjenige genannt, welchem er das meiste in seiner philosophischen Bildung zu verdanken habe, und das ist auch aus dem Werke sichtbar. Denn was z. B. jener Philosoph für ein unentbehrliches Mittel, den eigentlichen Zweck der Philosophie zu erreichen, erklärt, das hatte der Verf. vor Augen, wenn er S. 4 die Darstellung der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes, und der innerhalb derselben enthaltenen Bedingungen seiner gesammten freien Thätigkeit für den Charakter und das Wesen der Philosophie ausgibt. So trifft auch des Verf. Eintheilung des Gebietes der Philosophie mit der, in der Kantischen Schule gewöhnlichen, zum wenigsten in den Hauptpunkten zusammen. Da er übrigens, seiner Neutralität in der Philosophie gemäß, alle Polemik gegen die Ansichten, welche den seinigen entgegen sind, vermieden hat, und nach unserm Dafürhalten auch die Rechte einer unbewaffneten Neutralität zu respectiren sind, so enthalten wir uns aller Angriffe auf diejenigen Aussprüche desselben, die mit unserer Uebersetzung nicht übereinstimmen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. u. 57. St.

Den 7. April 1814.

London.

Die chemischen Abhandlungen der Philosophical Transactions for 1812 eröffnen P. I. S. 90 die Chemical Researches on the Blood, and some other Animal Fluids. Von Will. Ch. Brande. Diese Untersuchungen betreffen den Chylus, die Lymphe, das Blutwasser und den färbenden Bestandtheil des Bluts. Im Chylus entdeckte der Verf. Milchzucker als einen constanten Bestandtheil dieser Flüssigkeit. Dieß bestärkt die ältere Vermuthung von dem Vorhandenseyn einer zuckerartigen Substanz im Chylus. Den von Emmert, Vauquelin und andern Chemikern für faserstoffartigen Natur erklärten Bestandtheil des Chylus glaubt Brande insbesondere wegen seiner leichtern Auflöslichkeit in diluirten Säuren mehr mit dem Käsestoff der Milch verwandt. Vom Blutwasser beweiset auch V., wie solches auch schon früher von Berzelius in seiner trefflichen Analyse des Bluts geschehen ist, daß dasselbe keine Gallerte enthalte, und die von Fourcroy und Andern dafür genommene Substanz Eypweißstoff sey, welcher sich dem Coaguliren

J (3)

entzogen habe, weil es vom Alkali in Auflösung zurück gehalten worden sey. Zur Ausmittelung dieser wichtigen Thatsache bediente sich der Verf. des sinnreichen Verfahrens, welches von ihm in den Phil. Transact. for 1809. II. S. 373. (Gött. gel. Anz. Jahrg. 1812. S. 94) zur Auffindung sehr geringer Mengen von Eiweißstoff angegeben worden ist. Ueber die Natur des färbenden Bestandtheils des Bluts stellt der Verf. eine ganz neue Meinung auf. Seitdem das Vorkommen des Eisens im Blute erwiesen war, wurde dieses Metall allgemein von Chemikern und Physiologen als die Ursache der rothen Farbe dieser Flüssigkeit betrachtet. Nur über die Art seines Zustandes im Blute waren die Meinungen noch getheilt. So sollte es nach Fourcroy als basisch-phosphorsaures Eisenoryd im Blute enthalten seyn, dagegen es von Berzelius als rothes Eisenoryd mit Eiweißstoff verbunden darin angenommen wird. Mehrere Umstände veranlaßten in dessen unsern Verf. diese Meinung über die Natur des färbenden Princips des Bluts für nicht ganz so erwiesen zu halten, als man dieses allgemein schon zu glauben schien, und waren für ihn die Veranlassung zu vorliegender Untersuchung. Seine Versuche beweisen nun auch, daß das im Blute befindliche Eisen demselben keineswegs seine rothe Farbe ertheile, sondern daß diese von einer eigenthümlichen färbenden Substanz herrühre. Das Verhalten dieser Substanz zu den Säuren, Alkalien, den Metallösungen ic. ist ganz dieser Idee entsprechend, und scheint jeden Verdacht einer Täuschung auszuschießen. Die Versuche des Verf. über dieses rothe Pigment des Bluts lassen ferner hoffen, daß dasselbe in den Cattundruckereyen mit Vortheil benutzt werden könne. Am Schluß dieser Abhandlung werden von dem Verf. noch einige Bemerkungen über

das Blut der Menstruation mitgetheilt. Dasselbe war von einer Person, die einen Prolapsus uteri hatte, erhalten worden, und verhielt sich als eine sehr concentrirte Auflösung der färbenden Substanz des Bluts in einem diluirten Blutwasser. — S. 144.

On a gaseous Compound of carbonic Oxide and Chlorine. Von John Davy. Nach den Versuchen von Gay-Lussac und Thénard äbt oxygenirt-salzsaures Gas auf gasförmiges Kohlenoxyd, wenn beide Gasarten vor ihrer Vermischung vollkommen entwässert sind, auch unter Mitwirkung des Sonnenlichts keine Einwirkung aus. Diese Angabe schien durch die spätern Versuche von Murray bestätigt zu werden. In vorliegender Abhandlung zeigt nun aber der jüngere Davy, daß die genannten Gasarten, wenn sie in getrocknetem Zustande mit einander gemischt dem Einfluß des Lichts ausgesetzt werden, allerdings auf einander einwirken und sich hierbey zu einem eigenthümlichen elastischen Fluido vereinigen. Dieses wird von dem Verf. in Folge seiner Entstehungsart, indem es nur allein unter dem Einfluß des Lichts erhalten werden konnte, mit dem Namen Phosgen gas belegt. 100 Maß gasförmiges Kohlenoxyd absorbiren unter diesen Umständen genau 100 Maß oxygenirt-salzsaures Gas, und bilden damit 100 Maß Phosgen gas: verdichten sich also genau um die Hälfte ihres anfänglichen Volumens. Das Phosgen gas ist farblos, bildet in Berührung mit der Luft keine Nebel, wie das salzsaure Gas, hat einen von dem des oxygenirt-salzsauren Gases ganz verschiedenen Geruch, der aber noch unerträglicher und erstickender ist, als der vom oxygenirt-salzsauren Gase, greift die Augen auf das heftigste an, und bewirkt einen schnellen und schmerzhaften Thränenabfluß. Lackmuspapier wird davon geröthet. Vom Wasser wird es absorbirt

und auf der Stelle in Salzsäure und Kohlensäure zerlegt. Mit Ammoniakgas verdichtet es sich sogleich zu einem neutralen Salze, indem es dabei das vierfache seines Volumens Ammoniakgas absorbiert. Dieses Salz wird von der Schwefelsäure, Salpetersäure und Phosphorsäure, so wie auch von der liquiden Salzsäure zerlegt. Die concentrirte Schwefelsäure entwickelt daraus salzsaures und kohlen-saures Gas, deren Volumen sich etwa wie 2 : 1 verhält. In salzsaurem Gase, kohlen-saurem Gase und schwefelichtsaurem Gase läßt es sich unverändert sublimiren, und die Essigsäure löset es ohne Effervescenz auf. Zinn, Zink, Antimonium und Arsenik in diesem neuen Gase erhitzt, zerlegen es unter Bildung von Elvav's Flüssigkeit, Zink-, Spießglanz- oder Arsenikbutter mit Hinterlassung von gasförmigem Kohlenoxyd. Wendet man aber anstatt des metallischen Zinks das weiße Zinkoxyd an, so bleibt kohlen-saures Gas zurück. Sowohl mit Wasserstoffgas, als auch mit Sauerstoffgas gemischt, läßt sich dieses Gas im Voltaschen Eudiometer nicht entzünden. Werden aber Wasserstoffgas und Sauerstoffgas zusammen in dem Verhältnisse, wie sie Wasser mit einander bilden, dem Phosgengas zugefetzt, so erfolgt bey dem Hindurchschlagen des electrischen Funkens eine gegenseitige Zersetzung dieser Gasarten unter heftiger Explosion, wobey kohlen-saures Gas und salzsaures Gas gebildet werden. Aus diesem Verhalten des neuen Gases glaubt der Verf. schließen zu müssen, daß es eine Verbindung der Chlorine mit dem gasförmigen Kohlenoxyde sey. Daß die Eigenschaften dieses Gases sich übrigens auch sehr genügend erklären lassen, wenn man dasselbe aus wasserfreyer Salzsäure und Kohlensäure zusammengesetzt betrachtet, ist bereits schon von Berzelius gezeigt worden. Angehängt sind einige

Bemerkungen über die constanten Verhältnisse, nach welchen die chemischen Verbindungen der Körper durchgehends statt zu finden scheinen, und wozu die Entdeckung dieser merkwürdigen neuen Gasart gleichfalls einen Beleg mehr liefert. Sie schließen mit den Worten "This relation of proportion is one of the most beautiful parts of chemical philosophy and that which promises fairest, when prosecuted, of raising chemistry to the state and certainty of a mathematical science. — S. 169. An Account of some Experiments on the Combinations of different Metals and Chlorine. Ebenfalls von John Davy. Die Metalle deren Verbindungen mit der Chlorine von dem Verf. in dieser Abhandlung untersucht werden, sind das Kupfer, Zinn, Eisen, Magnesium, Blei, Zink, Arsenik, Antimonium und Wismuth. Die Untersuchungen selbst betreffen die Darstellung dieser Chlorin-Metalle, die nähere Angabe ihrer Eigenschaften und insbesondere die Bestimmung ihres Mischungsverhältnisses. Mit den drey zuerst genannten Metallen verbindet sich die Chlorine in zwey constanten Verhältnissen, während sie mit den übrigen nur in einem einzigen vereinigt werden konnte. Ein Umstand, der bey uns unwillkürlich einige Zweifel über die Einfachheit der Chlorine und die von dem Verf. aufgestellte Hypothese in Betreff der Natur der hier abgehandelten Verbindungen erweckt hat. Denn auffallend würde es doch seyn, wenn diejenigen Metalle, welche mit dem Sauerstoff zwey salzfähige Oxyde bilden, nur allein in zwey Verhältnissen mit der Chlorine sich vereinigen, und wenn überhaupt die Anzahl der Verbindungen eines Metalls mit der Chlorine sich nach der Zahl ihrer salzfähigen Verbindungen mit dem Sauerstoff richten sollte. Folgendes sind die von dem Verf. aufgefundenen

denen Mischungsverhältnisse der erwähnten Chlorin-Verbindungen in 100 Theilen derselben:

Nahmen der Chlorin-Verbindungen.		Chlor.
Cuprane (Resina cupri R. Boyle)	64,0 Kupfer	36,0
Cuprane	— — — — 47,0	53,0
Stannane	— — — — 62,22 Zinn	37,78
Stannane (Liq. fumans Libavii)	42,1 —	57,9
Ferrane	— — — — 46,57 Eisen	53,43
Ferrane	— — — — 35,1	64,9
Magnesiane	— — — — 46,0 Magn.	54,0
Zincane (Butyrum zinci)	. . . 50,0 Zink	50,0
Plumbane (Hornbley)	. . . 74,22 Blei	25,78
Arsenicane (Butyrum arsenici)	39,52 Arsenik	60,48
Antimoniane (Butyrum anti-		
monii)	. . . . . 60,42 Antim.	39,58
Bismuthane (Butyrum bis-		
muthi)	. . . . . 66,4 Wism.	33,6

Bei Gelegenheit der Untersuchungen über die Cuprane und Cuprane theilt der Verf. auch eine Analyse des natürlichen krystallisirten basisch-salzsäuren Kupfers (Smaragdchalzit's Hausm.) aus Peru mit, welcher zufolge dieses Mineral aus 73,0 schwarzem Kupferoxyd, 16,2 Salzsäure und 10,8 Wasser zusammengesetzt ist. Klaproth gibt den Salzsäuregehalt in diesem Fossil nur zu 10,1 und Proust zu 10,638 an. Diese bedeutende Abweichung zwischen den Resultaten der Analyse unsers Verf. und den von Klaproth und Proust gemachten Bestimmungen hat indeffen nur ihren Grund in der Berechnungsart der durch das Hornsilber angezeigten Salzsäuremenge. Davy hat durch Fällung der salpetersäuren Auflösung des Smaragdchalzits genau dieselbe Menge Hornsilber, welche Klaproth und Proust erhalten haben, bekommen, nämlich 64,5 auf 100 dieses Fossil. Aber Davy betrachtet das Hornsilber als eine Verbindung der Chlorine

mit metallischem Silber; nimmt folglich den Gehalt der Chlorine darin zu 24,5 und die dadurch angezeigte Salzsäuremenge zu 25,116 Procent an. In einer Note wird bemerkt, daß der Smaragdochalzit in der Nachbarschaft von Vulcanen, besonders in der vom Vesuv vorkommen soll. Um Magnesium von Eisen zu reinigen, wandte der Verf. mit Vortheil das Glühen des salzsauren Magnesiums an. Eine Methode, die auch von dem Verf. dieser Anzeige schon seit geraumer Zeit mit dem besten Erfolg zur Darstellung völlig eisenfreier Magnesiumsalze benutzt worden ist. Die Verschiedenheit des Goldschwefels vom Mineralkermes beruht nach dem Verf. allein auf dem quantitativen Verhältniß des mit dem Antimoniumoxyde verbundenen Schwefel-Wasserstoff. Dieses ist im Goldschwefel größer als im Mineralkermes, daher ersterer auch der Destillation unterworfen sich gänzlich in Wasser und Schwefel-Antimonium umändert, während der Mineralkermes zugleich Antimoniumoxyd ausgibt. — Nun folgen noch Bemerkungen über das gegenseitige Verhältniß, welches zwischen den Sättigungscapacitäten der oben erwähnten Metalle für die Chlorine, den Sauerstoff und den Schwefel statt finden. Zuletzt gedenkt der Verf. auch noch des Verhaltens der Salzsäure zu einigen Chlorin-Metallen. Ueber alles dieses müssen wir aber auf die Abhandlung selbst verweisen.

Part II. S. 238. Additional Experiments on the Muriatic and Oxymuriatic Acids. Von Will. Henry. Diese Versuche schließen sich an diejenigen an, welche der Verf. in den Phil. Transact. 1800. S. 188 über das Verhalten dieser beiden Gasarten beim Hindurchschlagen electrischer Funken bekannt gemacht hat, und liefern zu den früherhin hierüber von ihm erhaltenen Resultaten mehrere nicht unwich.



tige Berichtigungen. Das Verhalten des salzsauren Gases ist sehr verschieden, je nachdem es in Berührung mit Quecksilber, oder beym Ausschluß dieses Metalls der Einwirkung der Electricität unterworfen wird. Electrirt man es in Berührung mit Quecksilber, so findet eine Verminderung des Luftvolumens statt, während sich Calomel bildet und Wasserstoffgas austritt. Letzteres steigt, wenn das Hindurchschlagen des electrischen Funkens lange genug fortgesetzt worden ist, bis auf  $\frac{7}{8}$  oder  $\frac{7}{10}$  des anfänglichen Volumens des angewandten salzsauren Gases. Ist die Zersetzung bis zu diesem Grade bewerkstelligt worden, so findet nachgehends keine weitere Veränderung in dem rückständigen salzsauren Gase durch Electriren mehr statt. Wurde dem salzsauren Gase gleich anfangs Wasserstoff in diesem Verhältnisse zugesetzt, so war auch nach dem Hindurchschlagen von 900 Entladungsschlägen nicht die mindeste Zersetzung in dem Gasgemische wahrzunehmen, und das Quecksilber war durchaus unverändert geblieben. Wenn hingegen das salzsaure Gas beym Ausschluß von Quecksilber electrirt wurde, so zeigte sich in dem Volumen desselben keine merkbare Veränderung, in dem Gasresiduo kam aber außer Wasserstoffgas noch oxygenirtsalzsaures Gas vor, wovon das Volumen des letztern sich zu dem des erstern wie 100:140 verhielt. Wahrscheinlich war aber das Volumen beider Gasarten gleich, und bey dem Versuche ein Theil des oxygenirtsalzsauren Gases durch die am Glase unvermeidlich hängen gebliebenen Quecksilberstäubchen zerstört oder von dem Wasser, welches zur Hinwegnahme des unzersezt gebliebenen salzsauren Gases angewandt worden war, mit absorbiert worden, denn beym Electriren des salzsauren Gases über Quecksilber war die Verminderung des Gasvolumens dem

Volumen des gebildeten Wasserstoffgases gleich. Uebrigens betrug die Menge des in dem letzteren Fall erhaltenen Wasserstoffgases nur  $\frac{1}{7}$  des Volumens von dem salzsauren Gase und die Zersetzung erreichte hierbey schon ihre Gränze. Salzsaures Gas und Sauerstoffgas über Quecksilber electrifirt erlitten eine allmähliche Verminderung des Volumens unter Bildung von Calomel. Wurden diese Gasarten aber zusammen außer Berührung mit Quecksilber electrifirt, so entstand Wasser und oxygenirt-salzsaures Gas. In welchem Volumenvhältnisse die erwähnten Gasarten sich hierbey verdichteten, war dem Verf. nicht möglich mit Genauigkeit auszumitteln. — S. 352. An Account of some Experiments on different Combinations of Fluoric Acid. Von John Davy. Sect. I. On silicated fluoric Gas, and subsilicated fluoric Acid. Das flußsaure Kieselerdegas wird am leichtesten und ohne Zerstörung der gläsernen Retorten gewonnen, wenn man dem Flußspath zuvor fein pulverisirtes Glas zusetzt. In dem flußsauren Kieselerdegas soll die Flußsäure nach dem Verf. mit Kieselerde gesättigt seyn, und daher nicht weiter auf Glas einwirken. 100 Engl. Cubiczoll dieses Gases wiegen bey mittlerer Temperatur und mittlerem Luftdruck 110,78 Engl. Grän, und bestehen dem Gewichte nach aus 61,4 Kieselerde und 38,6 Flußsäure. Durch Wasser wird das flußsaure Kieselerdegas bekanntlich unter Ausscheidung einer concreten gallertartigen Substanz in eine flüchtige ebenfalls noch Kieselerde in Auflösung enthaltende sehr sauerliche Verbindung zerlegt. Diese sauerlich-flußsaure Kieselerde bezeichnet der Verfasser mit dem Nahmen *subsilicated fluoric Acid*, und berechnet ihre Mischung nach der Menge der aus einem bestimmten Volumen flußsaurer Kieselerdegas ausgeschiedenen concreten

gallertartigen Substanz, die seinen Versuchen zufolge ein bloßes Kieselerdehydrat seyn soll, im wasserfreien Zustande zu 54,56 Kieselerde und 45,44 Flußsäure. Mehrere Umstände lassen uns indessen die Genauigkeit der Versuche, welche der Verf. mit der von ihm für Kieselerdehydrat gehaltenen gallertartigen Substanz zu Gunsten dieser Meinung an gestellt hat, bezweifeln und machen es uns vielmehr wahrscheinlich, daß dieselbe eine basisch-flußsaure Kieselerde ist. Selbst das von dem Verf. angegebene Mischungsverhältniß für die sauerlich-flußsaure Kieselerde scheint für diese Vermuthung zu sprechen, indem die Menge der Kieselerde, welche von der Flußsäure in dieser Verbindung gesättigt wird, durchaus in keinem einem sauerlichen Salze angemessenen Verhältnisse steht zu der Kieselerde menge, welche die Flußsäure in dem flußsaurem Kieselerdegas aufnimmt. Sect. II. On the Combinations of silicated fluoric acid Gas, and the subsilicated fluoric, and the fluoric Acids with Ammonia. Das flußsaure Kieselerdegas absorbirt das Doppelte seines Volumens Ammoniakgas, sobald es im Uebermaß mit letzterem Gase gemischt wird, ohne daß sich Kieselerde ausscheidet, wie solches auch von Gay-Lussac und Thénard beobachtet worden ist. Das sich hierdurch bildende flußsaure Kieselerde-Ammoniak muß demnach in 100 Theilen dem Gewichte nach aus 24,5 Ammoniak und 75,5 flußsaurer Kieselerde zusammengesetzt seyn. Durch Wasser soll dieses Salz unter Ausscheidung eines Theils reiner Kieselerde in sauerlich flußsaurer Kieselerde-Ammoniak verwandelt werden. Dasselbe Salz kann auch durch Vermischen von sauerlich-flußsaurer Kieselerde mit flüssigem Ammoniak erhalten werden, wenn das sauerliche Salz dem Ammoniak nur im Uebermaß zugesetzt wird. Unter

obigen Voraussetzungen muß dieses sauerlich-flußsaure Kieselers-Ammoniak im wasserfreyen Zustande angenommen aus 28,34 Ammoniak und 71,66 sauerlich-flußsaurer Kieselerserde bestehen. Versetzt man aber sowohl das flußsaure Kieselersdegas als auch die sauerlich-flußsaure Kieselerserde mit einem hinreichenden Uebermaße von Ammoniak, so soll die Kieselerserde vollständig abgeschieden werden und eine binaire Verbindung der Flußsäure mit Ammoniak entstehen. Diese ist im neutralen wasserfreyen Zustande aus 76,4 Ammoniak und 23,6 Flußsäure zusammengesetzt. Dieses Salz wird schon bey einer sehr geringen Hitze in sauerlich-flußsaures Ammoniak umgeändert. Als solches wirkt es stark auf Glas ein. Der Verf. empfiehlt daher das flußsaure Ammoniak als eins der vorzüglichsten Mittel in Glas zu äßen. Zu dem Ende hat man nur die zu radirenden Gegenstände mit einer Auflösung des flußsauren Ammoniaks mittelst eines Pinsels zu überziehen, und hierauf dieselben einer sehr mäßigen Hitze, wobey der Aetzgrund nicht zum Fluß kommt, auszusetzen. Dieser Eigenschaft des flußsauren Ammoniaks glaubt D. es auch beyzumessen zu müssen, daß Gay-Lussac und Thénard der Meinung sind, daß die Verbindung der Flußsäure mit der Kieselerserde sich durch Ammoniak nicht vollständig zerlegen lassen. Sect. III. On Fluoboric Acid Gas. Der Verf. verschaffte sich dieses Gas durch Destillation eines Theils geschmolzener Boraxsäure und zwey Theilen Flußspath mit zwölf Theilen concentrirter Schwefelsäure aus gläsernen Retorten, und fand diese Methode um vieles vorzüglicher als die von Gay-Lussac und Thénard dazu empfohlene. 100 Engl. Cubiczoll des fluß-boraxsauren Gases wiegen nach des Verfassers Versuchen 73,5 Engl. Grän. Bey 30", 5 Barometerstand und 50° F. absorbiren

$\frac{74}{100}$  Cubic Zoll Wasser, 100 Cubic Zoll fluß-boraxsaures Gas. Das Wasser absorbirt also über 700 Mahl sein Volumen von diesem Gase. Die dadurch gebildete liquide Säure hatte ein specifisches Gewicht von 1,77. — Schwefelsäure von 1,85 specifischen Gewichte absorbirte 50 Mahl sein Volumen fluß-boraxsaures Gas. Sect. IV. On the Combinations of fluoboracic acid Gas and ammoniacal Gas. Nach D. kann das fluß-boraxsaure Gas mit Ammoniakgas in drey Verhältnissen sich vereinigen. In dem ersten absorbirt es ein dem seinigen gleiches Volumen Ammoniakgas und bildet ein concretes Salz, welches auch von Gay-Lussac und Thénard beschrieben worden ist. Dasselbe enthält 19,68 Ammoniak und 80,32 Fluß-Boraxsäure. In dem zweyten Verhältniß vereinigt es sich mit dem Doppelten seines Volumens Ammoniakgas, und bildet eine liquide Verbindung, welche aus 32,9 Ammoniak und 67,1 Säure besteht. Die dritte Verbindung endlich, wobey es das Dreyfache seines Volumens Ammoniakgas aufnimmt, ist ebenfalls liquide und hält 42,4 Ammoniak und 57,6 Säure. — S. 405. On some Combinations of Phosphorus and Sulphur, and on some other subjects of Chemical Inquiry. Von Sir Humphry Davy. Bekanntlich ist von dem Verf. bereits bey einer andern Gelegenheit gezeigt worden, daß der Phosphor mit der Chlorine zwey verschiedene Verbindungen bilde, wovon die eine liquide ist, und die andere in Gestalt eines weißen Sublimats vorkömmt. Nach den nun hier mitgetheilten Untersuchungen enthält die liquide Verbindung (*Phosphorane*) auf 20 Phosphor, 67 Chlorine, und die concrete (*Phosphorana*) auf dieselbe Menge von Phosphor genau noch einmahl so viel Chlorine als die flüssige. Durch Versuche der flüssigen Verbindung mit Wasser und Aërauchen

derselben bis zur Syrupconsistenz erhält man daraus durchsichtige Krystalle in Gestalt von Parallelepiped. Diese sind eine Verbindung der phosphorigen Säure mit Wasser (*hydrophosphorous acid.*). Das beim Erhitzen dieser Säure sich entbindende Phosphor-Wasserstoffgas findet der Verf. von dem verschieden, welches man durch die Einwirkung von Kali auf Phosphor gewinnt. Das specifische Gewicht dieses Gases verhielt sich nämlich zu dem der Luft wie 87:100. In Verührung mit der Luft entzündet es sich nicht von selbst. 3 Maß davon verzehrten beim Detoniren mit Sauerstoffgas 5 Maß von diesem und setzten zugleich etwas Phosphor ab. Kalium darin erhitzt, brachte schnell eine Verdoppelung seines Volumens zuwege, bildete Phosphor-Kalium und hinterließ das Wasserstoffgas in völlig reinem Zustande. Dieses Phosphor-Wasserstoffgas (*hydrophosphoric gas* vom Verf. benannt) muß demnach auf 4,5 Wasserstoff, 22,5 Phosphor dem Gewichte nach enthalten. Nach einer neuern und genauern Abwägung, welche der Verf. mit dem schweflichtsaurem Gase und dem Schwefel-Wasserstoffgase vorgenommen hat, und wodurch die frühere Angabe desselben *Phil. Transact. for 1810. S. 254* berichtigt wird, wiegen bey mittlerer Temperatur und mittlerem Druck der Luft 100 Cubikzoll schweflichtsaures Gas 68,0 Grän und 100 Cubikzoll Schwefel-Wasserstoffgas 36,5 Grän Engl. Maß und Gewicht. Nimmt man nun an, daß das schweflichtsaure Gas ein dem seinigen gleiches Volumen Sauerstoffgas, und das Schwefel-Wasserstoffgas ein dem seinigen gleiches Volumen Wasserstoffgas enthält, so besteht dieser Gewichtsbestimmung zufolge das schweflichtsaure Gas aus 50,0 Gewichtstheilen Schwefel und 50,0 Gewichtstheilen Sauerstoff; und das Schwefel-Wasserstoff-

gas ebenfalls dem Gewichte nach aus: 93,781 Schwefel und 6,219 Wasserstoff. Welches mit der Analyse dieser Substanzen von Berzelius auf das genaueste übereinstimmt. Außerdem werden von dem Verf. noch Bemerkungen über die Hydrate der Talkerde, Zirconerde und des Magnesiumoxyds mitgeteilt.

### Leipzig und Altenburg.

Von J. A. Brodhuis: *Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. Erster Band. A bis Boyle. Dritte Auflage des ersten bis vierten Bandes. 1814. 848 Seiten in Octav.*

Der im Jahre 1796 vom Dr. Löbel gefaßte Gedanke an die Stelle von Zübner's *Zeitungs-* und *Conversations-Lexicon* ein zweckmäßigeres Werk zu setzen, war gewiß sehr wichtig, da die Theilnahme an alle dem, was wissenschaftlich ist, allgemeiner geworden, und sich der Begriff der Conversation allerdings erweitert hat. Aber die Ausführung dieser Idee war sehr schwierig und blieb mangelhaft, selbst noch in der zweiten im Jahre 1812 nöthig gewordenen Auflage: die erste ward mit dem sechsten Bande im Jahre 1807 geendigt. Der Begriff von Conversation ist so leicht nicht; immer bleibt er relativ. Die eine ist gebildeter und unterrichteter als die andere: diese braucht ein kleineres Lexicon als minder unterrichtete u. Daher kommt auch das Schwanken in den Ansichten der Verfasser, und das Verhältnißwidrige in den einzelnen Artikeln aller drey Auflagen. Artikel wie Abelard hätten viel kürzer gegeben werden; andere wie Abend ganz fehlen müssen. Neu berühmt gewordene Oerter als Abensberg brauchten die Ausdehnung nicht zu erhalten, da die Begebenheiten

noch jedem frisch im Gedächtnisse sind, und der Verf. doch nur einseitig berichten konnte, also alle Critik fehlte. Wäre es nicht zweckmäßiger gewesen unter einem Artikel mehrere darzustellen durch Nachweisungen, und damit Raum zu sparen? Wie viele an sich nicht sehr erhebliche Artikel die jetzt allein abgehandelt vielen Raum wegnehmen, konnten unter Vendée, Revolution ic. wo sie erwähnt werden müssen, ihre Aufklärung erhalten, wie Vernier! Zehn Bände wird diese dritte Auflage stark werden; offenbar viel zu stark und zu theuer für ein Handwörterbuch! Weit über die Hälfte müßte dieß Werk einschmelzen, wenn alle Artikel, die entweder ein nur mittelmäßiger Schulunterricht, oder doch überall verbreitete Hülfsmittel leicht darbieten, weglieben, z. B. die meisten geographischen, viele historische, naturhistorische, für welche eine Menge Handbücher, die in jedes einigermaßen gebildeten Mannes Händen sind, zumahl sie zu den Schulbüchern gehören, die in der Conversation erforderliche Aufklärung hinreichend an die Hand geben: Ergänzungen, Nachhülfen solcher Handbücher, als des Fabri, Funk ic. gehörten in dieß Lexicon. Doch andre Ansichten geben andere Resultate, und Rec. bescheidet sich gern, daß es sehr viele Leser geben möge, welche mit dem Werke zufrieden sind, und sehr wohl zufrieden seyn können. Der Fleiß, die Kenntniß und die Sprache, welche in den Artikeln herrschen, sind allerdings lobenswerth, und der Unterricht, den die Leser, für welche dieß Werk geschrieben ist, hier schöpfen können, ist dem Zwecke der Unterhaltung sehr angemessen, und würde noch umfassender seyn, wenn die Anzeige der Quellen, woraus ein recht gründlicher Unterricht zu schöpfen ist, beigefügt worden wäre, oder im Plane des Werkes selbst läge.



Stendal.

Bei Franzen und Große: Johann Herrmann Becker's, Doctors und ausübenden Arztes zu Parchim in Mecklenburg, Versuch einer allgemeinen und besondern Nahrungsmittelkunde, mit einer Vorrede von Dr. S. G. Vogel. Erster Theil, die Einleitung in die Nahrungsmittelkunde, Litteratur und Geschichte derselben: erste Abtheilung 1810. 340 Seiten in Octav; zweyte Abtheilung 1811. 1118 Seiten; dritte Abtheilung 1812. 1744 Seiten mit einer Inhaltsanzeige über alle drey Bände. — Auch unter dem Titel: Versuch einer Litteratur und Geschichte der Nahrungsmittelkunde.

Diese drey ersten Bände, welche den ersten Theil des Ganzen umfassen, beschäftigen sich bloß mit dem Allgemeinen, und der Litteratur. Für diesen Zweig der Medicin enthalten sie einen wahren Schatz. Nec., der wohl weiß, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, um sich über eine Wissenschaft oder gar über einen einzelnen Gegenstand eine etwas genaue Litteratur zu erwerben, sagt dem Verfasser seinen Dank für die mühsolle Arbeit. Der Mangel der Vollständigkeit bedarf keiner Entschuldigung, da Niemand jene erreichen kann, und sind Unrichtigkeiten eingeschlichen, so entgeht auch der beste Literator diesen Fehlern nicht. Der Verfasser hat sich vorgenommen, im Laufe dieser Arbeit zwar alle Nahrungsmittel in alphabetischer Ordnung aufzustellen; allein die aus der speciellen Kenntniß der einzelnen Nahrungsmittel hervorgehenden Resultate sowohl, als die übrigen hieher gehörigen Betrachtungen in systematischer Ordnung folgen zu lassen. Diese Gegenstände werden die folgenden Bände enthalten.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. Stück.

Den 9. April 1814.

Göttingen.

In der Mitte des vorigen Monats erschien der gewöhnliche Catalogus praelectionum für das nächste halbe Jahr. Wir theilen, nach einer vorangegangenen kurzen Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten, aus demselben das folgende wissenschaftlich geordnete Verzeichniß der Vorlesungen der hiesigen Professoren mit, in welches zugleich die von den Privat-Lehrern angekündigten Vorlesungen gehörigen Ortes eingeschaltet sind.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 25. April angelegt.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs u. Sonnabends aber von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben goliethen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

R (3)

Die Sternwarte, der botanische und der ökonomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

### Vorlesungen.

#### Allgemeine Wissenschaftskunde.

Eine allgemeine Encyclopädie und Methodologie trägt Hr. Prof. Wildt, 4 Stunden die Woche um 3 Uhr, öffentlich vor.

#### Theologische Vorlesungen.

Theologische Encyclopädie trägt Hr. Conf. R. Planck, nach seinem Grundrisse, um 3 Uhr vor;

Eine pragmatisch-historische Uebersicht der theologischen Litteratur seit der Reformation, Hr. Rep. Lücke, 4 Stunden wöchentlich;

Eine historisch-critische Einleitung in die Schriften des Alten Testaments, Hr. W. Mahn, um 7 Uhr Morgens.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Hofr. Eichhorn erklärt den Hiob um 10 Uhr; Hr. Hofr. Lychsen, den Jesaias um 9 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments gibt Hr. Prof. Planck 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Abt Pott erklärt die größern Paulinischen Briefe, mit ausführlicher Erläuterung der in dem N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr. Hofr. Eichhorn, die Schriften des Apostels Johannes und die Geschichte der Apostel um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck, die drey ersten Evan-

gellia, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; die Apocalypse, 2 Stunden die Woche, öffentlich; Hr. M. Mahn, den Brief Jacobi, unentgeltlich.

Die Dogmen-Geschichte trägt Hr. Conf. N. Pland um 11 Uhr vor;

Die Dogmatik nebst der Dogmengeschichte, Hr. Conf. N. Stäudlin, nach seinem Lehrbuche, Ausg. 3. Göttingen 1809, um 8 Uhr.

Die in dem Alten sowohl als Neuen Testamente enthaltenen Beweisstellen der Dogmatik erläutert Hr. Rep. Bauermeister 4 Stden wöchentl. um 3 Uhr.

Ein Examinatorium und Disputatorium über Dogmatik und Dogmengeschichte hält Hr. Rep. Lücke privatissime.

Die theologische Moral trägt Hr. Conf. N. Stäudlin nach seinem 4ten Lehrbuch der Moral für Theologen. Göttingen 1813' um 7 Uhr vor;

Die erste Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Conf. N. Pland um 8 Uhr; die Neuere Kirchengeschichte, eben derselbe, öffentlich, 4 Stunden die Woche.

Die Homiletik wird Hr. Abt Pott in einer seinen Zuhörern bequemen Stunde vortragen, und außerdem auch die Aufsicht über die Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminarii fortsetzen. — Hr. Dr. Gräffe lehrt die Homiletik, nach seinem Lehrbuche 'Die Pastoral-Theologie nach ihrem ganzen Umfange. Göt. 1803' 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr, so wie auch die Uebungen des homiletischen Seminarii auf die bekannte Weise fortgesetzt werden. Zu den Recensionen der in den Kirchen gehaltenen Predigten ist die Abendstunde von 6 bis 7 Uhr bestimmt.

In dem Repetenten-Collegio wird Hr. Rep. Bauermeister den Brief Pauli an die Römer Dinst. und Freyt. um 1 Uhr erklären, und Hr. Rep. Lücke,

Mont. und Donnerst. um 1 Uhr, das Hohe Lied, verbunden mit einer critischen Darstellung der Interpretations-Geschichte dieses Buches.

#### Rechtswissenschaft.

Die Litterär-Geschichte der Rechtswissenschaft, vorzüglich der büraerlichen, trägt Hr. Hofr. Hugo, nach seinem Lehrbuche, um 11 Uhr vor;

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechts, Hr. Hofr. Hugo, nach der neuesten Ausgabe seines Lehrbuches, um 10 Uhr. Den Anfang dieser Vorlesung eröffnet sich Hr. Syndicus-Adjunct Riedel für diejenigen nachzuhohlen, welche durch zu spätes Ankommen ihn ver säumt haben.

Das Naturrecht, mit Rücksicht auf Philosophie des positiven Rechts, trägt Hr. Prof. Bauer, nach seinem Lehrbuche um 2 Uhr vor;

Das Europäische Völkerrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundriß v. Göttingen 1809 in Französischer oder Deutscher Sprache, um 8 Uhr;

Das Chur-Braunschweig-Lüneburgische Staatsrecht, Hr. Dr. Quentin, 3 Stunden wöchentl. um 3 Uhr;

Das Criminal-Recht, Hr. Hofr. Meißner, nach seinem Lehrbuche, um 10 Uhr; Hr. Dr. Jordan, nach Meißner, privatissime; Hr. Dr. Rothamel, privatissime; Hr. Dr. Planck, nach Feuerbach's Lehrbuche, Ausg. 5., verbunden mit dem peinlichen Proceß, wöchentlich in 8 noch näher zu bestimmenden Stunden;

Die Geschichte und die Alterthümer des Röm. Rechts, Hr. Hofr. Hugo, nach der neuesten Ausgabe seines Lehrbuchs, um 7 Uhr;

Die Regese der wichtigsten Beweisstellen des Römischen Rechtes, nach vorgängiger Entwicklung der Hauptgrundsätze der juristischen Hermeneutik, Hr. Dr. v. Weyhe um 7 Uhr;

Die Institutionen, Hr. Hofr. Walbeck, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuchs, um 11 Uhr; Hr. Prof. Böhmer, nach demselben Lehrbuche, um 8 Uhr; Hr. Adv. Brinkmann, um 8 Uhr, nach vorgängiger Einleitung in das juristische Studium überhaupt, und verbunden mit schriftlichen und mündlichen Prüfungen;

Die Pandecten, nach der Legal-Ordnung, Hr. Dr. Jordan;

Das System der Pandecten, Hr. Hofr. Meißner, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundrisse, täglich um 8 Uhr, und Mont., Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr; Hr. Hofr. Haas, nach der neuesten Ausgabe seines Lehrbuches, um 8 Uhr; Hr. Assess. Dr. Ballhorn um 4 Uhr; Hr. Dr. von Weyhe, nach Lhibaut, um 8 und 10 Uhr;

Die vorzüglichsten Streitigkeiten über das bürgerliche Recht, nach der Ordnung der Pandecten, verbunden mit andern dahin gehörenden Rechts-Puncten, welche in den gewöhnlichen Vorlesungen meistens zurück gesetzt werden, Hr. Dr. Thoms 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Die Lehre von der Intestat-Erbfolge nach der Nov. 118, Hr. Adv. Brinkmann, Sonnab. um 11 Uhr, unentgeltlich.

Zu Privatissimis, Examinatoris und Repetitoris im Römischen Rechte etc. erbieter sich Hr. Dr. Thoms, Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Synd. Adi. Kiedel, Hr. Adv. Brinkmann.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 10 Uhr vor; Hr. Dr. Thoms, um 8 Uhr;

Das Deutsche Privat-Recht, nach Kunde, nebst dem Lehnrechte, Hr. Prof. Bauer um 9 Uhr;

Das Chur-Braunschweig-Lüneburgische Privat-Recht, in Verbindung mit der Theorie des Civil-Processus, Hr. Dr. Quentin, um 8 Uhr;

Das Lehnrecht, nach Vög, Hr. Dr. Thoms 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Das Preussische Civil-Recht, mit Inbegriff des Civil-Processus, Hr. Dr. Quentin, um 7 Uhr;

Diejenigen Lehren des Französischen Rechts, welche im Hannöverschen noch eine practische Wichtigkeit behalten werden, Hr. Adv. Brinkmann in demnächst zu bestimmenden Stunden, unentgeltlich;

Das Bergrecht, Hr. Prof. Bauer, Sonnab. um 11 Uhr öffentlich;

Das Handelsrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach Martens, Mont. und Donnerst. um 3 Uhr.

Das Wechselrecht, Hr. Prof. Bergmann, Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich;

Den Criminal-Proceß, Hr. Prof. Bauer, Mittw. und Sonnab. um 7 Uhr, öffentlich;

Die Theorie des bürgerlichen Processus, nach Martin, Hr. Hofr. Waldeck, um 2 Uhr; Hr. Prof. Bergmann, gleichfalls nach Martin, um 3 Uhr; Hr. Dr. Desterley, der ältere, nach Grolmann, um 5 Uhr, so wie auch privatissime Hr. Assessor Dr. Ballhorn, nach Martin, um 5 Uhr; Hr. Universitäts-Secret. Desterley, nach Martin, um 7 Uhr. — Zu einem Repetitorio über die Theorie des allgemeinen bürgerlichen Processus erbiete sich Hr. Dr. Rothamel.

Das Klagrecht wird Hr. Assessor Dr. Ballhorn unentgeltlich abhandeln.

Die Lehre von vorsichtiger Abschließung aller Arten bürgerlicher Contracte wird Hr. Dr. Desterley, der ältere, um 5 Uhr theoretisch vortragen, und damit praktische Uebungen verbinden.

Practische Vorlesungen: Hr. Prof. Bauer lehrt die juristische Praxis um 7 Uhr; Hr. Prof. Bergmann gibt Anleitung zur juristischen Praxis und zum Referiren um 8 Uhr. Hr. Prof. von Willers hält ein diplomatische Practicum Sonnab. um 2 Uhr. Hr. Dr. Desterley, der ältere, bestimmt für Ausarbeitungen und mündliche Vorträge in bürgerlichen Processen, wozu er, nach vorgängiger theoretischer Einleitung, vorzüglich rechtsabhängige Prozesse benutzen wird, die Stunde von 4 bis 5, und ist auch zu Privatissimis in der Praxis erbötig. Hr. Assessor Dr. Ballhorn lehrt die Praxis des bürgerlichen Processus und die Referirfunk um 11 Uhr. Hr. Universitäts-Secret. Desterley hält ein Practicum Processuum und ein Relatorium, nach seiner Anleitung zur Referirfunk, um 8 Uhr.

#### Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. h. der Naturlehre.

Ein Examinatorium über die Anatomie hält Hr. Prof. Hempel um 9 Uhr.

Die Osteologie und Syndesmologie lehrt Hr. Prof. Hempel Mont. und Donnerst. um 11 Uhr.

Ueber die allgemeine Anatomie der Bewegungsorgane des Menschen und der Thiere, insbesondere über die Knochen und Muskeln und diejenigen Organe, die bey den weißblütigen Thieren die Stelle der Knochen vertreten, hält Hr. Dr. Oslander 2 Stunden wöchentlich eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Physiologie trägt Hr. Hofr. Blumenbach, 6 Stunden wöchentl. um 8 Uhr vor; Hr. Prof. Hempel um 4 Uhr.

Die Anthropologie und Psychologie, verbunden mit der Lehre von den Gemüths- und Geisteskrankheiten, Hr. Dr. Haindorf, nach seinem Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüthskrankheiten. Heidelberg 1811. Abends um 6 Uhr, oder in einer bequemern Stunde.

Ueber das Nerven-System in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht hält Hr. Dr. Haindorf, nach seiner Preisschrift (Heidelberg 1811), Dinst. und Freyt. um 1 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Arzneimittellehre trägt Hr. Dr. Winiker um 7 Uhr vor. Hr. Dr. Kraus handelt die practische Arzneimittellehre verbunden mit Uebungen in der Pharmacognosie und im Receptschreiben 6 Stden wöchentlich ab, und hält 3 Stunden wöchentlich eine unentgeltliche Vorlesung über die chirurgische Arzneimittellehre. Hr. Dr. Spangenberg trägt die Arzneimittellehre 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor, und hält über die dynamische Arzneimittellehre oder über die Kräfte, die Wirkungen und die therapeutische Anwendung der Wärme, der Kälte, der Electricität, des Galvanismus und des so genannten thierischen Magnetismus eine unentgeltliche Vorlesung.

Ein Examinatorium über die chemischen und medicinisch-practischen Kräfte der Arzneimittellehre, nach vorgängiger kurzer Erläuterung der pharmaceutischen Chemie von Hagen, hält Hr. Bergr. v. Crell um 10 Uhr. Auch Hr. Dr. Oslander und Hr. Dr. Spangenberg sind zu Examinatoris über die Arzneimittellehre erbötig.

Die Pharmacie trägt Hr. Prof. Stromeyer, nach der dritten Ausgabe der Preussischen Pharmacopöe, um 4 Uhr vor;

Die allgemeine Pathologie, Hr. Dr. Kraus, nach einem zu Anfange der Vorlesungen erscheinenden Grundrisse, 6 Stunden wöchentlich;



Die Semiotik Hr. Bergr. v. Crell, nach Sprengel, um 4 Uhr; Hr. Dr. Winiker um 9 Uhr; Hr. Dr. Spangenberg um 7 Uhr;

Die specielle Pathologie, Hr. Hofr. Stromeyer um 6 Uhr Morgens;

Die zweite Hälfte der speciellen Therapie, welche die chronischen Krankheiten begreift, Hr. Hofr. Stromeyer um 7 Uhr;

Die Pathologie und Therapie der Verdauungs-werkzeuge, der Respirations-Organen, der Haut, der Harnwerkzeuge, der Geschlechtsrtheile, des Gemeingefühls und des Gehirns u. Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die Lehre von den Augenkrankheiten, Hr. Prof. Langenbeck, um 1 Uhr;

Die Lehre von den Frauenzimmerkrankheiten, Hr. Hofr. Oslander, um 2 Uhr;

Die Therapie der Kinderkrankheiten, Hr. Dr. Oslander, 3 Stunden wöchentlich.

Ein Examinatorium über specielle Therapie hält Hr. Dr. Oslander und Hr. Dr. Spangenberg privatissime.

Die erste Hälfte der Chirurgie handelt Hr. Prof. Langenbeck um 7 und 2 Uhr ab.

Ein Privatissimum zu Uebungen in den bey den Augen- und Gehörkrankheiten zu verrichtenden Operationen hält Hr. Hofr. Himly in einer bequemen Stunde.

Die Entbindungskunst lehrt Hr. Hofr. Oslander um 9 Uhr, verbunden mit practischen Uebungen bey den im Entbindungshause vorkommenden Fällen;

Die medicinische Polizey verbunden mit der Thierarzneykunde, Hr. Hofr. Oslander um 5 Uhr;

Die gerichtliche Medicin, mit vorgängiger Anleitung zur allgemeinen Kenntniß des menschlichen Körpers, in Hinsicht auf die Bedürfnisse künftiger Rechtsgelehrten, Hr. Prof. Hempel 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-wohnungen der Kranken, wird Hr. Hofr. Himly nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmet dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhaus, unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Langenbeck, ist die Stunde von 8 bis 9 Uhr bestimmt.

Die Thier-Ärzneykunde lehrt Hr. Stallmeister Aorer. — Hr. Dr. Uhlendorff wird die Gesundheitserhaltungskunde der vorzüglichsten Hausthiere, nebst der Beurtheilung derselben nach ihrem Aeußern in Hinsicht auf Alter, Fehler und Krankheitsanlagen 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vortragen. — Hr. Dr. Lappe handelt die Krankheiten der Pferde und die Seuchen der übrigen landwirthschaftlichen Hausthiere 6 Stunden wöchentlich um 5 Uhr nach eigenen Dictaten ab, und hält in einer noch zu bestimmenden Stunde zweymahl wöchentlich eine unentgeltliche Vorlesung über die Rinderpest.

#### Philosophische Wissenschaften.

Allgemeine Geschichte der Philosophie, oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten Lehren, die welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, trägt Hr. Hofr. Bouterwek um 4 Uhr vor;

Logik und Encyclopädie der Philosophie, beides nach seinen Lehrbüchern, Hr. Hofr. Schulze um 7 Uhr;

Logik, Hr. M. Kern, um 8 Uhr;

Psychologie, Hr. Hofr. Schulze, nach seinem während der Vorlesungen von Wandenboeck und Ruprecht erscheinenden Lehrbuche, um 5 Uhr;

Metaphysik, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem ersten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Mittw. und Freyt. um 7 Uhr; Hr. M. Kern, um 11 Uhr;

Practische Philosophie, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr;

Eine historische Darstellung der vorzüglichsten Systeme welche über das Naturrecht aufgestellt sind, Hr. Dr. Weyhe 2 Stunden wöchentlich, unentgeltlich;

Das Naturrecht, Hr. Hofr. Schulze, nach seinem Leitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts. Göttingen 1813 um 9 Uhr;

Die gesammte Politik, oder Staatsverfassung, und Staatsverwaltungslehre (Politik, Cameralwissenschaft oder Staatswirthschaft), Hr. Hofr. Sartorius um 11 Uhr

Die Grundsätze und allgemeinen Lehren der Politik, Hr. Hofr. Rueder, um 11 Uhr;

Die Rational-Oeconomie, Hr. Hofr. Rueder, um 9 Uhr;

Die Finanz-Wissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr.

Ueber die Viehzucht, mit besonderer Rücksicht auf Gesteute, hält Hr. Dr. Lappe, nach eigenen Dictaten, 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr, eine Vorlesung.

Die Technologie trägt Hr. Prof. Hausmann nach Beckmann, 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

Eine Anleitung zur Kenntniß der Eisen- und Stahlwerke gibt Hr. Prof. Hausmann Sonnab. um 6 Uhr N. öffentlich.

#### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Prof. Lhibaut um 9 Uhr; Hr. Prof. Wildt, um 6 Uhr N.; Hr. M. Ebell, nach Kästner, in einer beliebigen Stunde; Hr. M. Schrader, nach Kästner, mit vorzüglichem Hinsicht auf practische Geometrie und Fälle im gemeinen Leben um 7 Uhr, Hr. M. Focke in einer beliebigen Stunde;

Die Algebra, Hr. M. Ebell, nach Häfeler;

Die Analysis des Unendlichen, Hr. Prof. Lhibaut um 11 Uhr;

Den gerichtlichen Theil der practischen Mathematik (Geometrie, Mechanik, Architectur ic.) verbunden mit practischen Uebungen, Hr. Prof. Wildt um 7 Uhr;

Die angewandte Arithmetik, Hr. M. Focke;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Ebell, Hr. M. Schrader;

Die practische Geometrie, Hr. Prof. Lhibaut, um 5 Uhr; Hr. M. Ebell in einer beliebigen Stunde; Hr. M. Schrader, nach Mayer, in besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Oeconomen, wöchentlich 6 Stunden Ab. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Focke, mit Inbegriff einer Anleitung zur Verfertigung planimetrischer Pläne, in einer beliebigen Stunde; Hr. Baum. Müller,

nebst einer Anweisung zum Aufnehmen militärischer Situationen; Pläne 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr Ab.;

Die Astrognosie, nach Rüdiger, Hr. M. Ebell;

Die theoretische Astronomie, Hr. Prof. Gauß um 10 Uhr; Hr. Prof. Harding um 9 Uhr.

Die Theorie der Bewegung der Cometen, und die Bestimmung der Bahnen trägt Hr. Prof. Gauß um 11 Uhr vor;

Die Lehre von der Bestimmung der Zeit, Hr. Prof. Harding um 3 Uhr;

Die practische Astronomie, Hr. Prof. Gauß privatiff.;

Die nautische Astronomie, Hr. Prof. Harding, um 10 Uhr.

Vorlesungen über die Baukunst: Hr. M. Ebell handelt die bürgerliche sowohl als öconomische Baukunst in Verbindung mit Ausarbeitungen, dem Bauanschlage, und der Lehre von den Baufreitigkeiten in einer beliebigen Stunde ab. Hr. M. Schrader trägt um 9 Uhr, nach Gilly, die Theorie der bürgerlichen Baukunst, erläutert durch Zeichnungen und Modelle, vor, und gibt in einer zu verabredenden Stunde Anleitung zu architectonischen Uebungen, um Stadt- und Landgebäude nach bestimmten Absichten zweckmäßig erfinden und die Entwürfe dazu gehörig ausarbeiten zu lernen, auch die Bauanschläge zu verbessern. Hr. Baum. Müller trägt die höhere Baukunst privatissime vor, und die Land- Baukunst 5 Stden wöchentlich um 8 Uhr.

Eine militärische Encyclopädie wird Hr. Hauptm. M. Klare um 10 Uhr, oder in einer andern bequemern Stunde vortragen. Auch ist er erbötig in andern Theilen der Kriegswissenschaft, als Tactik ic. ausführlicheren Unterricht zu ertheilen.

#### Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Hofr. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik lehrt Hr. Prof. Schrader um 7 Uhr; die öconomische und Forst- Botanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik, oder die Kenntniß der officinellen Pflanzen, und derjenigen Theile derselben, die als Arzney gebraucht werden, Mont., Dinst., Mittw. und Freyt. um 1 Uhr. Sonnab. um 2 Uhr stellt er botani-

sche Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen.

Die Geognosie lehrt Hr. Prof. Hausmann 4 Stunden wöchentlich um 6 Uhr M. und verbindet damit geognostische Excursionen.

Die Mineralogie trägt Hr. Prof. Hausmann, nach seinem Lehrbuche, um 8 Uhr vor, und verbindet damit sowohl practische mineralogische Uebungen, als auch mineralogische Excursionen;

Die Experimental-Physik Hr. Hofe. Rauer, nach seinem Lehrbuche, um 4 Uhr;

Die physische Astronomie und Geographie nebst der Meteorologie, eben derselbe, um 11 Uhr;

Die physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen, um 7 Uhr.

Ueber die Geschichte der Chemie, und vorzüglich über die verschiedenen wissenschaftlichen Ansichten derselben hält Hr. Berar. von Crell eine öffentliche Vorlesung, Mont. und Donnerst. um 6 Uhr Ab.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, trägt Hr. Prof. Stromeyer, nach seinem Handbuche um 9 Uhr vor; die Lehre von der chemischen Verwandtschaft der Körper handelt er Sonnab. um 10 Uhr öffentlich ab.

Eine Anleitung zur chemischen Analyse gibt Hr. Prof. Stromeyer, Dinst., Mittw. und Freyt. um 5 Uhr; und zu practischen chemischen Uebungen im academischen Laboratorio bestimmt er die Stunden von 5 bis 7 Uhr, Mont. und Donnerstags.

#### **Historische Wissenschaften.**

Allgemeine Länder- und Völkerkunde, oder einen kritischen und systematischen Inbegriff unserer gegenwärtigen Kenntnisse der Erde und der sie bewohnenden Völker, trägt Hr. Hofr. Heeren, um 6 Uhr M. vor, und erläutert alles durch die besten und neuesten Karten, welche er seinen Zuhörern vorlegen wird, so wie auch durch die ethnographische Sammlung in dem academischen Museum;

Die alte Geographie, Hr. M. Lünemann, 5 Stden wöchentlich um 8 Uhr.

Die Diplomatif handelt Hr. Hofr. Lychsen mit Benutzung eines reichen Vorrathes von Urkunden um 1 Uhr ab;

Die alte Geschichte, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche um 4 Uhr;

Die Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 2 Uhr;

Die neueste Europäische Geschichte, sowohl im Allgemeinen als in Hinsicht der einzelnen Staaten, von der ersten Theilung Pohleus bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Sartorius, Mittw. und Sonnab. um 3 Uhr, oder in einer bequemeren Stunde.

Die neuere Geschichte von Europa von dem letzten Jahrhundert an trägt Hr. Prof. von Willers, nach einer vorausgeschickten Einleitung, 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor;

Die Geschichte der Französischen Revolution und des von ihr über alle Nationen Europas ausgegangenen Unheils, Hr. Hofr. Rueder, Mittw und Freyt. um 3 Uhr.

Ein Zeitungs-Collegium, mit einer vorausgeschickten historischen Darstellung der Französischen Revolution, hält Hr. Prof. Saalfeld um 4 Uhr.

Die Geschichte der Deutschen trägt Hr. Hofr. Rueder um 6 Uhr M. vor. Hr. Prof. Saalfeld handelt die Geschichte von Deutschland mit vorzüglicher Rücksicht auf Verfassung und Staatsrecht um 10 Uhr ab.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

#### Litterär-Geschichte.

Die allgemeine Litterär-Geschichte trägt Hr. Prof. Neuf 4 Stunden wöchentlich vor.

Ueber die Geschichte der Wissenschaften und der Poesie unter den Persern hält Hr. Hofr. Lychsen eine öffentliche Vorlesung

Die Geschichte der Griechischen Litteratur und Kunst handelt Hr. R. Fiorillo um 3 Uhr ab.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

#### Schöne Künste.

Einen historischen und kritischen Abriß der Geschichte der ältern und neuern Deutschen Litteratur gibt Hr. Hofr. Bouterwek, Dinst. u. Donnerst. um 5 Uhr.

Einen historischen und kritischen Abriss der Geschichte der Französischen Litteratur, Hr. Prof. von Willers, Dinst., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr; Hr. Prof. Arnaud, 4 Stunden wöchentlich.

Rhetorik lehrt Hr. Prof. Sungen um 6 Uhr N. und verbindet damit eine Anleitung zum Deutschen Style.

Ueber Aristoteles Buch von der Poetik hält Hr. M. Fiorillo eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Kunst unter den Aegyptern; Griechen, Etruskern und Römern von ihrem ersten Anfange bis auf Constantin den Gr. trägt Hr. Prof. Fiorillo um 11 Uhr privatissime vor;

Archäologie der zeichnenden Künste (Baukunst, Bildneren, Maleren), Hr. M. Coelken 4 Stden wöchentlich um 7 oder 11 Uhr, mit Benutzung der Kupferwerke der Bibliothek.

Die Geschichte der Baukunst, Malerey, Bildhauerey, Steinschneidekunst etc. von der Wiederherstellung der Künste bis auf unsere Zeiten, handelt Hr. Prof. Fiorillo, mit Benutzung der acad. Gemälde- und Kupferstichsammlungen, und in vorzüglicher Hinsicht auf diejenigen, welche Italien und Frankreich zu bereisen gedenken, privatissime um 7 Uhr ab.

Die Zeichenkunst u. Malerey, nebst der Perspective, lehrt Hr. Prof. Fiorillo theoretisch und practisch. — Hr. Zeichenmeister Eberlein gibt Unterricht im Zeichnen, besonders im Landschaftszeichnen, in beliebigen Stunden.

In der Musik wird Hr. Musik-Director M. Forkel theoretischen und practischen Unterricht in beliebigen Stunden erteilen.

#### Alterthumskunde.

Die Alterthümer der Hebräer, trägt Hr. Hofr. Lychsen, nach seinem Grundrisse, um 11 Uhr vor;

Philologische Encyclopädie, H. Prof. Dissen um 5 Uhr;

Die Griechischen Alterthümer, d. h. eine historische Darstellung der Verfassung und Verwaltung der Griechischen Staaten, der Religion, des Kriegswesens, des Privatlebens und der Künste und Wissenschaften unter den Griechen, Hr. Prof. Wunderlich 4 Stden wöchentl. um 7 Uhr.

Neben Hesiodus Theogonie, als Leitfaden zu Vorträgen über die Mythologie, hält Hr. M. Loelken 4 Stden wöchentlich um 5 Uhr eine Vorlesung.

#### Orientalische und alte Sprachen.

Eine Einleitung in die Sprachen und die Literatur des Orients gibt Hr. M. Münnich.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr. Abt Pott um 10 Uhr; Hr. M. Mahn, welcher mit der Grammatik die Interpretation einer Auswahl von ästhetisch und dogmatisch wichtigen Psalmen verbindet, in einer bequemen Stunde;

Die Arabische Sprache, Hr. Hofr. Eichhorn um 11 Uhr; Das Syrische und Chaldäische, Hr. M. Mahn, privatissime.

Zum Privat-Unterricht im Arabischen, Persischen und Türkischen er bietet sich Hr. M. Münnich.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. beh. den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griech. Schriftsteller: Die von Hrn. Hofr. Mitscherlich, so wie von Hrn. Prof. Wunderlich und Dissen für die Mitglieder des philolog. Seminarii bestimmten Collegia werden am schwarzen Brete bekannt gemacht werden. — Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt um 11 Uhr die Sieben gegen Theben von Aeschylus und den Oedipus Col. von Sophocles. Hr. Prof. Wunderlich erläutert den Thucydides in philologischer und historischer Hinsicht um 4 Uhr. Hr. Prof. Dissen hält 2 Stunden wöchentlich eine Vorlesung über die Metrik. Hr. M. Fiorillo erklärt die Ilias mit Rücksicht auf die neuern Untersuchungen über die Homerischen Gesänge um 4 Uhr; Hr. M. Lünemann Pindars Olympische und Pythische Siegeshymnen um 4 Uhr. Hr. M. Münnich den Agamemnon von Aescholus und Pindars Olympische Siegesgesänge, mit einer historisch-critischen Einleitung, in dem nächst zu bestimmenden Stunden. Zum Privat-Unterricht im Griechischen er bietet sich Hr. M. Fiorillo und Hr. M. Lünemann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller. Die für die Mitglieder des philolog. Seminarii bestimmten Collegia werden am schwarzen Brete angezeigt werden. — Hr. Hofr. Mitscherlich hält Sonnab. um 11 Uhr eine öffentl. Vorlesung über Quinctilian's Institut. Orat. L. X. und erklärt um 2 Uhr Horazens



Sermonen und Briefe nebst der Ars poet. Hr. Prof. Wunderlich erläutert um 2 Uhr 2 Stunden wöchentlich den zweyten Theil der Lateinischen Syntax. Hr. Prof. Dissen erklärt um 3 Uhr 5 Stunden wöchentlich die Adelpbi und den Eunuch des Terenz. Hr. Dir. M. Kirsten erklärt 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr Taciti Histor. und bestimmt die beiden andern Stunden zu Uebungen im Latein: Schreiben, Sprechen und Disputiren. — Zum Privat: Unterrichte im Lateinischen erbiethet sich Hr. Dir. M. Kirsten, Hr. M. Fiorillo, und Hr. M. Lunemann.

#### Neuere Sprachen und Litteratur.

Eine Anleitung zur Kenntniß der ältern Deutschen Litteratur und zum gründl. Verstehen der besonders aus dem Schwäbischen Zeitalter übrigen Gedichte gibt Hr. Prof. Benecke um 7 Uhr, oder in einer bequemeren Stunde.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Rector v. Chateaubourg. Auch wird Hr. M. Dubois, so wie mehrere Andere, fernerhin Unterricht im Franzöf. ertheilen.

Ausgewählte Stücke der Englischen Poesie erklärt Hr. Prof. Benecke privatissime.

Zum Unterricht in der Italiänischen Sprache und der Erläuterung Ital. Dichter bestimmt Hr. Prof. Bunsen die Abendstunden von 4 bis 6 Uhr. Hr. M. Coelien lehrt in beliebigen Stunden die Italiänische Sprache grammatisch und practisch.

Die Span. Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen privatissime.

Zum Privat: Unterrichte in den vorzüglicheren Europäischen Sprachen erbiethet sich Hr. M. Münnich.

---

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayer untergeben, der Fechtboden dem Hrn. Fechtmeister Rohrt, und der Tanzboden dem Hrn. Tanzmeister Blesmann.

---

Wegen der Logis kann man sich an den Logis: Commissär, Nebell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 11. April 1814.

München.

Bei dem in den letzten Jahren, selbst unter den Deutschen Provinzen, sehr erschwerten litterarischen Verkehr, mußte unsre Universitäts-Bibliothek der Oeuvres Lithographes par Strixner, Piloti et Compagnie, eines der wichtigsten einheimischen Kunst- und Prachtwerke, bisher entbehren. Nach der glücklichen Umänderung der Dinge war es daher eine der ersten Sorgen der hiesigen Bibliotheksverwaltung, dasselbe in München anzukaufen. Zufällig davon benachrichtiget, daß jenes Prachtwerk von hieraus gesucht werde, gaben Se. Königl. Hoheit, der Kronprinz von Baiern, gewohnt, auch mitten im Geräusch der Waffen der Künste des Friedens eingedenk zu bleiben, den Befehl, nicht nur jetzt sogleich ein Exemplar der bereits erschienenen 47 Hefte, sondern auch künftig die Fortsetzungen derselben, in Höchstihrem Namen unserer Universität als Geschenk zu übermachen. Von dem ehrfurchtsvollsten Dank durchdrungen, erkennt sie den unschätzbaren Werth dieses Pfandstückes der gegen sie fortdauernden wohlwollenden Gesinnungen eines Prinzen, dessen

F (3)

erhabene Eigenschaften und seltene Tugenden während Hochstihres unvergeßlichen Aufenthalts allhier aller Herzen mit tiefer Verehrung erfüllt haben.

So gern Recensent den Genuß, den ihm dieses Werk verschafft hat, mit seinen Lesern theilen möchte, so unmöglich ist es ihm, weil dazu die Ansicht aller 282 Blätter, die entweder aus Handzeichnungen, oder aus Skizzen, Entwürfen, Copien nach Malereyen u. s. w. bestehen, erforderlich seyn würde. Aus diesem Grunde wird er nur auf diejenigen Blätter aufmerksam machen, welche entweder durch ihre treue Nachahmung oder die Vollkommenheit der technischen Behandlung das größte Lob verdienen, aller Bemerkungen sich aber enthalten, welche etwa über die Echtheit der Nahmen der Künstler, die die Blätter führen, bey ihm entstanden sind, so wie er auch sein Urtheil über den hohen Werth der Kunst des Steindrucks, und der Vervollkommenung, deren sie fähig ist, bey einer andern Gelegenheit aussprechen wird.

Lief. I. Ein sterbender Bischof, umringt von Geistlichen und andern Personen, nach Raphael. Lief. II. Ein Bruchstück aus dem Mord der unschuldigen Kinder, von Raphael, nach einem Kupferstück von Marc Antonio Calmondi. Lief. IV. Christus mit dem Kreuze und der Veronica, von Ligozio. Lief. V. Ein reizender Kopf der heiligen Jungfrau, nach einem Raphaelischen Bilde, und der Kopf eines Engels nach Guido Reni. Beide Köpfe sind mit schwarzer Kreide gezeichnet. Lief. VI. Zwen Köpfe des Christkinds und des h. Johannes, nach einem Bilde von Raphael; eine schöne Landschaft, von Claude Lorraine, und ein vortrefflicher Kopf der keuschen Susanna, nach einem Gemälde des Dominichino. Lief. VII. Ein Kopf der h. Anna, nach einem Gemälde des

Raphael, und zwey meisterhafte Köpfe eines todten Christus, und einer Madonna, von Damele da Volterra. Lief. VIII. Der Erlöser zwischen zwey Heiligen, nach Andrea Mantegna. Lief. IX. Ein überaus schöner Kopf von Raphael, nämlich sein Porträt, von ihm selbst gemahlt. Lief. X. Ein meisterhafter Kopf von Albrecht Dürer. Lief. XI. Ein herrlicher Satyrkopf. Lief. XII. Der Kopf eines Philosophen nach einem Bilde von Raphael, gezeichnet von C v Mannlich. Lief. X<sup>3</sup>. Eine entzückende Landschaft von Rembrandt; die Bildnisse Raphael's und seines Lehrers P. Perugino, aus Raphael's Schule von Athen. Lief. XVIII. Die Schöpfung des Universums, nach Raphael. Lief. XIX. Ein ausdrucksvoller Kopf des heil. Johannes, von Albrecht Dürer. Eine heil. Familie. Man liest unter diesem Blatte: *Essai au crayon à la plume et à l'estompe, fait à la lithographie de Munich le 15 9ber 1809. Denon.* Der Urheber ist kein anderer, als der bekannte Aegyptische Reisende, berüchtigt durch seine Kunstplünderungen in ganz Europa. Das meisterhafte Porträt Lily's, nach Anton van Dyck. Mars und Venus, eine große Composition von Giulio Romano. Lief. XX. Ein edler Kopf des heil. Bruno, von Guido Reni. Lief. XXI. Ein schätzbares Bildniß des C. A. Scaglia, bereits durch ein Kupferstich des A. van Dyck bekannt. Eine reizende Landschaft von Rembrandt. Bildniß des Calvus, von S. Holbein. Lief. XXII. Ein bewundernswürdiger Kopf der heil. Jungfrau, voll Ausdruck und Leben, nach Guido Reni. Eine Kirche und ein Kloster-Garten, nach Dom Cuaglio, 1809. Lief. XXIII. Ein lieblicher Kopf des Christkinds, nach Carlin Dolce. Lief. XXIV. Eine Madonna mit dem Christkinde von Pietro Vanucci, genannt P. Perugino. Die Abfassung

der Lichte ist nicht genau beobachtet. Eine Judith, nach Andrea Mantegna. Tief. XXV. Eine Skizze nach Girolamo da Carpi. Eine Carpatide, nach Raphael, gezeichnet von C. v. Mannlich. Jupiter und Antiope, nach Tizian. Tief. XXVII. Ein Fluß, mit Nymphen in einem Walde, eine herrliche Zeichnung nach Polidoro Caldara. Tief. XXVIII. Ein Besuch der heil. Jungfrau, von Andrea del Sarto. Tief. XXIX. Christus, wie er von einem Engelchor bedient wird, nach le Sueur. Tief. XXX. Ansicht einer Kirche, nach einer Federzeichnung von A. Carracci. Eine Abnehmung vom Kreuz, von N. Poussin. Tief. XXXI. Eine Carpatide, nach Raphael. Tief. XXXII. Eine schöne Figur, von demselben Meister; ein Ecce homo, von A. Carracci. Dieß Blatt ist bey Kerzenschein erleuchtet. Herodes an der Tafel, von Andrea del Sarto. Artemisia, von Genr. van Hles. Tief. XXXIV. Die Krönung der heil. Jungfrau, von Pelegrino da Modena. Eine Flucht nach Aegypten, von Gio. Giuseppe del Sole. Christus betend im Garten, von Michel Angelo. Tief. XXXV. Der heil. Marcus, von Passignano. Die Drapperie schließt sich zu fest an die nackten Theile an. Die Himmelfarth der heil. Jungfrau, von Fr. Bartolomeo di S. Marco (?). Ein reizendes Porträt eines Frauenzimmers von Leonardo da Vinci, mit der Unterschrift Portrait d'une Princesse. Allein es ist kein andres Porträt, als das der berühmten Lisa del Giocondo, das bereits seit den Zeiten Franz I. in dem Franz. Museum bewundert wird. Tief. XXXVI. Der Tod der heil. Jungfrau, eine große Composition von Martin Schön. Tief. XXXVII. Ein Chor von Engelchen, nach Ludov. Carracci. Aeolus, wie er die Winde einschließt, von Diepenbeeck. Tief. XXXVIII. Alpheus und Arctusa, von Ebendemselben. Ein

heil. Johannes, nach P. Veronese. Lief. XXXIX. Ein Kampf zwischen Löwen und Pferden, nach einer Federzeichnung von A. Dürer. 1505. Ein Karabienner, von J. Werner. Lief. XL. Ein Löwe und ein Hirsch, nach einer Federzeichnung von A. Dürer. 1505. Die Madonna mit dem Christkinde, zwischen den heil. Franciscus und Johannes, von Korenhammer. Lief. XLI. Ein schönes Köpfchen eines fünfjährigen Mädchens (der Prinzessin Louise von Baiern), von Stieler. Callisto im Bade der Diana, eine große Composition von A. van der Werff. Lief. XLII. Ein andres sehr anziehendes Köpfchen eines achtjährigen Mädchens (ebenfalls einer Baierschen Prinzessin), von Stieler. Von gleichem Werth ist das Bildniß der jüngsten dreijährigen Prinzessin, von demselben Meister, in der XLIII. Lieferung. Lief. XLIV. und XLV. enthalten unter andern die geistreichen Köpfe der zwölfjährigen Baierschen Prinzessin Elisa, und ihrer Schwester, der Prinzessin Amalia, beide von Hrn. Stieler gezeichnet. Der berühmte heil. Johannes und Petrus, gemahlt von A. Dürer im Jahre 1526. Man bewundert dieß Meisterstück in der Galerie Seiner Majestät zu München. S. Mannlich's Beschreibung der Churfürstbairischen Gemäldesammlungen B. II. S. 270. Nr. 1100. Lief. XLVI. Ein reizendes Köpfchen eines achtjährigen Mädchens (einer Baierschen Prinzessin), von Stieler. Lief. XLVII. Eine vortreffliche mit der Feder entworfene Skizze, von Donato Creti. Die Madonna dal Rosario, oder die heil. Jungfrau mit dem Christkinde, das einen Rosenkranz hält, von P. Perugino.

Wir können den Fleiß, die Aufmerksamkeit und Treue mit welcher die Originalzeichnungen, nach ihrer verschiedenen technischen Ausführung, copirt worden sind, nicht genug loben und empfehlen.

Da der Steindruck kein Geheimniß mehr ist, und da wir auch von andern Orten Steindrücke erhalten haben, von denen man in unsern frühern Anzeigen Nachrichten finden kann: so wäre es sehr zu wünschen, daß man das technische Verfahren, welches man zu München beobachtet, bekannt machen möchte, um die verschiedenen Versuche mit einander zu vergleichen, das beste und zweckmäßigste zu wählen, und auf diese Weise diese herrliche Deutsche Erfindung zur höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit zu bringen.

### Berlin und Stettin.

Vom Deutschen Schulfreunde des Hrn. Carl Christoph Gottl. Herrenners, Predigers der Kirche zum heil. Geist in Magdeburg, ist erschienen das 49. 50. 51. Bändchen, auch unter dem Titel: Der neueste Deutsche Schulfreund, eine Zeitschrift für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Erstes, zweytes und drittes Bändchen, oder: Der neue Deutsche Schulfreund, ein nütliches Land- und Lesebuch für Lehrer ic. 25. Bändchen. Von Friedrich Nicolai. 1812. 1813. 136. 240 S. in Octav.

Nach der schon bekannten Einrichtung dieses nützlichen Werks machen Aufsätze über pädagogische Gegenstände den Anfang, und Rezensionen von Schriften, wie auch Nachrichten, das Landschulwesen betreffend, den Beschluß. Der Zweck schließt alles aus, was die höhern und gelehrten Schulen angeht. Die Aufsätze, denn von diesen kann hier nur die Rede seyn, handeln von dem catechetisch-socraticischen Unterrichte, von den Seminarien, Schulprüfungen, den Elementarschulen in Holland, vom wirksamen Schreibunterricht, von der Methode und vom Unterrichte in den Volksschulen (besser in den niedern Schulen), von der beweglichen Wandtafel u. s. f.

Der innere Gehalt dieser Aufsätze ist sich eben so ungleich als die Sprache und Form. Sehr hat uns darunter angezogen des Hrn. Marchias, Lehrers an der Domschule in Magdeburg, Abhandlung über die Vorbereitung der Kinder auf den catechetischsocraticischen Unterricht, im ersten (49. oder 25.) Bändchen S. 1—34. Gründlich, besonnen, lichtvoll, wie es von einem denkenden vieljährigen Schulmanne und durch mathematische Studien gebildeten Gelehrten erwartet werden konnte! Den Aufsatz haben die Pestalozzischen Aeußerungen gegen das Catechistren und Socratistren veranlaßt; vergl. Niemerer's Grundsätze 2c. III. S. 470 ff. und Handbuch für unmittelbare Denkübungen I. S. 14. Der Grundsatz, durch sokratische Lehrart die Gemüthskräfte des Kindes zu wecken und in Thätigkeit zu versetzen, ist an sich trefflich; wer zweifelt daran? Aber er wurde mißverstanden und gemißbraucht. Er paßt nicht für jeden Unterrichtsstoff, nicht für jede Stufe der kindlichen Entwicklung. Daher kam es, daß Pestalozzi, dieser edle Mann, den selbst der echte Geist der Socratic belebt, sich so kräftig, aber zu rasch, dagegen erklärte. Die Catechetik der neuesten Zeit, meint Pestalozzi, scheint oft zu vergessen, daß selbst der Adler keine Eier aus den Nestern nehmen könne, wenn die Vögel keine hinein gelegt hätten. Die catechetischsocratiche Lehrart verlangt Subjecte, welche durch eine wohlverbundene Reihe zweckmäßiger Vorübungen und Belehrungen für dieselbe empfänglich gemacht sind. Die Form derselben ist nicht bloßes Fragen und Antworten, sie ist dialogisch und besteht also nicht immer in Fragen und Antworten, sondern mehr in Mittheilung und Umtausch von Gedanken des Einen an den Andern, fortwährend veranlaßt durch Mittheilung und Umtausch. Folglich sind schon gewisse Gedanken und Ideen über die Materie, die zwey oder mehrere Personen laut



durchdenken wollen, denselben vorher gegenwärtig, von welchen sie ausgehen, und Gedanken aus Gedanken wechselseitig erzeugend oder verknüpfend, prüfend, bestimmend u. zum Ziele gelangen. Der Unterschied ist, daß in der catechetischsocraticen Lehrart der Lehrer als solcher das Vorrecht hat, über den Gang des Gespräches zu wachen: er leitet, und wird, weil er will, geleitet, führt aber den Zögling nicht, wie die schlechten Socraticer thun. Der Catechumene muß demnach theils ein Interesse an Erkenntnissen, folglich Neigung und Eifer dafür schon mitbringen, wie auch einen gewissen Vorrath von klar und bestimmt aufgefaßten Anschauungen, deutlichen Begriffen, richtigen Erkenntnissen überhaupt: theils muß er schon Sprachkenntniß und eine gewisse Fertigkeit sich mündlich gut auszudrücken besitzen. Alles dieß fehlt den Elementarschülern, die also erst mit Sorgfalt auf die catechetischsocraticen Unterredungen vorbereitet werden müssen. Ja man kann zweifeln, ob diese Lehrart, selbst unter vorausgesetzter Vorbereitung, in unsern Elementarschulen überhaupt an ihrer Stelle seyn dürfte, da sie ihrem Wesen nach offenbar mehr für solche Subjecte gehört, denen eine wissenschaftliche Bildung gegeben werden soll. Doch kommt hier viel auf den gewandten Lehrer in der Elementarschule an. Die Vorbereitung betrifft die Analysis und Mittheilung der Erfahrungskenntnisse, Vernunftkenntnisse und Sprachkenntnisse, worüber der Verf. treffliche Anleitung gibt. Rec. stimmt dem Verf. bey. Des Hrn. Superint. Kochs in Magdeburg Aufsatz über den Schreibunterricht hat unsern Beyfall. Angenehm überraschte uns des verstorbenen Pastor Uffackers zu Ohrum (des Algebräikers) Aufsatz: die Schulverbesserungen: ein Traum, der vortreffliche, ausführbare Gedanken enthält.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1814.

Göttingen.

Von Heinrich Dieterich: Taschenbuch für Landwehr-Männer, tactischen Inhalts, von J. W. Schrader, Doctor und Privat-Lehrer der mathematischen Wissenschaften zu Göttingen, vormahls Chur-Hannöverischen Officier. 1814. 12 Bogen in Octav, mit vier Kupfertafeln.

Er. Königl. Hoheit dem Herzog von Cambridge, Feldmarschall und Militär-General-Gouverneur des Churfürstenthums Hannover, zugeeignet.

Der Hr. Verf. hat sich durch diese gesammelten Erinnerungen aus seinen frühern militärischen Verhältnissen, um denjenigen Theil seiner Landsleute, welcher sich dem ehrenvollen Berufe geweiht hat, für die Befestigung und Erhaltung der Selbstständigkeit seines Vaterlandes zu streiten, ein unverkennbar großes und bleibendes Verdienst erworben. Sie finden hier, ohne Aufwand von Gelehrsamkeit, anspruchlos auf wenigen Blättern dasjenige gesammelt und zusammengedrängt, was ihnen für den gegenwärtigen Augenblick, wo sie zum gründlichen Studiren dieser schweren Wissenschaft weder Muße noch Zeit, wohl aber das große Bedürfniß des Wissens haben, am nothwendigsten seyn muß. Frey-

M (3)

lich muß der Officier und Unterofficier um seine Untergebenen zu unterrichten, dasjenige was in den erstern fünf Abschnitten über Formirung, Rekrutenbildung, Bekleidung, Stellung, Wendungen, Marschieren, von der Richtung, Gewehr-Exercice, Feurung, dem Rangiren, und den Evolutionen, oft sehr gut gesagt wird, genauer und umständlicher aus den besondern Reglements eines jeden Dienstes lernen, und darf von den darin enthaltenen Vorschriften nicht abweichen; indessen gibt es doch, ohne irre machen zu wollen, Gelegenheit zu weiterem Forschen und Nachdenken. Viel nützlicher und wichtiger aber, für die vorausgesetzte Classe von Lesern, scheinen uns die in dem 6ten, 7ten, 8ten und 9ten Abschnitte enthaltenen Elementar-Ideen über den Feld- und Lagerdienst, über Artillerie, und Feld-Beschanzungskunst zu seyn. Wir wünschen sehr, daß das kleine, aber für den Augenblick sehr nützliche Büchlein recht viele Leser und Beherziger finden möge. Das alles, was der Verf. beym Schluß seinem Publicum so gut und wahr über Subordination, Application, Behandlung der Untergebenen, Anstand im eigenen Betragen, und eifriges Bemühen durch Schonung des Bürgers und Landmannes, die Folgen und Lasten dieses zwar unvermeidlich nothwendigen, aber darum doch nicht minder schrecklichen Krieges zu erleichtern, gesagt hat, — möge es jedem von ihnen auf seiner Laufbahn immer vor Augen stehen, und seine vollständigste Wirkung thun: dann werden auch die Befehlshaber unserer Landwehren, und sie selber, wohl verdient dereinst ihre Nahmen neben denen ihrer tapfern weltberühmten Vorfahren, der edeln uralt-deutschen Sachsen-Nation, im Tempel der Ehre und des Nachruhms, vom dankbaren Vaterlande eingegraben sehen; und so rufen auch wir ihnen mit dem gutmeinendem Verfasser zu: Gott sey mit euch!

## Amsterdam.

Bei E. Maaskamp: Description physique et historique des Cafres, sur la côte méridionale de l'Afrique par Louis Alberti. Ouvrage enrichi de (2) planches et de (1) plans. 1811. XII und 255 Seiten in Octav.

Als der General Jansens im Jahre 1802 zum Gouverneur des Caps ernannt worden war, begleitete ihn Hr. Alberti als Capitain bey dem fünften Bataillon des Waldeckischen Corps, reiste im folgenden Frühling mit einigen Truppen nach dem Fort Friedrich an der Algoa Bai, mußte einige Angelegenheiten zwischen den Hottentotten und Cafern in Ordnung bringen, und erhielt endlich die Stelle eines Landdrostes zu Uitenhage an der Gränze des Caserlandes, die er bis zum Jahre 1806 bekleidete, als die Colonie den Britischen Truppen sich ergeben mußte. Auf seinen vielen Reisen im Lande der Cafern hatte er Gelegenheit mit der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes sich genauer als Barrow und andere, welche nur die Gränzen flüchtig berührten, bekannt zu machen, und hielt es nicht für überflüssig, die wichtigsten Bemerkungen dem Publicum mitzutheilen. Anfänglich hatte er sie Deutsch aufgesetzt; allein der Wunsch des ehemaligen Königs von Holland, sie Französisch zu lesen, bewog ihn, sie dem Hrn. Prof. Konynenburg zu übergeben, der sie in jene Sprache übersezte. Was die Länder- und Völkerkunde gewonnen hat, wollen wir in gedrängter Kürze anzeigen. — Die ehemalige Holländische Colonie, das Cap, gränzt gegen Morgen an den großen Fischstrom, welchen die Portugiesen *Rio d'Infanto* nennen; weiter, nordöstlich befindet sich der *Rio de la Goa*, wo die Portugiesen noch eine kleine Besizung haben. Der ganze Erdstrich

zwischen beiden Strömen wird von uncultivirten Völkern bewohnt, die alle zu einem Stamm gehören. Die Stämme in der Nähe des Caps heißen in der Landessprache *Kooffa*, oder *Casern*; die Entferntern werden *Tambukky* und *Hambohna* genannt. Der Verf. fand Gelegenheit einige Africaner aus der Gegend von *la Goa* zu sehen, und sich vermittelst eines Dolmetschers mit ihnen zu unterhalten. Das Resultat seiner hier abgedruckten Unterredung ist folgendes: Die Reisenden kamen von Morgen, von den Portugiesischen Besitzungen. Sie verkaufen den Portugiesen Elephantenzähne, und erhalten dafür Kupfer, Eisen und Glaskorallen. Sie setzen auf kleinen Kähnen über Ströme, brauchen drey Monate um von ihrer Heimath nach der Gränze des Caser-Landes zu kommen, und haben das Land überall sehr volkreich gefunden. Sie waren, was ihre Statur, Physiognomie, ihre Kleider, Zierathen, Waffen u. betrifft, den Casern vollkommen ähnlich, und selbst ihre Sprache schien nur ein Dialect der Caser-Sprache zu seyn. Das Land der Casern liegt zwischen 33 und 34° S. Br. Gegen Morgen wird es vom Flusse *Ken*, westlich vom *Fischstrom*, südlich vom Meere begrenzt. Nördlich zieht sich eine große Gebirgskette hin, hinter welcher die *Boschjesmannen* wohnen. Die Flüsse, welche das Land durchschneiden, sind tief und breit, aber nur während der Regenzeit mit Wasser gefüllt. Die Arme der Gebirge, welche sich durchkreuzen, bilden fruchtbare Thäler. An den Abhängen und den Ufern der Ströme wachsen große Bäume. Am meisten findet man *Mimosen*, *Aloë* und *Euphorbien*-Arten, welche eine Höhe von 30 bis 40 Fuß erreichen. Auf den Ebenen zwischen dem *Fischstrom* und den *Kanstkamma* gibt es Wiesen, Sträucher mit unschmackhaften Beeren, wilde Zwiebeln und *Pisangs*. Honig findet man häufig, in

Felsenrigen, hohlen Bäumen und Ameisenhaufen, wenn sie von dem Ameisenfresser (Aardzwyn) ausgehöhlt sind. In den Ebenen halten sich Antelopen, Rehböcke, Eleuthiere, Gazellen, wilde Schweine und Pferde, und von Raubthieren Löwen, Tiger, Wölfe und Schakals auf. An dem Ufer des Kanstamma wurden an einem Tage 22 Nilpferde getödtet, und man hätte noch mehrere erlegen können, wenn Wagen zum Transport ihres Talgs da gewesen wären. Die Elephanten ziehen in großen Heerden, oft 500 Stück stark, durch die Ebenen. Ein strenges Gesetz verbietet den Jägern, die Grenzen der Colonien zu überschreiten, dennoch kehren sich wenige daran. Von Vögeln gibt es Strauße, rothe und graue Koppvögel, Gänse, Enten &c. Die zwey Jahreszeiten, der Sommer und der Winter, sind nur durch den Grad der Wärme unterschieden. Der Winter fängt mit dem Junius an, und dauert bis zum September; im December, Januar und Februar ist es am heißesten. Das Thermometer steigt zuweilen bis zu 103° Fahrenh. Die Casern sind eine schön gebaute Menschenrasse. Ihre Hautfarbe ist ein schwärzlich grau, doch bemahlen sie sich gern mit einer rothen Farbe. Sie haben schwarze, kurze, wollige Haare, und einen schwachen Bart. Die Weiber sind kleiner als die Männer, und haben ebenfalls einen zierlichen Körperbau. Ihre Nahrungsmittel sind sehr einfach; Fleisch essen sie wenig, desto mehr Hirse, Mais, Wassermelonen und andere Früchte. Sie haben kein Salz, trinken nur Wasser und Milch, und bereiten, jedoch selten, ein etwas berauschendes Getränk aus gegohrenen Hirsen. Ihre körperlichen Kräfte entwickeln sie so wenig, daß ein kleiner, magerer Hottentotte mehr austrichten und tragen kann, als ein Caser mit seinem herrlichen Körper. Sie können nicht schwimmen, und verabscheuen den Genuß der Fische und der

Schweine. Ihre Kleider bestehen aus Thierfellen, welche die Weiber sehr gut zuzubereiten wissen; Lärzfelle zu tragen ist ein Vorrecht der Chiefs, denen sie auch abgeliefert werden müssen. Sie sind große Freunde von Pug und Pierathen, vorzüglich von elfenbeinernen Ringen und allen Sachen die roth sind oder scheinen. Die Erziehung der Kinder kann nicht einfacher gedacht werden. Sie wachsen auf in den Armen der Natur, und werden erst im zehnten oder zwölften Jahre von den Vätern in der Jagd und andern Dingen unterrichtet. Die Beschneidung ist bey ihnen eingeführt, allein der Werf. hat nie erfahren können, ob sie irgend einen religiösen Begriff damit verbinden. Sind die Jünglinge beschnitten, welches mit vielen Ceremonien geschieht, so erhalten sie den Rang als Männer. Andere Ceremonien werden beobachtet, wenn bey den Mädchen die Mannbarkeit sich zeigt. Krankheiten sind die Cafern wenig unterworfen; die Blattern sollen durch die Mannschaft eines gescheiterten Schiffes zu ihnen gekommen seyn. Sie erreichen kein hohes Alter, und werden höchstens 60 Jahr alt. Ihre Sprache, der der Buchstabe r fehlt, ist schwer zu erlernen; von Mahleren, Schrift, Rechnen, Chronologie ic. haben sie keine Begriffe; eben so wenig wissen sie etwas von ihrer Abstammung, den Umstand ausgenommen, daß sie von Morgen eingewandert seyn wollen. Ihre Organe des Gefühls und Gehöres sind bewundernswürdig scharf; sie sehen mit einem Blick, ob in einer Heerde von 500 Stück eines fehlt. Eben so treu ist ihr Gedächtniß. Von einem höhern Wesen, von religiösen Ceremonien, von der Unsterblichkeit der Seele haben sie keine Idee; doch glauben sie an ein böses Wesen, welches sie durch ein Menschenopfer zu besänftigen suchen. In einigen Fällen, z. B. bey anhaltender Dürre, wenden sie sich an Zauberer, welche sie mit

Gaukelnen hintergehen. Ihre Wohnungen sind Hütten von 9 Fuß im Durchmesser; ihre Gedanken sind einzig und allein auf die Vermehrung ihrer Kinderheerden gerichtet. Sie schmücken die Kühe, und geben den Hörnern allerley Formen; die Stiere tödten sie sehr ungern. Sie haben wenig Schaaf, aber viele häßliche Hunde. Zu ihrem Hausbedarf bauen sie Tabak, Mais, Hirse und Wassermelonen. Die Achtung der Kinder gegen die Eltern ist sehr groß, so wie das Ansehen, in welchem ihre Weiber stehen. Sie werden bey wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, und stiften oft Frieden, wenn einzelne Stämme sich bekriegen wollen. Sie sind sehr schamhaft und treu, wenn sie verheirathet sind; vor ihrer Verheirathung ist ihnen ein vertrauter Umgang selbst mit Fremdlingen erlaubt. Der Geschlechtstrieb und das Bedürfniß wechselseitiger Hülfe knüpfen das Band der Ehe, dem Liebe fremd ist. Sie werben durch Geschenke, und die Ehe wird von dem Chef bestätigt. Die Polygamie wird gestattet, doch sind nur die Chefs reich genug mehrere Weiber zu ernähren, die übrigens in dem besten Vernehmen mit einander stehen. Die Casern haben alle einen großen Hang zum Handel und zum Gewinn; sie verkaufen selbst ihre Töchter an die Meistbietenden. Da sie in dem Handel mit den Europäern gemeiniglich betrogen werden, so hat der Gouverneur Jansens den Handel verboten. Im Handel brauchen sie Knöpfe, kleine Kupferstücke u. dergl. Zu ihrem Zeitvertreib gehen sie auf die Jagd, und sind sehr geschickt Milpferde, Tiger und Elephanten zu fangen. Die Ohren, Zähne und Schwänze derselben gehören dem Chef. Die Hauptzüge des Characters dieser harmlosen Menschen sind Wohlwollen, Herzensgüte und Gastfreundschaft. Die ganze Nation ist in Horden getheilt, die unter ihren eigenen Chefs stehen, welche *Inkoofie* genannt



werden. Jeder Chef hat einen Rath zur Seite, den er um seine Meinung fragt, wenn irgend eine wichtige Sache unternommen werden soll. Wenn der Chef eine Ungerechtigkeit begehen will, so machen ihm seine Ráthe Vorstellungen, und er nimmt ihren Rath an, ob er gleich sonst eine unumschránkte Gewalt hat. Er allein wird von seinen Unterthanen gegrüßt, ihm wird, wenn er einen Besuch macht, Essen vorgefetzt, er hat das Vorrecht Bediente zu halten. Auch seine Weiber stehen in großem Ansehen, und wenn er stirbt so erben seine Söhne. Die Rechtspflege ist sehr einfach. Keiner darf sein eigener Richter seyn; die Sache wird dem Chef vorgetragen, der den Ausspruch und das Urtheil seinen Ráthen überläßt. Im Ganzen ist die Nation der Casern nicht kriegerisch, doch haben sie gegen die Boschjesmanns, welche ihre Heerden berauben, einen unauslöschlichen Haß. Ihre Waffen sind Sagajen, Lanzen, Schilde; soll ein Feind bekämpft werden, so sagt man ihm die Fehde an. Wenn ein Caser seinem Ende sich nähert, so werden viele Ceremonien beobachtet. Der Leichnam wird den Wölfen preis gegeben, und die Wittve muß einen Monath lang trauern. Den Beschluß dieses Werks macht eine Erzählung von den Unruhen, welche unter den Hottentotten und Casern vor einigen Jahren ausgebrochen sind, und von den Französisch gesinnten Colonisten genährt wurden; von den blutigen Maßregeln, welche die Britten anwandten, um jede Meuterey zu unterdrücken, von der Expedition des braven Zjaard van der Walt, und von den Mitteln, welche Jansens und de Wif anwendeten, um die Ruhe wieder herzustellen. Einige wohlgemeinte Vorschläge, die Casern zu civilisiren, verdienen von ihrem Europäischen Nachbarn, unter denen der Landdrost zu Uitenhage die wichtigste Person ist, beherzigt zu werden.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April 1814.

**Klagenfurt.**

Auf Kosten des Verfassers: **Der Nothigen und Bemerkungen über den Betrieb der Hohöfen und Rennwerke zur Verschmelzung der Eisenerze in verschiedenen Staaten, erster Theil. Von den Hohöfen des Oesterreichischen Kaiserthums.** Bearbeitet von Franz Anton von Marcher, innerösterreichischer Gubernialrath u. s. w. Hest 1 - 5. 1808 - 1811. In Quart. Mit Kupfern und Tabellen. Jedes Hest in einem besondern Umschlage.

Die Metallurgie, so wie jede Erfahrungswissenschaft, muß in demselben Grade fortschreiten, in welchem sich die Anzahl brauchbarer Erfahrungen mehrt. Nur dann kann man in ihr richtige, auf die Praxis vortheilhaft zurückwirkende Theorien aufstellen, wenn man im Besitze einer großen Anzahl genauer, alle Umstände berücksichtigender Beobachtungen ist. Solche Beobachtungen müssen um so schätzbarer seyn, je vollkommener in den Personen, welche sie anstellen, practische und theoretische Einsichten einander durchdringen. Aber gerade darum ist es so schwer in der Metallurgie zu recht brauch-

N (3)

baren Erfahrungen zu gelangen, weil die Personen, welche täglich mit den Prozessen umgehen, und daher die beste Gelegenheit haben sie zu beobachten, in den mehrsten Fällen nur Practiker sind; und dagegen die Theoretiker zu selten und zu kurze Zeit bey den Prozessen zu weilen pflegen, um mit ihrer Praxis recht vertraut werden zu können. Unschätzbar ist es daher, wenn Personen, die in einem ausgedehnten metallurgischen Wirkungskreise sich befinden und mit theoretischen Kenntnissen ausgerüstet sind, ihre Mühe dazu verwenden, um ihre eigenen Beobachtungen und die daran geknüpften ihrer Untergebenen, bekannt zu machen, da man in einem solchen Falle erwarten darf, zu den brauchbarsten Erfahrungen zu gelangen. Herr v. Marcher, welcher Oberbergamtsdirector im Herzogthume Kärnten ist, und auch außerdem mit vielen Eisenwerken im Oesterreichischen in Verbindung steht, hat sich in dieser Hinsicht bereits viele Verdienste erworben. Seine im Jahre 1805 begonnenen und im Jahre 1812 geschlossenen Beyträge zur Eisenhüttenkunde, welche diesen interessantesten Theil der Metallurgie nach seiner ganzen Ausdehnung umfassen, theilen, zumahl über die Oesterreichischen Eisenwerke, eine große Menge trefflicher Erfahrungen mit. In dem vorliegenden Werke liefert uns Hr. v. Marcher einen neuen reichen Schatz eisenhüttenmännischer Erfahrungen über die Hohöfen und Rennwerke des Oesterreichischen Kaiserthums. Ein großer Theil dieser Notizen wurde dem Verfasser von der K. K. Hofkammer im Münz- und Bergwesen zu Wien, welche sie von den einzelnen Werken eingefordert hatte, mitgetheilt. Diese Liberalität jener hohen Behörde ist sehr dankbar zu verehren, und sichts gegen das Benehmen von manchen anderen Behörden, welche die Mittheilung solcher Nachrichten für strafbar

halten, auf eine angenehme Weise ab. Einen andern Theil der Bemerkungen erhielt der Verfasser von einzelnen Offizianten oder einsichtsvollen Besitzern (— der größte Theil der Oesterreichischen Eisenwerke ist nicht herrschaftlich, sondern in den Händen von Privatpersonen, oder gehört Gewerkschaften, Stiftern u. s. w. —); manche durch Gründlichkeit sehr ausgezeichnete, hat der geschickte Hr. Oberbergamtsassessor Gundersdorf geliefert. Einige wurden von dem Hrn. v. Marcher selbst gesammelt. Hieraus wird man schon abnehmen können, daß die mitgetheilten Notizen und Bemerkungen, die zum Theil wörtlich so abgedruckt sind, wie sie einkamen, von sehr verschiedenem Werthe seyn müssen. Ein Theil derselben ist in der That von der Art, daß er keinen besondern Nutzen gewähren kann. Manche haben durch die Anmerkungen des Herausgebers größeren Werth erhalten; so wie sich derselbe auch viele Mühe gegeben hat, die verschiedenen nach gewissen Gesichtspuncten zu vergleichen und zur bequemerem Uebersicht tabellarisch zusammen zu stellen.

Ehe wir zur näheren Betrachtung des Inhaltes dieser Schrift übergehen, erlauben wir uns ein Paar allgemeine Bemerkungen, die sich zugleich auch auf die früheren Arbeiten ihres Verfassers beziehen, und denen wir wünschen, daß sie von ihm für künftige Werke beherzigt werden möchten. Die das Hüttenwesen betreffenden Schriften des Hrn. v. Marcher würden gewiß weit allgemeineren Beifall und Eingang finden, wenn sie weniger weit- schweifig und in einem besseren Style abgefaßt wären. Die ermüdende Weit- schweifigkeit liegt theils in dem gedehnten Vortrage des Verfassers, theils und besonders aber in der häufigen Mittheilung langer, wörtlicher Auszüge aus andern, ganz ba-

kannten, mitunter nicht einmal mit Sorgfalt ausgewählten Schriften. Die Schreibart des Verf. ist so schlecht, wie wir sie niemals bey einem übrigens verdienstvollen Schriftsteller gefunden haben. Beynahe in jeder Zeile stößt man auf grobe Sprachfehler und Oesterreichische Provinzialismen, welche die schätzbarsten Mittheilungen oftmahls so unverständlich machen, daß man nur mit größter Mühe den Sinn derselben zu errathen im Stande ist.

Das erste Heft der vorliegenden Bemerkungen ist den Hohöfen im Königreiche Böhmen gewidmet. Die Anordnung ist nach den Kreisen gemacht. Von fünf und vierzig Hohöfen sind Notizen mitgetheilt, die alle zum Theil ziemlich dürftig sind und wenig Ausbeute für die wissenschaftliche Hohöfneren darbieten. Unter den Böhmischn Eisenwerken gehört das des Reichsgrafen von Urbna zu Horzowitz im Berauner Kreise, zu den vorzüglichsten. Die darüber hier mitgetheilten Nachrichten füllen nur dritthalb Seiten, und beschränken sich auf die Hohöfenmaßen und einige öconomische Gegenstände. Weit genauer haben wir das Werk kennen gelernt aus den von dem Schwedischen Hüttenbesitzer Detlef Heykenstjöld, im fünften Hefte der Samlingar i Bergsvetrenskapen von Svedenstjerna und Lidbeck mitgetheilten Nachrichten.

Das zweyte Heft handelt von den Eisenwerken des Herzogthums Kärnten, und ist reicher an guten Bemerkungen als das erste. Herr Gundersdorf theilt u. A. lehrreiche Notizen über das Fürstlich Rosenbergsche Werk bey Deutsch Pontafel mit. Aus Versehen wurde bey dem dortigen Hohöfen einmal eine Zeitlang eine Menge Braunstein mit aufgegeben, wodurch ein Produkt sich bildete, welches nach der Untersuchung des Berichtserstatters 46 Theile Eisen, 42,75 Magnesium und 0,25 Kohle

enthält. — Manche nützliche Notizen enthalten die Bemerkungen über den Munitions-Gußhofen des Eisenwerkes zu St. Leonhard im Lavantthale, und über den Munitionsguß selbst. U. A. wird die Erfahrung mitgetheilt — wofür sich die Erklärung leicht finden läßt — daß die Kugeln richtiger ausfallen, wenn die Sandladen nach dem Abgießen umgestürzt werden. Zu große Kugeln werden unter einem eigenen Kugelhammer, nach vorhergegangener Glühung, überhammert; erst darauf kommen sie zur Abglättung in das Kollfaß. Kugeln welche durch jene Operation noch nicht das gehörige Kaliber erhielten, ließ Herr v. Marcher beynahе weiß glühen, dann durch Aussetzung an die Luft an der Oberfläche oxydiren und darauf wieder unter den Hammer bringen, unter welchem sie ihre oxydirte Schale verloren. — Ein kleiner Aufsatz enthält Beobachtungen über das Quantitative der Schlacken gegen die verwendeten Kohlen, Eisensteine und das erzeugte Roheisen; ein Gegenstand, der noch weiter verfolgt zu werden verdiente. — Von Sinteröfen. Bekanntlich hat man auf verschiedene Weise versucht, die Frischschlacken oder den so genannten Sinter zu Gute zu machen. Hier werden Nachrichten von einigen Versuchen mitgetheilt, die in Kärnten angestellt worden sind, um die Frischschlacken in Ofen auszuschmelzen, auf ähnliche Weise, wie solches in einigen Gegenden von Schweden geschieht. Der am vortheilhaftesten construirte Ofen hatte eine Höhe von 18 Fuß bey einer größten Weite von 3 Fuß. Die Versuche sollen sehr zum Vortheil dieser Sinteröfen im Vergleich mit den Ferrnheerden aus, in denen man ebenfalls Versuche anstellte; nicht allein in Hinsicht des Ausbringens, sondern auch in Hinsicht auf das Kohlenconsum. — Von Rechnungsabchlüssen. — Zuletzt noch einige

gute Bemerkungen über einige Eisenwerke Kärntens; von dem Hrn. Gundersdorf. Sehr richtig und bisher beynabe durchgehends übersehen ist die u. a. hier aufgestellte Meinung, daß der Röstungsprozeß bey vielen Eisensteinen, besonders durch die dadurch bewirkte Auflockerung, auf die leichtere Schmelzbarkeit einwirke.

Das dritte Heft liefert Nachrichten über die Hohöfen, Wolf- und Strücköfen des Herzogthums Krain. Zuerst interessante Nachrichten von dem als Botaniker, Mineralog und Metallurg gleich kenntnißreichen Hrn. Baron von Zois mitgetheilt, über die ihm gehörigen Hohöfen zu Feistritz. Man verbläst Eisensteine, welche durch Verwitterung von Leberkiesen entstanden sind, wie die hin und wieder sich findenden Rieskerne beweisen, die, wie sich versteht, sorgfältig ausgehalten werden müssen. Daß nur zuweilen rothbrüchiges Eisen erfolgt, scheint darzuthun, daß der vollständig in Brauneisenstein umgewandelte Leberkies, weder Schwefel noch Schwefelsäure zu enthalten pflegt. Seit einigen Jahren hat man etwas Braunstein zugeschlagen, zur Bewirkung einer besseren Schmelzung. Man darf aber nicht über 12 Procent davon zusetzen, weil sonst die Flossen zu hart werden. Auch über den Hohofen zu Jauerburg theilt Herr von Zois Nachrichten mit. In diesem verbläst man Spatheisenstein, der mit 10 bis 15 Procent thonigem, eisenflüssigem Braunstein und 5 bis 6 Procent Quarz vergattirt wird. — Angehängt ist diesem dritten Hefte eine Abhandlung über das Wassergebläse (die so genannte Wassertrommel), die auch besonders zu haben ist. Herr v. Zois hat bey mehreren seiner Hohöfen in Steyermark und Krain das in neuerer Zeit sehr verrufene Wassertrommel-Gebläse eingeführt, und dasselbe in mehreren Stücken wesentlich verbessert. Er

theilte Zeichnungen von diesem verbesserten Gebläse dem Ritter von Strahlberg zu Prag mit, der dieselben bey seiner im Jahre 1806 herausgegebenen practischen Darstellung des Wassergebläses benutzte. Dieselben Zeichnungen begleiten nun auch die Abhandlung des Hrn. von Marcher. Zuerst liefert diese eine von dem Hrn. von Bois mitgetheilte Beschreibung der zu Miffling in Steyermark, zu Fauerburg und Wochein in Krain zum Betriebe der dortigen Eisenhöfen eingerichteten Wassertrommeln, deren Vortheil hauptsächlich in die größern Wechselfeilheit gesetzt wird, und die übrigens erst dann dem Effecte von zwey gewöhnlichen Wälzen gleich kamen, nachdem fünf einzelne mit einander verbunden waren. Herr von Marcher läßt darauf eine weitschichtige Beleuchtung der bekannten Versuche von Lewis über die Wassertrommel folgen, und versucht dann selbst eine Theorie und Berechnung dieses Gebläses zu geben, woben aber noch manches zu wünschen übrig bleibt. Unter einigen Nachträgen befindet sich die Beschreibung eines von dem Kunstmeister Mayr auf dem Eisenwerke zu Neuberg in Steyermark vorgerichteten, verbesserten Wassertrommel-Gebläses.

Das sechste Heft handelt von den Höfen im Herzogthume Steyermark. Zu den besonders lesenswerthen Bemerkungen gehören u. a. einige Notizen über das Eisenwerk unter dem Lichtmeßberge bey Admont, dessen zweyformiger Höfen ein Wassertrommel-Gebläse hat, und wo man mit einem  $\frac{2}{3}$  bis  $\frac{3}{4}$  betragenden Zufuge von rohem Torfe schmelzt. — Das fünfte Heft ist den Höfen in Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien gewidmet. Obgleich die in demselben mitgetheilten Nachrichten größtentheils etwas dürftig sind, so wird man doch auch



608 G. g. N. 61. St., den 16. April 1814.

das Wenige gern annehmen, da man bisher ziemlich unwissend über die Eisenwerke jener Länder war. — Wir beschließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß die Umstände Hrn. von Marcher in den Stand setzen mögen, recht bald eine Fortsetzung dieses mit vielem Aufwande verknüpften, wahrhaft nützlichen Werkes erscheinen zu lassen.

### Berlin und Stettin.

Von Friedrich Nicolai: Vorübungen zum Briefschreiben für die Jugend. Zum Gebrauche der mittlern Schulen. Dritte Auflage umgearbeitet von S. P. Wilmsen. 1813. 318 Seiten in Octav.

Herr Prediger Wilmsen hat unstreitig eine sehr nützliche Arbeit geleistet, daß er dieß von einem Meier verfaßte Büchelchen umgearbeitet hat. Er hat die Einleitung und die drey ersten Kapitel hinzugefügt, und manches weggestrichen. Das neue Mittel, den Kindern die Uebung im Brieffschreiben zu erleichtern, und diese Uebungen zweckmäßiger einzurichten, ist gut erfunden. Es besteht in Entwürfen von Briefen zur Ausfüllung und zur Beantwortung der voranstehenden. Z. B. Mit Vergnügen schicke ich Dir — ob ich gleich selbst — Unmöglich kann ich Dir — denn die Wünsche und Bedürfnisse der Kranken — u. s. w. Auch die einander gegenüberstehenden fehlerhaften und verbesserten Briefe in der zweyten Abtheilung des ersten Abschnittes sind ein Uebungsmittel, das auf diese Art noch nicht versucht worden ist. Wir finden es sehr zweckmäßig. Da dieß Werkchen nur Vorübungen zum Brieffschreiben enthält, so macht es die Anleitungen zum Brieffschreiben nicht entbehrlich.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. Stück.

Den 16. April 1814.

Paris.

Aus Pillet's Druckerey, 1813: Bibliographie de l'Empire français. Tome premier. 832 und 168 Seiten, letztere ein dreyfaches Register enthaltend. In groß Octav.

Bei der Ausdehnung, wozu es in den letzt verwichenen Jahren mit dem neufranzösischen Kaiserreiche gedieh, konnte die zuverlässige Angabe aller in so ungeheurem Umkreise wirklich gedruckter Bücher, dem Litterator wenigstens, nicht unwillkommen seyn. Ein solches Verzeichniß für die beiden letzten Monate von 1811, und das ganze Jahr 1812 hat man hier vor sich. Im October 1811 befahl nämlich Kaiser N. während seines Aufenthalts zu Amsterdam, unter dem Titel: Journal de l'Imprimerie et de la Librairie es zu fertigen und wöchentlich fortzusetzen; wobey allen Autoren, Druckern und Buchhändlern aufs strengste untersagt wurde, ehe oder anderswo von Erscheinung irgend eines Druckstückes das Publicum zu benachrichtigen, (mithin wohl auch es feil zu bieten?) als bis es in gedachtem Journal &c. zu öffent-

D (3)

licher Kunde gebracht, und mit vollständiger Angabe des Titels, Preises, der Bogenzahl und Stärke der Auflage versehen worden. Den Nachdruck überhaupt, und auch den Umlauf nicht censirter Bücher zu erschweren, mag der Zweck dieser Maßregel gewesen seyn; denn selbst das wenige so eben gesagte weiß Rec. nur aus einem Extrait des minutes de la Secrétairerie d'Etat, auf den er S. 112 des Wertes selbst, ganz unvermuthet stieß.

Vom 1. Nov. 1811 bis 25. Dec. 1812 erschien also dieses Normal-Journal für den Abonnementspreis von 18 Franken, in 66 bald wöchentlich bald später gelieferten, theils einen halben Bogen, theils mehr enthaltenden Numern; die jedesmahl, je nachdem sie stärker oder schwächer sind, den eben nicht zur äußern Zierde ihnen gereichenden 3 oder 5 Centimenstempel an der Stirn oder sonst wo tragen, am Ende aber des Hefts die Nahmen Beuchot und Pillot; dieser, ein bekannter Buchdrucker; beide vermuthlich bey der Hauptdirection des Bücherwesens angestellte und für die Richtigkeit der Angaben Gewähr leistende Commissarien. Die Summe sämmtlicher im angegebenen Zeitraume und dem damahls so weit hinausreichenden Staatsgebieth gedruckter und hier aufgeführter Erzeugnisse beträgt dennoch nicht mehr als 5442 Stück. Daß wenigstens bey Französisch geschriebenen Büchern — denn die in andern Sprachen werden meist kurz genug abgefertigt — der ganze Titel mit großer Genauigkeit abgedruckt worden, wenn dieß auch mit unter kaum der Mühe werth war, ist öfters doch zu loben; und eben so, daß in kleinen Noten beygebracht wird, was von Beschaffenheit einer Ausgabe, oder den Veränderungen bey neuer Auflage zum voraus zu wissen nicht gleichgültig seyn kann. Wie sich erwarten ließ, nehmen die Angaben der

Fortsetzungen wöchentlich, monatlich, mit einem Wort periodisch erscheinender Schriften, als woran es den Nachbarn eben so wenig als uns fehlt, einen beträchtlichen Theil des Catalogs ein. Was ihn aber in den ersten und letzten Monaten jedes Jahres ganz besonders drückt, ist die überschwengliche Menge von Almanachs und Kalendern aller nur erstunlichen Art, deren Rec. wohl 600 gezählt hat, und eher zu wenig als zu viel anzugeben glaubt. Ein Zehntel also des ganzen Ertrags, und mehr noch. Welch sonderbares Verzeichniß! Auch über die neuen Gesetzbücher ist unendlich viel geschrieben worden, und über Mangel an Cultus- und Erbauungsbüchern, mit Ausnahme etwa neuer Bibel-Ausgaben, dürfen die regenerirten Franzosen sich nunmehr ebenfalls nicht mehr beschweren. Trotz aller Zeitdrangsale fehlt es noch immer nicht an neuen Pracht- ausgaben, die man, weil in unsern Tagesblättern oft genug davon gesprochen wird, hier nicht erst nachmahhaft zu machen braucht. Vorzügliche Schriften, die ins Gebieth der Mathematik, höherer besonders, und der Naturkunde einschlagen, kommen da noch immer häufiger als anders wo zum Vorschein; was sich zum Theil aus der ihnen von der Regierung gewordenen Begünstigung erklären läßt; und auch der Fall mit einigen Morgenländischen Sprachen war. Desto öfter sieht es im Felde alt- römischer Litteratur aus; als worin z. B. Vanderbourg's Ausgabe des Horaz, oder Achaintre's Juvenal für ein paar sehr seltne Vögel gelten können, alles übrige aber kirurgischer oder Schüler- bedarf ist. Noch öfter, wo möglich im Fache der Griechischen Litteratur; wo außer den Arbeiten unserer Landsleute Suß und Hase über den J. C. Epous, einigen aus dem Plutarch gehobnen Stücken, und ein paar Chrestomathien, nur der aufseifertige

Herr Bail mit einer Ausgabe des N. Test. sich zeigt, um deren Werth es mißlich genug stehen mag.

Zimmerfort werden übrigens einheimische, von der Nation als classisch anerkannte Schriftsteller, und das in starken Auflagen, wieder abgedruckt; bey ihr dient also das Neueste und Allerneueste nur zur Vergleichung mit dem bereits vorhandenen und größtentheils besseren; das dann, wie ganz natürlich, seinen Vorrang auch fernerhin behauptet. Nur höchst selten, leider! ist dieß bey uns Deutschen der Fall. Auch wo ein neues Product sich zu Paris eines allgemeinen Beyfalls erfreut, wie z. B. les deux gendres, ein Lustspiel des Hrn. Etienne, wird er dem Verfasser sauer genug gemacht. Es fand sich nämlich, daß vor beynah hundert Jahren ein Pariser Jesuit eben diesen Gegenstand in einer Schulcomödie behandelt gehabt; sogleich ein Schoß Federspuhlen, die zum Angriff oder zur Vertheidigung des neuesten Dramatikers gespigt wurden; denn wirklich fand Rec. mehr als dreyßig Schriften und Schriftchen angegeben, die über diese wichtige Entdeckung haben unter der Presse schweigen müssen! Daß bey dem allen es an Schauspielen, Romanen (worunter mehr als einer aus unserm Lafontaine übersetzter) und poetischen Ergießungen auch in diesem Zeitraume keineswegs gefehlt habe, kann man sich vorstellen. Schade nur daß kein Duzend solcher Erzeugnisse eine zweyte Auflage erleben wird! Eben diese Bewandniß hat es mit rein historischen Darstellungen, als womit es bekämtlich unsern Nachbarn nur selten glücken will: Lacterelle's Histoire de France indeß hat auch in der dritten, schnell auf die andere gefolgten Ausgabe doch noch 4000 Exemplare verlangt. Schwerlich wird dieß der Fall mit einer Geschichte Englands von 1799 – 1809 der Fall seyn, die vier Quartbände

stark werden soll, durch eine Menge von Kupferstichen versinnlicht, und, wie der Titel ausdrücklich anzeigt, mit der *protection spéciale du Gouvernement* beehrt wird. Daß nur 500 Exemplare abgezogen werden, kündigt kein sonderliches Vertrauen zu der ganzen Unternehmung an; deren auf Wahrheit es gar nicht anlegender Zweck sich übrigens leicht errathen läßt. An Politik, im edlern Sinne des Wortes, hat sich gar Niemand vergriffen; wohl auch nicht einmahl wagen dürfen. Dagegen entschädigt man für die Unbequemlichkeiten des Augenblicks sich zu Paris durch Abdruck früher geschriebener Brieffsammlungen; als worin es mitunter äußerst freymüthig geäußerte Urtheile über den Geist damaliger Zeit zu lesen gibt, und auch die Schadenfreude nicht leer ausgeht; weil mancher noch Lebende darin auf eine Art behandelt wird, die er schwerlich mehr erwartet gehabt.

Da so eben der Auflagenstärke einiger Bücher erwähnt worden, wollen wir nicht in Abrede seyn, daß die hierüber erfolgte Verordnung ihren guten Nutzen im Handelsverkehr haben könne; aus andern Hinsichten jedoch führt sie nur selten zu erbaulichen Resultaten. Ist gleich z. B. nichts dawider einzuwenden, daß von Delille's letztem Gedicht: *La Conversation*, gleich anfangs 10000 Exemplare, und so geschwind abgesetzt wurden, daß man kurz darauf wieder 6000 drucken mußte, so tritt dagegen der hinkende Boche am Rhein mit 12000 Abdrücken auf; allein auch er muß vor dem *Véritable Almanac des Dieux* (was eigentlich will dieser Titel andeuten?) die Segel streichen; denn dieser erscheint zu Toulouse und verlangt nicht weniger als 15000! Zwar steht solcher hier nur mit 1500 aufgeführt; was aber in der Folge als Druckfehler angezeigt und berichtigt wird. Das zu Paris gedruckte sehr empfehlens-

the Monthly Repertory of english literature hingegen fristet mit kaum 300 Abdrücken sich nur kümmerlich fort, und Millin's doch gleichfalls reichhaltiges Magazin encyclopédique muß mit deren 500 sich begnügen! — Mit Dank ist anzunehmen, daß überall die Laden- und Postpreise beygesetzt werden sollen; letztere betragen durch alle Departements, nach Beschaffenheit des Volumens vermuthlich, ein Viertel oder Fünftel des Ladenpreises; allein nur den zu Paris gedruckten Büchern findet man sie beygefügt; höchstseht denen in der Provinz, oder in den neu erworbenen Ländern. Einige Duzend Druckstücke sind laut der Anmerkungen gar nicht feil; zum Glück aber meist von einem Inhalte, der den Ausländer wenigstens dieses Hinderniß eben nicht wird besetzen lassen.

Bermuthlich ist, dasiger Sitte gemäß, dem Journal ein eigener Prospectus vorangegangen: daß dieser aber nicht mit abgedruckt, oder durch etwas ähnliches ersetzt worden, bleibt desto unangenehmer, da man nunmehr nicht weiß, warum manches Druckstück ohne Beyfügung des Preises, der Auflage-Stärke und anderer Anzeigen geblieben? Ferner: Da dieses Journal doch den Ertrag sämtlicher Druckereyen des großen Reichs umfassen sollen, warum wird der Zeitungen, der Departemental-Amtsblätter, und viel anderer, zum Theil häufig gelesener Journale und Zeitschriften, selbst des Moniteur nirgend mit einer Ehre erwähnt? Von den übrigen wollen wir nur des allen seinen Mitbewerbern den Rang ablaufenden Journal de l'Empire gedenken; denn noch vor kurzem zählte dieses an Ort und Stelle doch 60 Franken jährlich kostende Tagblatt mehr als 22000 Unterzeichner; und Mitarbeiter an den litterarischen Artikeln desselben zu seyn, galt für eine solche Empfehlung, daß die

Sosier in den Ankündigungen ihres Verlags es nicht unbenutzt lassen, wenn ihr Autor in diesem Areopagus zu sitzen das Glück hätte. Noch mehr! Im Verzeichnisse der in Holland und Italien gedruckten Bücher sieht es zwar schon dürftig und kläglich genug aus; dann und wann indeß ragt unter dem Schwall ganz unbedeutender Producte doch ein und andres hervor, das für Vereicherung der Litteratur gelten kann; in allen Deutschen dem Kaiser scepter damahls unterworfen gewesenen Ländern aber steigt diese Armuth und Kläglichkeit zu einem Grade, daß kein Dugend auch nur der Erwähnung würdiger Artikel darunter sich finden läßt, und wenn die dasigen Pressen mit nichts anderm als dem hier aufgeführten sich zu beschäftigen gehabt, sie unfehlbar im kurzem ganz hätten still stehen müssen. Kaum läßt sich eine Dürre, ein so totaler Mißwachs sich durch etwas anders erklären, als daß man sich zu helfen, und die Kaiserl. Verordnung zu umgehen gewußt. Indeß kommt in dem corpulenten Bande doch nur ein einziger Fall, S. 519 vor, wo nämlich eine Pariser Buchhändlerin es gewagt, und eine, vermuthlich satyrische, Epitre à Mr. Dehille, ohne vorgängige Censur und Angabe in diesem Journal, hatte drucken lassen; was aber zeitig genug entdeckt und die Contraventientinn zur Geldstrafe, jedoch von 5 Franken nur, Confiscirung der 200 Exemplare und Erstattung der noch nicht volle 10 Franken betragenden Gerichtskosten vorurtheilt wurde. — Daß der übrigens herrlich, auch correct, gedruckte Catalog doch hier und da etwas zu errathen übrig lassen würde, war zu vermuthen. Nur ein Pröbchen; denn Nec. muß weiter eilen! S. 44 ist Parlemang ang frangse et allmang der Titel eines zu Strasburg gedruckten Deutschen Büchleins, und soll laut nebenstehender so viel heißen als Pro-



nonciation française et allemande. Hat es eine gleiche Bewandniß mit dem Inhalte selbst, würde man eine ganz neue Sprache zu hören bekommen.

Außer der Verordnung alle gedruckte Bücher in dem Journal anzugeben, ward auch vorgeschrieben, die Ueber- oder Unterschriften sämmtlich erscheinender Kupferstiche, Landkarten und Muscialien mit Anzeige der Verfasser und Künstler darin aufzunehmen. Die beiden ersten neben einander fortlaufenden Rubriken anlangend, wovon die der Landkarten etwa die kleinere Hälfte betragen mag, sind 709 Stück der Ertrag aller 14 Monathe. Daß unter den Kupferstichen der bey weitem größere Theil von geringem Werth seyn würde, war vorauszusehen; denn von bereits als trefflich anerkannten Meistern zeigen sich hier überaus wenig Blätter; daß man ferner nur selten die Preise angegeben hat, läßt sich vielleicht mit der Natur dieses Handels entschuldigen, wo so viel auf frühern oder spätern Abdruck ankommt; weniger schon, daß nicht überall die Nahmen der Zeichner oder Mahler und der Stecher selbst angezeigt worden. Auch unter den Aufschriften gibt es sehr ungenügende, ja posthümliche zuweilen: wie z. B. S. 590: *Le Dauphin Grobiceps*; mit dem Beyfage sogar: *présenté à S. M. l'Empereur*: was, wie bekannt, ohne besondere Erlaubniß doch nicht, geschehen können; hier aber der Künstler, oder wie man ihn nennen will, sich nicht einmahl genannt hat! In Hinsicht auf Landkarten fehlen die Preise ebenfalls sehr oft; und ob man neue oder verlegne Waare ankündige, wird auch selten ersichtlich; was um so mehr zu mißbilligen ist, da die Pariser Geographen selbst sich laut darüber beschwerten, daß man sie häufig mit alten, bloß aufgekrastten, ja sogar unverändert gebliebenen, ganz unbrauchbar gewordenen Blättern

heimsuche: aus diesen Abschnitten des Catalogs gibt es also wenig oder gar nichts mit Sicherheit zu erfahren. — Die Zahl der im Französischen Gebiete und diesem Zeitraume gestochenen oder gedruckten Musicalien endlich beträgt 231 Stück, die, ein paar Ausnahmen abgerechnet, auch die Preise derselben angeben. Diesen Zweig der schönen Künste betreffend, steht Deutschland an Fruchtbarkeit seinem Nachbar bekanntlich so wenig nach, daß es ihn vielmehr noch weit überhohlt; wie denn selbst unter den zu Paris ihr Talent wuchern lassenden Künstlern dieses Fachs, ein guter Theil, wenigstens dem Nahmen nach, aus Deutschen besteht. Allemahl bleibt es auffallend, wie in so kläglichen Zeitläufen, bey uns und andernwärts, noch so unerhört viel gesungen und musiciert werden konnte!

Da, wie wir gesehen, Alles in dem Journal sehr bunt unter einander läuft, was bey seiner wöchentlichen Erscheinung sich auch nicht füglich ändern ließ, so wurden zu Benutzung desselben gute Register ein desto dringenderes Bedürfniß. Diese hat man auch nachgeliefert, und mit einer Sorgfalt abgefaßt, die sogar den Wunsch abnöthigte, daß sie einem Werke von höherm innern Werthe möchte zu Theil geworden seyn! Ein alphabetisch geordnetes, völlig genügendes Verzeichniß aller aufgestellten Büchertitel macht den Anfang. Hierauf ein eben so genaues Nahmenregister der Autoren, mit, wie sich versteht, abgekürzter Angabe ihrer Schriften; wobey man auf Nahmen stößt, die der Titel des Buchs nicht angezeiget, und man hier also doch kennen lernt. Kupferstecher jedoch und Musiker sind in dieser Nomenclatur nicht aufgenommen worden. Warum bey aller übrigen Sorgfalt dieß nicht auch geschehen, läßt sich kaum errathen; denn Unbedeutheit des Nahmens oder Products würde so manchen

Autor ja ebenfalls ausschließen. Endlich sogar eine systematisch gefasste, und in diesem Betracht sehr befriedigende Uebersicht aller angeführten Druckstücke; denn zu was für, wenn nicht immer tröstlichen, doch gewiß sonderbaren Bemerkungen böthe diese Table systematique allein schon Stoff, erlaubte der Raum unserer Blätter es, dergleichen Ansichten noch zu verfolgen. — Ob dieser Tome premier auch der letzte bleiben dürfte, muß die Zeit lehren: so viel indeß scheint jetzt schon gewiß, daß sein Nachfolger ungleich dünnleibiger ausfallen, und eine ganz andere Manipulation verlangen wird.

### Leipzig.

**Von Hinrichs: Die Erkenntniß und Heilung der Gehirnentzündung, des innern Wasserkopfes, und der Krampfkrankheiten im kindlichen Alter. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von Dr. Eduard Löbenstein Löbel, Professor der Medicin zu Jena 1813. 270 Seiten in Octav.**

Die Ansichten des Verfassers über die angegebenen Krankheiten, und sein Heilverfahren, weichen von denen anderer Aerzte bedeutend ab, weshalb Rec. die Eigenthümlichkeiten etwas genauer anzeigen muß. Im ersten Abschnitt wird von der Gehirnentzündung im kindlichen Alter geredet. Er theilt sie in die inflammatorische Entzündung der Häute, und in die asthenische der Gehirns substanz ab, und gibt von beiden die wesentlichen Zeichen an. Der ersten Art sind mehr starke Kinder von dunklen Haaren, schwarzen Augen und mit guten Verdauungskräften versehen, unterworfen. Nach ihm ist die braunrothe strahlichte Iris mit zusammengezogener Pupille ein wichtiges Zeichen. An der zweyten leiden mehr schwächliche Kinder von weißer

Haut und blonden Haaren, und die vom schweren Zahnen und Kopfausschlägen heimgesucht sind. Die Pupille ist hier mehr erweitert. Die Eintheilung der Gehirnentzündung in gewisse Perioden verwirft er ganz, da die krankhaften Erscheinungen zu schnell und verworren in einander laufen; er nimmt nur zwey Momente an, die Bildung der Krankheit, und ihre Entscheidung. Die ursächlichen Momente sind zwiefach. Die inflammatorische Gehirnentzündung wird jederzeit bedingt, indem auf Erhizung schnelle Erkältung folgt, die asthenische durch einwirkende Sonnenhize auf den Kopf, durch Mißhandlungen bey der Geburt, durch Metastasen und zu frühe Anstrengung der Geisteskräfte. Die erstere wird vom Arzte oft übersehen, besonders häufig mit dem Zahnen verwechselt. Nach seinen Ansichten sehe man bey der Behandlung der inflammatorischen Entzündung auf folgende Momente, auf die Constitution des Kranken, auf den Grad der Entzündung, auf den Darmkanal, das Zahnen, und denke daran, daß diese Entzündung leicht in Typhus übergehe. Er empfiehlt nach vorangegangenen topischen Aderlässen die Sturzäder, oder wenigstens kalte Fomentationen; innerlich Salmiak, Salpeter und Quecksilber, aber in kleinen Dosen. Am zweyten oder dritten Tag tritt die critische Entscheidung ein. Man lasse nun den antiphlogistischen Apparat weg, gebe innerlich Calomel, äußerlich reibe man eine Mercurialsalbe ein. Hiermit muß man so lange fortfahren, bis sich die Krankheit entscheidet. Oft entsteht ein Kopfausschlag mit Zeichen der Genesung. Sobald dieses geschieht, lasse man den Kopf mit einer Altheesalbe einreiben. Nie gebe man während dieser Behandlung ein Brechmittel. Gehe aber der inflammatorische Zustand in einen typhösen über, so ändert sich der Heisplan. Man lege Ve-

ficatorien auf den Kopf, und mache aromatische Bäder, in welchen aber der Kranke nur fünf Minuten sitzen darf. Innerlich wende man die Senega und den Moschus in starken Dosen, aber in großen Zwischenräumen an; zugleich Elystiere aus einem Aufguß von Valdrian mit stinkendem Asant. Verschwindet der nervöse Zustand, besonders der Sopor, so gehe man zur China über, und lasse die obigen Mittel weg. — Die Heilung der nervösen Gehirnentzündung ist doppelt, je nachdem sie idiopathisch oder symptomatisch ist. Ist ersteres, so nützt ein reichliches Auftröpfeln von Vitriolnaphtha auf den Kopf. Die Blutigel verwirkt er ganz, indem sie bloß zuerst scheinbar etwas beruhigen, aber nachher den nervösen Character erhöhen. Bemerkt man Schmerz in dem Hinterkopfe, so lege man daselbst ein Vesicatorium, und Senfpflaster an die Waden. Das Leiden der Digestionswerkzeuge ist secundär, und der Arzt muß sich nie zu abführenden Mitteln verleiten lassen, vielmehr gebe man Moschus, und hebe sich der Puls, dann nützt der Valdrian mit Vitriolnaphtha. Daben warme Kräuterbäder. Der Verfasser warnt ernstlich vor dem Gebrauch des Opiums, und anderer narcotischer Substanzen, indem so leicht Lähmungen folgen. Eben so wenig dürfen Mercurialmittel gegeben werden. — Ist die Entzündung symptomatisch, besonders von Metastasen nach dem Gehirn, so strebe man dahin, die erste Krankheit wieder hervorzubringen. Im Allgemeinen wird sie nach den oben angegebenen Regeln behandelt, nur wirke man vorzüglich aufs Hautsystem durch Campher. Weder Salze noch Mercur noch Blutausleerungen sind angezeigt, außer in dem Falle, wo das Subject robust erscheint, das Exanthem durch Erkältung schnell zurückgetreten ist, und ein hochrothes Gesicht und starker Puls bemerkt

werden. Aber bald muß man zu dem obigen Verfahren zurückkehren.

Die eigenthümliche Handlungsweise des Verfassers bey dem innern Wasserkopf ist folgende. Ist das Leiden noch nicht groß, so gibt er Calomel, und läßt eine Salbe aus ungt. digit. purp. und merc. p. alb. einreiben. Das Quecksilber soll die Entzündung beschränken. Sobald Diarrhöe eintritt, gibt er es nicht mehr, um die Verdauung nicht zu stören, und verordnet das Einreiben einer Schwefelsalbe auf den Kopf, um einen Ausschlag zu bewirken, wodurch der Wasserbildung Gränzen gesetzt werde. Auch innerlich wendet er den Schwefel an, und vermeidet alle Mercuriale, in wie fern sie die Wassererzeugung befördern. Ist der Wasserkopf völlig ausgebildet, so legt er gleich an mehreren Stellen des Kopfs Blasenpflaster, und erhält sie mehrere Monate in Eiterung; innerlich Mercur und Schwefel abwechselnd. Wird hierdurch der Zweck nicht erreicht, so wirke man auf die Urinwege. Ihm nützte vorzüglich ein decoct. rad. Seneg. v. tinct. mart. nervin. Klaproth. Entstand der Wasserkopf nach einem unterdrückten Ausschlag, so gibt er innerlich Campher mit und ohne Moschus, und äußerlich eine Salbe aus Schwefel und Brechweinstein. — Die Gehirnblutwassersucht entstehe nach einer vorangegangenen Entzündung. Die Eintheilung in drey Perioden sey unnütz, weil die Erscheinungen zu sehr in einander laufen. Die Behandlung ist die oben angegebene.

Endlich spricht der Verfasser über die Krämpfkrankheiten im jugendlichen Alter. Er nimmt an, daß die Wesenheit der Convulsionen und Krämpfe im Nervensystem und namentlich im Gehirn liege, und das Muskelsystem secundär leide. Das Wesen sey aber doppelter Art, entweder eine Contraction

im Nervensystem, und als Folge auch eine Contraction in den Muskeln, oder eine Expansion in beiden. Hierdurch will er den Tetanus und seine Abarten erklären. Die Behandlungsart sagt nichts Neues.

#### Eben daselbst.

Bei den Gebrüdern Hahn: Imman. Joh. Gerhard Schellers Kurzgefaßte Lateinische Sprachlehre für Schulen. Vierte Auflage, verbessert und größtentheils umgearbeitet von J. W. Döring, Director des Gymnasiums zu Gotha. 1813. VI und 327 Seiten. (Preis 8 Ggr.)

Die Schulen Deutschlands, wo die Schellersche Grammatik eingeführt ist, werden es dem Verleger großen Dank wissen, daß er nach des Verfassers Tode die Revision dieses Lehrbuches dem Hrn. Kirchenrathe Döring übertrug, welcher in seiner langen Amtsführung Gelegenheit gehabt hat, das nützliche und nothwendige für den Lateinischen Unterricht zu prüfen, und in dem Ruhe steht, eine gründliche Kenntniß der Lateinischen Sprache zu besitzen. Es ist zwar die Einrichtung dieser Grammatik die alte geblieben; und diese ist eben nicht streng wissenschaftlich und den Fortschritten der Zeit angemessen. Allein keine Lateinische Grammatik übertrifft die Schellersche durch eine wissenschaftlichere Form; und der neue Herausgeber hat die Brauchbarkeit derselben, welche vor der Bröderschen manches voraus hat, durch diese neue Revision ungemein erhöht. Nicht bloß die Abschnitte vom Coniunctiv und von der Construction des Accusativs mit den Infinitiv sind fast ganz umgearbeitet worden; auch mancher Paragraph hat eine bessere Stellung erhalten. Vorzüglich ist vieles von dem Unbestimmten in den Regeln, das leicht

beim Lernenden falsche Begriffe hervorbringt, gehoben, und der Deutsche Ausdruck häufig verbessert. Scheller hatte sich selbst von unlateinischen Phrasen zuweilen beschleichen lassen, wie S. 131. *Cajus de Titio credit, ejus (Titii) liberos esse indoctos*; wo jetzt S. 125 besser *C. Titio dixit* steht. So hätten wir auch im ersten Theile das vierte Kapitel von den Bedeutungen der Wörter theils getilgt, theils verbessert gewünscht. Denn der größte Theil davon gehört dem Wörterbuche an, und die Regeln über die Endungen der Wörter zum Verstehen der wahren Bedeutungen waren schärfer zu bestimmen. Eben so war uns mißfällig, noch immer einen Nominativ des so genannten Gerundiums zu finden. Natürlich wird dann niemand einen richtigen Begriff vom Gerundio erwarten. Auffallend war es S. 121 bei der Erklärung der Apposition den falschen Zusatz des Herausgebers zu lesen: Auch läßt sie sich durch die Partikeln *tamquam, ut, sicut, velut* &c. auflösen, die auch zuweilen dazwischen gesetzt werden. Wann werden wohl die Humanisten aufhören die Vergleichungswörter falsch zu gebrauchen, und falsche Regeln über sie zu geben! Unter den Zusätzen (S. 133. §. 10. 3.) ein ganz besonderer Irrthum. Es setzen die Lateiner das Participium Perfecti Passivi und das participialisch gebrauchte Adjectiv für sich allein im ablativus absolutus, so daß darauf ein davon abhängiger Satz folgt, wie *comperto, hostes adventare, dubio, quo hostes pergerent*. Weil diese Constructionsart im Livius häufig vorkommt, so stellt der Herausgeber die Vermuthung auf, daß diese Redensarten (wohl Constructionsarten) vielleicht zu den Provincialismen (Patavinitas), die Quinctilian (nur Afnius Pollio), dem Livius Schuld gibt, zu rechnen wären. Wollen wir auch die Beispiele aus den andern Lateinischen



Schriftstellern nicht in Anschlag bringen, so bedenke der Herausgeber, daß diese Construction hundert Mal in dem ächten Geschichtschreiber Tacitus sich findet. Ann. II, 9. quaesito. III, 33. repetito. III, 52. pensitato. Ganz gewöhnlich ist diese Construction bey comperto und cognito. Die Patavinität des Livius fordert einen feinen Kenner.

Daß am Ende statt der Langischen Gespräche Fabeln und Erzählungen aufgenommen worden sind, ist lobenswerth. Correctheit und Annehmlichkeit des Drucks, so wie Wohlfeilheit empfehlen diese Ausgabe. W.

### Berlin und Stettin.

Von Friedrich Nicolai: Historische Nachricht von einer unter den Schullehrern des Niederoderbruchs errichteten Konferenzgesellschaft und von den darin im ersten Lehrkurs vom 4. September bis 16. November noch vereinigten Kochowschen und Pestalozzischen Grundsätzen angestellten Verhandlungen, nebst dazu gehörigem Anfange eines Schullehrerkatechismus über die Hauptgegenstände der Elementarschulkunde und Schulpraxis und einer angehängten Schulgesetztafel von C. J. Riemann, reformirtem Prediger in Neu-Eustrinchen. 1812. XXII und 288 Seiten in Octav.

Schon der Titel dieses nützlichen Buches zeigt den Zweck und Inhalt hinlänglich, und der durch die Helmsche Schulbeschreibung rühmlich bekannte Verfasser bürgt für den Werth desselben, welches mit jedem Prediger und Aufseher von Elementarschulen mit vollkommenem Rechte empfehlen können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 18. April 1814.

Paris.

Von Henri Grand: ΚΑΤΑΔΙΟΥ ΠΤΟΛΕ-  
ΜΑΙΟΥ ΜΑΘΗΜΑΤΙΚΗ ΣΥΝΤΑΞΙΣ. Com-  
position mathématique de Claude Ptolémée, tra-  
duite pour la première fois du Grec en français,  
sur les Manuscrits originaux de la bibliothèque  
impériale de Paris, par M. Halma, et suivie des  
notes de M. de Lambre. Tome premier. 1813.  
LXXVI und 475 Seiten in Quart (mit gespaltener  
Columnen, eingedrucktten Figuren, und einigen  
Wignetten).

Das Bedürfniß nach einer neuen Ausgabe von  
Ptolemäus Almagest ist zu lange gefühlt worden,  
und der Wunsch aller Astronomen und Litteratoren  
zu allgemein, als daß wir dasselbe unsern Lesern  
erst bemerklich machen dürften. Wir enthalten uns  
daher auch aller weiteren litterarischen Bemerkun-  
gen über die Mängel der Pariser Ausgabe und der  
lateinischen Uebersetzungen, und gehen lieber gleich  
zur Anzeige von Hrn. Halmas Arbeit fort, so weit  
sich dieselbe aus gegenwärtigem ersten Bande beur-  
theilen läßt. Der Plan derselben ist dem Deutschen  
Publicum schon aus der Ankündigung in der Wo-  
chentlichen Correspondenz (Dec. 1811. S. 576 u. f.)

P (3)

bekannt, und Herr H. kann auf den Dank aller Astronomen rechnen, daß er ihnen den Ptolemäus zugänglicher gemacht, einen correcteren Text geliefert, und die Ausbeute welche die Pariser Bibliothek gab, und auf welche man so lange hoffte, mitgetheilt hat. Die Basler Ausgabe ist zum Grunde gelegt. Unter den Handschriften der kaiserlichen Bibliothek wählte Herr H. die aus, welche ihm am brauchbarsten schienen, und zwar zuerst das älteste schon von Bouillaud citirte, unter der Nummer 2389, bemerkte Manuscript, welches er nach den Characteren in das fünfte Jahrhundert setzt. Es hat drey beträchtliche Lücken im dritten, siebenten und neunten Buche, von welchen die beiden letzten von einer andern Hand, wahrscheinlich aus dem 16ten Jahrhunderte ergänzt sind. Außerdem fehlen auch noch am Ende des letzten Buches die Tafel, in welcher die Erscheinungen der Planeten angegeben werden, und der Schluß. Aber auch dieses ist von derselben Hand ergänzt, obgleich mit einigen unnöthigen Wiederholungen des schon vorhandenen. Mit diesem Manuscripte verglich Herr H. auf Bouillaud's Autorität das Florentiner mit Nr. 2390 bezeichnet, wodurch die Lücken des vorigen ergänzt werden. Er setzt dasselbe nach inneren Merkmalen in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, und bemerkt zugleich, daß sich Prolegomena dabey befinden, welche theils Pappus, theils Theo beygelegt werden, theils ohne Nahmen der Verfasser (denn offenbar sind sie von mehreren) hinzugesetzt worden sind. Sie sollen nach der Inhaltsanzeige, welche Herr H. in der Vorrede angibt, als Einleitung betrachtet werden, und scheinen nichts wesentliches zu enthalten, doch verspricht er dieselben noch in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Theo nachzuliefern, und zwar, wenn wir seine Worte recht verstehen, nach dieser Handschrift.

Demn man findet sie auch noch bey andern Manuscripten, obgleich nicht so vollständig, unter andern in der Handschrift Nr. 313, aus dem eilften Jahrhunderte, welche Herr H. ebenfalls verglich. Prolemäus Schrift ist aber in demselben ebenfalls nicht vollständig. Es fehlt die letzte Tafel am Schluffe des Werks, im vierten Buche ein Theil der Mondstafeln, welche jedoch durch das Manuscript Nr. 312, wahrscheinlich aus dem zehnten Jahrhunderte, ergänzt werden. In diesem steht das Ende des letzten Buches, dagegen fehlt wieder das Ende des zweyten, das dritte und der Anfang des vierten. Diese Lücken sind durch ein Fragment aus dem funfzehnten Jahrhunderte ergänzt. Herr H. glaubt aus einer kleinen Bemerkung über das Clima von Constantinopel, welche darin vorkömmt, daß das Manuscript in dieser Stadt abgefasset sey. Beide Manuscripte sind aus der Marcus Bibliothek zu Venedig. Mit diesen wurden endlich noch zwey Vaticanische Manuscripte verglichen, wovon das ältere Nr. 560, von einerley Schriftzügen mit dem Venetianischen, zwar den ganzen Prolemäus sehr deutlich geschrieben enthält, aber ohne Figuren. Auch fehlen einige Tafeln. Herr H. benutzte dasselbe, also nur bey den beiden ersten Büchern, in den folgenden nahm er statt dessen die Varianten der vorhin genannten Florentiner Handschrift, verglich sie aber stets mit der zweyten Vaticanischen Nr. 184, nach Hn. H. aus dem zwölften Jahrhunderte. Der Text ist zwar rein und vollständig bis auf das Ende des letzten Buches, aber unleserlich geschrieben, die Tafeln und die Figuren sind schlecht, und die vielen Noten am Rande, welche in die Zeilen hineinlaufen, erzeugen Verwirrung. Es enthält außerdem noch einige andere mathematische Schriften, als Anhang, welche Herr H. zwar anführt, bey welchen wir aber hier nicht

verweisen können. Die übrigen in Paris noch vorhandenen Manuscripte findet er zu neu, zu unvollständig und nicht genau genug, um sie in eine Vergleichung ziehen zu können. Die Varianten sind nun dem gegenwärtigen Bande am Ende in vier Columnen so beigefügt, daß in der ersten die Lesarten der Basler Ausgabe, in der zweyten der Pariser, in der dritten anfänglich der älteren Vaticanischen, und vom zweyten Buche an, statt derselben, der Florentiner, in der vierten endlich der Venetianischen Handschrift enthalten sind. Von allen diesen Varianten nahm nun Herr H. die in den Text auf, welche ihm zur Deutlichkeit nothwendig schienen, wick aber dabey, so viel wir bemerkt haben, so wenig als möglich von dem gewöhnlichen Texte ab. Derselbe hat indessen vom dritten Buche an manche Ergänzungen erhalten. In Bezeichnung der Brüche geht der Pariser Coder von der in andern Manuscripten gewöhnlichen Art ebenfalls ab. Hr. H. hat die letzte mit Recht beygehalten, um Verwirrung zu vermeiden. Desto weniger können wir es billigen, wenn er in der Uebersetzung nicht immer einerley Regeln befolgt. Er sagt ausdrücklich in der Vorrede (S. XLVIII): *J'ai rendu indifféremment, par exemple, 31 minutes 20 secondes simples, tantôt par 31', 20", tantôt par 31 20' soixantièmes et les 31 minutes 20 secondes de soixantièmes tantôt par 31', 20" de soixantièmes, tantôt par 31", 20"*. Aber wozu diese Unbestimmtheit, welche leicht irre führen kann? Die Uebersetzung selbst ist fließend und treu, nach den Stellen zu urtheilen, welche Rec. verglichen hat, so daß ein des Griechischen unkundiger Leser wohl nirgends in Verlegenheit kommen wird. Herr H. erklärt selbst, daß er wörtlich zu übersetzen bemüht gewesen sey, so weit es der Genus beider Sprachen erlaubte, und daß er sogar die technischen

Ausdrücke aus dem Griechischen benbehaltten habe, von welchen er voraussetzen konnte, daß sie den Astronomen bekannt seyn würden. Diese Bemerkungen gelten indessen nur vorzugsweise von den eigentlich mathematischen Kapiteln des Werks, welche den Astronomen auch am meisten interessiren. In andern Stellen wird bey Uebertragung verwickelter Perioden ein genauer Sprachforscher nicht mit allen Ausdrücken und Wendungen der Uebersetzung zufrieden seyn, ob man gleich Hrn. H's Streben Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß. Beispiele würden unsre Anzeige über die Gebühr ausdehnen. Wir begnügen uns also, nur auf die Kleinigkeit aufmerksam zu machen, welche aber doch leicht bey Nachschlagen Mißverstand erregen kann, wenn man bloß in die Uebersetzung sieht, daß nämlich Hr. H. die Ausdrücke  $\alpha\delta\eta\psi$  und  $\alpha\eta\psi$  durch *l'air* übersetzt. Um sich bey der Auswahl der Varianten nicht selbst zu täuschen, verglich er aber nicht allein die Uebersetzung von Georg von Trebisonde und Montignots Arbeit, sondern auch noch eine im Manuscripte zu Paris vorhandene Uebersetzung aus dem Arabischen. Er glaubt, daß dieselbe dem Cardinal Eusa (im funfzehnten Jahrhunderte) angehört habe. Sie ist in schlechtem Latein abgefaßt, und weicht sehr von der gedruckten ab, der Sinn des Originals ist aber darin besser ausgedrückt, die Zahlen sind genauere und die Figuren besser, wie im Texte, die Angaben aber oft von den gewöhnlichen verschieden. Hier hat Herr H. nun durch Rechnung berichtigt, was als Schreibfehler im Texte zu ergänzen war, nie aber, was als Fehler der Methode angesehen werden mußte. Manche Auskunft darüber müssen wir freylich noch von den Noten erwarten, und desswegen kann Rec. auch noch in keine weitere Diskussionen mancher Angaben jetzt eingehen. Woran steht noch außer dem bekannten Regententafeln eine lange

Vorrede, in welcher Herr H. seine Hülfsmittel anführt und beschreibt, von seinem Verfahren Rechenschaft ablegt, den Nutzen zeigt, welchen Ptolemäus Werk auch noch für uns hat, und in einer kurzen Einleitung vom Zustande der Astronomie unter den Griechen bis auf Ptolemäus Nachricht gibt, von welcher wir unsern Lesern noch eine kurze Darstellung schuldig zu seyn glauben. Herr H. sucht hierbei alle Hypothesen zu vermeiden, gesteht zwar andern Völkern außer den Griechen astronomische Kenntnisse zu, glaubt aber daß der Anfang der Wissenschaft bey den Griechen und zwar zu Thales Zeiten zu suchen sey. Ueberall bey allen Völkern haben sich astronomische Begriffe entwickelt und der Natur der Sache nach entwickeln müssen, aber auch übergall wären dieselben im rohen Zustande und in der Kindheit geblieben. Unter allen frühern Nationen wären es bloß die Babylonier, welche wirkliche Beobachtungen aufweisen könnten, wie Ptolemäus Werk bezeuge. Von den Aegyptern schweige derselbe, ob er gleich unter ihnen gelebt habe. Ueber die Hypothesen der ältern Griechischen Schulen geht indeffen Herr H. hinweg, weil dieses, wie er sagt, außer seinem Plane liege, und erwähnt nur ganz kurz der eigentlichen Astronomen, und ihrer Bemühungen die Jahreslänge u. s. w. zu finden. Vorzüglich beschäftigt er sich hier mit Ptolemäus und Hipparch und endlich mit Ptolemäus selbst. Er setzt den Plan seines Werks aus einander und würdigt seine Verdienste bey den Beobachtungen und Methoden. Hierbei kommt er auf den bekannten Vorwurf, welchen namentlich Französische Astronomen Ptolemäus gemacht haben, daß derselbe kein Beobachter gewesen sey, und durch seine Schriften zum Verlust von Hipparchs Arbeit beigetragen habe. Herr H. vertheidigt hier Ptolemäus mit Recht, und erklärt, daß jeder, welcher

dessen Schrift selbst gelesen habe, sich vom Gegentheil überzeugen müsse. Dieser führe Hipparch's Beobachtungen, welcher nur einzelne Mémoires aber kein System geschrieben habe, stets mit Lobe an, und vergleiche sie mit den seinigen. Lemonsniers Vergleichung mit Justinus und Trogus Pompejus passe also hier nicht ganz. Hierin stimmt Rec. vollkommen bey, und hat schon längst nicht begreifen können, wie man auf solche Behauptungen kommen konnte. Der Hauptfehler, den Ptolemäus gemacht und den er mit den meisten ältern Schriftstellern gemein hat, liegt nur darin, daß er nicht sorgfältig genug im Citiren war. Die Alten setzten hierbey, wie es scheint, immer voraus, daß man im Besitze der angeführten Schriften sey. Selbst Diogenes Laertius und andere Epitomatoren haben wohl nie daran gedacht, durch ihre Excerpts ältere Autoren zu verdrängen. Ptolemäus aber stand mit seinem Werke vor dem Richterstuhle seiner Mitwelt, welche jedes Plagiat, noch mehr aber jede absichtliche Verstümmelung und Entstellung scharf gerügt haben würde. Nicht allein aber der Beobachtungen, sondern auch der Theoreme und überhaupt des systematischen Ganges wegen, gibt Herr H. Ptolemäus den Vorzug fast vor allen astronomischen Schriftstellern des Alterthums, die wir noch besitzen, wobey er nur Hipparch stillschweigend ausnimmt, wo freylich bey den meisten die Tendenz verschieden war. So behauptet er z. B. Aristoteles de caelo enthalte beaucoup de mots et peu de faits. Geminus Schrift sey eine bloße Einleitung ohne Demonstration, Proclus und andere nur Elementarbücher, welche sich durch ihre Leichtigkeit und Einfachheit dem Publicum empfohlen, aber Oberflächlichkeit verbreitet hätten. Von allen diesen sey Ptolemäus ganz das Gegentheil. Weniger zufrieden ist er



mit dessen Vortrage und Stil. Die Weitschweifigkeit der geometrischen Demonstrationen schreibt er mit Recht auf den Zustand der Wissenschaft, die dunkle, verworrene Darstellung aber, so wie die weitschweifige, wortreiche Sprache, welcher man anmerke, daß sie sich durch die guten Schriftsteller der Nation gebildet habe, auf das Zeitalter und die Schule. Nirgends im ganzen Werke finde man Chaldäische oder Aegyptische Astrologie, von welcher das ganze Zeitalter angesteckt gewesen sey. Bey diesen Untersuchungen zeigt Herr H. eine gute Belesenheit, besonders auch in den Werken Deutscher Gelehrten. Bode's, Ideler's, Kästner's (welcher hier immer Köstner heißt) Untersuchung und Bemerkungen sind überall benugt, wie es scheint, auf den Rath vom verstorbenen Senator Lagrange. Daß Hrn. Ideler's Arbeit im letzten Bande als Zugabe folgen soll, ist aus der Anzeige bekannt. Ob dieses auch mit der versprochenen Einleitung in den *Geminus* der Fall seyn wird, ist nach dem historischen Ueberblick, welchen Herr H. in der Vorrede gegeben hat, nun zu bezweifeln. Die versprochene Uebersetzung von Theo's Commentarien (wir setzen voraus, ebenfalls mit beygefügtem Texte) wird jedem Astronomen ebenfalls willkommen seyn. Nur wünschen wir nicht, daß davon bloß ein Auszug gegeben würde, wie in der ersten Ankündigung verlautete. Die Vorrede sagt davon nichts. Es ist wahr, die Commentarien enthalten manches überflüssige und gehaltlose, wie alle Scholien, aber in einer Ausgabe darf doch durch die Willkühr des Herausgebers nichts weggelassen werden, wenn dieselbe brauchbar seyn, und andere entbehrlich machen soll. So viel vom ersten Theile, so weit sich derselbe ohne die Noten beurtheilen läßt. Der Fortsetzung und Vollendung der Ausgabe, so wie der Commentarien des Theo, sieht Rec. mit Verlangen entgegen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 2. April hielt Herr Hofr. Mayer eine Vorlesung de usu accuratiori acus inclinatrix magneticæ. Es ist bekannt, wie mancherley Werkzeuge bisher angegeben worden sind, die Neigung einer Magnetnadel, oder welches auf ein hinausläuft, die Richtung der magnetischen Kraft unseres Erdkörpers gegen die Horizontalsfläche eines Beobachters, mit der gehörigen Genauigkeit bestimmen zu können. Es kommt hierbey hauptsächlich darauf an, eine Nadel vor ihrer Magnetisirung so abzugleichen, daß die Axe um welche sie sich auf und niederdreht, genau durch ihren Schwerpunct gehe, eine Sache die zwar sehr leicht ausgesprochen, aber in der Ausübung schwer zu bewerkstelligen ist. Je empfindlicher eine Nadel ist, desto eher verursacht auch die geringste Ungleichheit in der Reibung, daß oft die beharrlichste Geduld des Künstlers die Nadel nicht dahin zu bringen vermag, daß sie sich in jeder Lage vollkommen ruhig verhalte, wie jeder leicht selbst finden wird, der sich je mit einer Arbeit

dieser Art beschäftigt hat. Daher kommt es, daß Daniel Bernoulli, Kraft, Branden, u. a. sich so viel Mühe gaben, den Folgen solcher Ungleichheiten, welche in der Aequilibrung einer Nadel noch zurückbleiben, durch Anbringung eines so genannten Aequationsringes, Aequationszeigers u. dergl. abzuhelpfen, Vorrichtungen welche aber dazu geeignet sind, die Sache noch mehr zu verschlimmern, und durch den beschwerlichen und zusammengesetzten Mechanismus, welchen die Inclinationscompasse dadurch erhalten, nicht allein die Beobachtungsart zu erschweren, sondern auch viel neuen Fehlern eine Quelle zu eröffnen, wie die Versuche mit solchen Werkzeugen schon zur Gnüge ausgewiesen haben. — Um insbesondere die Reibung zu vermiedern hat man die Aze einer Nadel auch wohl auf Frictionsrollen ruhen lassen. Aber so bald die Reibung einmal so gering als bey einer Inclinationsnadel ist, welche nur immer ein kleines Gewicht haben darf, so wird die Bewegung auf solchen Kollscheiben kaum freyer und leichter seyn, als auf gewöhnlichen Unterlagen von Achat, wenn solche mit dem gehörigen Fleiße verfertigt sind; ja wenn solche Rollen nicht mit der äußersten Sorgfalt ihre gehörige Stellung erhalten haben, und dieß hat der Verf. dieser Abhandlung bey wenig Werkzeugen dieser Art gefunden, so schaden sie mehr als sie nützen, und verursachen, wie obige an den Inclinationsnadeln angebrachten Künsteleyen von Aequationsringen, Aequationszeigern ic. nur einen unangenehmen Kostenaufwand. In den neuern Zeiten ist man daher ziemlich von allen diesen angeblichen Verbesserungen abgekommen, und ist wieder zu der einfachsten Einrichtung zurückgekehrt, nämlich die Aze einer Inclinationsnadel bloß auf Achatunterlagen ruhen zu lassen, und durch eine möglichst genaue

und feine Abbrechung der Köpfschen oder Spizen, womit eine solche Axt an ihren Enden ausliegt, die Reibung so gut zu vermindern, als es nur immer geschehen kann. Die Erfahrung hat gelehrt, daß wenn auf diese Arbeit der gehörige Fleiß verwandt ist, die Nadeln eine Empfindlichkeit erhalten, welche derjenigen auf Kollscheiben nichts nachgibt. Die Umstände auf welche sonst noch gesehen werden muß, taugliche Inclinationsnadeln zu erhalten, werden in der Abhandlung selbst ausführlich erörtert. Das beschwerlichste bleibt denn aber doch immer die gehörige Aequilibrirung der Nadeln vor ihrer Magnetisirung, eine Sache die sich eigentlich jeder Beobachter, sobald eine Nadel aus dem groben gearbeitet ist, selbst vorbehalten sollte, um im Stande zu seyn, ein richtiges Urtheil über die Genauigkeit seiner damit angestellten Beobachtungen fällen zu können. Allein wenn man nun auch alle Mühe und Sorgfalt auf diese Arbeit, so wie auch auf die gehörige Magnetisirung der Nadeln verwendet hat, so wird es doch selten glücken, ein paar Nadeln zu erhalten, welche im magnetischen Meridian genau einerley Neigung annehmen. Meistens weichen sie innerhalb mehrerer Grade von einander ab, und es hält schwer zu bestimmen, welche Nadel nun eigentlich die wahre Inclination angibt, wenn gleich jede für sich sehr gut oscillirt, und ohne merklichen Fehler immer an demselben Punkte des eingetheilten Verticalkreises zur Ruhe kömmt. In einer Ebene senkrecht auf den magnetischen Meridian, sollten auch alle solche Nadeln, wie bekannt, ganz genau vertical stehen. Aber auch hier wird man Abweichungen von mehreren Graden wahrnehmen, welches der sicherste Beweis ist, daß solche Nadeln vor ihrer Magnetisirung nicht in allen Lagen sich ganz indifferent verhielten, welches, wie gesagt, wegen des

ungleichen Einflusses der Reibung kaum zu erhalten steht. So gering auch die Reibung ist, so kann sie doch leicht an manchen Stellen der Axe noch immer erheblich genug seyn, ein kleines Drehungsmoment, welches der Nadel noch zurückbleibt, falls sie nicht genau in ihrem Schwerpunkte unterstützt ist, zu absorbiren oder zu verhüllen, welches Moment sich denn in völliger Wirksamkeit zeigt, so bald die Nadel magnetisirt wird, und sich nun an einen Punct zur Ruhe stellt, woben jenes Drehungsmoment durch die Reibung nicht überwunden wird, weil nun ein anderer Punct der Axe aufliegt. Das selbe was der Verf. an Nadeln, die er selbst mit möglichstem Fleiße äquilibrirt und magnetisirt hatte, bemerkte, hat er auch an Nadeln wahrgenommen, welche von sehr geschickten Künstlern verfertigt waren; sie gaben in den Bestimmungen der magnetischen Inclination keine so übereinstimmende Resultate, daß sich der Verf. damit hätte befriedigen können. Es versteht sich, daß der Beobachter muß beurtheilen können, was hiebei auf eine etwa stattfindende Excentricität, auf Theilungsfehler des Limbus u. dergl. gerechnet werden muß, und auf bekannte Arten sich ausmitteln läßt. Die Absicht warum man aber nun bey den Inclinationscompassen äquilibrirte Nadeln verlangt, ist, daß solche an dem eingetheilten Verticalkreise die magnetische Neigung unmittelbar angeben. Allein man sieht leicht, daß wenn man von dieser Forderung abgeht, man der Äquilibrirung und also der damit verbundenen Mühe ganz überhoben seyn kann, wenn man nur ein Mittel hat, aus der beobachteten Inclination die wahre auf irgend eine bequeme Art bestimmen zu können. Hierzu ist erforderlich, daß man den Winkel weiß, den eine nicht äquilibrirte Nadel vor ihrer Magnetisirung mit der Horizont

fallinie macht. Man gedanke sich eine Nadel die nicht genau in ihren Schwerpunct unterstüzt ist, der man also absichtlich ein so großes Drehungsmoment verstatet, daß dieses hinlänglich ist, die Reibung zu überwältigen, und zu bewirken, daß die Nadel, ehe sie magnetisirt worden, immer an einem bestimmten Punct des Randes zur Ruhe kömmt, und also nicht wie äquilibrirte Nadeln sich in jeder Lage indifferent verhalten soll. Die Nadel wird eine Lage annehmen, welche von dem Winkel abhängt, den eine Linie von dem Schwerpuncte der Nadel nach ihrem Unterstüzungspuncte gezogen, mit der Mittellinie der Nadel machen würde. Man nenne diesen Winkel  $= \gamma$ . Kömmt die Nadel in die Ruhe, so wird sie sich gegen die Horizontallinie unter einem Winkel neigen, welcher jenem angeführten  $\gamma$  gleich ist, und man kann die Größe dieses Winkels an dem eingetheilten Verticalkreise des Inclinationscompasses messen. Es ist am besten, die Nadel so abzugleichen, daß sie sich vor der Magnetisirung genau horizontal stellt, und also jener Winkel  $= 0$  wird, welches in Rücksicht der folgenden Rechnung eine Bequemlichkeit ist. Was hierbey sonst noch zu bemerken ist, und wie die Nadeln zu jenem Zwecke am besten einzurichten sind, muß in der Abhandlung selbst nachgelesen werden. Aber es ist klar, daß jetzt eine solche Nadel gleichsam einen höchst empfindlichen Wagebalken vorstellt, der dadurch, daß man seinen Schwerpunct etwas unter den Unterstüzungspunct fallen läßt, auf die bekannte Weise so lange hin und her oscillirt, bis der Schwerpunct genau in eine Verticallinie unter den Unterstüzungspunct fällt. Nun erwarte man aber nicht, daß ein solcher Wagebalken, nachdem er magnetisirt worden ist, sich im magnetischen Meridiane genau in die Richtung der magnetischen

Kraft stellen wird. Aber man hat den Vortheil, daß er sich richtiger nach Vollendung seiner Schwingungen an einen bestimmten Punct des eingetheilten Limbus stellt, als gewöhnlich so genannte äquilibrirte Nadeln, welche der Ungleichheit der Reibung in ihren unterschiednen Lagen mehr unterworfen sind, weil sie nicht, wie jener Wagebalken, schon eigenthümliches Moment genug haben, die aus der Reibung entstehenden Ungleichheiten zu überwältigen. Der andere Vortheil bey jener Einrichtung ist, daß man nun auch der unsäglichen Mühe überhoben ist, die die gewöhnliche Nequilibrium der Nadeln erfordert. Denn es ist nur mit wenig Mühe verbunden, eine Nadel nach obiger Einrichtung mit einem Schliffsteine so abzugleichen, daß sie vor der Magnetisirung in der Horizontal-lage ruht. Um nun aber mit einer solchen Nadel, nachdem sie magnetisirt worden ist, (wozu in der Abhandlung das beste und sicherste Verfahren mit den nöthigen Vorrichtungen nachzulesen ist) die wahre Neigung der magnetischen Kraft zu bestimmen, die sie geradezu nicht angeben kann, so untersuche man erstlich was sie im magnetischen Meridiane für eine Neigung annimmt, und nehme aus mehreren Beobachtungen ein arithmetisches Mittel. Dann untersuche man, was sie für eine Neigung annimmt, wenn man sie umkehrt, so daß die Seitenfläche der Nadel, welche zuvor gegen Osten gekehrt war, jetzt nach Westen hin gerichtet ist. Eben so kann man auch die Neigung der Nadel einmahl im magnetischen Meridian, und dann zwentens in einer Ebene senkrecht auf jenem Meridian beobachten. Aus jedem Paare solcher Beobachtungen ist es nun sehr leicht, die wahre Inclination der magnetischen Kraft zu bestimmen, wo denn jede einzelne Bestimmung der andern zur Kontrolle dient. Die Formel dazu ist ungemein einfach, und beruht bloß auf einer Ab-

dition oder Subtraction der Tangenten der beobachteten Neigungen, wie man in der Abhandlung selbst mit mehrerem nachsehen kann. Inclinationen welche man auf diese Weise durch mehrere Nadeln von unterschiedener Dicke und Breite erhält, stimmen so gut überein, als sich von Werkzeugen dieser Art, bey denen man wegen der Schwierigkeit einen Nonius oder Vernier anzubringen, die Unterabtheilungen der Grade an dem Limbus bloß nach dem Augenmaße schätzen kann, nur immer erwarten läßt. Die Bestimmung der Neigung der Magnetnadel in Göttingen dient zur Erläuterung dieses Verfahrens, und macht den Beschluß der Abhandlung, aus der wir nur das Allgemeinste haben auszeichnen können. Die einfachste und bequemste Einrichtung eines magnetischen Inclinatorii ist zugleich in einer kurzen Beschreibung und Zeichnung mitgetheilt.

### Haarlem.

By A. Voosjes, P. F.: *Henrici Waardenburg*, Haarlemensis Gymnasii Rectoris, Opuscula oratoria, poetica, critica. 1812. XXII und 313 Seiten in Octav.

Außer der Antrittsrede bey der Uebnahme des Rectorats in Haarlem im Jahre 1802, und einigen andern Poesien und Bemerkungen über classische Schriftsteller besonders über den Propertius, sind die übrigen Aufsätze in Lingen, wo der Verf. Rector war, geschrieben, alle zu ihrer Zeit in diesen Blättern rühmlich von dem verewigten Heyne angezeigt worden. Diese Sammlung hat der Verf. seinem in Leiden studierenden Sohne Everhard gewidmet. In der Vorrede verbreitet er sich mit vieler Einsicht und in einer sehr guten und fließenden Latinität über die Pflichten eines Herausgebers von Pro-



perlius, woben er der fehlerhaften Ansichten älterer und neuer Philologen gedenkt, denen Propertius für ihre vermeinten Verbesserungen schwerlich danken würde. Jene Antrittsrede handelt von dem großen Nutzen, den die sorgfältige Lesung der griechischen und römischen Schriftsteller dem Staatsmanne verschaffe. S. 50 ff. Diese Rede verdient allen Beyfall; sie ist in einem schönen Stile geschrieben, und die Gründe klar und eindrücklich auseinander gesetzt, auch die Gegner treffend widerlegt. Nicht minder gut gerathen sind die Gedichte, wovon das letzte den am 1. Juny 1811 erfolgten Tod des berühmten Hieronymus de Boscq betrauert. Man erkennt in diesen Lateinischen Gedichten, von welchen das eine auf den Abschluß der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England und desselben Verbänden am 1. October 1801 in Holländische Verse übergetragen ist, den Dichter, den das Studium der Römischen Poeten genähret und gebildet hat. Den größten Theil des Buches nehmen die Critica ein, von S. 129 an. Sie erstrecken sich über einige Homerische Hymnen, und zeigen Belesenheit und Bekanntschaft mit den Arbeiten der Deutschen Gelehrten, denen diese Hymnen in den neuern Zeiten am meisten verdanken, der Hrn. Groddeck (in Wilna), Matthia (in Altenburg), Ilgen (in Schulpforte), Herrmann u. a. Dann folgen Critiken über einige Werke des Cicero, Virgilius, Tibullus und Propertius, bey welchem letztern als seinem Lieblings-Dichter er am längsten verweilet von S. 188 bis ans Ende. Der Raum und die Bestimmung dieser Blätter erlauben es uns nicht weiter zu gehen, so sehr uns auch viele Stellen locken mögen, das richtige Gefühl, die Belesenheit und die wenn nicht stets glücklichtreffende, doch wohlbegründete Critik auszuzeichnen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1814.

Ohne Druckort.

De l'esprit de conquête et de l'usurpation, dans leurs rapports avec la civilisation européenne. Par Benjamin de Constant-Rebecque, membre du Tribunat, éliminé en 1802, Correspondant de la Société Royale des Sciences de Göttingue. (Seither auch Königl. Schwed. Ritter des Nordsternsordens.) 1814. VIII und 208 Seiten in Octav.

Der berühmte Verfasser, welcher in der wirklichen Welt als Staatsmann, und in der literarischen als geistreicher Schriftsteller sich schon vielfach bewährt hat, beobachtete seit langer Zeit das große politische Treiben der Staaten mit Ernst und Scharfsinn, sammelte gleichsam unwillkürlich seine Erfahrungen und Autopsien, und daraus bildeten sich in ihm Resultate, allgemeine Ansichten und Grundsätze, Verkettungen von Ursachen und Wirkungen, die zu einem reifen Ganzen gediehen, ihm den Stoff zu einem Werke gaben. Dieses kühne Erzeugniß des freyen Geistes durfte aber früher nicht zu Tage befördert werden. "L'état de la France

R (3)

et celui de l'Europe semblaient condamner cet ouvrage à ne jamais paraître" sagt der Verf. selbst in seiner Vorrede. Endlich doch hob er aus seinem größeren Werke ein doppeltes, an sich geschlossenes Fragment aus, und mit der Vollendung der letzten Hand ausgestattet, übergibt er es dem Publicum. Wir eilen, ihm für das schöne Geschenk unseren Dank zu bezeugen. Er hätte, bemerkt er, mit allen Beziehungen der Gegenwart seine Arbeit für den großen Haufen noch anziehender machen können, und er hat es verschmäht. "L'ouvrage actuel fait partie d'une *Traité de politique*, terminé depuis longtems. . . . L'auteur a extrait seulement ce qui lui a paru d'un intérêt immédiat. Il aurait pu accroître cet intérêt par des personnalités plus directes. Mais il a voulu conserver avec scrupule ce qu'un profond sentiment lui avait dicté, quand la terre était sous le joug." Wir finden also hier bloß allgemeine und theoretische Betrachtungen über Eroberungssucht und Usurpation.

Mit echt historischem Sinne (ohne gerade hier Geschichte zu schreiben) oder, wenn man will, mit demjenigen philosophischen Sinne, der sich durch Studium der Geschichte bildet, zeigt erstens der Verf. wie der Geist der Nationen in gewissen Momenten oder Epochen etwas zuläßt und gar befördert, (wie z. B. Kriege und Eroberungen,) was er aber in andern Momenten als gänzlich heterogen und widersinnig verbietet. Nun prüft er die Beschaffenheit und die Grundlagen der Europäischen Menschheit und Cultur in dieser unserer Epoche, in Rücksicht auf Krieg und Eroberung, und findet beide durchaus gegen jene im Widerspruche. Da aber weiter die Usurpation auch Krieg erfordert, und einen Zustand des beständigen Krieges sogar hervorbringt, so steht sie ebenfalls im offenbaren Wider-

sprache mit dem Geiste und der Beschaffenheit unserer Epoche.

Wir wollen dem Verf. etwas näher folgen. In dem Urzustande angehender Staaten, wo Gränzen noch unbestimmt sind, und die Erde gleichsam primo occupanti noch zugehört, wo gesellschaftliche Verhältnisse und Cultur noch im Entstehen, oder doch nicht weit vorgerückt sind, heißt Krieg, Erweiterung, Sicherung seines Gebiets, Eroberung mit einem Worte, dem Menschen und dem Staate natürlich, und folglich mit dem Geiste der Gegenwart übereinkommend. So war es der Fall in der ersten Römerzeit, so auch im Anfange der Völkerwanderung oder des so genannten Mittelalters. Allein, da diesen ersten Gährungen zufolge der gesammte Boden Europas eine bestimmte und verhältnismäßige Eintheilung in politischer Rücksicht erhalten hat; eine Eintheilung, die sich sowohl nach geographischen als nach ethnographischen Grundlagen nach und nach angeordnet hat, wie es aus der Geschichte nachgewiesen werden kann; da alle die verschiedenen Stämme (so gut es sich thun läßt in dem ewigen, nie zu beseitigenden Streite zwischen Idee und Realität) sich so ziemlich gerundet und eingerichtet, und unter passende, immer sich verbessernde Regierungen verfügt und eingewohnt haben; da endlich in diesem Staaten- und Völkerverein, der die große Europäische Familie umschließt (eine einzige Erscheinung in den Annalen der Menschheit!), Gesetze, Wissenschaften, Künste, gegenseitiger Verkehr und Handel, kurz alles was zum Genuße (aber auch nur zum Genuße?) im menschlichen Leben gehört, schon sehr ausgebildet ist und zur reichern Ausbildung noch fortstrebt, — so hat sich auch unter den Europäischen Völkern ein Bedürfniß der äußern Ruhe tief eingewurzelt, ein Bedürfniß

der Festigkeit und Sicherheit in dem einmahl angelegten Staatengebäude, welches sie bewohnen, damit sie ungestört theils das Erworbene genießen, theils es noch bereichern können. — Und zu einer solchen Forderung ist gewiß die Menschheit berechtigt, sobald die irdischen Bedingungen ihres Daseyns hienieden hinreichend fest gesetzt sind. Diese irdischen Bedingungen sind doch am Ende (ungeachtet ihrer Unumgänglichkeit) das Geringste im totalen Leben der Menschheit, und machen nur die Grundbasis aus, von woher sie sich zu ihrer höhern und wirklichen Bestimmung hinauf schwingt. In dieser neuen Epoche gesellschaftlicher Cultur also kann nicht mehr zugelassen werden, was in früheren Epochen unvermeidlich und verzeihlich, ja nothwendig war. Nun ist Eroberungsfucht nichts als eine monströse Anomalie, ein gegen die Constitution des Ganzen kämpfender Auswuchs. Welche unendliche Uebel solche Eroberungsfucht oder vielmehr ihr scheußliches Ausführungsmittel, der Krieg, der ungerechte, ewige Krieg, für die Menschheit nach sich zieht, dieß legt unser Herr Verf. ausführlich dar in einer lehrreichen Folge von Kapiteln seiner ersten Abtheilung; und er beweiset darin, wie Alles Gute, Edle, welches sich unter Menschen entwickelt hatte, nothwendig verloren geht, sowohl für die eroberte als auch für die erobernde Nation, in dem wilden, unmoralischen Laufe eines bloß um Eroberung lang geführten Krieges; und in der verderblichen Niedrigkeit und Schlawheit der Gemüther, die durch eine sonst von einigen so hochgepriesene Uniformität in gesellschaftlichen Einrichtungen entsteht. Endlich beweiset er auch, wie die Widernatürlichkeit eines solchen Zustandes seinen Untergang unausbleiblich am Ende selbst befördert, und wie ein solches unserer heutigen Civilisation und Wesenheit

so widerstrebendes System zuletzt seinem Sturze entgegen zu sehen hat.

Die zweite Abtheilung des Werks hat es mit der Usurpation zu thun. Diese unterscheidet sich von der erblichen ruhigen Würde eines gesetzmäßigen Fürsten besonders dadurch, daß die Usurpation nothwendig den Stolz aller beleidigt, und eine dumpfe, gefährliche Gährung immer unterhält; daß sie argwöhnisch und finster, stets auf ihrer Hut, trügerisch und treulos ist; daß sie, indem sie sich vor allem scheut und fürchtet, beständig hart, tyrannisch, willkürlich verfahren, ein wahres Schreckenssystem einführen muß. Das Verderbliche eines solchen Zustandes und eines willkürlichen Verfahrens von Seiten der usurpirten Gewalt, setzt der Verf. trefflich auseinander. Leicht lassen sich diese unglückfelige Wirkungen denken. Da aber, wie der Herr Verf. es auch beweiset, der Despotismus nicht weniger gegen den Geist der jetzigen Civilisation anstößt, als der Krieg selbst; und da eine usurpirte Gewalt nur vermittelst des Despotismus sich erhalten kann, so folgt daraus, daß die Usurpation in der jetzigen Periode der Cultur eben so unstatthaft und unhaltbar ist als jener. Dabey kommt eine meisterhaft skizzirte Ansicht der Grundlagen der Französischen Revolution und auch ihres Ausganges vor. — Wir haben uns bestrebt, den Geist und die Hauptansicht dieser auszeichnungswerthen Schrift kurz anzuzeigen. Sie muß aber gelesen und beherzigt werden von jedem, der sich berufen fühlt, an dem Wohl unsers Geschlechts Theil zu nehmen; besonders können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß sie denkende Staatsmänner nicht unbeachtet lassen.

Berlin.

Von Friedrich Nicolai: Latona. Unterhaltungsschriften von Franz Horn. Zwey Bändchen: 1811 und 1812: 371 und 392 Seiten in Octav.

Diese beiden Bändchen enthalten viel Gutes und empfehlen sich durch seine Einsichten, richtiges Gefühl, und schöne Sprache, welche darin herrschen. Mit Recht führen sie den bescheiden Titel, Unterhaltungsschriften, da sie dem Leser mancherley anbieten, was ihm Vergnügen machen, sein Nachdenken fruchtbar wecken und ihn belehren kann. In jedem Bändchen sind Andeutungen moralischer, psychologischer und literarischer Art, historische Aufsätze, Critiken und Poesien enthalten. Wenn gleich die Andeutungen oft nur hingeworfen und eben deshalb nicht frey von Tadel sind, auch hier und da wegen härter Urtheile wie l. S. 90 und wegen Unrichtigkeiten, wie bey der Erzählung von der Geistererscheinung des Hofmeisters Dörrien auf dem Carolino zu Braunschweig (l. S. 45 f.) schwerlich allgemeinen Beyfall finden; so sind doch die meisten richtig, zeigen Beobachtungsggeist und geben vielen Stoff zum Nachdenken. J. V. H. S. 123: Der genialste Held des Alterthums ist ohne Zweifel Alexander der Große, woher es denn auch wohl kommen mag, daß er der Wahrheit der Historiker bey weitem weniger gefallen hat, als der ruhig kalte große Schlachten- und Menschenberechner Julius Cäsar. Warum mußte das Schicksal ihm, der nur einen Apelles, ihn zu mahlen, fand, nie einen Dichter gewähren, der ihn besang? Oder ist er etwa selbst Gesang, und bedarf des Dichters nicht? Die Poesien beweisen den dichterischen Geist des Verfassers von neuem: es sind treffliche Stücke darunter. Auch die Critiken haben ihren Werth. Die Bemerkungen über den sel. Zübner sind un-

parteylich und wahr, und die historischen Gemälde, Galba, Otho und Vitellius, welche den zweyten Band eröffnen, sind nach Tacitus, Dio Cassius, Suetonius u. a. mit Liebe, Unparteylichkeit und Geist gearbeitet. Gern hätten wir die Beschreibung der Schlacht bey Bedriacum hier gesehen. Sie steht bey Tacitus Hist. II, 41 – 44, von welcher der Verf. selbst sagt: sie sey das einzige Muster für die Darstellung der Schlachten, nie übertroffen, nie erreicht. Dem Verf. schien jedoch diese Beschreibung seinem Plane nicht angemessen zu seyn. Sehr hat des Verf. Entschluß unsern Beyfall, Pål Flemmings Gedichte, diese trefflichen Erzeugnisse eines herrlichen Dichtergeistes im siebenzehnten Jahrhunderte, der unbedenklich weit über Opig steht, in einer neuen Ausgabe dem Deutschen Publicum, das seinen Fleming fast vergessen hat, wieder zu schenken, und wir wünschen, daß Fleming, der die Deutschtieit so geistreich und innig liebte und lobte vom Deutschen Publicum mit Liebe aufgenommen werden möge.

### Salzburg.

Von J. K. Dugle: Das Mairanische Problem, erweitert und allgemein aufgelöst, samt einem Anhange, oder neue merkwürdige Eigenschaften der Zahlen entdeckt von Joseph Schuster, Repetitor der Mathematik an der ehemaligen Universität in Salzburg. 1811. 69 S. in Octav.

Der Verf. zeigt, daß das Mairan'sche Problem (Mem. de Paris 1709), nämlich: "Warum die Differenz zweyer ganzen Zahlen, wovon die eine nur die verkehrte der andern ist, z. B. 68145; 54186 immer durch 9 theilbar sey, und warum eben dieses auch bey den Differenzen der gleichnamigen



Potenzen derselben z. B.  $68145^m - 54186^m$  zu-  
trifft, nur ein einzelner Fall einer weit allgemei-  
nern Aufgabe ist, welche er in gegenwärtiger Schrift  
ausführt. Er sucht nämlich überhaupt die Bedin-  
gungen unter denen die Summe oder Differenz  
zweier beliebigen Potenzen von zwey vorgegebenen  
Zahlen z. B.  $b^m \pm \beta^n$  durch eine dritte Zahl  $a$   
divisibel ist, und findet denn wie begreiflich, unter  
den von ihm entwickelten Fällen auch das Mai-  
ran'sche Problem enthalten. Es kommt darauf an,  
was  $b$  und  $\beta$  für Reste lassen, wenn man sie mit  $a$   
dividirt, wobey denn auch auf negative Reste Rück-  
sicht genommen wird, wenn man nämlich die Quo-  
tiente  $\frac{b}{a}$ ,  $\frac{\beta}{a}$  um eine Einheit zu groß nimmt. Setzt  
man nun  $b = aq + r$ ;  $\beta = aq' + r'$ ; oder auch  
 $b = a(q+1) - \rho$ ;  $\beta = a(q'+1) - \rho'$ , so läßt  
sich durch Entwicklung der Potenzen  $b^m$ ,  $\beta^n$ ,  
in Reihen, sehr leicht das Verhalten der Reste  
 $r$ ,  $r'$ ; oder auch  $\rho$ ,  $\rho'$  herausbringen, unter denen  
 $\frac{b^m \pm \beta^n}{a}$  einer ganzen Zahl gleich seyn muß, wel-  
ches nun der Verf. durch viel hieher gehörige Bey-  
spiele erläutert, und dann auch noch besonders auf  
das Mairan'sche Problem anwendet. Zuletzt be-  
schäftigt er sich auch noch mit den besondern Eigen-  
schaften der Zahlen in Beziehung auf den Divisor 11,  
und mit der so genannten Neuner Probe. Es lassen  
sich die Untersuchungen des Verf. leicht noch in einer  
größern Allgemeinheit erörtern, aber auch das schon  
hier beigebrachte wird Liebhabern der Elementar-  
Arithmetik als eine nützliche Vorbereitung zu höhern  
Gegenständen dieser Art dienen können.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.

Den 23. April 1814.

London.

Wir beschließen unsre Anzeige der Philosophical Transactions for 1813 mit den darin befindlichen chemischen Abhandlungen. Part I. Seite 1. On a new detonating Compound. Von Sir Humphrey Davy. Auf die von einem gewissen Herrn Ampere aus Paris erhaltene Nachricht von der daselbst gemachten Entdeckung einer Verbindung des Stickgases mit der Chlorine, welche im Außern einem Oehle gleiche, und schon durch die bloße Wärme der Hand auf das heftigste explodire, war der Verf. sogleich bemüht, diese merkwürdige Substanz selbst darzustellen, und es glückte ihm auch sehr bald durch Einwirkung des oxygenirtsalzsauren Gases sowohl auf liquides Ammoniak, als auch auf die Auflösungen verschiedener Ammoniaksalze, insbesondere des salpetersauren und sauerkieselsauren Ammoniaks, sich dieselbe zu verschaffen. Auch er fand, daß diese Substanz sich ungemein leicht unter der heftigsten Explosion zerlegt, nicht nur durch bloßes Erhitzen, sondern auch schon bey der Berührung mit verschiedenen combustibeln Substanzen, als dem Baum-

S (3)

Öhl, Zerpentindöhl, der Bergnaphtha und besonders dem Phosphor. Obgleich Davy nur mit sehr kleinen Quantitäten dieser neuen Substanz operirte, deren Volumen das von einem Senfkorn kaum übertraf, so fanden doch in diesen Fällen die allergewaltsamsten Explosionen statt. Dieselbe scheint mithin alle bis jetzt bekannten explodirenden Substanzen, selbst das Berthollersche Knallsilber nicht ausgenommen, in Hinsicht der Heftigkeit, mit welcher sie explodirt, zu übertreffen. Auch die Schnelligkeit ihrer Wirkung schien D. gleichfalls größer als die der genannten Substanzen zu seyn. Die Versuche mit dieser Substanz erfordern daher die größte Vorsicht, und der Verf. eilte dieserwegen auch diese vorläufigen Bemerkungen über dieselbe bekannt zu machen. Er selbst wurde bey einem der Versuche mit dieser Substanz durch das gewaltsame Zersprengen eines Glasgefäßes am Auge sehr schwer verwundet, so daß man lange Zeit für sein Gesicht sehr besorgt war, und, wie wir hören, soll der Entdecker dieser Substanz Herr Dulong das Unglück gehabt haben das eine Auge und einen Finger dadurch zu verlieren. — S. 64. On a substance from the Elm Tree called Ulmin. Von James Smithson. Die Versuche, welche der Verf. mit dieser auf der Rinde der Sicilianischen Ulme (*Ulmus nigra*?) vorkommenden Substanz angestellt hat, beweisen, daß dieselbe keineswegs als ein eigenthümlicher näherer Pflanzenstoff betrachtet werden könne, wie solches von Thomson zuerst angenommen worden ist, sondern daß sie aus einer Mischung von Kali und einer dem Extractivstoff näher als den Harzen verwandten Substanz bestehe. Uebrigens ist dieselbe Substanz von dem Verf. auch auf der Rinde unserer gemeinen Ulme (*Ulmus campestris* L.) wahrgenommen worden.

Part II. S. 159. On the colouring Matter of the black Bronchial Glands and of the black spots of the Lungs. Von George Pearson. Aus den hier mitgetheilten Untersuchungen erhellet, daß die schwarze Farbe, welche diese Organe beim Menschen gewöhnlich erst gegen das 20. Jahr stellenweise zeigt, von einer kohlenartigen Substanz herrührt. Der Verf. ist der Meinung, daß dieselbe mit der Luft durch das Athmen eingeführt werde. Mit dieser Meinung verträgt sich unserm Bedünken nach aber das von dem Verf. beobachtete Verhalten dieser kohlenartigen Substanz auf keine Weise. Vielmehr macht dieses es höchst wahrscheinlich, daß diese Substanz aus dem Blute abgefordert werde, denn dieselbe war in der Schwefelsäure auflöslich, und gab bei der Destillation Wasser, welches gewöhnlich mit etwas empyreumatischer Oehl und zu Zeiten auch mit Spuren von Blausäure vermischt war, kohlenfaures Gas und Kohlen-Wasserstoffgas aus, woben sie  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{4}$  ihres Gewichts verlor. — S. 171. Experiments on the Alcohol of Sulphur, or Sulphuret of Carbon. Von J. Berzelius und Alexander Marcet. Durch diese sehr gründliche Analyse des so genannten Schwefelalkohols von Lampadius erhält die schon von Clement und Desormes über die Mischung dieser Substanz geäußerte Meinung, daß sie bloß eine binaire Verbindung des Schwefels mit Kohlenstoff sey, volle Bestätigung. Die Verfasser konnten auf keine Weise auch nur den geringsten Gehalt an Wasserstoff in derselben entdecken. Seitdem haben auch Berthollet, Chénard und Vanquelin durch Wiederholung der von Cluzel dem Französischen Institute über den Schwefelalkohol vorgelegten Versuche ganz dasselbe Resultat erhalten, so daß wir die Verhandlungen in Betreff der Mischung dieser Substanz vor der Hand wohl

als geschlossen ansehen dürfen. Zur Darstellung dieser Substanz wandten die Verfasser das von Clement und Desormes empfohlene Verfahren an. Völlig von aufgelösetem Schwefel und anhängender Feuchtigkeit gereinigt ist der Schwefelalkohol vollkommen farblos und besitzt ein specifisches Gewicht von 1,272. Sein Drehungsvermögen ist nach Wollaston = 1,645. Seine Expansivkraft beträgt bey 30" Barometerhöhe und 53°, 5 F. 7", 36 Quecksilberhöhe. Zwischen 105° und 110° F. kömmt er in volles Kochen, konnte aber bey — 60° F. nicht zum Gefrieren gebracht werden. Vom Schwefel kann derselbe bis zu  $\frac{1}{3}$  seines Gewichts auflösen. Alkohol und Schwefeläther schlagen aber den Schwefel in Gestalt von Nadeln vollständig aus demselben wiederum nieder. In diesen beiden Menstruis löset sich der Schwefelalkohol vollständig auf, aber nicht in allen Verhältnissen. Hingegen im Wasser fanden die Verfasser ihn völlig unauflöslich. Den Geruch, welchen das Wasser davon annimmt, leiten sie von der Vermischung desselben mit der im Wasser enthaltenen atmosphärischen Luft her. Quecksilber, Silberamalgam und Bleiamalgam übten nicht die geringste Wirkung auf den Schwefelalkohol aus, sobald derselbe völlig rein war; enthielt er hingegen Schwefel aufgelöset, so wurden die Amalgame geschwärzt, und das Silber und Blei bildeten mit diesem aufgelöseten Schwefel Schwefelmeralle. Um das Mischungsverhältniß des Schwefelalkohols zu bestimmen, wurde derselbe über glühendes Eisenoxyd geleitet, und nun aus der Menge des mit dem Eisen verbundenen Schwefels und des zugleich gebildeten kohlenfauren und schwefelsauren Gases die Mischung desselben berechnet. Demzufolge fand sich diese Substanz in 100 Theilen aus 84,83 Schwefel und 15,17 Kohlenstoff zusammengesetzt. Zur

Trennung des schwefelichtsauren Gases vom kohlen-  
 sauren Gase bedienten sich die Verfasser des braunen  
 Bleynoxyds mit dem besten Erfolge. In einem  
 Nachtrage zu dieser Abhandlung von Berzelius  
 erwähnt derselbe einer sehr merkwürdigen Substanz,  
 welche durch die Einwirkung der Salpetersalzsäure  
 auf Schwefelalkohol erzeugt wird. Dieselbe hat im  
 Aeußeren viel Aehnlichkeit mit Campher, und soll  
 nach der Analyse dieses Chemikers eine Tripelver-  
 bindung von Salzsäure, Kohlenensäure und schwefel-  
 ichter Säure seyn. Hundert Theile dieses acidum  
 muriaticum sulphuroso-carbonicum, wie es der  
 Verf. benennt, bestehen aus 48,74 Salzsäure,  
 29,63 schweflichter Säure und 21,63 Kohlenensäure  
 mit Inbegriff eines geringen Verlustes. Auch ist  
 es dem Verf. geglückt, Verbindungen des Schwefel-  
 alkohols mit einigen salzfähigen Basen zu bewerk-  
 stelligen. Für diese schlägt er die Benennung Car-  
 bosalphurets vor. — S. 213. Additional Obser-  
 vations on the Effects of Magnesia in preventing  
 an increased Formation of Uric Acid; with Re-  
 marks on the Influence of Acids upon the Com-  
 position of the Urine. Von William Thomas  
 Brande. Es werden in dieser Abhandlung mehrere  
 wichtige Fälle angeführt, welche die von dem Ver-  
 fasser Phil. Transact. for 1810. P. I. p. 136 ge-  
 rühmten heilsamen Wirkungen der Magnesia, die  
 Secretion der Harnsäure zu vermindern, und da-  
 durch der fernern Erzeugung von Harnsäure-Con-  
 crementen Einhalt zu thun, aufs neue bestätigen.  
 Aus denselben erhellet aber auch zugleich, daß ein  
 zu lange fortgesetzter Gebrauch dieses Mittels die  
 Fällung von phosphorsauren Kalk und phosphor-  
 saurer Talkerde und Ammoniak im Harn bewirken,  
 welches durch den Abgang eines weißen Sandes  
 bemerkbar wird. Die stärkern Mineralsäuren als

Schwefelsäure, Salzfäure und Salpetersäure vermindern diese Zufälle sehr bald und verhüten die fernere Präcipitation dieser phosphorsauren Salze; bewirken aber zu gleicher Zeit leicht die Wiederverzeugung des rothen aus präcipitirter Harnsäure bestehenden Sandes. Dagegen von den vegetabilischen Säuren, insbesondere von der Citronensäure und der Weinsäure, selbst in großen Gaben angewandt, und desgleichen auch von Kohlensäure weit weniger die zuletzt genannten Nachteile zu befürchten sind. Diese für den Arzt und Chemiker gleich interessanten Erfahrungen sind ein schöner Beitrag zu den Untersuchungen von Schulz über den Einfluß der Nahrungsmittel auf die Beschaffenheit des Harns, und lassen uns hoffen bey weiterer Verfolgung vielleicht bald bestimmtere Aufschlüsse über die Entstehungsart der Harnconcretionen und das immer noch sehr räthselhafte endemische Vorkommen derselben zu erhalten. — S. 242.

Some further Observations on a new detonating substance. Von Sir Humphry Davy. In dieser Abhandlung beschäftigt sich der Verf. mit der Bestimmung des Mischungsverhältnisses der oben bereits erwähnten merkwürdigen explodirenden Substanz. Seinen Versuchen zufolge ist dieselbe wirklich eine Verbindung der Chlorine mit Stickstoff, und dem Gewichte nach in 100 Theilen aus 91 Chlorine und 9 Stickstoff zusammengesetzt. Oder dem Volumen nach gerechnet besteht dieselbe aus einem Theil Stickgas und vier Theilen Chloringas, welches dem von Gay, Lussac aufgefundenen Gesetze der Verbindungen elastischer Flüssigkeiten ganz entsprechend ist. Der Verf. beschließt diese Abhandlung mit Bemerkungen über die Lehre von den fixen Verhältnissen der chemischen Verbindungen, wovon wir glauben eine Stelle hier wörtlich mittheilen zu

müssen. This compound, heißt es S. 249, is the first instance known of one proportion of a substance uniting to four proportions of another substance, without some intermediate compound of 1 and 1, 1 and 2, and 1 and 3; and the fact should render us cautious in adopting hypothetical views of the composition of bodies from the relations of the quantities in which they combine. Those who argue that there must be one proportion of oxygen in azote, because there ought to be six proportions in nitric acid, instead five, which are produced from it by analysis, might with full as much propriety contend, that there must be azote in chlorine in some simple multiple of that existing in the compound. It may be useful to shew, that many hypotheses may be framed upon the same principles; and which, consequently, must be equally uncertain. Views of this nature may be important in directing the practical chemist in his researches; but the philosopher should carefully avoid the developement of them with confidence, and the confounding them with practical results. —

S. 252. Experiments on the Production of Cold by the Evaporation of the sulphuret of Carbon. Von Alexander Marce. Schon Lampadius hatte bemerkt, daß diese Substanz bey ihrer Verdampfung eine sehr bedeutende Kälte erzeuge, aber an genauen Versuchen hierüber fehlte es noch. Diese erhalten wir hier von dem Verfasser. Aus diesen geht hervor, daß keine der bekannten Substanzen bey ihrer Verdampfung einen so außerordentlichen Kältegrad zu bewirken im Stande ist, als der Schwefelalkohol. Die Kugel eines Alkoholthermometers mit etwas feiner Leinwand umwunden und dieses hierauf mit einigen Tropfen Schwefelalkohol befeuchtet,



machte das Thermometer sehr schnell von  $60^{\circ}$  F. bis auf  $0^{\circ}$  F. sinken, während Schwefeläther von 0,724 spec. Gew. unter denselben Umständen nur eine Kälte von  $+20^{\circ}$  F. hervorbrachte. Wurde ein auf diese Art mit Schwefelalkohol zugerichtetes Thermometer unter den Recipienten der Luftpumpe gebracht, so fiel der Weingeist im Thermometer beim Auspumpen des Recipienten binnen wenigen Minuten von  $+70^{\circ}$  F. bis auf  $-70^{\circ}$  F. oder gar bis auf  $-82^{\circ}$  F. herab, wenn die Verdünnung bis zu  $\frac{1}{8}$  Zoll Quecksilberhöhe gebracht werden konnte. Wandte man hierbey ein Quecksilberthermometer anstatt eines Weingeistthermometer an, so gefror das Quecksilber augenblicklich und man konnte recht deutlich das starke und plötzliche Zusammenziehung dieses Metalls im Augenblick seines Gefrierens wahrnehmen. Würde man bey dieser Substanz das von Leslie angewandte Verfahren benutzen können, so müßte man mittelst derselben noch viel größere Kältegrade zu erhalten im Stande seyn, aber bis jetzt fehlt es uns an einer Substanz, durch welche die Dämpfe des Schwefelalkohols schnell absorbiert werden. — On a saline Substance from Mount Vesuvius. Von James Smirhson. Diese salinische Substanz hinterließ beim Auflösen in Wasser einen geringen Rückstand, welcher aus grüngelbten Partikeln, einem ockergelben Pulver und kleinen Krystallen von Eisenglanz bestand. Diese grüngelbten Partikeln verhielten sich bey der Analyse wie das Peruanische salzsaure Kupfer, und der Verf. vermuthet daher, daß das ockergelbe Pulver vielleicht basisch-salzsaures Eisenoryd seyn möchte, zumahl da salzsaures Eisen auch in der auflösblichen Salzmasse vorkam. Mit Ausschluß dieses unauflösblichen Rückstandes bestand die übrige Salzmasse in 100 Theilen aus: 71,4 schwefelsaurem Kali, 18,6 schwefelsaurem Natron, 4,6

salzsaurem Natron und 5,4 salzsaurem Ammoniak, salzsaurem Kupfer und salzsaurem Eisen. — S. 263. Some Experiments and Observations on the substances produced in different chemical Processes on Fluor Spar. Von Sir Humphrey Davy. Nach Vorausschickung einer kurzen Uebersicht der neuen Verhandlungen über die Flußsäure, bemüht sich der Verf. zu zeigen, daß die vorhandenen Data über diese Säure uns keineswegs berechtigen, dieselbe gleich der Schwefelsäure, Phosphorsäure und Kohlen säure als eine Verbindung des Sauerstoffs mit einem eigenthümlichen combustibeln Princip zu betrachten, sondern daß es wohl möglich seyn könnte, daß das Flußsäureprincip vielmehr eine dem Sauerstoff und der Chlorine analoge einfache Substanz sey, die mit Wasserstoff verbunden die Flußsäure constituire, und in dem flußsaurem Kieselerdegase und dem fluß- boraxsaurem Gase mit Silicium und Boracium verbunden vorkomme. Durch mehrere neue Versuche, welche der Verf. zur Erörterung dieses höchst wichtigen Gegenstandes angestellt hat, und von ihm in dieser Abhandlung hierauf mitgetheilt werden, glaubt derselbe hinreichend entscheidende Beweise zu Gunsten der letztern Hypothese zu erhalten, und er sieht demnach die Flußsäure als eine Verbindung des Wasserstoffs mit einem eigenthümlichen säurebildenden Princip an, welches von ihm mit dem Nahmen Fluorine bezeichnet wird. Folgende Erfahrungen sind es insbesondere, worauf Davy diese Behauptung stützt: 1) Enthält die liquide Flußsäure im völlig entwässerten Zustande, worin sie ein spec. Gewicht von 1,0609 hat, kein Wasser; denn mit Ammoniakgas gesättigt, bildet sie ein Salz, welches beim Erhitzen kein Wasser ausgibt. 2) Bildet sich bey der Einwirkung des Kaliums auf völlig trocknes flußsaures Ammoniak

bloß flüßsaures Kali unter Ausscheidung von Ammoniakgas und Wasserstoffgas, deren Volumen sich ebenfalls, wie bey der Einwirkung des Kalium, auf Salmiak, wie 2:1 verhält, dagegen bey den Ammoniaksalzen der sauerstoffhaltigen Säuren, wenn diese auf gleiche Weise behandelt werden, sich die combustibele Basis jedesmahl entweder ausscheidet oder in eine neue Verbindung tritt. 3) Wird die Flußsäure in den Kreis der Voltaischen Säule gebracht, so entwickelt sich am negativen Pole derselbe bloß eine geringe Menge einer elastischen Flüssigkeit, die gleich Wasserstoffgas inflammabel ist, und nichts anders als dieses zu seyn scheint, dagegen am positiven Pole die Platindrath stark corrodirt werden und sich mit einem chocoladebraunen Pulver bedecken. Wird Zinn hierbey zum positiven Leiter gewählt, so erhält man hier eine bedeutende Menge eines dunkelgefärbten Pulvers, welches in der Luft erhitzt sich entzündet und bey der Behandlung mit Kali und Schwefelsäure flüßsaure Dämpfe ausgibt. Die Fluorine für sich darzustellen wollte dem Verf. nicht glücken. — Fernere Untersuchungen müssen über Richtigkeit dieser Erfahrungen und der daraus gezogenen Folgerungen erst entscheiden, daher wir glauben uns hier auf diese bloße Anzeige beschränken zu müssen.

### Leipzig.

Ben Gerh. Fleischer d. j.: Apollonii Rhodii Argonautica. Ex recensione et cum notis Rich. Franc. Phil. Brunckii. Editio nova auctior et correctior. Accedunt scholia graeca ex codice Biblioth. Imperial. Paris. nunc primum evulgata. Vol. I. 1810. XII und 410 S. enthaltend den griechischen Text und die Anmerkungen von Brunck. Vol. II. 1813. XVI und 709 S. enthaltend die

griechischen Scholien, sowohl die Parisischen bisher ungedruckten als schon gedruckten. In Octav.

Der um die alte classische Litteratur sehr verdiente Verleger faßte den Entschluß, die Brunck'schen ziemlich aus dem Buchhandel gekommenen Ausgaben der griechischen Dichter wieder aufzulegen, und machte auf des Hrn. Prof. Schäfers Rath und mit seiner Hülfe mit dem angezeigten Gedichte den Anfang. Die Brunck'sche Ausgabe ist zwar nicht fehlerfrey, aber doch sehr schätzbar. S. unter andern Gött. Anz. 1780. St. 140, wo unser verewigter Heyne sie angezeigt hat. Der Text ist ganz, wie er von Brunck eingerichtet ist, abgedruckt worden; der Druckfehler 3, 195 *καλασίοι* ist in *καλασίοι* verbessert, aber *di* B. 1, 540; *λαυκαυσιγυδα* B. 2, 192; *απο τριλοφι* B. 4, 728 sind gegen Brunck's Wunsch (S. die Noten) stehen geblieben. Dagegen sind die Anmerkungen des Anhangs, der aus der Vergleichung des mediceischen und Wolfenbüttel'schen Manuscripts entstanden war, jetzt sogleich am gehörigen Orte den ersten Noten beigesügt und eingeschaltet worden. Da dem Hrn. Prof. S. die erforderliche Muße fehlte, mehr als bloß den Abdruck zu besorgen, und er doch diese Ausgabe nicht ohne eine neue Aussteuer ins Publicum bringen wollte, so kam er auf den guten Gedanken, einen critischgenauen Abdruck der noch unedirten Scholien aus dem Pariser Codex Nr. 2727 zu veranstalten, wovon unser verewigter Heyne, wie er wußte, eine Abschrift besaß. Er wandte sich also an ihn, und erfuhr, was so viele andere dem edeln Greise nachrühmen, die uneigennützigste humanste Behandlung. Er erhielt mehr als er seiner Lage nach brauchen konnte, und wovon er in der Vorrede ein Verzeichniß mittheilt. Jetzt wird diese ganze Sammlung auf unsrer Universitätsbibliothek aufbewahrt,

würdig, einst zu einer vollständigen Ausgabe de Gedichts gebraucht zu werden. Herr Prof. E konnte und wollte bloß die Abschrift der Pariser Scholien abdrucken lassen, und versah sie mit critischen Noten, welche die Sprachgelehrsamkeit des selben von neuem bewähren. Dann folgen die schon bekannten Scholien aus der Stephanischen Ausgabe welche ohne Berücksichtigung der vielen Verbesserungen, die darüber in den Schriften der Philosophen zerstreut sind, in einem netten Abdrucke und mit einigen zufälligen gelehrten Anmerkungen erscheinen. Sechs brauchbare Register beschließen das Werk. 1. Index scriptorum in scholia, aus Fabricius Bibl. graec. Hier haben wir einige in den Pariser Scholien vorkommende Schriftsteller vermißt, als zu 1, 966. 987 Diiochus. 1, 1209 Diocles. 2. Index scriptorum in notis tractatorum. mit einigen schätzbaren kleinen Nachträgen von Hrn. Prof. E. 3. Index graecus in notas, wo die in den griechischen Wörterbüchern, in ziemlicher Zahl, fehlenden in den Noten angezeigten Wörter mit einem Sternchen bezeichnet sind. 4. Jo. Jac. Reiskii Index geograph. in Scholia. 5. Des selben Index glossematicus in Scholia. Die letzten drei sind aus dem Hennischen Apparate. Es ist sehr zu bedauern, daß der Mangel an Muße dem Hrn. Prof. E. nicht erlaubte, diesen Scholien das zu werden, was Hemsterhuis den Scholien zu Aristophanes Plutus ward, und daß er sich mit Vorbeugung so mancher wichtigen Punkte bloß auf die Sprache und Critik beschränken mußte, und dieß fast allein in Hinsicht auf die Pariser Scholien. Man findet hier keine der in diesen Scholien angeführten Stellen aus mehr vorhandenen Schriftstellern nach Buch, Kapitel &c. nachgewiesen, wie in andern Scholien, z. B. in denen zum Pindar,

zur Bequemlichkeit des Lesers geschehen ist, keine Vergleichen mit den vorhin schon edirten Scholien, keine Nachweisungen der Grammatiker etc., keine Untersuchung über Entstehung und Alter der Scholien, über welchen letzten Punct des sel. Ruhnkens Meinung, daß sie nicht nach dem Anfange unserer Zeitrechnung entstanden, bekannt ist, keine folgenreiche Bemerkung über die in den Scholien herrschende Gracität u. dergl. Gleichwohl verdienen sie, die zu den gelehrtesten Scholien gehören, noch eine solche gelehrte Bearbeitung, die nun durch diese sehr verdienstliche Herausgabe der Pariser Scholien ungemein erleichtert ist. Manche scheinbare Conjecturen sind nicht bestätigt, wie 2, 677 wo  $\delta\lambda\phi\omega\upsilon\varsigma$  und nicht  $\kappa\acute{\alpha}\lambda\tau\omega\upsilon\varsigma$  steht; 1, 498 steht  $\epsilon\upsilon\ \eta$  nicht  $\epsilon\acute{\epsilon}\ \eta\varsigma$ . Beide Scholien sind offenbar aus einer Quelle geflossen, und zwar, aus einer sehr achtungswerthen, aus den verlornen Commentarien des Lucillus Tarrhäus u. a.; sehr oft stimmen sie überein, sehr oft weichen sie von einander ab, und dienen zu gegenseitiger Ergänzung, Aufhellung und zur Critik, in welcher Hinsicht sie sehr wesentliche Dienste leisten. Die Vergleichung kann auf interessante Blicke leiten, auch in Hinsicht auf die Frage über die Art des Ursprungs der Evangelien! Da Apollonius, dieser in seiner Mittelmäßigkeit fehlerlose Dichter, dem Geiste seiner Zeit gemäß, sein Hauptaugenmerk auf Belehksamkeit und auf ausgesuchte feine Sprache gerichtet hat, so würden wir an vielen Stellen den Dichter nicht recht fassen, wenn wir nicht diese vortreffliche Scholiensammlung besäßen, die bey dem Verluste so vieler historischen Werke des Alterthums uns oft ein Licht geben, dessen wir ohne sie entbehren mußten. Wenn wir also gleich noch sehr vieles in Hinsicht auf Erklärung und Critik bey ihnen zu wünschen haben,

so nehmen wir doch mit Dank das Geschenk an, das uns der Herr Prof. S. mit diesen Pariser Scholien macht, welche durch seine critische Behandlung nicht wenig gewonnen haben, wovon wir aber hier keine Beyspiele ausheben können. Bey einigen sind wir angestossen. Das Scholion zu I, 185 ff. erzählt vom Miletus, daß er ἐκτραφήναι (ἐκτραθήναι in den bekannten Scholien) ὑπὸ τῆς μητρὸς εἰς μίλακα. Herr Prof. S. verbessert ἐκτραφήναι: Rec. gerieth auf das speciere ἐκτραθήναι, das vom Abortus üblich ist. Zu IV, 825 erklärt er κατακοντισθῆναι durch abrepta sunt, und sagt: Hunc ulum verbi κατακοντισθῆναι Lexica ignorant. Wahrscheinlich stand aber κατακοντισταθῆναι. Bey II, 84 gibt ein Scholion den Unterschied von ἄριστος und ἰσάριστος nach dem Philosophen Arisippus an. Herr Prof. S. sagt hier: Haec unde et cur in hunc locum illata sint, ignoro. Dem Rec. scheint dieß gelehrte Scholion zu II, 77 zu gehören, und auf eine verschiedene Lesart zu deuten, die etwa in des Dichters ersten Ausgabe seines Werks vorkam, wo jetzt ἡ καρὸς ἀάριστος steht. S. 335 verwirft er das Jota subscr. in Ἀργῶος, Λητῶος, ΣαπΦῶος. Ohne auf Euclides Orthographie und auf den attischen Gebrauch, der οἱ gern in ω verwandelt, uns zu beziehen, könnte das Jota in Λητῶος contr. Λητῶος, ΣαπΦῶος u. dergl. die alte Schreibart schützen, wie λεχῶος von λεχῶ.

### Paris.

Bey D'Hautel: Expériences sur le principe de la vie, notamment sur celui des mouvemens du coeur, et sur le siège de ce principe, par Le Gallois, Doct. en Medecine. 1812. 8. 364 S. mit einem Kupfer.

Dieses Werk ist aus mehreren kleinen Abhandlungen entstanden, welche der Verf. zu verschiedenen Zeiten vorgelesen hat. Es zerfällt dasselbe in verschiedene für sich bestehende Paragraphen. Zuerst zeigt er, daß die Erhaltung des Lebens eines jeden Theils in einem Thiere von zwey Bedingungen abhängt, sowohl von der Integrität eines Stückes des Rückenmarks, welches mit einem Organ durch Nerven in Verbindung stände, als auch von dem Zufließen des arteriellen Bluts nach demselben, daß man also das Leben eines Theils so lange unterhalten könne, als beide Bedingungen erfüllt würden. So kann man z. B. den hintern Theil eines Thieres lebendig erhalten, obgleich durch die Zerstörung des Rückenmarks der vordere abgestorben sey, und umgekehrt. Das Gehirn habe hierauf keinen Einfluß. Ein enthauptetes Thier ist bloß asphyctisch, weil die Respiration fehlt, und Bewegung und Empfindung kehren zurück, sobald das Athmen künstlich hergestellt wird. Man kann diesen Zustand mehrere Stunden unterhalten. Er zieht aus seinen Versuchen den Schluß: daß das Princip der Empfindung und der willkürlichen Bewegung sich nicht im Gehirn befinde, sondern im Rückenmarke; denn wenn man auch das Athmen unterhalte, und zerstöre das Rückenmark, so verschwinden plötzlich Bewegung und Empfindung, und lassen sich durch kein Mittel herstellen. Auch das Athmen hängt vom verlängerten Marke ab, und zwar vom nervus vagus, und nicht eigentlich vom Gehirn. Zerstört man die Stelle, wo der Nerve entspringt, so hört plötzlich das Athmen auf. — Er geht nun zur Bewegung des Herzens und der Arterien über, und untersucht, wo der Sitz des Principis sey, wodurch beides hervorgerufen werde. Nach vorausgeschickter Erzählung einer großen Reihe von Versuchen an lebenden



Kaninchen, wo er das Rückenmark theils ganz theils an einzelnen Stellen am Halse, dem Rücken und der Lendengegend zerstörte, zieht er aus seinen Versuchen folgende Resultate: die Behauptung Hallers und seiner Schüler, daß die Bewegung des Herzens und der Gefäße vom Nerveneinflusse unabhängig sey, und bloß dem Reize des Bluts gehorche, sey ein Irrthum. Die Versuche lehren, daß nach der Zerstörung des Rückenmarks das Herz gleich die treibende Kraft verliere, und bloß eine einfache Bewegung ohne Stärke noch einige Zeit fortbaure als Folge der vorhandenen Irritabilität, und Haller demnach die letztere mit ersterer verwechselt habe; daß das Herz seine Stärke in den Bewegungen von einem Nerveneinflusse bekomme wie die übrigen Theile, und die Gefäße von allen Puncten des Rückenmarks; daß da das Herz vorzüglich seine Nerven vom sympathischen erhalte, letzterer seinen Ursprung aus dem Rückenmarke nehmen müsse, und nicht wie Bichat behaupte aus den Ganglien, daß also auch die Idee eines zwiefachen Lebens, nämlich eines animalischen und organischen, wo im erstern das Gehirn im letztern das Herz das Centralorgan abgebe, unrichtig sey. — Der Verfasser redet endlich von den Folgen, welche sich zeigen, wenn der nervus vagus und recurrens an beiden Seiten durchschnitten wird. Die Thiere werden asphyctisch wegen Mangel des Athems, indem sich die Glottis verengt. Sobald man aber einen beträchtlichen Einschnitt in die Luftröhre mache, erhohlen sie sich, leben aber nicht lange, weil die Verrichtungen der Lungen des Herzens und Magens gestört und aufgehoben sind. — Das angehängte Kupfer zeigt die Art an, wie man künstlich Luft in die Lungen eintreiben könne, und die Einrichtung der Spritze.

---

—

## Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

67. Stück.

Den 25. April 1814.

---

### Göttingen.

Der königl. Societät der Wissenschaften ist von ihrem thätigen Correspondenten, dem Hrn. Prof. Gravenhorst zu Breslau ein handschriftlicher Aufsatz unter dem Titel zugesandt worden: *De transitu et mutabilitate specierum in regno animali summatim, et de varietate quorundam Ichneumonum apterorum speciatim.* Lehrreich sowohl für die Philosophie der Naturgeschichte als für die Methodologie derselben. Der Herr Prof. faßt den Begriff von Uebergängen nicht in dem vagen schwankenden Sinne wie so manche Verfechter der Bonnetischen Leiter und anderer dergleichen bildlichen Vorstellungen von so genannter Stufenfolge, sondern beschränkt ihn auf solche zweydeutige Individuen oder auch Gattungen (Species), wo es bey erstern zweifelhaft bleibt, ob sie zu dieser oder jener Gattung; und bey letztern in welches Geschlecht (Genus) sie gehören. Dergleiche Fälle kommen am häufigsten in den beiden so genannten niedern Thierclassen, nämlich unter den Insecten und Würmern vor. Aus seiner reichen entomologischen Samm-

lung gibt der Verf. ein überaus merkwürdiges Beispiel von nicht weniger als 64 Haupt-Spielarten einer ungeflügelten Gattung des Schlupfwespengeschlechts, des Ichneumon *agilis*, die lauter bloße Uebergänge bilden, deren manche von unsern Entomologen für eigene Gattungen gehalten worden. So z. B. *I. vagans* und *celer* OLIV., *cursor* SCHWANK., *agilis* FABR., *fuscicornis* und *apterus* VILLERS., *hortensis* CHRIST., *pulicaris* des gedruckten Verzeichnisses der zoologischen Sammlung des Verf. und *insectum apterum* BRÜNNICH. Nr. 20 — Die kleinern Abweichungen zwischen jenen 64 Haupt-Spielarten mitgerechnet, so hat der Herr Prof. ein Heer von 209 hiehergehörigen Individuen zusammengebracht, die doch alle im Ganzen so mit einander übereinkommen, daß man durchaus keine specifische Grenze zwischen dieser Reihe von Uebergängen ziehen kann. Von den beiden Extremen derselben ist die eine *tota nigra*, longitud. 1 lineae; die andere aber *testacea*, oculis et segmenti tertii basi fuscis, longitud. 1½ linear. Und gerade diese beiden waren bis jetzt noch von keinem Entomographen beschrieben. — Vermuthungen über die Ursachen dieser so zahlreichen Ausartungen. Da ein guter Theil derselben in dem kleinen Bezirk von Warmbrunn im Hirschbergischen Kreis gefangen worden, so kann die Verschiedenheit des Climas, diese sonst gar ergiebige Quelle der Ausartung bey weitverbreiteten Thieren, hier nicht in Anschlag gebracht werden. Hingegen wohl hauptsächlich Einfluß der Nahrung, nach Verschiedenheit der mancherley Insecten, welchen die befruchteten Schlupfwespenmütter ihre Eyer in den Leib legen, und von welchen sich nachher die ausgekrochnen Larven nähren. Nächstdem aber ferner die Paarung der Varietäten unter einander. (— Letzteres ließe

sich noch weiter ausdehnen, wenn man auch auf die so oft beobachtete Paarung verschiedener Gattungen aus Einem Geschlechte, z. B. unter Coccinellen, Chrysomelen, Curculionen etc. ja sogar von zwey Insecten aus ganz verschiedenen Geschlechtern, wie z. B. einer Cantharis mit einem Elater, Rücksicht nehmen wollte. —)

Am Schluß noch eine gewagte Hypothese (denn für was mehr will sie der Verf. selbst nicht ansehen wissen), ob nicht auch durch Erdcatastrophen, wodurch ein so großer Theil des vormaligen festen Landes mit Ocean bedeckt worden, gar viele Zwischenglieder von Uebergangsvarietäten untergegangen seyn möchten, so daß vielleicht verschiedene scheinende Thiere die jetzt in weit von einander entfernten nun durch große Meere von einander geschiedenen Erdtheilen leben, und die man für besondere Gattungen ansieht, weiland unter einander als Varietäten von einer und derselben Species verwandt gewesen seyn könnten.

### Sießen und Darmstadt.

Ben Heyer: Ueber olographe und mystische Testamente. Eine Deductionschrift in der Rechtsache des Testaments-Erben der verstorbenen Freyfr. v. Barkhaus = Wiesenhütten geb. v. Veltheim gegen die Intestat-Erben derselben. 1814. 275 und einige nicht gezählte Seiten in groß Octav.

Die auf Verhältnisse des wirklichen Lebens angewendete Sittenlehre enthält eine Menge Fragen, von welchen man bedauern möchte, daß sie noch nicht wissenschaftlich erörtert und dadurch gewissermaßen positiv entschieden sind. Am Ende wird freylich der, welchem es vor allen Dingen um seine Sittlichkeit zu thun ist, und welcher also auch sich gewöhnt hat, zu zweifeln, ob er etwas nicht um deswillen für Recht halte, weil es mit seinen Nei-

gungen übereinstimmt, auch hierin, ohne Casuisten nachzuschlagen, bald wissen, was er als ehrlicher und feinführender Mann zu thun habe. Unter diese Fragen gehört auch die: ziemt es einem Privat-schriftsteller, der unparteiisch seyn soll, ziemt es insbesondere einem Recensenten, in einer Rechts-sache, worüber die Entscheidung des Richters noch bevorsteht, öffentlich seine Meinung zu sagen? Werneint hat man dieses schon oft, man nennt es "dem Urtheile vorgreifen." Bedenken wir aber auf der andern Seite, daß die Römischen Juristen, theils als *advocati* im ursprünglichen Sinne des Wortes theils durch ihre *responsa*, eben das thaten, daß die *consultations* in Frankreich und die *responsa* einzelner Doctoren und ganzer Rechts-Collegien in Deutschland im Grunde dasselbe sind, so werden wir bald gewahr, der allgemeine Tadel, oder die allgemeine Verwahrung gegen diesen, trifft eigentlich nur den Fall, wo Parteilichkeit für die Haupt- oder für die Nebenpersonen, oder auch für die bestrittene Lehre, in einem Proceffe, sich für Unparteilichkeit, oder ein flüchtiger Ueberblick der Darstellung des einen Theils sich für gründliche, vollständige Prüfung, dem Publicum und durch dieses dem Richter aufdringen will. Wer geradezu sagt, wie weit er an der Sache Antheil nimmt, und in wie fern er davon unterrichtet ist, der mag wohl eine Deduction eben so gut anzeigen, als ein anderes Buch, und zwar vor dem Urtheile so gut wie nachher.

In dem gegenwärtigen Falle kennt Rec. die Parteien nicht nur nicht, er weiß auch bey den Personen, gegen welche die vor ihm liegende Schrift gerichtet ist, nicht einmahl wie sie heißen. Mit dem Verfasser steht er nur in einem ziemlich allgemeinen gelehrten Verhältnisse; wenn er also *secundum ea quae proponerentur* für ihn seine Stimme

gibt, so hofft er, auch von dieser Seite, sich nichts vorzuwerfen zu haben. Was er von den Thatfachen weiß ist folgendes: Die Gemahlinn des vormahligen Hessen-Darmstädtischen Ministers v. B., welche im Darmstädtischen, Braunschweigischen und Mecklenburgischen ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, lebte zuletzt mit ihrem Gemahle in Frankfurt, seinem Geburtsorte und dem Sitze der Gesellschaft Frauenstein, deren Burggraf er ist. Dort machte sie unter der Herrschaft des Cöde, es ist nicht angegeben, ob an demselben Tage oder welches zuerst?, ein holographes und ein mystisches Testament, in welchen beiden sie den Hrn. v. B. zum Erben einsetzte, und ihre, wie sie hier heißen, Stiefgeschwister, wie Rec. lieber sagt: Halbgeschwister, überging. Diese Intestat-Erben sind die Kläger, Herr v. B. ist der Beklagte, und die Sache hängt bey dem Hofgerichte zu Darmstadt. Da den Klägern die *venia triplicandi*, ungeachtet der großen Wichtigkeit der Sache und ungeachtet erst die Replik und Duplik sehr ausführlich gewesen seyn sollen, abgeschlagen wurde, so ließen sie eine Schrift drucken, welche Rec. nicht gesehen hat, für deren Verfasser ihm Herr H. v. Almendingen in Wißbaden, von mehreren Seiten angegeben worden ist, der es aber unmöglich seyn kann, nicht nur weiß schon zwey Recensionen sie einem Advocaten zu Darmstadt zuschreiben, sondern, wenn dieß auch durch den bey einer Proceßschrift gar nicht seltenen Unterschied zwischen dem wahren und dem adoptiven Vater leicht zu erklären wäre, so tritt doch bey diesen Recensionen ein anderer Umstand ein, der hier keiner genauern Angabe bedarf, und wegen dessen jeder Wohlbedenkende wünschen wird, daß eher jeder Andere, nur nicht Herr v. A., Verfasser der recensirten Schrift sey. Die jetzt anzuzeigende Gegenschrift rührt von Hrn. Ober-Appellations-Rath v. Grotman in

Gießen her, wie auf dem Titel wohl nur um deß-  
 willen nicht gesagt ist, weil zwar bey weitem nicht  
 alle Deductionen, aber doch sehr viele, nahmenlos  
 erscheinen. Sonderbar ist es, wenn Herr v. A.  
 und Herr v. G. in diesem Proceße einander gegen-  
 über stehen sollten, daß auch hier über die Art, den  
 Code in Deutschland einzuführen, gestritten wird.  
 Das Wissenschaftliche des ganzen Proceßes läuft,  
 bis auf ein Paar einzelne Erörterungen über locus  
 regit actum, über die *saîne* der Intestat-Erben da,  
 wo das Testament erst noch eines *envoi en pos-*  
*session* bedarf, und über die Praxis der Französischen  
 Notarien, darauf hinaus, der Gegner beider Testa-  
 mente, die an einem Orte, wo der Code eingeführt  
 war, die Gemahlinn eines gewiß nicht bloß titu-  
 lairen Bürgers gemacht hat, findet den Code, der  
 sie für gültig erklärt, schon da nicht recht anwendbar,  
 weil nicht alle Französische Einrichtungen außer dem  
 Code mit ihm eingeführt worden seyen, und noch  
 weniger könne die Anwendbarkeit des Code in  
 irgend einem andern Lande wirken. Sehr richtig  
 wird darauf geantwortet, so könnten auch eine Menge  
 Stellen des Römischen Rechts unter dem Vorwande  
 umgangen werden, daß wir keinen Prätor (auch  
 keinen solchen princeps, wie Justinian war u. s. w.)  
 hätten. Bey jeder Reception eines fremden Rechts,  
 ja sogar bey jeder andern Verpflanzung, deren es  
 ja in Wissenschaften, in Künsten und in Sitten so  
 viele gibt, entsteht etwas, was man Verunstaltung  
 nennen kann; das Römische Recht in Deutschland  
 ist gewiß in vielen Stücken nicht ganz dasselbe, wie  
 in Rom oder in Constantinopel. Eine Antwort,  
 die hier öfters vorkommt, solche Schwierigkeiten  
 gingen bloß den Gesetzgeber aber nicht den Rechts-  
 gelehrten oder den Richter an, muß mit einiger  
 Vorsicht verstanden werden, wenn sie keinen Miß-  
 brauch veranlassen oder doch unterstützen soll. Wäre

es so arg, wie der Gegner des Testaments die Sache vorstellt, wäre das, was herauskäme, wirklich Unsinn, eines Abderiten = Staats würdig und wie seine Redensarten weiter heißen, so könnte man wohl sicher davon ausgehen, kein Staat will so etwas bey sich Statt finden lassen. Aber was hier angeführt ist, Rec. wiederholt, daß er die widerlegte Schrift nicht gesehen hat, sind wirklich merkwürdige Proben von einer Philosophie des positiven Rechts, die practisch schädlich würde, weil sie theoretisch im höchsten Grade einseitig ist. Ein einzelner halb wahrer Gedanke wird mit ungezügelter Einbildungskraft ins Unendliche verfolgt, während man die Augen gegen alle entgegengesetzte Rücksichten und Erfahrungen verschließt. So ist es, um nur ein Beyspiel anzuführen, unleugbar, daß über die Echtheit eines Testaments erst nach dem Tode seines Urhebers gestritten wird, über die Echtheit einer Handschrift hingegen kann schon bey Lebzeiten ein Streit entstehen. Was nun aber daraus gegen die eigenhändigen Testamente alles folgt, das wird gewiß niemand ahnden, der weiß, wie unzählig oft auch eine Handlung unter Lebendigen erst nach dem Tode des einen Theils zur Sprache kommt (S. 92), und wie wirksam, schon von August's Zeiten an, letzte Willen, auch ohne Zeugen und ohne öffentliche Personen, selbst im Römischen Rechte und seitdem bey so vielen Völkern gewesen sind, ohne daß da von Verfälschungen viel mehr, als in den Fällen, wo der Gegner sie beynähe für ganz unmöglich hält, die Rede geworden wäre. Wenn es bloß auf die Glaubwürdigkeit, daß jemand etwas habe sagen wollen, ankäme, so ist diese bey einem ganz eigenhändig geschriebenen Aufsatze gewiß eben so groß, als bey dem, was er nur unterschrieben hat, seyen auch noch so viele Unterschriften Anderer daneben.

H u g o.



## Berlin und Stettin.

Von Friedrich Nicolai: Anleitung zum richtigen Gebrauche der Deutschen Sprache in erläuternden Beyspielen von August Harrung, Professor an der Kriegsschule und Vorsteher zweyer Lehranstalten zu Berlin. 1813. XIV und 218 S. in Octav.

Dies ganz in practischer Hinsicht verfaßte Lehrbuch setzt Orthoepie, Orthographie und Etymologie voraus und beginnt mit der Syntax. Voran geht die Regel, kurz aber doch deutlich und bestimmt angegeben; alsdann folgen erläuternde Beyspiele und zuletzt fehlerhafte Sätze, in denen jeder unrichtig gebrauchte und überflüssige Ausdruck mit gesperrter Schrift gedruckt, und jedes ausgelassene vom Schüler zu ergänzende Wort mit einem Sternchen angedeutet ist. Das letzte Kapitel ist der reifern Jugend gewidmet, und enthält allgemeine Bemerkungen über den Styl oder die Schreibart, also über die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, wo von den Figuren die Rede ist, von der Würde, und vom Wohlklange. Man erkennt in diesem nützlichen Werke den selbstdenkenden Forscher und Schulmann, der seinen eigenen Weg geht, und ein Werkchen geliefert hat, welches den Lehrern der Deutschen Sprache mit Recht empfohlen werden muß. Auch manchen Deutschen Gelehrten, die Deutsch reden und schreiben, ohne sich mit der Grammatik ihrer Muttersprache je bekannt gemacht zu haben, ist das Studium dieses Werkchens sehr anzurathen. Bey einer zweyten Auflage, die dasselbe gewiß bald erhalten wird, möchte es nützlich seyn, nachzuholen, was er hier voraussetzt, und ein Kapitel der Deutschen Verfkunst zu widmen, welches wir hier ungern vermiffen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. u. 69. St.

Den 28. April 1814.

Göttingen.

Bei Dieterich: Academiae Georgiae Augusta  
Prorector cum Senatu sacra Christi redivivi pie  
celebranda indicit. — Annuntiatur editio libri  
Berengarii Turonensis adversus Lanfrancum, simul  
omnino de scriptis ejus agitur. 1814. 15 Seiten  
in Quart.

Berengarius von Tours war auf der Synode  
zu Rom im Jahre 1059 unter dem Pabste Nico-  
laus II. vornehmlich auf Antrieb des Cardinals  
Zumbert, ohne daß ihm erlaubt wurde, sich zu  
verantworten, durch Mißhandlungen und Androhung  
des Todes dahin gebracht worden, seine Lehre vom  
Abendmable zu verdammen und eine Glaubensfor-  
mel zu unterzeichnen, welche hernach unter die  
Decretalen eingerückt wurde. Bald nachher aber  
sprach und lehrte er wiederum, wie vorher, und  
gab selbst eine Schrift heraus, in welcher er seine  
alte Meinung aufs neue vertheidigte, und die Syn-  
node, den Pabst und den Cardinal heftig angriff.  
Diese Schrift ist verloren gegangen, aber Lanfranc  
hat in der Widerlegung, welche er ihr entgegen-

II (3)

setzte, viele Stellen aus derselben angeführt und aufbewahrt. Diese Widerlegung ist immer in der Römischcatholischen Kirche als eines der vornehmsten Werke über das Abendmahl, ja als der Triumph ihrer Lehre von demselben betrachtet worden, und da nicht bekannt war, daß Berengarius darauf geantwortet hatte, so nahmen viele an, daß er dadurch selbst zum wahren Glauben zurückgeführt worden sey. Damit stritten freylich verschiedene historische Umstände, man wußte ja, daß Berengar lange nach jener Synode zu Rom wiederum auf Synoden verdammt und zu neuen Glaubensbekenntnissen genöthiget wurde, so wie, daß er immer wieder seine alte Meinung vortrug. Die Benedictiner, welche die Litterärsgeschichte von Frankreich schreiben, wollten diesen Widerspruch dadurch heben, daß sie zu erweisen suchten, Lanfranc habe sein Werk erst nach allen diesen Auftritten geschrieben. War dieß richtig, so war es möglich, und, da man von keiner Antwort Berengars wußte, selbst glaublich, daß dieser endlich durch jenes Werk bekehrt worden sey. Im Jahre 1770 aber machte Lessing bekannt, daß er die Antwort des Berengarius unter den Weissenburgischen Handschriften der Wolfenbüttelschen Bibliothek entdeckt habe, gab aus derselben mehreren Theilen der Geschichte dieses Mannes ein neues Licht und zerstreute manche historische Irrthümer, welche bisher vornehmlich auf das Ansehen des Lanfrancus fortgepflanzt worden waren. Uebrigens beschrieb er weder die Handschrift, noch den Inhalt und die Besonderheiten des Berengarischen Werks genau, und ließ die Leser seines Berengarius Turonensis über die eigene Lehre dieses Scholastikers vom Abendmahle in Ungewißheit. Einige Stellen, welche er hierüber aus der Handschrift anführte, waren nicht geeignet,

davon eine bestimmte Vorstellung zu geben. Schon deswegen war schon lange zu wünschen, daß die ganze Handschrift möchte aus Licht gestellt werden. Es kam noch hinzu, daß Lessing selbst gesagt hatte, sie könne Licht über die Schriften des Pöschastius und Karramnus verbreiten, daß die Schrift eines so merkwürdigen Mannes schon an sich Interesse haben mußte, und daß vielleicht noch verschiedene neue Aufklärungen von ihr zu erwarten waren. Es haben auch mehrere Gelehrte ihren Wunsch, daß sie herausgegeben werden möchte, öffentlich zu erkennen gegeben. Dahin gehört Schröckh Kirchengeschichte XXIII. 535. welcher es auch deswegen wünscht, damit Ausländern, welche Lessings Bekanntmachung nicht lesen konnten, diese wichtige Entdeckung in die Hände gegeben werden möchte, und vorschlägt, daß andere zu diesen Streitigkeiten unmittelbar gehörige Urkunden damit in Eine Sammlung verbunden und aus allen diesen und anderen Quellen eine recht im eigentlichen Verstande neue Geschichte Berengars geschrieben werden sollte. Nachdem nun die Handschrift auf die hiesige Universitätsbibliothek versetzt worden, hat Herr Consistorialrath Stäudlin die Mühe nicht gescheut, eine Abschrift von derselben zu nehmen, welches, weil sie zum Theil sehr schwer zu lesen ist, mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, und kündigt in dem vorliegenden Programme die nahe Herausgabe derselben an. Er wird sie entweder Theilweise in dem Archive für alte und neue Kirchengeschichte oder besonders abdrucken lassen. Die gegenwärtige Lage des Buchhandels setzt solchen Unternehmungen jetzt allerdings Schwierigkeiten entgegen; doch wird die Schrift auf die eine oder andere Weise bald erscheinen und in jedem Falle mit einer Abhandlung über das Leben, die Lehre und die Schriften

des Berengarius und einigen Erläuterungen ausgestattet werden. Das Programm, worin überhaupt von Berengars Schriften gehandelt und gezeigt wird, was sich in Ansehung seiner Geschichte daraus ergebe, auch die Fragmente seiner Schrift wider die Synode die Rom aus Lanfranks Werke zusammengestellt, und einige Fehler in Lessings Berengarius Turonensis aufgedeckt werden, soll alsdann zugleich weiter ausgeführt wieder mit erscheinen.

### Salzburg.

Salzburgische gelehrte Unterhaltungen. Herausgegeben von Corbinian Gärtner, beider Rechte Doctor, ehemaligem Rector, wirklichem Justiz-Rath und Professor. Heft I—IV. 1812. In Octav.

Theils um der Gegend willen, aus welcher uns diese Schrift zugekommen ist, theils um ihres Inhaltes willen glauben wir unseren Lesern eine etwas ausführlichere Anzeige davon schuldig zu seyn, nur will Rec. nicht verhehlen, daß auch ein freundliches Angedenken an die Verbindung, worin er vor 25 Jahren mit dem würdigen Herausgeber, als damahligem Mitbürger unserer Universität stand, einigen Antheil daran haben mag. Zuverlässig würde ihn jedoch der Inhalt der Schrift auch ohne jenen Umstand dazu bewogen haben, denn sie ist ganz für eigentlich gelehrte Unterhaltungen und Untersuchungen bestimmt, sie ist besonders zu einer Niederlage von Beyträgen für die specielle Geschichte des Salzburgischen Erzstiftes und von historischen Documenten bestimmt, welche sich auf diese beziehen; der Name des Herausgebers, der bekanntlich schon lange in dieser besondern Geschichte gelebt hat, läßt auch hier des Interessanten nicht wenig voraus erwarten, da aber bey dem Gange unseres Buchhandels Schriften aus jenen

Gegenden nicht so leicht oder doch nicht sehr schnell in den unsrigen herunkommen, so wird es gewiß mehreren unserer Historiker sehr erwünscht seyn, wenn wir ihnen auch nur eine Notiz von demjenigen geben, was hier für sie zusammengetragen ist. Wir wollen uns daher auch nur auf eine Anzeige der geschichtlichen Aufsätze und Documente beschränken, die in diesen vier Hefen enthalten sind; aber diese machen ja ohnehin die größere Anzahl aus.

Die wichtigsten darunter werden unter der durch die drey ersten Hefen fortlaufenden Rubrik gegeben: Supplemente zu den von Florian Dalham gesammelten Acten Salzburgischer Synoden. Hr. G. fand sie in der Salzburgischen Consistorial-Registratur, aus welcher auch Dalham die von ihm herausgegebenen genommen hatte, und theilt hier daraus folgende von diesem übersehene oder unbenutzt gelassene Stücke mit. H. I. a) Copia ordinationum Caroli M. ab a. 796. Ob die alten Canonen, welche unter dieser Aufschrift gegeben sind, gerade aus dem bezeichneten Jahre herrühren, mag wohl zweifelhaft seyn. Das Manuscript, aus dem sie schon Dalham, jedoch nur zum Theil abdrucken ließ, ist offenbar nur eine Copie, die wahrscheinlich erst im 14. oder 15. Jahrhundert genommen wurde, doch rühren die Verordnungen selbst unstreitig von einer Synode her, die unter Carl dem Gr. gehalten wurde. S. 36—38. b) Gravamina tam spiritualia quam temporalia Concilio Basileensi offerenda. S. 38—48. Ein wahrscheinlich auf einer Salzburgischen Provinzial-Synode zusammengetragenes Cahier von Beschwerden, auf deren Hebung die Salzburgischen Deputirten auf dem Concilio zu Basel antragen sollten. Man kann daher vermuthen, daß man sich noch vor der Eröffnung des Concils, etwa im J. 1430 darüber vereinigt haben mochte, aber die Urkunde enthält des merkwürdigen nicht

wenig. Es wird zuerst darin darauf angetragen, daß eine vollständige Reformation des Hauptes und der Glieder — aber nicht nur in dem statu ecclesiastico, sondern auch in dem statu seculari eingeleitet werden müsse. Die Hauptpuncte, welche in der kirchlichen Haushaltung zur Verbesserung ausgezeichnet werden, laufen dann darin zusammen, daß das Institut der Provinzial- und Diöcesan-Synoden wieder in Gang gebracht, daß nicht mehr so vielen unqualificirten Candidaten sine titulo sufficiente die Priedsterweihe ertheilt, daß vor dem zurückgelegten 18 Jahr niemand in ein Kloster und am wenigsten in ein Bettel-Kloster aufgenommen, daß die bischöflichen Vicariate und Officialate nur mit Doctoren oder Licentiaten der Rechte besetzt, daß keiner, cujuscunque nobilitatis, gradus vel conditionis fuerit, in mehr als zwey Cathedral- oder Collegialkirchen eine Präbende erhalten, daß über den Residenz-Gesegen strenger gehalten, und daß endlich mit Ernst daran gearbeitet werden sollte, den Uebelstand des concubinatus et notoriae fornicationis unter dem Clerus abzuschaffen. Unter den aufgezeichneten gravaminibus temporali- bus stehen die Beschwerden über die so vielfach verletzten Immunitäten der Geistlichen sowohl in Ansehung ihrer Personen als ihrer Güter voran, und besonders wird zuerst über die heimlichen Fehmgerichte — sedes secretas in Westphalia — geklagt, ad quas etiam personae ecclesiasticae pertrahantur, woben die Erfahrung bisher gelehrt habe, quod huic gravamini neque per ipsa jura aut privilegia principum, nec per Carolinam — (soll hier wohl die goldne Bulle gemeynt seyn?) seu quoscunque alios modos hactenus potuit efficax remedium reperiri. Für nicht weniger unerträglich werden jedoch, die exactiones, steurae, angariae et parangariae erklärt, quas seculares potestates, exquisitis violen-

tiis, fraudibus et coloribus imponunt ecclesiis — praetendentes etiam, sibi talia nunc quasi de consuetudine licere. Als Hauptbeschwerden werden ferner ausgezeichnet, daß sich weltliche Herrschaften so oft das Spolienrecht bey verstorbenen Geistlichen anmaßen, bey vacanten Beneficien, die fructus medii temporis an sich ziehen, und noch außerdem im Salzburgischen per importunam et nimiam hospitalitatem, besonders den Klöstern und den Land-Pfarrern auf das äußerste zur Last fallen; so wie auch geistliche Strafen und Censuren fast gar nicht mehr von ihnen geachtet werden, wodurch das Schwert des h. Petrus — quasi rubigine obductus — in die äußerste Verachtung gekommen sey. Nun folgen noch einige so genannte Articuli primo loco und secundo loco eventuales. Nach den ersten soll darauf angetragen werden, daß in Zukunft von dem römischen Stuhl allein die Wahlen der Metropolitnen, hingegen die Wahlen der Bischöfe von den Metropolitnen, und zwar jedesmahl absque ullo ecclesiarum gravamine bestätigt, daß das Päpstliche Reservations-Recht auf die in dem Corpore Juris ausdrücklich bestimmten Fälle beschränkt, daß kein Stift und keine andere Behörde, welcher das Collations-Recht mehrerer Beneficien zusieht, mit mehr als einem oder höchstens mit zwey Päpstlichen Expectanz, oder Provisionsdecreten beschwert, und daß endlich von der Päpstlichen Kammer weder Annaten noch Servitien mehr gefordert werden sollen. Wenn sich aber diese Anträge wegen den Päpstlichen Reservationen und Provisionen nicht ganz durchsetzen lassen, so sollte man doch nach den andern zu erhalten suchen; daß der Pabst den Ordinarien zwey Drittheile der vacanten Beneficien zur Besetzung überlassen, oder wenn er sich auch dazu nicht bringen ließe, sich wenigstens recht gewiß mit der Hälfte begnügen müßte. c) Advisamentum regium. d) Ein Gutachten Salzburgia



scher Gesandten, wie die Irrungen zwischen Eugen IV. und den Basler Vätern beygelegt werden könnten. S. 48—52. Diese beiden Stücke gehören zu der Geschichte der Versuche, die von Seiten des Reichs zu Beylegung des Streits zwischen dem Pabst und der Synode angestellt wurden. Dem einen wie dem andern fehlt das Datum, vermuthlich wurde jedoch das Gutachten auf dem Reichstage zu Maynz vom J. 1441 dem Kaiser Friedrich III. übergeben, und hernach von ihm in der Form des Advisamentum an die Reichsstände gebracht. Ob das Gutachten gerade von den Salzburgischen Gesandten auf dem Reichstag herrührte, mag ungewiß seyn, denn es konnte ja als Comitial-Actenstück von dieser nur copirt worden, und doch auf diesem Wege in die Salzburgische Consistorial-Registratur gekommen seyn. Der Inhalt davon geht aber kürzlich dahin, daß zu der Entscheidung des Streits zwischen dem Pabst und den Baslern eine neue Synode versammelt werden müsse, und der Kaiser stimmte in seinem Advisamento dem Antrage nicht nur bey, sondern schlug schon die Stadt Rostanz zum Versammlungsort und den 1. October zum Eröffnungs-Termin des neuen Conciliums vor. e) Verschiedene Actenstücke der 38. Salzburgischen Provinzial-Synode vom J. 1551. S. 53—116. Die Synode wurde unter dem Vorsth des damaligen Päpstlichen Legaten im Reich, des Cardinals Nicolaus von Cus gehalten, und die hier davon gegebenen Actenstücke betreffen meistens die Distinction und Reformation der Salzburgischen Klöster. f) H. II. Unter den weiteren Supplementen, zu der Dalhemischen Sammlung eine Consultatio super confessione fratris Stephani Agricolaë per D. Abbatem (Joannem Staupitium) ab anno 1523. S. 67—72. Ein höchst schätzbares Document, durch das man etwas mehr von dem Geist des guten Staupitz kennen lernt. Stephan Agricola, ein Bai-

rischer Augustiner Mönch, den der Erzbischof Matthäus wegen seiner Gelehrsamkeit nach Salzburg berufen, und als Domprediger angestellt hatte, kam hier bald als Anhänger der neuen Lutherischen Lehre in Verdacht, und wurde deshalb in Untersuchung gezogen, worauf dann Staupitz auf die von ihm eingereichte Vertheidigung das hier mitgetheilte Gutachten ausstellte. Der Herr Herausgeber meint — Vorrede S. VII — diejenigen, welche Staupitz schon aus der Reformationsgeschichte oder aus der Geschichte von Salzburg kannten, würden auch in diesem Gutachten den schlaunen Mann finden, der zwar die Maske eines Catholiken niemahls weglegte, aber doch sehr ungern daran kam, Luthers Lehren geradezu zu verdammen. Nec. der ihn aus der einen und aus der andern zu kennen glaubte, fand darin nur den guten und klugen Mann, der die Wahrheit nicht verdammen, aber auch mit der Wahrheit nicht unzeitigen Lärm gemacht haben wollte, der über manches noch nicht wie Luther dachte, aber auch manches aus einem freieren, weniger einseitigen Gesichtspunct ansah, also auch über manches weniger engherzig als Luther dachte, und deswegen auch unmöglich alles billigen konnte, was man damahls von so manchen Dächern herab als seine Lehre auszusprechen anfing. g) Ordnung und Reformation geistlichen und weltlichen Standes im Erzstift Salzburg in mehreren Actenstücken vom J. 1525. S. 73 — 124. Diese Documente begreifen dasjenige zusammen, was aus Veranlassung der Reformation, welche der Cardinal Campegius als Päpstlicher Legat im J. 1524 von mehreren Bischöfen und Fürsten zu Regensburg beschließen und acceptiren ließ, im Salzburgischen angeordnet wurde. h) Constitutio Matthaei. Archiepiscopi ab anno 1531. S. 128 — 137. Die Verordnung, worin der Erzbischof Matthäus den Schluß des Augsburger Reichstags

vom J. 1530 in seinem Sprengel publicirte. Es ist sehr unterhaltend zu bemerken, wie manches der Erzbischof in den Reichs-Abschied hinein und heraus erklärte, woran sicherlich bey seiner Abfassung kein Mensch gedacht hatte, bloß weil ihm damit gedient war. i) Vorbereitungs-Acten zu der Synode von 1537. S. 138—162. Nach dem von Paul III. die allgemeine Synode, welche endlich zu Trident zu Stande kam, ausgeschrieben worden war, so wurde sogleich im Salzburgischen ein Convent zu Mühl-dorff veranstaltet, auf welchem man berathschlagte, wie man sich durch eine vorher noch zu haltende Provincial-Synode, auf welche auch die benachbarten weltlichen Fürsten eingeladen werden sollten, am besten darauf vorbereiten könne. Zu diesen Vorbereitungen zählte man auch die Vorlegung der besondern Beschwerden einer jenen einzelnen Diöcese, und von diesen werden hier die Gravamina mitgetheilt, welche aus Bayern, Steyermark, Kärnthén, Tyrol, und den Rural-Kapiteln an der Etsch und im Inthal eingegangen waren. Darunter stößt man auf manches, das eben so merkwürdig als anziehend ist; denn die gravamina contra laicae potestatis abusum machen bey weitem den größten Theil davon aus, und sind dabey meistens so beschaffen, daß man fast bey jeder darüber erstaunen muß, wie wenig es der Clerus noch wußte, daß er schon in eine neue Zeit und in eine neue Welt hinüber gerückt worden war. k) Zusammentritt wegen Emendation des Breviers. Salzburg den 10. October 1548. S. 166—170. "Es ist bedacht worden, heißt es in diesem Gutachten, daß eine hohe Nothdurft seyn will, daß bey den Breviariis und Petbüchern der Bistumben der Salzburgischen Provinz, so viel derselben eigene Breviarios haben, ein Einschen und gebührllich Emendation gemacht werde, unter andern aus den zwey folgenden Ursachen, nämlich das viel

unlauteres, ungerichtetes und dem gemeinen Priester unverständiges vor kurzen Jahren in die Breviaria gebracht worden, und daß in etlichen Bistumben sich viel Priester und sonderlich die mit Seelsorg oder Hauswirthschaft beladen sind, der verdrüßlichen Läng des täglichen Gebets zum höchsten beschweren." Aus dem ganzen Vornehmen der Verbesserung kam aber doch, wie der Herausgeber bemerkt, für jetzt nichts heraus. 1) Gravamina, quae Dominis Ordinariis et Clero in provincia Salzburgensi fere communiter inferri solent, quorum partim Ratisbonae in Comitibus imperialibus, Illustrissimo Legato Apostolico Cardinali Morono fuere exhibita. Die meisten dieser Beschwerden haben vorzügliche landesherrliche Bedrückungen der Kirchen, und unter andern Gr. 14. ein freywilliges Anleihen zum Gegenstand, zu dem auch die Salzburgischen Prälaten, Capitel und einzelne reichere Pfründner von ihren weltlichen Schutzherrn zugezogen wurden. Vor dem J. 1566 konnten diese Beschwerden nicht zusammengetragen worden seyn, denn es wird darin der Pabst Pius V. erwähnt, der erst im J. 1566 gewählt wurde. Der Herr Herausgeber hält daher, Worrede S. XV, die Aufschrift der Urkunde für falsch, weil der Cardinal Moronus, dessen darin gedacht ist, auf keinem Reichstag zu Regensburg als Päpstlicher Legat jemahls war; doch der Anstoß, welcher daraus entspringt, läßt sich sehr leicht heben, wenn man nur voraussetzt, daß der Schreiber oder Abschreiber das einzige Wörtchen et vor dem Illustrissimo Legato wegließ. Im J. 1663 unterhandelte Moronus mit dem Kaiser Ferdinand zu Innsbruck wegen mehrerer kirchlichen Angelegenheiten, und bey dieser Gelegenheit konnten ihm die Bischöfe der Salzburgischen Provinz eben so süklich einen Theil ihrer Beschwerden die auch den Kaiser betrafen, vorgelegt, als sie einen andern auf den

Reichstag zu Regensburg gebracht haben könnten. m) Synodal-Receffe von 1569 und 1513. H. III. S. 99—180. Die Schlüsse der Salzburgischen Provinzial-Synode vom J. 1569, hatte man durch den Dominicaner, Felician Nieguarde, nachmaligen Bischof von Scala nach Rom geschickt, um sie von dem Pabst bestätigen zu lassen. Im J. 1513 kam Nieguarde nach Salzburg zurück, und nun wurde die zweite Synode veranstaltet, welcher die Schlüsse der ersten in der Form in welcher sie die Päpstliche Bestätigung erhalten, und mehrere Punkte, welche der Pabst noch hinzugefügt hatte, vorgelegt wurden. Wirklich hatte man zu Rom manches daran verändert; Dalham hatte jedoch nur die corrigirten Constitutionen, so wie sie im J. 1574 zu Dillingen gedruckt worden waren, in seine Sammlung aufgenommen; daher theilt hier Herr S. dem gelehrten Publico auch die Varianten aus dem uncorrigirten Original mit, und diese sind es, wodurch die Verhandlungen dieser Synode vorzüglich interessant werden. Eben so hatte Dalham auch nur die 40 Artikel eingerückt, welche der damalige Pabst Gregor XIII. dem Clerus des Salzburgischen Metropolitensprengels noch außer jenen Constitutionen zur Befolgung empfehlen ließ; hier werden aber die von der Synode darauf ertheilten Antworten noch dazu gegeben, welche eben so wichtig als die Päpstlichen Propositionen sind. — Diese Proben werden gewiß hinreichen, um unsere Geschichtsforscher auf diese Sammlung aufmerksam zu machen, in welcher so mancher aufgegrabene Schatz für sie niedergelegt ist. Von den sonstigen historischen und kirchenrechtlichen Aufsätzen, welche sie enthält, zeichnen wir daher nur die Beiträge zu der Geschichte des Salzburgischen Domcapitels H. III. S. 1—25. H. IV. S. 56—117 die Lebensgeschichte des letzten Erzbischofs von Salzburg, Hieronymus aus dem

Hause Colloredo, mit Beylagen. H. IV. S. 1–55 und die Abhandlung über die Frage aus: Ob rechtmäßig ernannte Bischöfe vor erhaltener Bestätigung die Bischöfliche Gerichtsbarkeit ausüben können? welche H. IV. S. 118–123 bejahend beantwortet wird. Auch dem Theologen können wir von einigen andern Aufsätzen, wie von einer Untersuchung über den Einfluß böser Geister überhaupt, und über die Dämonischen des N. L. im besondern H. III. S. 26–65 und noch mehr von Erörterungen über die Bekehrungs-Geschichte des heiligen Apostels Paulus H. II. S. 13–46 eine mehrfach anziehende und gewiß zum Theil überraschende Unterhaltung versprechen; nach diesem aber dürfen wir nicht erst sagen, wie sehr wir wünschen, daß uns bald eine Fortsetzung dieser Sammlung zukommen möchte.

### Hamburg.

In der Bohnschen Buchhandlung: Psychologie des kindlichen Alters. An Eltern und Erzieher. In Briefen von Joh. Christ. Aug. Grohmann, Prof. der Philosophie am Gymnasium zu Hamburg. 1812. XVI und 340 Seiten in Octav.

Je schwerer es den Erwachsenen fällt, sich in die Erkenntniß- und Gefühlsart des Kindes zu versetzen, oder von dem Anfange des geistigen Lebens unserer Natur und von dessen erster Entwicklung sich eine richtige Ansicht zu verschaffen; je wichtiger gleichwohl dergleichen Ansicht für die Psychologie und Pädagogik ist: desto willkommener muß jeder Versuch, diesen Anfang und diese Entwicklung aufzuklären, seyn, wenn er nur nach richtiger Methode angefangen und ausgeführt worden ist. In dieser Rücksicht verdient auch das gegenwärtige Werk der Aufmerksamkeit der Psychologen und Pädagogen empfohlen zu werden, obgleich darin das Object desselben nicht vollständig hat er-

örtert, und in einer abgeschlossenen Theorie, welche wir auch sobald nicht erhalten dürften, dargestellt werden sollen. Vorzüglich ist es aber dem Verf. darum zu thun gewesen, zu zeigen, wie das, was in den kleinern beschränktern Cirkeln des geselligen und freundlichen Lebens vorgeht, auf die Ausbildung des kindlichen Geistes und Gemüthes Einfluß habe, und besonders zu der Häuslichkeit führe, mit welchem Worte der Deutsche mehrere gute Eigenschaften, die ihm im vorzüglichen Grade eigen sind, nämlich Sinn für ein stilles, arbeitsames und einfaches Leben, bezeichnet.

Das Ganze seiner Betrachtungen hat der Verf. in drei Abschnitte getheilt, wovon der erste die Entwicklung des Anschauungsvermögens, der zweite die des Gefühlsvermögens, der dritte endlich die des Verstandes enthält. Aus dem nun, was durch die Betrachtung jener Entwicklungen gefunden worden ist, werden die Grundsätze und Regeln für die Behandlung des Kindes abgeleitet. Diese Regeln zeichnen sich freilich nicht durch einen, Wunder in der Erziehung verheißenden Ton aus, worin so manche Pädagogen älterer und neuerer Zeit die pädagogische Größe suchten; sie empfehlen sich aber durch ihre Richtigkeit, und durch die ihnen zum Grunde liegende genaue Berücksichtigung der allmählichen Entfaltung der edlern Erkenntnisse und Triebe im Menschen aus dem Sinnlichen, welche Entfaltung ganz vorzüglich zu beachten ist, wenn die Erziehung des Kindes naturgemäß seyn soll.

Um seinen Vortrag der Fassungskraft der Frauen, die ja die erste, für das ganze Leben so-folgenreiche Erziehung hauptsächlich zu besorgen haben, angemessen zu machen, hat er ihm die Form der Briefe an eine Freundin gegeben. In dieser Rücksicht kann es auch gerechtfertigt werden, daß die angestellten Betrachtungen nicht systematisch geordnet

worden sind. Aber der oft sehr bilderreiche Ausdruck des Verf. möchte doch wohl nicht dazu geeignet seyn, deutliche und bestimmte Einsichten von der psychischen Natur des Kindes hervorzubringen. Auch ist auf das Ineinandergreifen der Wirkungen der verschiedenen Seelenkräfte zu wenig Rücksicht genommen worden. Anschauungsvermögen und Verstand sind nicht so isolirt von einander thätig, wie sie wohl der Verfasser darstellt.

### Leipzig.

In der Fleischerschen Buchhandlung: Ideen über den wesentlichen Charakter der Menschheit und über die Grenze der philosophischen Erkenntniß, von M. Heinrich Kunhardt, Professor am Gymnasium zu Lübeck. 1813. 121 S. in Octav.

Diese kleine Schrift ist ein interessanter Beitrag zu der Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens; in unsern Tagen um so mehr der Aufmerksamkeit werth, da schon von mehreren Seiten der Determinismus, der durch die Kantische und Jacobische Philosophie in Deutschland ziemlich außer Credit gebracht ist, sich von neuem anmeldet, um den Indeterminismus wieder zu verschuchen. Der Verf. bekennt sich zum entschiedenen Indeterminismus. Im Bewußtseyn der Freyheit findet er den wesentlichen Character der Menschheit, und entwickelt diesen Character vortreflich. Aber im Labyrinth des Nachdenkens über die Möglichkeit der Freyheit hat der Verstand noch immer den Faden verloren. Der Verf., dem mehrere frühere Untersuchungen über diesen Punct nicht bekannt genug geworden zu seyn scheinen, besorgt, durch die unbesangene Mittheilung der Resultate seiner Forschungen, einiges Aergerniß zu erregen, weil seine Lehre mit dem kirchlichen Dogma von der Schöpfung des Menschen nicht wohl vereinbar ist. Aber die Theo-



logie hat ja längst gelernt, die Philosophie ihren eigenen Gang gehen zu lassen. Streitet ein geoffenbartes Dogma gegen einen Ausspruch der freyen Vernunft, nun, dann hängt ja noch immer von einem Jeden ab, ob und wie weit er seine Vernunft gefangen nehmen will unter dem Glauben an eine Offenbarung. Aber der Verf. hat, unfers Bedünkens, in dieser Hinsicht gar nichts zu besorgen. Der Hauptgedanke in seiner Abhandlung ist dieser, daß, da Freyheit als unterscheidender Character der Menschheit nicht bezweifelt werden könne, wenn nicht alles, was das wahre Ich des Menschen ausmacht, für Trug und Täuschung angesehen werden soll, auch Ewigkeit der Freyheit, und folglich ein unerschaffenes, mit der Gottheit gleich ewiges Daseyn der menschlichen Individualität behauptet werden müsse, weil der Begriff einer gegebenen oder geschaffenen Freyheit sich selbst widerspreche. Wir besorgen eher, daß der Determinismus die Argumentation umkehren, und aus dem innern Widerspruche einer gegebenen und geschaffenen Freyheit wieder folgern werde, wie schon öfters geschehen, daß Freyheit im strengen indeterministischen Sinne ein metaphysisches Urding sey. Aber der Verf. spricht ja auch auf dem Titel seiner Abhandlung und in dieser Abhandlung selbst von den Grenzen der menschlichen Erkenntniß. Sollten diese Grenzen sich dem unbefangenen Denker nicht auch darin offenbaren, daß auf der einen Seite nicht die Freyheit des Menschen, auf der andern eben so wenig das Urwesen bezweifelt werden kann, das alleinige Grundursache alles endlichen Daseyns ist? Aber der Raum erlaubt uns nicht, uns hier in diese Discussion einzulassen, und genauer anzuzeigen, durch wie viele klar gedachte, treffliche Bemerkungen über die Gesetze des menschlichen Erkennens überhaupt der Verf. sein Thema ausgeführt hat.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 30. April 1814.

## Göttingen.

Im März theilte der Herr Prof. Wildt der Königl. Societät der Wissenschaften in folgendem Aufsatze seine Ideen über die Einrichtung eines Instruments für practische Geometrie mit, das er Verificationskreis nennen möchte. Es ist ein Spiegelkreis, aber wohlfeiler und gemeinnütziger eingerichtet, damit er von denen, welche eine geringe Vergrößerung der Kosten nicht scheuen, dem jetzt ziemlich allgemein verbreiteten Sextanten vorgezogen werden könne. Ein Spiegelkreis ist bekanntlich eine in Rücksicht der Hauptidee dem Sextanten ganz ähnliche Einrichtung. Der getheilte Rand läuft jenseit der Null- beim Sextanten fort, bis er am entgegengesetzten Ende des getheilten Randes anschließt: das Fernrohr mit seinem durchbrochenen Spiegel ist aber nicht auf die Ebene des getheilten Randes geschraubt, sondern auf eine Platte, welche gleichfalls um das Centrum des getheilten Randes beweglich ist. Solche Instrumente mit Spiegeln darf man jetzt von Deutschen Künstlern erwarten, da der Mechanicus Duve in Berlin

(Juden Straße Nr. 40) sehr gute gläserne Planspiegel überläßt: der Quadrat Zoll kostet 2 Rthl., zwey Quadrat Zoll 4 Rthl. (cf. Bodes Jahrbuch für 1815. S. 232.)

Der Prof. W. hat sich damit beschäftigt, einen solchen Spiegelkreis so einfach und gemeinnützig als möglich einzurichten, da solche Instrumente den Sextanten aus drey Gründen vorzuziehen sind. 1. Mit einem Spiegelkreise läßt sich der ganze Winkel, den zwey Linien mit einander machen, messen, da beym Sextanten bekanntlich jeder solcher Winkel nur durch seine Hälfte auf dem getheilten Rande gemessen wird. Man darf nämlich nur die Platte, welche das Fernrohr und den durchbrochenen Spiegel trägt, an dem Rande fest schrauben, und das Bild eines Gegenstandes durch den Centrum-Spiegel das erste Mal so auffangen, als wenn der Index jenseit Null beym Sextanten hinausgeschoben würde, das andere Mal so wie es beym Sextanten gewöhnlich ist: die Differenz beider Angaben auf dem getheilten Rande gibt den ganzen Winkel. Bey Anwendung dieser Methode wird der Spiegelkreis von 5 Zoll, alles übrige gleich gesetzt, so genau gemessen, als ein Sextant von 10 Zoll. 2. Ein anderer Vortheil solcher Spiegelkreise ist, daß man den Winkel wiederholt messen kann, ohne die Angaben der Theilung nach jeder einzelnen Messung niederzuschreiben, und nur die beste Angabe des Randes für ein beliebiges Product des Winkels benützt. Diese Beobachtungsmethode führt einen großen Vortheil herben, welcher veranlaßt, daß man ein solches Instrument immer dem Sextanten sehr vorzieht, und Repetitionskreis nennt. Man kann nämlich den Winkel nun so viel Mal nehmen, daß ein Vielfaches desselben einem Product von  $360^\circ$  so nah als möglich komme; dadurch werden die Fehler der

Theilung und Excentricität fast auf Null herabge-  
 bracht. Wenn man z. B. einen Winkel von  $102^{\circ}$   
 $53'$  messen will, darf man ihn nur siebenmahl messen,  
 so ist das Siebenfache gleich  $2.360^{\circ} + 11'$ , es  
 wird sich also nur  $\frac{1}{7}$  der Fehler die das Instrument  
 an dieser Stelle für  $11'$  hat, in die Beobachtung  
 einschleichen können. Oder will man  $83^{\circ} 5'$  messen, so  
 multiplicire man 13 mahl, man findet  $3.360^{\circ} + 5'$   
 also wird die Beobachtung vermöge der Fehler des  
 Instruments nur durch  $\frac{1}{13}$  dessen afficirt, was der  
 Rand für  $5'$  falsch angibt. Man wird bald über-  
 sehen, wie groß der Vortheil einer solchen Beobach-  
 tungsmethode ist. Freylich wird die Multiplication  
 nicht immer in diesem Sinn vorgenommen; man  
 steht nämlich nicht auf die gehörige Anzahl der Re-  
 petitionen, und scheint die schöne Idee nicht recht  
 aufgefaßt zu haben. Treibt man die Multiplication  
 nämlich zu weit, oder nicht weit genug, so gewinnt  
 man wenig mehr als wenn man den Winkel mit  
 Sextanten eben so oft gemessen hätte. Hätte man  
 z. B. das erstemahl das achtfache genommen, so  
 erhielte man den Winkel um  $\frac{1}{8}$  der Fehler falsch,  
 die das Instrument für  $103^{\circ} 4'$  hat; dabey ist wenig  
 gewonnen, weil man dabey zufällig auf das Maxi-  
 mum der Fehler stoßen kann. Dasselbe ist der  
 Fall, wenn man das zweytemahl nur das 12 fache  
 genommen hätte: man erhielte den Winkel um  $\frac{1}{12}$   
 der Fehler des Instruments für  $83^{\circ}$  falsch, kräfte  
 also die Beobachtung dabey zufällig auf den schlech-  
 testen Theil des Randes, so würde die Beob-  
 achtung beträchtlich afficiren. 3. Der letzte Vorzug  
 eines solchen ganzen Kreises, dessen man erwähnen  
 muß, liegt in der Leichtigkeit, mit welcher man die  
 Hauptuntersuchung anstellen kann, ob der Mittelpun-  
 ct des getheilten Randes immer in der Linie der  
 spiegelnden Fläche liege, und die Theilmaschine selbst

richtig gewesen sey. So schwer dieser Punct bey dem Sextanten auszumachen ist, so wichtig ist diese Untersuchung: es kommt alles darauf an, zu erfahren, ob die Prüfung durch den Vernier uns sicher stelle, da beide Fehler sich zufällig ziemlich compensiren könnten, ohne daß wir die Winkel richtig erhielten. Beym Spiegelkreise ist das unmöglich. Man darf beide Bilder nur zusammenfallen lassen, und dabey die Theilung des Randes so verschieben, daß der erste Vernier zuerst bey Null, dann bey  $30^\circ$ , bey  $60^\circ$ ,  $90^\circ$  &c. stehe. Sobald man herumgemessen hat, wird man sehen, ob die Entfernung beider Verniers stets dieselbe geblieben ist: wäre das nicht der Fall, so liegt die Linie der spiegelnden Fläche in der Gegend dem Rande zu nahe, wo der Winkel zu groß gefunden wurde. Man ändert durch die Correctionsschraube also die Lage, und prüft aufs neue, bis man immer denselben Winkel findet. Ist das der Fall, so findet keiner dieser Fehler mehr statt. Bey dieser Gelegenheit könnte man für einige Künstler einmahl öffentlich erinnern, daß alle Correctionsschrauben an einem solchen Instrument gewiß besser so eingerichtet würden, daß sie nie ohne Schlüssel gestellt werden könnten, damit keiner bey dem Gebrauch aus Versehen etwas daran ändern könne, wie so leicht besonders bey dem Unterricht der Fall ist, wenn diese Schrauben ohne Schlüssel gestellt sind, vielleicht gar wie die Pressschrauben und Stellschrauben einen gekerbten Rand haben.

Die Idee den Spiegelkreisen eine veränderte Einrichtung zu geben, daß diese Art unter dem Nahmen Verificationstkreis den bekanneten Repetitionskreisen entgegengesetzt werden könnten, läuft auf folgende Punkte hinaus. Das Eigene der Einrichtung dieses Verificationstkreises liegt zunächst in dem Vortheil, daß man bey Verfertigung derselben

jede Theilmaschine ganz entbehren kann. Der Rand derselben ist nämlich durchaus nicht in Theile der Peripherie abgetheilt, sondern vermöge einer ganz einfachen Einrichtung nur mit gleichartigen Abschnitten (Producten einer unbekanntten Einheit) bezeichnet, bey denen gar nicht darauf gerechnet wird, daß sie eine pars aliquota des Umkreises sind. Deshalb wird man gewiß solche Kreise wohlfeiler erhalten, da alle Künstler nun mitarbeiten können, welche keine Theilmaschine besitzen. Diese Art den Rand abzutheilen ist viel wohlfeiler, viel genauer, und viel bequemer. Wohlfeiler, weil der Künstler die große Ausgabe für die Theilmaschine erspart; genauer, weil die Arbeit durchaus nicht von der Güte einer Theilmaschine abhängt; und bequemer, weil es wirklich bey solchen Kreisen lästig ist, nach Graden, Minuten und Secunden die Winkel aufzuschreiben, da sich mit den 60theiligen Zahlen nicht gut rechnen läßt, und der ganze Umkreis, auf  $360^\circ$  oder  $400^\circ$  gezählt, immer durch den Uebergang bey dem Nullpunct Schwierigkeiten machen muß. Wollte man wirklich Theile der Peripherie auftragen lassen, so müßte die Peripherie der Einheit gleich gesetzt und in  $\frac{1}{10}$  oder  $\frac{1}{100}$  abgetheilt werden, nicht der rechte Winkel, wenn die Abtheilungen für unsern Zweck eingerichtet werden sollten. Die angegebenen Abschnitte werden sich aber leicht auftragen lassen. Man zieht vermöge seiner Reperitions-Maschine (so möchte ich die Einrichtung dazu nennen) so viele Linien in gleicher Entfernung auf den Rand, als die Größe des Radius erlaubt. Man befestigt nämlich ein Lineal, auf welchem ein schneidendes Messer vorgeschoben werden kann, so, daß der Bewegungspunct des zu theilenden Randes in der Verlängerung desselben liegt, zieht eine Linie, und dreht nun den Rand welcher getheilt werden

Soll auf dem eingeschliffenen Regel so weit vor, daß ein anderes Messer in diese geschnittene Linie faßt, und vermöge eines Drucks durch ein aufgelegtes Gewicht den zu theilenden Rand in dieser Lage hält. Das wiederholte Vorschieben des schneidenden Messers auf dem festgelegten Lineal gibt nun die zweite Linie, dann wird der Rand durch diese gehalten, und so fährt man fort bis der Rand bezeichnet ist, ohne sich um die Anzahl der Striche vorher zu bekümmern. Die fünfte und zehnte kann man länger ziehen, oder nachher durch Punkte und Zahlen bezeichnen. Später macht man vermöge derselben Maschine drey gleiche Verniers, in denen 11 Theile des Randes 10 Theilen des Verniers gleich sind: oder 21 vielleicht 20 Theilen desselben. Nur ist dabey zu erinnern, daß der Vernier zu beiden Seiten noch Theilungsstriche enthalten müsse, damit man leichter ablesen könne. Man kann mit einem so bezeichneten Instrument eben so sicher messen. Um beym Gebrauch des Instruments nämlich zu erfahren, wie groß der letzte Rest des Randes geblieben, da der letzte Strich auf den Anfangspunct nicht zutreffen kann, darf man einen beliebigen Winkel nur mit dem getheilten Rande abmessen, und darauf ein zweytesmahl so, daß sich darin der Theil befindet, in welchem jene Lücke ist, und beide Angaben vergleichen. Man erfährt dadurch diese Größe leicht: wenn z. B. bey einem kleinen Instrument der Rand 2157 Theile hat, der Vernier  $\frac{1}{5}$  angibt, der Rest davon 6 enthält, so ist jede Angabe des Vernier  $\frac{1}{21\frac{1}{5}76}$  der Peripherie. Da 21600 Theile Minuten geben würden, so hat man ungefähr einzelne Minuten. Für die Operationen des Messens der Winkel behält man diese Theile bey: zum Gebrauch der trigonometrischen Tafeln muß man freylich sich ein Hülfstafelchen

berechnen. Dafür ist die ganze übrige Rechnung aber decadisch; man untersucht im vorliegenden Fall z. B. nur ob die Summe der Winkel im Dreyeck 10788 Theilen gleich sey. Die zweite Einrichtung dieses Verificationskreises besteht darin, daß die Alhidaden für die Spiegel im Mittelpunct der Bewegung an einander geschraubt werden können, da sie sich zunächst auf einander bewegen, und der getheilte Ring unter beiden liegt. Man erreicht durch diese Einrichtung den großen Vortheil, den zu messenden Winkel auf allen Theilen des Randes mit der größten Leichtigkeit abmessen zu können, ohne die Mühe einer neuen Stellung der Spiegel zu haben, was unter ungünstigen Umständen so viel Zeit raubt. Diese herrliche Controle verificirt die ersten Angaben, und hat die Benennung veranlaßt. Daß bey dieser Einrichtung doch vermöge der Pressschrauben auch die Alhidade jedes Spiegels an den getheilten Rand befestigt, und durch Stellschrauben dann die Vereinigung der Bilder bewirkt werden könne, wie dieses bey der Einrichtung der Reperitionskreise gewöhnlich ist, versteht sich von selbst. Eine dritte Eigenheit dieses Instruments ist ein Vernier neben dem durchbrochenen Spiegel und ein andrer neben dem Fernrohr. Vermöge dieser Einrichtung kann man durch ein Ablefen von vier Verniers sechs Angaben des gemessenen Winkels erhalten, so daß dabey jedesmahl  $\frac{1}{3}$  des getheilten Randes gebraucht werden. Man wird den Winkel ziemlich genau erhalten müssen, da vermöge des dritten Verniers neben dem Fernrohr die Richtigkeit der Angabe gewissermaßen durch den ganzen Rand bey jeder Beobachtung controlirt wird. Man wird diese Verificationsmethode vielleicht der Multiplicationsmethode vorziehen, da man dabey Mittel in seiner Gewalt hat, die unverrückte Lage der Alhidade zu



untersuchen, und sich also nicht ohne Controle darauf verlassen muß, daß die Stellschraube keinen todten Gang habe. Dieser hat bekanntlich bey der Multiplicationsmethode immer Einfluß auf die Beobachtung, und ist dort nicht leicht auszumitteln. Bey der Verificationsmethode ist der Einfluß der Stellschraube nicht zu fürchten, da dieser, wie wir sehen werden, gleich entdeckt werden muß. Man erhält nach derselben durch vierfaches Ablefen des Verniers die sechs Angaben des halben Winkels so: man beobachtet den Winkel wie beym Sextanten, und liest alle drey Verniers ab. Die Lage des Verniers vom Centrum-Spiegel gegen den Vernier des durchbrochenen gibt eine Messung, die Lage gegen den Vernier des Fernrohrs die zweyte. Zwey andre Messungen erhält man durch die bey Spiegelkreisen allein mögliche Beobachtungsart. Der ganze getheilte Kreis erlaubt nämlich das Vorschieben des Centrum-Spiegels bis beide Gegenstände auf der entgegengesetzten Seite des Punctes, wo wir Doppel-Bilder von Einem Gegenstande erhalten, wieder in der Aze des Fernrohrs zusammenfallen; man erhält dadurch auf eine ähnliche Weise wieder zwey Beobachtungen. Da aber das Ablefen zweyer Verniers dabey erspart werden kann, wenn man den getheilten Rand vorher an das Fernrohr geschraubt hatte, so hat man dießmahl nur das Ablefen eines Verniers nöthig, um diese zwey neuen Angaben zu erhalten. So bekommt man zuletzt vermöge einer Vergleichung beider Lagen des Verniers vom Centrum-Spiegel durch ihre Differenz noch einmahl eine Angabe des doppelten halben Winkels sa, daß in dieser Vergleichung eine neue Messung liegt, die auf einer anderen Stelle des Randes angegeben wird. Mehr kann man für viermahliges Ablefen nicht verlangen. Die gewöhn-

liche Methode bey Repetitionskreisen gibt freylich nach vierfachem Ablesen auch drey Abmessungen des doppelten halben Winkels, aber man ist dabey genöthigt, beide Gegenstände im Fernrohr viermahl zusammen zu bringen, (freylich mit ziemlicher Leichtigkeit, wenn dem getheilten Rande auch abwechselnd eine feste Lage gegeben werden kann,) da es bey dieser Beobachtungsweise nur zweymahl geschehen muß: man erspart also die Hälfte der Mühe. Dazu kommt, daß bey dieser Methode  $\frac{2}{3}$  des getheilten Kreises bey jedem Winkel benützt werden, da es bey jener Repetitionsmethode von der Größe des Winkels abhängt, wie viel dabey vom getheilten Rande benützt wird. Eine vierte Eigenheit ist die Einrichtung, durch welche man das Anschließen an die magnetische Linie erleichtert. Für diesen Zweck ist nämlich die Magnetnadel in einem länglichen Kästchen, das vermöge zweyer Schrauben an den Vernier des Centrum-Spiegels befestigt werden kann. Man läßt die Nadel auf ihre Puncte einspielen, und beobachtet die Entfernung ihres Verniers von den beiden übrigen. Man erhält die Abweichung einer Linie von der magnetischen leicht, da der Winkel für den Parallelismus einer Linie zum Gegenstande mit der magnetischen leicht auszumitteln ist. Man darf nur einen Gegenstand beobachten, der mit der magnetischen Linie ungefähr einen rechten Winkel macht. Legt man dann die Nadel herum, so daß die Pole verändert liegen, und macht eine zweyte Beobachtung, so wird man den verlangten Winkel leicht finden. Eine fünfte Eigenheit ist die leichte Umänderung des Instruments in eine Wassermåße, die zu gleicher Zeit zum Höhenmessen gebraucht werden kann. Nachdem man nämlich durch eine Einrichtung dafür gesorgt hat, daß man den Kreis senkrecht legen kann, wird an

den Vernier des Centrum-Spiegels durch zwey Schrauben eine Wassermage befestigt. Man sucht den Winkel der Verniers für die horizontale Lage, wie bey den Wassermagen, und benützt dann die Kenntniß des Winkels, welchen der Vernier des Centrum-Spiegels mit den andern beiden macht, zur Messung der Höhe jedes beobachteten Gegenstandes. Eine sechste Eigenheit würde das Statio dieses Instruments haben. Man hat nämlich nicht den gewöhnlichen Dreyfuß, sondern die Füße werden einzeln getragen, und im Felde werden sie vermöge eines prismatischen Ansatzes in die Falzen eines kegelförmig abgeschliffenen eisernen Dorns geschraubt, auf welchem der abgeschliffene Doppelkegel sich bewegt, welcher die Rotation des durchbrochenen Spiegels und des Randes sichert; der Centrum-Spiegel bewegt sich wieder vermöge eines kleineren Kegels im Doppelkegel. Dieser eiserne Dorn mit seinen Falzen ist, wie es scheint, wohlfeiler als die gewöhnliche Einrichtung, und gibt mehr Festigkeit. Um auf jedem Boden dem Kreise die nöthige Lage geben zu können, gibt man entweder den Füßen verschiedene Längen und den prismatischen Abschnitten derselben, verschiedene Winkel, wodurch sechs Lagen des Instruments auf jedem Boden möglich werden, oder (was vielleicht vorzuziehen ist) man gibt den Füßen eine bequeme Einrichtung, vermöge welcher sie verlängert werden können, ohne an Festigkeit zu verlieren. Das geschieht, wenn man ihnen die Einrichtung gibt, daß sie wie gewisse Schustermaßen auseinander gezogen werden können, und die beiden Stücke mit prismatischen Rücken an den Enden in dem spitzern Winkel der beiden eisernen Fassungen durch hölzerne Schrauben festdrückt. Diese Angaben werden hinreichen, um den Unterschied zwischen dem Verificationskreise und gewöhnlichen Spiegelkreisen festzusetzen.

## Paris.

Von dem Verfasser: *Monuments Français inédits pour servir à l'histoire des arts &c. par N. X. Willemain. Tome premier. 9 Lieferungen in Folio. 1810—1813.*

Die Ueberbleibsel der Französischen Kunst aus dem so genannten Mittelalter bieten dem Geschichtskenner noch immer einen lehrreichen und sehr mannichfaltigen Stoff dar; daher auch dieses sauber illuminirte Werk immer seinen Werth behält, so geringfügig und unbedeutend auch manche antiquarische Karikaturen erscheinen mögen. Ohne uns bey diesen Kleinigkeiten aufzuhalten, und den Leser durch eine Inhaltsanzeige zu ermüden, wollen wir nur dasjenige ausheben, was wirklich beziehungsweise ist, und unsere Aufmerksamkeit verdient. Unter den Miniaturmahlerereyen, die der Verf. copiert, und mit den lebhaftesten Farben illuminirt hat, sind die aus der Bibel Kaiser Karls des Kahlen die wichtigsten (II. r. 2. VI. 2.). Man weiß, daß Karl mit einer Liebe zur Pracht eine lebhaftige Neigung zu den Künsten und Wissenschaften verband, und viele Handschriften mit Miniaturen verzieren ließ, unter welchen nächst dem Codex der Evangelisten im Kloster St. Emmeran zu Regensburg, sein Gebetbuch die wichtigste ist. *C. Capitularia Reg. Franc. T. II. p. 1276.* Man sieht ihn darin in griechischer Kleidung, die er so sehr liebte, in einem purpurnen Gewande, auf einem goldenen Thron sitzend. Einige andere Miniaturmahlerereyen sind aus einem Buche über die Falkenbeize genommen, das sich unter den Niederländischen Handschriften der Kaiserl. Bibliothek zu Paris (Nr. 213) befindet. Es scheint aus dem 13ten Jahrhundert zu seyn, und erinnert an den herrlichen Friedrich II., an die romantische Zeit Deutscher Heldengröße und Deut-

scher Weltherrschaft. (VI. 3.) Die Miniaturen stellen den Kaiser Friedrich dar, wie ihm ein Ritter, Johann von Dampierre, ein Buch überreicht. Andre Figuren haben Falken mit rothen Kappen auf den Händen sitzen. Glücklicher Weise hat der Name des Künstlers sich erhalten; er nennt sich *Simon dorliens* (wahrscheinlich Dourlens in der Picardie) anluminéur. Die Miniaturen aus einer Handschrift des Terenz aus dem 14ten Jahrhundert (VII. 4.) stellen Weiberköpfe mit den glühendsten Farben dar. Ob aber die Miniaturen in dem Roman *Renaud de Montauban* wirklich von Johann von Brügge sind, verdient näher untersucht zu werden (IX. 4.).

Unter den Glasmahlereyen müssen wir eine Einfassung eines Fensters, das der kunstliebende Euger in der Abtey von St. Denis im zwölften Jahrhundert hatte verfertigen lassen (I. 4.), und eine andre in der Abtey Notre dame de Bonport in der Normandie (IV. 3.), aus dem vierzehnten Jahrhundert, für die wichtigsten halten. Diese hat viel Eigenes. Es sind schöne Weiber- und Männerköpfe auf einem purpurrothen Hintergrund, der mit einem vierblättrigen Klee Aehnlichkeit hat, und sich auf einem dunkelblauen mit goldnen Lilien besäeten Felde erhebt. Zu den merkwürdigsten architectonischen Ornamenten gehören die reich verzierten Capitale der Abtey S Germain després, verfertigt unter den Abten Morard und Ingon, im Anfang des 11ten Jahrhunderts. Sie sind mit Fruchthörnern, Acanthblättern, Raubvögeln und Masken, aus welchen üppige Blätter sich herauswinden, sehr geschmackvoll geschmückt (II. 3.). Auch die Ornamente in der Abtey St. Denis, aus dem zwölften Jahrhundert (IV. 2.), und an den Capitälern der Crypta (V. 2.) ebendasselbst, sind so zierlich, daß man ihrem Urheber eine Bekanntschaft mit antiken Mustern zu-

trauen möchte. Von den Statuen nennen wir nur die des Chlodwig, am Portal der Notre-dame-Kirche zu Corbeil (VII. 1.), und seiner Gattinn Chotilde ebendasselbst (VII. 2.). Sie hat lang herabrollende, geflochtene Haare, wie die Statue der Gemahlinn Pippin's, Plectrudis, in der Kirche St. Maria im Capitolio zu Cöln, und die heilige Otilia auf dem Hohenburgischen Basrelief, bey *Schöpslin*, *Alfata illustrata* T. I. tab. 2. n. 1. 3. Außer diesen Statuen müssen die Pilaster im Kloster S. Sauveur zu Air in der Provence aus dem 11ten Jahrhundert (IX. 1.), die Bruchstücke eines schönen Fußbodens in dem Kaiserl. Museum (VII. 3.) und eine treue Copie der Chemise de S. Vierge, die Kaiser Karl der Kahle im Jahre 877 der Cathedral zu Chartres geschenkt hat (IX. 2.), die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich ziehen.

#### Rudolstadt.

In Commission der Hof-, Buch- und Kunsthandlung: Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, von A. Schopenhauer, Doctor der Philosophie. 1813. 8. 148 S.

Wenn sich die Erstlinge wissenschaftlicher Studien durch Gründlichkeit, durch die Richtigkeit der dabey befolgten Methode, durch das Bestreben bemerkte Lücken auszufüllen, endlich auch durch einen deutlichen Vortrag auszeichnen, und für die Zukunft viel Vorzügliches versprechen; so verdienen sie der Aufmerksamkeit des gelehrten Publicum besonders empfohlen zu werden. Wir halten uns daher auch für verpflichtet, der Anzeige dieser philosophischen Abhandlung eines unserer ehemahligen academischen Mitbürger einige Zeilen zu widmen, und darin die schönen Hoffnungen auszusprechen, wozu die philosophischen Talente des Verfassers und dessen Eifer.

für das Höchste in der Philosophie berechtigen. Schon die Beschaffenheit des Thema, dessen Aufklärung er unternommen hat, zeugt von dessen Bekanntschaft mit dem Wesen der Philosophie. Denn wie und womit man auch in dieser anfangen, oder was man in ihr beabsichtigen mag, entweder eine wissenschaftliche Auflösung der Räthsel der physischen und moralischen Welt, oder eine Selbsterkenntniß in Ansehung der Möglichkeit einer solchen Auflösung; immer muß, was man sucht, und gefunden zu haben überzeugt ist, am Leitsfaden und durch Anwendung des Principis vom Grunde gesucht und gefunden worden seyn. Ob jedoch an den Gründen, worauf sich die philosophische Speculation stützen muß, ein innerer und wesentlicher Unterschied statt finde, oder nicht, darüber wird bekanntlich von den Philosophen noch gestritten. Diesen Streit will nun der Verf. belegen, und er ist daher bemüht zu zeigen, daß der Satz vom zureichenden Grunde ein gemeinschaftlicher Ausdruck für vier ganz verschiedene Verhältnisse sey, deren jedes auf einem a priori gegebenen Gesetze beruhe, von welchen vier Gesetzen aber (die er auf dem Titel des Werkes bildlich die Wurzeln von jenem Satze genannt hat) nach dem Princip der Homogenität angenommen werden muß, daß so wie sie in einem gemeinschaftlichen Ausdrucke zusammentreffen, sie auch aus einer und derselben Urbeschaffenheit unsers ganzen Erkenntnißvermögens, als ihrer gemeinschaftlichen Wurzel entspringen, welche anzusehen wäre, als der innerste Keim aller Dependenz, Relativität, Instabilität und Endlichkeit der Objecte unsers in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, Subject und Object befangenen Bewußtseyns. Außer den bisher gemeiniglich schon angenommenen Arten der Anwendung des Satzes vom zureichenden Grunde, die

auf die Begriffe von Grund und Folge, Ursache und Wirkung zurückgeführt wurden, stellt nämlich der Verf. noch zwey auf, und rechtfertigt dieß auf folgende Art. Wenn gefragt wird: warum sind in diesem Triangel die drey Seiten gleich? so ist die Antwort, weil die drey Winkel gleich sind. Von dieser Gleichheit der Winkel kann aber nicht gesagt werden, weder daß sie die Ursache der Gleichheit der Seiten, noch auch der Grund der Erkenntniß dieser Gleichheit sey, indem was den letzten Punct betrifft, im Begriffe von der Gleichheit der Winkel nicht der von der Gleichheit der drey Seiten gegeben ist. Wenn man ferner einen Andern fragt: Warum thust du das? so wird irgend ein Motiv angegeben. Dieses ist aber keine Ursache, auf welche die Handlung als Wirkung folgte; denn es kann keines angegeben werden, aus welchem die Handlung nothwendig erfolgte. Die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung ist aber eine nothwendige. Eben so wenig ist es auch ein Grund, unter den die Handlung als Folge zu subsumiren ist, denn es ist nicht von einer Erkenntniß, sondern von einer vorgegangenen Veränderung die Rede. In Ansehung dessen nun, wie der Verf. dieß alles weiter ausgeführt hat, müssen wir auf das Werk selbst verweisen. Und da die Verschiedenheit in der Anwendung des Princips vom Grunde nicht bestritten werden kann, gleichwohl von den Erbauern philosophischer Systeme wenig berücksichtigt worden ist, so bleibt die tiefeindringende Erörterung jener Verschiedenheit immer lehrreich, sollte auch der Verf. in der Bestimmung derselben, was die Anwendung jenes Princips in der Mathematik, vorzüglich aber auf die Motive zum Handeln betrifft, wie wir zum wenigstens dafür halten, zu weit gegangen seyn.



704 G. g. N. 70. St., den 30. April 1814.

### Nürnberg.

Ben Schrag: Versuch über die Nervenkrankheiten, von Dr. Sr. Wilh. von Hoven, königlich Baierischem Medicinalrathe. 1813. 363 Seiten in Octav.

Das vorliegende Werk macht laut der Vorrede den ersten Theil aus, und handelt von den Nervenkrankheiten im Allgemeinen; ihm werden noch zwei Theile folgen, welche die vorzüglichsten besondern Formen derselben enthalten. Immer bleibt der Begriff von Nervenkrankheit zweydeutig, und selbst der des Verfassers ist wohl nicht von allen Einwürfen frey. Er nennt diejenigen Krankheiten Nervenkrankheiten, bey welchen die Verrichtungen des Nervensystems gestört sind, und das Leiden der Nerven unabhängig von dem Leiden eines andern Systems ist. Nervenaffectionen sind sehr häufig als secundär aus dem Leiden anderer Systeme hervorgehend, hier werden sie aber als primäre Krankheiten betrachtet, wo kein Leiden eines andern Systems vorhanden seyn soll. Die Reize, welche auf die Nerven wirken, sind die gleichen wie im gesunden Zustande, aber das Innere der letztern ist umgeändert; und dieser Zustand besteht als nächste Ursache in einer Veränderung der Form und Mischung ihrer Materie. Der Verfasser setzt aber gleich hinzu, daß dieses bloß Worte sind, indem wir von der nächsten Ursache nichts wissen. Es folgt nun die Eintheilung der Nervenkrankheiten, die Untersuchung der Ursachen, der Verlauf und die Entscheidung, die Vorhersagung in denselben, und die Heilung. Alle diese bekannnten Gegenstände sind mit Klarheit und Deutlichkeit abgefaßt.

---